This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

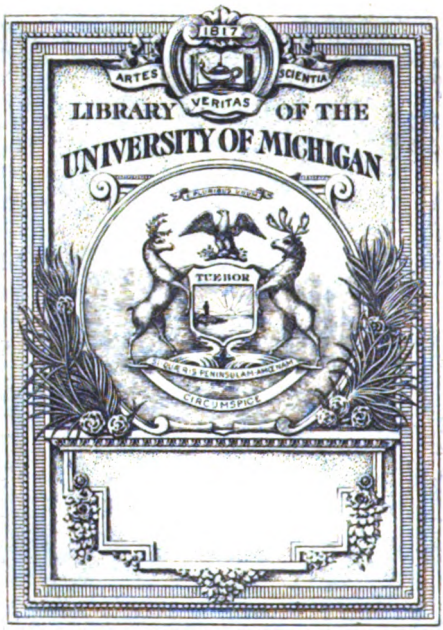
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,185,256



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

X 0 3
25
D47

Digitized by Google

Digitized by Google

MAY 29 1931

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

SECHSUNDFÜNFZIGSTER BAND
ERSTES HEFT
(AUSGEGEBEN IM APRIL 1931)

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1931

Digitized by Google

Die Redaktion der Zeitschrift ist unter die Herausgeber folgendermaßen verteilt: *Wolfgang Stammler (Greifswald, Karlsplatz 17)* zeichnet für die Sprachgeschichte, die ältere deutsche und die mittellateinische Literatur, für Niederländisch und Niederdeutsch, für die germanische Religionsgeschichte und Mythologie sowie für die Volkskunde; *Paul Merker (Breslau, Mathiasplatz 17)* für die neuere deutsche Literatur seit der Renaissance, für neulateinische Dichtung sowie für den gesamten nordischen Kulturkreis. Dementsprechend sind die Manuskriptsendungen zu adressieren.

Rezensionsexemplare sind je nach den Gebieten an die Herausgeber zu überweisen.

Der Bezugspreis für den Jahresband (32 Bogen) beträgt RM. 20.— der des einzelnen Heftes (8 Bogen) RM. 6.—

Inhalt des ersten Heftes.

Georg Karl Bauer, Kaiserchronik und Rolandslied 1
Albert Schreiber, Die Vollendung und Widmung des Wolframschen Parzival 14
Richard Alewyn, Naturalismus bei Neidhart von Reuental 37
L. L. Hammerich, Das Trostbuch Meister Eckeharts 69

Anzeigen.

Medieval Studies in memory of Gertrude Schoepperle Loomis, durch *Gustav Ehrismann* 99
Käte Laserstein, Wolframs von Eschenbach Germanische Sendung, durch *Gustav Ehrismann* 102
Luise Berthold, Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, durch *Alfred Götze* 109
Beda Kleinschmidt, Die heilige Anna, durch *Lotte Busse* 112
C. Borchling, De politische Kannengehter, durch *Kurt Pirk* 114
Johanna Jarislowsky, Schillers Übertragungen aus Vergil, durch *Gerhart Reckzeh* 115
J. Rollauer, Die Sage von Doktor Faust, durch *Gerhardt Reckzeh* . . . 118
Käte Laserstein, Der Griseldisstoff in der Weltliteratur, durch *Hans Henkel* 120
Franz Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte, durch *Sigmund von Lempicki* 122
Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen 126
J. Körner, Berichtigung 128

Unserem Heft 1 liegen Prospekte bei von den Verlagsbuchhandlungen *Junker & Dünnhaupt* in Berlin, *Max Niemeyer*, Halle und *C. L. Hirschfeld* in Leipzig, auf die wir unsere Leser hiermit besonders aufmerksam machen möchten.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

SECHSUNDFÜNFZIGSTER BAND

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1931

Digitized by Google

Inhalt:

Friedrich Schroeder, Zur Bedeutungsgeschichte von Gast 385
Georg Karl Bauer, Kaiserchronik und Rolandslied 1
J. de Vries, Bemerkungen über die Quellenverhältnisse der färöischen Balladen 129
Robert Petsch, Nemt frowe disen kranz 231
Emil Öhmann, Mhd. kolze 271
Albert Schreiber, Die Vollendung und Widmung des Wolframschen Parzival 14
Richard Alewyn, Naturalismus bei Neidhart von Reuental 37
F. Maurer, Über Gleichsetzung der Verfasser bei anonymen altdeutschen Dichtungen und die Einheit von Erlösung und Elisabeth . . 146
Hans Friedrich Rosenfeld, Der Kreuzfahrerdichter und Ulrichs von Eschenbach Anhang zum Alexander 395
Carl von Kraus, Fragmente von Jacob van Maerlands Rijmbijbel . . 235
L. L. Hammerich, hd. zeter, nd. jodute 274
L. L. Hammerich, Das Trostbuch Meister Eckeharts 69
Karl Beer, Einige Bemerkungen zur neueren Ackermannforschung . . 183
L. L. Hammerich, Der Dichter des Ackermann 185
Alois Bernt, Zur Person des Ackermanndichters 188
Günther Ost, Zu Dietrich von dem Werder 444
Hans Pyritz, Der Liebeslyriker Paul Fleming in seinen Übersetzungen . 410
Heinrich Spieß, Erwache Friederike! 195
Edwin H. Zeydel, Neues zu Leisewitzens Julius von Tarent mit einem unbekannten Briefe des Dichters 436
August Ewald, Meister der Prosa: Jean Paul 207
E. Gülzow, E. M. Arndt und Hölderlin 239
R. Schmidt, Das Urbild des Prinzen von Homburg 239
Otto Mallon, Bibliographische Bemerkungen zu Bettina von Arnims sämtlichen Werken 446
Albert Leitzmann, Zitate bei Grabbe 241
Adolf Paul, Heinrich Heines Atta Troll, eine literarisch-politische Satire 244
Georg Ellinger, Halms Novelle Das Auge Gottes 227
A. H. Kroppe, Zum Soldatenlied: König Wilhelm saß ganz heiter . . 270
Emil Låftman, Zur Frage des Modus in deutschen Bedingungssätzen . 284

Anzeigen

Julius Bab, Das Theater im Lichte der Soziologie, durch *Wolfgang Drews* 491
Luise Berthold, Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, durch *Alfred Götze* 109
Wilhelm Böhm, Hölderlin, durch *A. v. Grolman* 320
Johannes Bolte, Schauspiele am Hofe des Landgrafen Moritz von Hessen, durch *Wolfgang Drews* 489
Johannes Bolte und *Georg Polívka*, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, durch *Lutz Mackensen* . . . 506

Digitized by Google

Conrad Borchling, De politische Kannengehter, durch *Kurt Pirk* . . 114
Henning Brinkmann, Zum Ursprung des liturgischen Spiels, durch *Robert Petsch* 465
Max Buchner, Joseph von Görres in Vergangenheit und Gegenwart, durch *Lutz Mackensen* 480
Maud Bülbring, Zur Vorgeschichte der mittelniederländischen Epik, durch *Eberhard Klaaß* 340
Annette von Droste-Hülshoff und *Levin Schücking*, Briefe, durch *Hans Heckel* 489
Oskar Eberle, Theatergeschichte der innern Schweiz, durch *Robert Stumpfl* 494
Joseph Görres, Geistesgeschichtliche und literarische Schriften, durch *Lutz Mackensen* 479
Adolf von Grolman, Literarische Betrachtung, durch *Hermann Pongs*. . 318
Kurt Heckscher, Die Volkskunde der Provinz Hannover, durch *Lutz Mackensen* 498
Max Herrmann, Neues Archiv für Theatergeschichte, durch *Robert Stumpfl* 492
Marie Louise Hiller, Friedrich Hebbels Herodes und Mariamne auf der Bühne, durch *Wolfgang Drews* 491
Karl Hoeber, Görresfestschrift, durch *Lutz Mackensen* 481
Gottfried Höfer, Die Bildung Jakob Ayrers, durch *Hans Galinsky* . . 341
Paul Th. Hoffmann, Entwicklung des Altonaer Stadttheaters, durch *Wolfgang Drews* 491
Walther Hofstaetter und *Ulrich Peters*, Sachwörterbuch der Deutschkunde, durch *Will-Erich Peuckert* 310
Johanna Jarislowsky, Schillers Übertragungen aus Vergil, durch *Gerhard Reckzeh* 115
Beda Kleinschmidt, Die heilige Anna, durch *Lotte Busse* 112
Josef Körner, Briefe von und an A. W. Schlegel, durch *W. Rehm* . . 365
Käte Laserstein, Der Griseldisstoff in der Weltliteratur, durch *Hans Heckel* 120
Käte Laserstein, Wolframs von Eschenbach germanische Sendung, durch *Gustav Ehrismann* 102
Walter Lehmann, Goethes Geschichtsauffassung in ihren Grundlagen, durch *W. Krogmann* 364
Um *Lola Montez*, durch *Wolfgang Drews* 491
H. Lüdeke, Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel, durch *Josef Körner* . 367
Friedrich Maurer, Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen, durch *Adolf Bach*. 326
E. H. W. Meyer, Ein niedersächsisches Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts, durch *Lutz Mackensen* 485
Heinrich Meyer-Benfey, Goethes Götz von Berlichingen, durch *Franz Saran* 349
Erwin Müller, Psychologie der deutschen Volksmärchen durch, *Lutz Mackensen* 503
Wilhelm Pfeiffer-Belli, Die Dramen Goethes auf dem Theater seiner Vaterstadt, durch *Wolfgang Drews*. 490
Ernst Alfred Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, durch *Eberhard Voigt* 327
W. E. Peuckert, Schlesische Volkskunde, durch *Lutz Mackensen* . . . 482
J. Rollauer, Die Sage von Doktor Faust, durch *Gerhart Reckzeh*. . . 118
Gertrude Schoepperle Loomis, Medieval Studies in memory of, durch *Gustav Ehrismann* 99

Digitized by Google

Franz Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte, durch *Sigmund von Lempicki* 122
Karl Schultze-Jahde, Zur Gegenstandsbestimmung von Philologie und Literaturwissenschaft, durch *O. Benda*. 314
Adolf Schweckendiek, Bühnengeschichte des Verlorenen Sohnes in Deutschland, durch *Robert Stumpfl* 472
B. E. Siebs, Die Helgoländer, durch *Lutz Mackensen* 484
Wilhelm Stieda, Josef Bellomo, durch *Wolfgang Drews* 490
Ludwig Tieck-Friedrich Raumer, Letters, durch *J. Körner* 486
Fritz Tschirch, Der Altonaer Joseph, Goethes angebliche Jugenddichtung, durch *W. Krogmann* 345
Karl Wehrhan, Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, durch *Lutz Mackensen* 502
Walter Wenk, Das Volksmärchen als Bildungsgut, durch *Lutz Mackensen*. 503
Heinrich Wittenweiler: Der Ring, durch *Gustav Ehrismann* 470
Gustav Würtemberg, Goethe und der Historismus, durch *W. Krogmann* 364

Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen. . . . 126. 383. 508
Josef Körner, Berichtigung 128

Buchdruckerei Hans Adler, Inh.: E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

KAISERCHRONIK UND ROLANDSLIED

Die von Leitzmann PBB. 43, 28 ff., von Freitag[1], Wesle PBB. 48, 223 ff., Lintzel ZfdPh. 51, 15 ff. und dann wieder von Wesle in seiner Neuausgabe des Rolandsliedes (1928) vorgebrachten Ansichten über das Verhältnis zwischen Rolandslied und Kaiserchronik lassen sich folgendermaßen gruppieren:

1. Die Kaiserchronik ist, mindestens bis auf die letzten rund 300 Verse, älter als das deutsche Rolandslied.

2. Der Verfasser des Rolandsliedes war an der Kaiserchronik nicht beteiligt.

3. Das Rolandslied ist jünger als die gesamte bis 1147 führende Kaiserchronik und erst um 1170 im Auftrag Heinrichs des Löwen entstanden.

Den dritten Punkt hat E. Schröder ZfdA. 65 (1928), 289 ff. angegriffen und dabei hinsichtlich der anderen an seinen bei der Herausgabe der Kaiserchronik entwickelten gegenteiligen Ansichten festgehalten.

Wie dieser Aufsatz Schröders den Weg bereiten will für einen in Aussicht gestellten neuen Beweis der Verfassereinheit und der Abfassung des Rolandsliedes vor der Kaiserchronik, so möchte der gegenwärtige die von Wesle und Lintzel über die beiden ersten Punkte vorgetragene Ansicht befestigen.

Im folgenden sind die von Wesle benutzten Siglen übernommen; K_1 meint die Verse 1115—4082, 4835—6621, 7136—7805, 10634—11351, 12813—17283 der Kaiserchronik. Gelegentliche Einschaltungen eines Verses, z. B. 2286a, sind in der Zählung unberücksichtigt geblieben.[1a]

1. R ist später entstanden als die Hauptmasse von K. Die Überzeugungskraft dieser relativen Chronologie, das hebt Wesle in der Ausgabe des Rolandsliedes S. XII Anm. 1 nochmals ausdrücklich hervor, liegt in dem Nachweis, daß R aus K entlehnt hat. Wesle hat ihn PBB. 48, 240—244 geführt. Eine gewisse Schwierigkeit liegt darin, daß für alle in Betracht kommenden Stellen von K die Vorla-

1) W. Freitag, ungedruckte Marburger Diss. „Die epische Formel in der frühmittelhochdeutschen Dichtung" 1923.

1a) Die erst nach Fertigstellung dieses Aufsatzes erschienenen „Studien zur Kaiserchronik" von M. M. Helff (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters u. der Renaiss. Bd. 41) 1930 wollen wahrscheinlich gemacht haben, daß bis ungefähr Vers 15500 der Kaiserchronik nur eine Dichterpersönlichkeit in Frage komme (S. 66). „Der Schluß ist im gleichen Sinne weitergeführt" (S. 68, Anm. 3). Diese Annahmen bedürfen, wie die Verfasserin selbst zugibt, noch des Beweises. Die Schröder-Wesle'sche Scheidung in K_1 u. K_2 mußte hier beibehalten werden; zu einer Abtrennung der Partien nach V. 15500 gibt die genannte Arbeit meines Erachtens keine Veranlassung.

Digitized by Google

Franz Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte, durch *Sigmund von Lempicki* 122
Karl Schultze-Jahde, Zur Gegenstandsbestimmung von Philologie und Literaturwissenschaft, durch *O. Benda*. 314
Adolf Schweckendiek, Bühnengeschichte des Verlorenen Sohnes in Deutschland, durch *Robert Stumpfl* 472
B. E. Siebs, Die Helgoländer, durch *Lutz Mackensen* 484
Wilhelm Stieda, Josef Bellomo, durch *Wolfgang Drews* 490
Ludwig Tieck-Friedrich Raumer, Letters, durch *J. Körner* 486
Fritz Tschirch, Der Altonaer Joseph, Goethes angebliche Jugenddichtung, durch *W. Krogmann* 345
Karl Wehrhan, Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, durch *Lutz Mackensen* 502
Walter Wenk, Das Volksmärchen als Bildungsgut, durch *Lutz Mackensen*. 503
Heinrich Wittenweiler: Der Ring, durch *Gustav Ehrismann* 470
Gustav Würtemberg, Goethe und der Historismus, durch *W. Krogmann* 364

Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen. . . . 126. 383. 508
Josef Körner, Berichtigung 128

Buchdruckerei Hans Adler, Inh.: E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

KAISERCHRONIK UND ROLANDSLIED

Die von Leitzmann PBB. 43, 28 ff., von Freitag[1], Wesle PBB. 48, 223 ff., Lintzel ZfdPh. 51, 15 ff. und dann wieder von Wesle in seiner Neuausgabe des Rolandsliedes (1928) vorgebrachten Ansichten über das Verhältnis zwischen Rolandslied und Kaiserchronik lassen sich folgendermaßen gruppieren:

1. Die Kaiserchronik ist, mindestens bis auf die letzten rund 300 Verse, älter als das deutsche Rolandslied.

2. Der Verfasser des Rolandsliedes war an der Kaiserchronik nicht beteiligt.

3. Das Rolandslied ist jünger als die gesamte bis 1147 führende Kaiserchronik und erst um 1170 im Auftrag Heinrichs des Löwen entstanden.

Den dritten Punkt hat E. Schröder ZfdA. 65 (1928), 289 ff. angegriffen und dabei hinsichtlich der anderen an seinen bei der Herausgabe der Kaiserchronik entwickelten gegenteiligen Ansichten festgehalten.

Wie dieser Aufsatz Schröders den Weg bereiten will für einen in Aussicht gestellten neuen Beweis der Verfassereinheit und der Abfassung des Rolandsliedes vor der Kaiserchronik, so möchte der gegenwärtige die von Wesle und Lintzel über die beiden ersten Punkte vorgetragene Ansicht befestigen.

Im folgenden sind die von Wesle benutzten Siglen übernommen; K_1 meint die Verse 1115—4082, 4835—6621, 7136—7805, 10634—11351, 12813—17283 der Kaiserchronik. Gelegentliche Einschaltungen eines Verses, z. B. 2286a, sind in der Zählung unberücksichtigt geblieben.[1a]

1. R ist später entstanden als die Hauptmasse von K. Die Überzeugungskraft dieser relativen Chronologie, das hebt Wesle in der Ausgabe des Rolandsliedes S. XII Anm. 1 nochmals ausdrücklich hervor, liegt in dem Nachweis, daß R aus K entlehnt hat. Wesle hat ihn PBB. 48, 240—244 geführt. Eine gewisse Schwierigkeit liegt darin, daß für alle in Betracht kommenden Stellen von K die Vorla-

1) W. Freitag, ungedruckte Marburger Diss. „Die epische Formel in der frühmittelhochdeutschen Dichtung" 1923.

1a) Die erst nach Fertigstellung dieses Aufsatzes erschienenen „Studien zur Kaiserchronik" von M. M. Helff (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters u. der Renaiss. Bd. 41) 1930 wollen wahrscheinlich gemacht haben, daß bis ungefähr Vers 15500 der Kaiserchronik nur eine Dichterpersönlichkeit in Frage komme (S. 66). „Der Schluß ist im gleichen Sinne weitergeführt" (S. 68, Anm. 3). Diese Annahmen bedürfen, wie die Verfasserin selbst zugibt, noch des Beweises. Die Schröder-Wesle'sche Scheidung in K_1 u. K_2 mußte hier beibehalten werden; zu einer Abtrennung der Partien nach V. 15500 gibt die genannte Arbeit meines Erachtens keine Veranlassung.

Digitized by Google

ge verloren ist. Wilmanns kann ZdfA. 50, 142 f. an Hand einer einzigen Parallele zwischen dem Straßburger Alexander und dem Rolandslied, wobei der Alexander, jedoch nicht das Rolandslied mit seiner Vorlage übereinstimmt, dieses überzeugend als den entlehnenden Teil nachweisen. In unserem Falle müssen, da in der Hauptsache nur stilistische und grammatische Merkmale zur Beurteilung in Betracht kommen, mehrere derartige Entlehnungen aufgezeigt werden.

Nicht alle von Wesle aufgestellten Parallelen sind für die Priorität von K überzeugend. R 3031 *in porta Cesaris* — K 14 943 *ad portam Cesaris* scheidet am besten ganz aus. Chanson 719 *Sizer* von sich aus in *Cesaris* zu verwandeln, lag R vielleicht nicht so fern. Entspricht doch auch dem Vers 2939 der Chanson ... *porz de Cisre* in der Handschrift V^4 der Ch. ein *port (grant) Cesarie* (E. Stengel, Das altfrz. Rolandslied, Bd. I (1900), Register).

Andere der von Wesle angenommenen Entlehnungen machen die Priorität von K wohl wahrscheinlich, können aber, wie Wesle selbst andeutet, nicht überzeugen. So K 2162 ff.: R 5787 ff., das die Franken, wie die ganze Umgebung der Stelle zeigt, als Märtyrer kennzeichnen will. Daß K 3003 f. von einer wirklichen Verjüngung Mechtilds redet, läßt sich nicht beweisen.

R 661 f. zeigt die „phaht" als Karls Attribut wie R 703, 1157, 8753, 8867. Die in der Ch. ebenfalls fehlenden Kämpfe zwischen Löwen und Bären (R 646) sind hier schließlich auch nicht besser begründet.

In die Reihe dieser Parallelen, welche die Priorität von K immerhin wahrscheinlicher machen, gehört noch K 13008 ff. zu R 2491 ff. E. Schröder hat in der Ausgabe der Kaiserchronik S. 56 gezeigt, daß diese Stellen gegenüber der zu Grunde liegenden Formel aus dem Lob Salomonis und deren anderen Ausschreibungen in besonderer Weise übereinstimmen. Entlehnung zwischen K und R ist also anzunehmen. K erscheint ursprünglicher. Es ist ganz in der Ordnung, wenn Justinian hier seinen Fürsten nach dem Gelage in echt römischer Weise *scuzzelen unt näpfe* etc. überreichen läßt. Genelun empfängt von Marsilie unter anderen mit der K-Stelle übereinstimmenden Gaben ebenfalls *schuzzil unde napfe.* Eine wenig glückliche, in der Ch. auch nicht vorgebildete Wahl von Ehrengaben für einen Boten, der damit mindestens zwei Tagereisen (R 2767), wohl auch über das Gebirge (R 417) zurücklegen soll.

Größere Beweiskraft als den bisher genannten Entlehnungshypothesen kommt Wesles Entwicklung des widerspruchsvollen Berichts von Geneluns Hinrichtung in R 9009 ff. aus K 12565 ff. und 6353 ff. zu. Der umgekehrte Versuch, Entlehnung von K aus R wahrscheinlich zu machen, ist bis jetzt nicht gelungen.

Wesle befand sich auf dem richtigen Wege, das scheint mir besonders durch folgende Parallele gesichert:

K 2575 ff. bricht der im Streitgespräch mit Petrus unterlegene Gaukler Symon zusammen: *elliu sin varwe verwandelte sih garwe. er gewan manigen angestlichen gedanch, vil kume er gesaz uf die panch.*

Digitized by Google

R 2053 gerät der Heidenkönig Marsilie nach Anhören von Geneluns Botschaft in große Erregung: *er erbleichte harte, er gwan manigen angestlichen gedanc er gesaz chume uf die banc.* Nur das Erbleichen ist in der Chanson vorgebildet. Der Zusammenhang der angeführten Stellen ist deutlich; der Anklang von K 4135 und 7494 ist nicht stark genug um die Entlehnung in Frage zu stellen.

Nun steht aber das Niedersetzen dem Symon entschieden besser an. Er hat sich in großer Pose als *aller gote herre* erklärt (K 2517), die Wechselreden werden immer schärfer, die Gemütsbewegung der Streitenden scheint fast zu körperlicher Berührung zu führen (2558f.): Man kann sich Symon kaum anders als stehend vorstellen. Anders Marsilie im Rolandslied. Nach der Chanson empfängt er Genelun sitzend 407/9 *Un faldestoel desovre lui d'or fin. La sist li reis. . . .* Nach Geneluns Rede springt er auf (Ch. 438c), hat also die Botschaft, wie es seiner Würde ziemt, sitzend angehört. Im Rolandslied muß er während Geneluns Rede stehend gedacht werden; dann läßt er sich statt aller Antwort zunächst in stummer Verzweiflung nieder, um sofort wieder aufzuspringen und in einem Zornesausbruch nach Genelun zu schlagen. Diese ans Komische grenzende Schilderung ohnmächtiger Wut ist nicht etwa vom Dichter beabsichtigt; die Behandlung Marsilies in den übrigen Partien des Rolandsliedes spricht dagegen.

Nun mag ja eine etwas spätere Stelle der Vorlage, Ch. 452 *Qu'el faldestoel s'est de mal gréd asis*, die in R unübersetzt bleibt, an der Verwirrung mitschuldig sein, der Einfluß von K ist trotzdem nicht zu verkennen.

Auch „die Bank" ist nämlich unbesehen aus K nach R gewandert, unbesehen in sachlicher und in grammatischer Hinsicht. Im *dinchus* (K 2130), wo Symon mit Petrus disputiert, ist sie am Platz, für den König Marsilie ist sie ein unnötiger Notbehelf gegenüber dem *faldestoel* der Chanson, zumal dieselbe Bank im Munde von Marsilies Oheim R 2146 — ohne Vorbild der Ch. — als *chuninclicher stûl* erscheint. R 7176 gibt z. B. *faldestoel* (Ch. 2653, an etwas späterer Stelle als in der Übertragung) mit *gestûle* wieder.

R 2735 kehrt mit Bezug auf dieselbe Sitzgelegenheit, von der R 2055 die Rede war, freilich noch einmal zur „Bank" zurück, das Wort wird festgehalten, aber das Geschlecht hat sich geändert: hier wie R 1323 Haupthandschrift P ist das Maskulinum *der banc* belegt. Die Kaiserchronik hat nur *die banc*, nämlich 2578 (abgesehen von den Handschriften 2, 4, 5) und 12 064 in der Crescentia (abgesehen von Hs. 4, deren Maskulinum in Maßmanns Ausgabe und im BMZ übernommen wurde). Das Fem. in R 2055, das, nach Wesles Ausgabe zu schließen, in den beiden hier in Betracht kommenden Hss. P und A belegt ist, stammt also offensichtlich aus der Parallelstelle der Kaiserchronik. Für den Verfasser von R wird man immerhin auch die Möglichkeit voraussetzen müssen, das Fem. selbständig zu gebrauchen, so daß die Stelle gegen die Verfassereinheit nicht viel beweist.

Digitized by Google

Schließlich liefert auch die Syntax noch einen Fingerzeig: Die Vermeidung der Inversion in K *vil kume er gesaz* ist auffällig; auch K scheint sie sonst zu setzen, wenn es der Reim erlaubt (vgl. K 14460), hätte sie also schwerlich gegen die Vorlage R vermieden.

Konrad war dieser dramatischen Situation nicht gewachsen; für die unmittelbar folgenden Verse 2056 f. *ime wart chalt unde heiz, harte müte in der sweiz* hat schon Wilmanns ZfdA. 50, 144 Anlehnung an ein anderes Vorbild, das Alexanderlied, aufgezeigt.

Bewiesen ist damit die Priorität der Crescentia und der ersten Abschnitte von K_1 bis Decius (rund 4500 Verse) vor R, wahrscheinlich gemacht die aller K_1-Abschnitte bis zu Justinian (13066) einschließlich. Denn daß die K_1-Abschnitte wenigstens ungefähr in der Reihenfolge verfaßt wurden, in der sie in der Chronik stehen, wird sich nachher ergeben. 1300 Verse nach dem Justinian beginnt der Bericht über Karl den Großen. Für ihn hat schon Wesle a. a. O. S. 238 f. die Priorität gegenüber R begründet. Wesle beginnt dort: „Es bleibt höchst befremdlich, daß der Chronist überhaupt nicht die geringste sachliche Kenntnis des Rolandsliedes verrät."

Er setzt sich aber sogar damit in auffälligen Widerspruch. Schröder gesteht in der Ausgabe der Kaiserchronik S. 56 bei der Besprechung der Parallele von R 7565 ff. *uf den stain er gesaz: inoch hiute ist er naz, da daz blût ane floz* und K 14921 f. (s. u.): „Wäre das Rolandslied jünger als die Kaiserchronik, so wäre die Erklärung sehr einfach: Der Bearbeiter des Roland flickte seiner Vorlage aus der Chronik noch ein paar Züge an, die in naher Beziehung dazu standen. So aber müssen wir uns die Sache anders zurechtlegen: Der Pfaffe Konrad ist der Urheber beider Werke, jene Züge, die er einst seiner Bearbeitung des Roland eingefügt hatte, erschienen ihm auch jetzt noch so wichtig, daß er sie in der Chronik wieder anbringen zu müssen glaubte, während er doch hier über den eigentlichen Inhalt des Rolandsliedes mit einem kurzen Hinweis hinwegging."

Schröder wird damit den Schwierigkeiten der Stelle nicht gerecht. K 14915 ff. heißt es: *Der kaiser unt sine man die kerten in Galatiam. der chunic von den haiden der tet in vil ze laide. die cristen wurden alle erslagen, Karl vil kume dannen entran. hiute ist der stain naz da Karl ufe saz, vil haize wainende claget er sine sunde* ... Die nahen Beziehungen, von denen Schröder spricht, sind vorhanden. Die Kaiserchronik beschäftigt sich mit dem spanischen Feldzug Vers 14877—14988. In diesem Abschnitt werden 3 Schlachten erwähnt. Es wäre unerklärlich, wenn Konrad mit keiner von ihnen auf sein früheres Rolandslied Bezug nähme, sondern dessen Geschehen absichtlich oder unabsichtlich vollständig überginge. Von vornherein kann unter den 3 Schlachten in K nur die eben zitierte als Parallele in Betracht kommen.

K 14882 f. *si vahten zwene lange tage, der kaiser behabte di walstat* .. berichtet von einer Schlacht im Gebiete von Navarra und würde als Anspielung auf die Doppelschlacht des Rolandsliedes: Roland-Marsilie und Karl-Paligan gelten können, wenn nicht das

Digitized by Google

Rolandslied die Entscheidungsschlachten nach gut siebenjährigem Feldzug stattfinden ließe, während die in der Chronik erwähnte Schlacht in Navarra vor die siebenjährige Belagerung von „Arl" fällt.

Die zweite Schlacht, von der die Chronik spricht, der für beide Teile verlustreiche Kampf vor „Arl" selbst (K 14895ff.), stellt einen Versuch des in dieser Burg eingeschlossenen Heidenheeres dar, den Ring der Belagerer zu durchbrechen — also wieder keine Parallele zu der Rolandschlacht in R.

So bleibt nur noch die dritte Schlacht der Chronik (K 14917ff. s. o.), und sie entspricht zunächst tatsächlich dem Untergang Rolands in R. Als Karls Endkampf in Spanien ist sie dargestellt, wie auch die Rolandschlacht in R ziemlich ans Ende von Karls Unternehmungen in Spanien fällt. In beiden Epen ist ein gut siebenjähriger Feldzug vorhergegangen (K 14888, R 3747). In R weint Karl über den Tod Rolands und seiner Gefährten, in K ebenfalls über den Verlust seines Heeres und seine eigne Sünde, auf die er die ganze Schuld schiebt. Die Ortsangabe „in Galatiam", in den Handschriften 8, 5, 6: *galitiam*, spricht nicht dagegen, daß es sich hier um die selbe Örtlichkeit handelt, wo der mit geringen geographischen Kenntnissen ausgerüstete Dichter des Rolandsliedes sich den Untergang seines Helden denkt. Und nun noch, am Ende der Schlacht, in K wie in R die Einfügung des gleichen legendenhaften Zuges von Karls übermäßigem Weinen mit ganz ähnlichen Worten: Konrad muß, wenn man Schröders Annahme folgen will, mit K 14917ff. *der chunic von den haiden der tet in vil ze laide* auf das Rolandslied angespielt haben.

Aber K 14920 *Karl vil kume dannen entran* zerstört die ganze Parallele und damit Schröders Schlußfolgerung. Im Rolandslied ist Karl an der unglücklichen Schlacht, die mit dem Untergang eines Heeresteils endet, nicht beteiligt, in der Kaiserchronik kann er sich nur durch die Flucht daraus retten. Unmittelbar folgen die Verse aufeinander: *Karl vil kume dannen entran. hiute ist der stain naz, da Karl ufe saz* ..... Sollte Konrad, bloß um diesen ihm wichtig erscheinenden Zug noch einmal anzubringen, ihn in der Chronik sorglos an einer Stelle eingefügt haben, die eben durch diesen Einschub mit seinem Rolandslied in so auffälligen Widerspruch geriet, daß er ihn unbedingt bemerken mußte? Sollte der selbe Dichter, der — freilich aus einer gewissen Tendenz heraus — noch nicht 1000 Verse zuvor (K 14176ff.) die Heldensage, die Dietrich und Etzel zusammenbringt, gerade durch den Hinweis auf diesen Anachronismus widerlegt und sich dabei wie so oft auf die schriftliche Quelle beruft, hier bewußt sich selbst einer Art Anachronismus schuldig machen und weit entfernt, sich hinter eine neue Quelle zu verschanzen, gar noch naiv genug gewesen sein, mit K 15072 *Karl hat ouch enderiu liet* seine Leser oder Hörer aufzufordern, sich mit seiner abweichenden Darstellung im Rolandslied vertraut zu machen?

Also Konrad kann die Karlspartie der Chronik nicht nach Abfassung des Rolandsliedes gedichtet haben und ebenso wenig ein anderer, nachdem er Konrads Roland kennen gelernt hatte. Denn bei

Digitized by Google

der offenkundigen Vertrautheit mit dem Roland hätte der Verfasser von K_1, auch wenn er ein anderer war, den Widerspruch ebenso bemerken und ihm aus dem Wege gehen oder wenigstens ihn durch eine Quellenberufung andeutungsweise begründen müssen. Folgte aber das Rolandslied auf die Kaiserchronik, so bietet die Erklärung, wie schon Schröder anmerkt, keine Schwierigkeit. Stützt sich doch dann R von vornherein gegenüber K auf eine neue Quelle, die Chanson, und sieht deshalb keine Veranlassung, den Widerspruch, in den es sich mit K verwickelt, noch einmal eigens zu erklären, ganz gleich, ob R und K_1 von einem Verfasser oder von mehreren herrühren.

Damit ist, glaube ich, die Priorität von K_1 bis Vers 15091 vor dem Rolandslied gesichert.

Nach dem Bericht über Karl den Großen zählt die Chronik noch etwa 2200 Verse, von denen nur die letzten rund 300, daran halte ich mit Wesle gegen Lintzel fest, keine schlagende Parallele zum Roland aufweisen. Wollte man für die verbleibenden 1900 Verse oder einen Teil davon die Chronik als die empfangende Seite betrachten, also die Abfassung des Roland kurz nach der Vollendung des Chronikabschnittes über Karl den Großen einschieben, so müßte man, ganz gleich wie man über die Verfasserfrage denkt, an dieser Stelle eine längere Arbeitspause der Chronik voraussetzen. Das beweisen die Parallelen der auf die Karlpartie folgenden Chronikabschnitte zu späten Stellen im Roland, wie z. B. K 15170 ff.: R 9059 ff., K 15342 f.: R 6934 f., K 16048 f.: R 8863 f. Da aber für eine Arbeitspause hier jegliche Beweise fehlen, ist die Priorität der ganzen Kaiserchronik anzunehmen, von den letzten rund 300 Versen zunächst noch abgesehen.

2. Gegen die Verfassereinheit wandten sich Leitzmann, Wesle und Freitag. Den Bedenken, die schon Wesle gegen Leitzmanns Wortlisten erhoben hat, treten noch allgemein-methodische Einwände zur Seite, auf die ich in meiner Dissertation 'Erlösung und Elisabeth', Würzburg 1929 S. 13 ff. hingewiesen habe. W. Freitags ungedruckte Dissertation (s. o.) scheint Schröder bei Abfassung des Artikels in ZfdA. 65 nicht gekannt zu haben, zum mindesten nicht in ihrem vollständigen handschriftlichen Exemplar, das auf seinen fast 500 Seiten eine Menge Vergleichsmaterial zu unsrer Frage zusammenstellt. Seine Belege sind meist zuverlässig[2], die daraus gegen die Verfassereinheit abgeleiteten Schlüsse vielfach vorschnell, aber die Menge des beigebrachten Materials verdient Beachtung. Teilweise hat es Wesle in seinem Aufsatz verwertet, gegen dessen Ausführungen zur Verfasserfrage nennenswerte Einwände nicht erhoben wurden.

2) Seiner im maschinenschriftl. Exemplar S. 170 aufgestellten Behauptung, die Fahne trete als Stichwaffe nur in R, nicht in K auf, steht K 5201 entgegen (vgl. K 5208 f.). Im Kapitel über die Verben des Gehens ebd. S. 37 ff. wäre auch das formelhafte *ilen gahen* erwähnenswert, das in K_1 ziemlich gleichmäßig verteilt achtmal belegt ist (1437, 2840, 4926, 5116, 11099, 13460, 13473, 13906), während es in R fehlt.

Digitized by Google

Und doch geht H. Naumann[3] zu weit, wenn er behauptet, daß sich die These von der Verfassereinheit „längst als unhaltbar erwiesen" habe. Viel vorsichtiger äußert sich Wesle selbst in der Ausgabe des Rolandsliedes S. XII Anm. 1: „Immerhin scheint mir noch eher denkbar, wenn auch ganz und gar unwahrscheinlich, daß der Pfaffe Konrad doch beide Werke, aber zuerst die Kaiserchronik und dann den Roland verfaßt habe, als daß der Roland vor der Kaiserchronik entstanden sei." Damit erscheint der folgende Versuch, weitere Beweise gegen die Verfassereinheit beizubringen, gerechtfertigt.

Wesle hat wohl bemerkt, daß eine Reihe von Gründen, die er gegen die Verfassereinheit ins Feld geführt hatte, in dem Augenblick sehr an Beweiskraft einbüßen, da man mit der Möglichkeit rechnet, daß R gut 20 Jahre nach K verfaßt wurde. Daß das Rolandslied relativ größeren dichterischen Schwung aufweist, daß ihm eine Menge von Bildern und Vergleichen zur Verfügung stehen, die weder in der Chronik noch in der Chanson eine Entsprechung finden, während K hier nur wenig bringt, das nicht auch in R vertreten wäre, das alles sind jetzt keine starken Beweise mehr gegen die Verfassereinheit. Quellenberufungen und Wahrheitsbeteuerungen sind in K begreiflicherweise viel häufiger; stützt sich die Chronik doch auf eine viel größere Zahl von Quellen als der Roland und sieht sich viel häufiger veranlaßt, bei der Menge ihrer auch für die damalige Zeit recht abenteuerlich klingenden Erzählungen die Ehre des getreuen Chronisten zu wahren. Fast alle übrigen Einwände gegen die Verfassereinheit fallen aber unter das Kapitel „Wortschatz". Das ist unstreitig ein wichtiger Bestandteil bei dergleichen Untersuchungen, aber wenn es allein steht, vermag es gegenüber der Unzahl von teilweise wörtlichen Entlehnungen verschiedene Verfasserschaft nicht unbedingt zu beweisen. Auch wäre es erforderlich, die Belegzahlen von Worten, die in dem einen Werk selten, im andern häufig vorkommen, genauer zu differenzieren. Nimmt man an, daß R unmittelbar nach der Hauptmasse von K verfaßt wurde — das war ja Wesles Standpunkt in PBB. 48 —, so besagt z. B. die Gegenüberstellung vor 42 Belegen von *edele* in K_1 und 27 in R zunächst nichts. In der ersten Hälfte von K_1 (bis Vers 7687) steht *edele* 24 mal, in der zweiten 18 mal, in der ersten Hälfte von R 18 mal, in der zweiten 9 mal. Die fortlaufende Abnahme spräche nun eher für die Verfassereinheit. Im folgenden wird versucht die Frage von der stilistischen und syntaktischen Seite aus nachzuprüfen.

Wesle greift a. a. O. S. 255 Leitzmanns Ausspruch von der „weitgehenden Verschiedenheit des Wortschatzes trotz naher stilistischer Berührungen" auf. Ziemlich weitgehende Übereinstimmungen lassen sich z. B. feststellen in der Verwendung der Konstruktion Ss und Aa, der Wiederholung eines an die Spitze des Satzes gestellten nomi-

3) H. Naumann, Ritterliche Standeskultur um 1200, in der Deutschen Vierteljahrsschrift, 17. Band der Buchreihe (1929) S. 57.

Digitized by Google

nalen Satzgliedes durch das entprechende Demonstrativ- oder Personalpronomen, Beispiel R 17 *Karl der was Pipines sun.* Im Durchschnitt trifft in R eine derartige Konstruktion auf je 65, in K_1 auf je 60 Verse. Im großen und ganzen entsprechen sich auch die Verteilung auf die Kasus sowie die Erstreckung über einen oder mehrere Verse.

In der Verwendung der rhetorischen Fragen ist kein nennenswerter Unterschied zu bemerken. R erzielt gelegentlich eine dramatische Wirkung damit, z. B. Vers 1131.

Karl wird in R zumeist als „keiser", zuweilen aber auch als „kunec" bezeichnet. Auch K_1 nennt ihn nach der Kaiserkrönung gelegentlich noch „chunich" (14814, 14864, 15057).

Starke Unterschiede weist dagegen in mancher Hinsicht die Stellung der Satzteile auf. Für die Reihenfolge: Artikel-Substantiv-Possessivpron., Beispiel K 2809 *der sun min*, hat K_1 23, R 10 Belege. Artikel-Pronomen-Adjektiv-Substantiv, Beispiel K 1373 *di sine vordersten man:* K_1 8, R 17 Belege. Zahlwort-Pron.-Subst., Beispiel R 765 *mit tusent sinin heleden:* K_1 1, R 6 Belege; 2 davon, 7240 und 8032 schieben noch ein Adj. dazwischen; dagegen kommt Nachstellung des Zahlworts, Beispiel K_1 5439 *die aitgenoze zwelfe*, in K_1 außerdem Vers 14439, 14656, 15473 vor, in R überhaupt nicht; ebenso wenig zeigt R die Folge: Art.-Adj.-Subst.-Possessivpron., die K_1 dreimal belegt, Beispiel 11078 *der rehte scol din*, ferner 6440 = 10937. „ander" — Possessivpron.-Subst., Beispiel R 434 *andere dine holden*, steht in K_1 nur 13103, in R 14mal, ziemlich gleichmäßig verteilt, dazu 7376 *ander uire sine man.* Artikel plus Adjektiv werden Eigennamen in R und K_1 häufig nachgestellt; hinter anderen Substantiven stehen sie in K_1 nur 4mal, und zwar nach *helt* und nach *got*, Beispiel K_1 5211 *helde die jungen;* in R 14mal, außer nach *helt* und *got* noch nach 6 anderen Substantiven, am häufigsten, 5mal, hinter *haiden.* Bei keiner der erwähnten Reihen läßt sich ein deutliches, durch $K_1 + R$ oder $R + K_1$ durchgehendes Auf- oder Absteigen beobachten, wie dies oben bei *edele* dargetan wurde.

Die Redeeinführung in R und K_1 zeigt über die von Wesle (a. a. O. S. 255) und Freitag[4] erwähnten Verschiedenheiten hinaus manche Differenzen in den Einführungsformeln. Zu berücksichtigen ist dabei, daß die erste Partie von K_1, der Faustinian, wohl durch stereotype Ausdrucksweise der Quelle veranlaßt, sich auf wenige althergebrachte Wendungen versteift. Die altepische Formel *do sprach* steht in K_1 114mal (93 + 21)[5], in R 43mal (19 + 24). *do redete* fehlt K_1, R hat es 5mal (4 + 1); angeredete Person + Subj. (+ do) + *sprach*: K_1 8 Belege (5 + 3), R nur V. 4690; *zuo sprechen* steht in R nur 1424, in K_1 15mal (8 + 7);übereinstimmend gebraucht findet sich *zuo spre-*

4) S. 411 des handschr. Exemplars verzeichnet er für „wort sprechen" in R nur V. 5696; hinzu kommt noch R 1265. K_1 hat 7 Belege (2 + 5).

5) D. h.: erste Hälfte von K_1 (bis V. 7687) 93 Belege, zweite Hälfte 21 Belege.

Digitized by Google

chen als Lieblingsformel in der 'Erlösung' und der 'Elisabeth', spärlich im Väterbuch und im Passional (ed. Köpke). Beide Epenpaare stammen jeweils von einem Verfasser[6]. Die Formel Subj. + *sprach* + angeredete Person + zuo belegt R nicht, K_1 7mal (3 + 4), Beispiel K 5697 *Der listwurchære sprah im zuo.*

Mehrere Gegensatzpaare hintereinander stellt R nur V. 4719ff., und zwar ohne Vorbild der Chanson auf: *Targis uacht umbe ere, Anseis umbe di sele, Targis umbe ertriche, Anseis umbe daz himilriche* . . . Die Stelle wurde schon von Schröder mit $K_{(1)}$ 6133ff. verglichen. K_1 zeigt aber noch 2 weitere Beispiele: 12993ff. und, das Paar jeweils in einen Vers zusammendrängend, 13529f.

K_1 weist nur eine, R 5 ἀπὸ κοινοῦ - Konstruktionen auf.[7] Auch diese relativ geringen Belegzahlen sprechen immerhin gegen die Verfassereinheit. Das ἀπὸ κοινοῦ ist nach Kargs Liste[7] in Wolframs Parzival und Willehalm gleich häufig. Auch kommen in beiden Dichtungen parallel fast immer dieselben Kasus in Betracht. Dagegen steht K 6039 das κοινόν im Nominativ, den R gerade nicht belegt. Lamprecht, Hartmann von Aue, Konrad von Würzburg fehlen in Kargs Liste gleichmäßig mit allen von ihm durchgesehenen Werken (Otte 709 „nicht verwendet").

Die Liste spricht übrigens auch gegen die frühe Datierung des Rolandsliedes. Karg hat es „nach 1131" angesetzt. Dadurch fällt die relative Häufigkeit seiner ἀπὸ κοινοῦ - Konstruktionen besonders auf. Die 22000 Verse, die in der Liste voraufgehen — von Dichtungen, die weder ἀπὸ κοινοῦ - noch *hiez* - Konstruktionen aufweisen, ganz zu schweigen — haben zusammen nur 2 Belege für das ἀπὸ κοινοῦ. Dagegen zeigen die von Geistlichen um 1170 verfaßten Dichtungen relativ dieselbe Häufigkeit des ἀπὸ κοινοῦ wie R.

Alle diese einzelnen Untersuchungen kranken daran, daß die zusammen fast 20000 Verse von K_1 und R relativ immer nur geringes Beweismaterial bringen. Eine Methode, die syntaktische Eigenheiten mit hohen Belegzahlen nachwiese, der es gelänge, solche Eigenheiten im Verlauf des einzelnen Werkes in ihrem Gleichbleiben, Ab- oder Zunehmen zu verfolgen, könnte wesentlich stärker überzeugen.

Das gewünschte reichhaltige Material liefern Beobachtungen über die Nebensätze. Einen Versuch mit dieser Methode macht Karg-Gasterstädt „Entstehungsgeschichte des Parzival" S. 105ff., um die Reihenfolge festzustellen, in der Wolframs Parzival entstanden ist; darüber weiter unten.

1. Reihe: Anzahl der Nebensätze in K_1 und R.

K_1 ist reicher an Nebensätzen. Hier treffen auf 1000 Verse durchschnittlich 214 Nebensätze, in R 169. Ihre Häufigkeit nimmt

6) Vgl. meine Diss. a. a. O., bes. S. 71. *sprechen hin ze*, das ich dort, der Kieler Diss. von E.-L. Matz über „Formelhafte Ausdrücke in Wolframs Parzival" (1907) folgend, als zuerst von Wolfram gebraucht bezeichnete, steht schon K_1 13019, fehlt in R.

7) Vgl. F. Karg, Syntaktische Studien 1929, S. 72ff.; R 4096ff. braucht nicht als *ἀπὸ κοινοῦ* gefaßt zu werden, doch kann R 7415ff. hierher gehören.

Digitized by Google

in R ab und ebenso in K_1, wenn man einstweilen von der eben durch diese Untersuchungen zu beweisenden Annahme ausgeht, daß K_1 im großen und ganzen in der Reihenfolge verfaßt wurde, in der seine einzelnen Gruppen in der Chronik stehen. Die petitio principii wird sich als ungefährlich herausstellen. Für R bedarf dieselbe Annahme wohl keines Beweises. Ich fasse in beiden Epen Gruppen von annähernd 3000 Versen zusammen. In K_1 bilden V. 1115—4082 (2968 Verse) die Gruppe I, die folgenden 3 Abschnitte, V. 4835—6621 + 7136 bis 7805 + 10634—11351 (zusammen 3165 Verse) die Gruppe II, V. 13501 bis 16500 (bis zu diesem Punkt kommen Nachträge außer vielleicht 16246—53 nicht in Betracht) die Gruppe III. Im Rolandslied bilden je 3000 Verse eine Gruppe unter Nichtberücksichtigung der letzten 94 Verse mit 16 Nebensätzen. Es finden sich in

	K_1		R	
I	782	Nebensätze	557	Nebensätze
II	679	„	508	„
III	523	„	462	„

Die letzte Gruppe von K_1, die nach dem Vorangegangenen durchweg vor dem Rolandslied entstanden ist, steht der Gruppe II des Rolandsliedes näher als der Gruppe I.

2. Reihe: Verhältnis der Relativsätze zu den übrigen Nebensätzen.

Karg-Gasterstädts Gegenüberstellungen von Relativ- und Konjunktionalsätzen a. a. O. sind nicht stichhaltig, weil sie der notwendigen breiten Grundlage entbehren. Ihre Gruppen umfassen zum Teil weniger als 1500 Verse. Wählt man nun z. B. aus dem Rolandslied die Verse 1—1500, 3001—4500, 6501—8000, so verhalten sich die darin enthaltenen Relativ- zu den übrigen Nebensätzen[8] wie 1 : 2, 67; 1 : 2, 8; 1 : 3, 17. Danach würden also die Relativsätze im Vergleich zu den übrigen Nebensätzen zurückgehen. Die vollständige Untersuchung führt zu anderen Ergebnissen:

	K_1			R			
Gruppe	Rel.-S.	Übr. Nbs.	Verh.	Gruppe	Rel.-S.	Übr. Nbs.	Verh.
I	193	589	1 : 3,05	I	133	424	1 : 3,18
II	148	531	1 : 3,59	II	142	366	1 : 2,58
III	98	425	1 : 4,34	III	122	340	1 : 2,78

Angenommen, der Verfasser von K_1 hätte nach Abschluß der Geschichte Heinrichs V. (K 16941) das Rolandslied übersetzt, so würde die Reihe „Übrige Nebensätze" damit in Einklang stehen. Umso mehr sprechen die Entwicklung der Relativsätze und die angegebenen Verhältniszahlen gegen diese Hypothese. In ganz K_1 verhalten sich die Relativsätze zu den übrigen Nebensätzen wie 1 : 3, 5, in ganz R wie 1 : 2, 93, die in den Gruppen nicht enthaltenen Reste von K_1 und R mitgerechnet. K_1 zeigt ein starkes, etwas unregel-

8) Es tut dem Vergleich keinen Eintrag, daß ich nicht nur die Konjunktionalsätze, sondern alle übrigen Nebensätze den Relativsätzen gegenüberstelle: die hinzukommenden indirekten Fragesätze sind sehr spärlich.

Digitized by Google

mäßiges[9] Steigen der Verhältniszahl, R setzt damit ungefähr ebenso hoch ein wie K_1, um dann langsam und unregelmäßig zu sinken.

3. Reihe: Die Konditionalsätze.

Die Gesamtzahl der Konditionalsätze beträgt in K_1 259, das ist 11,3 % aller Nebensätze, in R 203, d. i. 13,1 % aller Nebensätze. In K_1 wie in R geht die Anwendung der Bedingungssätze im Verlauf der Epen viel stärker zurück als die der Nebensätze überhaupt:

K_1			R		
I	130	Bedingungssätze	I	98	Bedingungssätze
II	54	»	II	58	»
III	46	»	III	46	»

Ein Überblick über alle drei Reihen beweist die Richtigkeit unserer Voraussetzung, daß die einzelnen Teile von K_1 im großen und ganzen in der Reihenfolge abgefaßt wurden, in der sie in der Chronik stehen.

Die 1. und 3. Reihe sprechen noch einmal ganz deutlich gegen Schröders Annahme, der Pfaffe Konrad habe zuerst R, dann K_1 verfaßt.

Die Frage, ob auch die Eingangsverse der Chronik mit Schröder K_1 zuzuweisen sind, kann mit der hier angewandten Methode natürlich nicht gelöst werden, die, wie ich nochmals betonen möchte, nur bei Zusammenfassung großer Gruppen von mehreren tausend Versen zum Ziele führt.

Die 3 Reihen liefern aber, wie ich glaube, völlig ausreichendes Material zu dem gesuchten Beweis: Wer von der Priorität der Hauptmasse von K_1 vor R überzeugt ist, kann nun an der Verfassereinheit nicht mehr festhalten. Entweder er müßte annehmen, daß R um 1170 entstanden ist, oder daß der Verfasser der Chronik vor den letzten rund 300 Versen von K_1 das Rolandslied schrieb, wobei K 16246ff. und 16600ff. später interpoliert wurden. Diese zweite Auffassung dürfte durch unsere Reihen entschieden widerlegt sein. Die Hauptmasse von K_1 und ganz R müßten nämlich, die zweite Auffassung vorausgesetzt, kurz hinter einander verfaßt sein, mit andern Worten: K dürfte nicht viel vor 1131 angesetzt werden. Sonst würde das an sich schon unverständliche lange Liegenbleiben bis zu ihrer Veröffentlichung noch unerklärlicher (vgl. Lintzel ZfdPh. 51, 19). Gerade eine rasche Aufeinanderfolge von K_1 und R ist aber durch die Reihen widerlegt. Woher dieses Anwachsen der Nebensätze, und besonders noch der Bedingungssätze, zu Beginn des Rolandsliedes? Übersetzte Konrad direkt aus der Chanson, so war der Satzbau

9) Freilich muß zugegeben werden, daß die letzte große Partie von K_1, nach Tausendern abgezählt, in sich ein gleichbleibendes, starkes Sinken der Verhältniszahl zeigt:

13—14000	1:5,03	15—16000	1:4,31
14—15000	1:4,67	16—17000	1:3,41

Daß aber aus diesem Zufallsergebnis kein Schluß auf eine Annäherung an R abgeleitet werden darf, wurde oben dargetan.

Digitized by Google

seiner Vorlage überaus durchsichtig, einfacher wohl als in allen von der Chronik benutzten lateinischen Quellen. Wenn er aber von seiner eigenen lateinischen Übertragung (R 9082) ausging: Sollte derselbe Dichter, der in der Chronik ganz offensichtlich einem einfacheren Satzbau zustrebte, nun auf einmal die Chanson in ein so kunstvoll verwickeltes Latein übersetzt haben, daß er dadurch seinen deutschen Stil zunächst wieder komplizierte, aber gleich darauf zu seinem Streben nach Vereinfachung zurückkehrte? Diese psychologisch schon recht mißliche Annahme ist auch mit der zweiten Reihe nicht in Einklang zu bringen.

Nun bliebe noch der andere Ansatz, der dem Pfaffen Konrad eine Arbeitspause von gut 20 Jahren zwischen K_1 und R zugesteht. Dagegen möchte ich die Reihen nicht mit solcher Zuversicht ausspielen. Es wäre immerhin denkbar, daß Konrads Stil nach mannigfachen Wandlungen in dieser langen Zwischenzeit schließlich gerade im Rolandslied wieder zur vereinfachenden Tendenz zurückkehrte.

Auch der oben erwähnte relativ höhere dichterische Wert von R, die von Freitag a. a. O. handschr. Exemplar S. 413 und von Schwartzkopff Palästra 74/117 festgestellten lebhafteren und wirkungsvolleren Redeeinführungen in R sprächen nicht wesentlich gegen diesen Ansatz. Er ist aus dem Wortschatz, der Stilistik und der Syntax von K_1 und R vielleicht überhaupt nicht überzeugend zu widerlegen. Trotzdem kann er kaum ernstlich verfochten werden. Es wäre schon sehr seltsam, daß der Hauptkompilator eines solchen Riesenwerkes wie der Kaiserchronik, der seine Arbeit um 1148 zweifellos unfreiwillig mitten im Satz abbricht, sich in den nächsten Jahrzehnten, wie die bessere Diktion von R nahelegen würde, anderweitig literarisch betätigt und schließlich um 1170, von der Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen (R 9034), ein neues umfängliches Werk in flottem Arbeitstempo durchführt. Vollends unwahrscheinlich wird dieses Kuriosum, wenn man in Betracht zieht, daß — nach dieser Annahme — ein ehrgeiziger Welfe, der sich eben um diese Zeit im Braunschweiger Löwen ein unsterbliches Denkmal setzte, der Auftraggeber des Rolandsliedes war. Er mußte von seines Schützlings unvollendeter Chronik erfahren, als er ihn zum Übersetzer des Rolandsliedes erkor. Und er sollte nicht zuerst die Fortsetzung der Chronik zum Ruhm des Welfengeschlechtes von ihm gefordert und, wenn sie wirklich durch Konrad erfolgt wäre, für deren Verbreitung nicht so gründlich gesorgt haben, daß sie der Nachwelt unmöglich verloren gehen konnte?

Zwei verschiedene Verfasser für K_1 und R sind somit ebenso gesichert wie die Priorität der Hauptmasse der Chronik vor dem Rolandslied.

3. Das Rolandslied ist erst um 1170 im Auftrag Heinrichs des Löwen entstanden. Zu dieser absoluten Chronologie vermag ich, abgesehen von dem natürlich nicht schwerwiegenden Hinweis auf die Häufigkeit des ἀπὸ κοινοῦ im Roland (s. o.), nichts Positives bei-

Digitized by Google

zubringen, das über Lintzels eingangs erwähnten Aufsatz hinausginge, der die Datierung um 1170 sehr wahrscheinlich gemacht hat. Es sei noch gestattet die neuen Darlegungen Lintzels ZfdPh. 54, 168ff.[10], die Schröders ZfdA. 65, 289ff. gegen diese Datierung vorgebrachten Einwendungen vom Standpunkt des Historikers aus entkräften, mit einigen Belegen aus Wortschatz und Stilistik des Rolandsliedes zu ergänzen.

Lintzel und Wesle haben geirrt, als sie R 9025 *aines richen chůniges barn* gegen Heinrich den Stolzen als Auftraggeber des Rolandsliedes werteten. Ebenso wenig kann aber Schröder diese völlig neutrale Stelle für seine Datierung ins Feld führen. R verwendet dieses *ain* auch bei untergeordneten Personen und für die Gegner der Franken. R 2864 wird Marsilie, von dem vorher schon oft die Rede war, *ain chůnc wise unt biderbe* genannt, R 4537 der ebenfalls schon erwähnte, aber wenig hervortretende Egeriers *ain helt chůne unt snel*. Für seine Auslegung[11] könnte Schröder, lange nicht so schlagend, R 2383 und 7709 anführen, wo David als *ein chůnich uil here* bzw. als *ain uil herer wissage* bezeichnet wird.

Ähnlich verhält es sich mit Schröders Interpretation von R 9034 *da ist daz riche wol mit geret* (nämlich mit der Übersetzung der Chanson auf Geheiß des strittigen Heinrich und seiner Gemahlin). Schröder bringt die Stelle in Zusammenhang mit $K_{(1)}$ 17182ff. Hier soll derselbe Konrad, der das Rolandslied übersetzte, seine Enttäuschung darüber kundgeben, daß Heinrichs des Stolzen Königswahl vereitelt wurde. Schröder ist aus dem Sprachgebrauch des Rolandsliedes zu widerlegen. Die Formel wird im Sinne der Schröderschen Auslegung in R nicht gebraucht, vielmehr nur in der Bedeutung „dem Reiche Ehre machen": R 5903 *du hast daz riche hiute wol geret* (Roland zu Olivier) und in der Bedeutung „das Reich zu Ehren bringen": R 8884 *daz er daz riche gerte* (nämlich Gott). Das Rolandslied kennt aber sehr wohl eine Formel, die so etwas wie die Designation eines Nachfolgers auf dem Throne bedeutet. Marsilie bittet seinen Oberherrn Paligan, die Herrschaft in Spanien, die er selbst nicht mehr ausüben kann, einem Manne anzuvertrauen, *der disem riche gezem* (R 7419). Im selben Sinne verwendet K_1, die Schröder nach seiner Ansicht von der Verfassereinheit heranziehen dürfte, die Formel *dem riche (wol) gezemen* V. 6155, 10828, 16145, 16949 (Wahl Lothars!). Dagegen ist sie freilich in R wie K_1 auch ohne diese Spezialbedeutung mehrfach belegt. (Vgl. Freitag, handschr. Exemplar, S. 315 und 318.)

Es bleibt trotz Lintzels Einwänden a. a. O. S. 173f. und trotz aller archaisierenden Bestrebungen in der Literatur des welfischen Kreises immerhin auffällig, daß der Standesbegriff *riter*, von dessen

10) Vgl. ebd. S. 129ff. für das Verhältnis des Rolandsliedes zum Alexander den Aufsatz von H. de Boor über „Die Stellung des Basler Alexander."

11) Vgl. auch C. v. Kraus, Über das sog. demonstrat. *ein* im Mhd., ZfdA. 67 (1930) S. 1ff., bes. S. 6.

Digitized by Google

Erwachen die Kaiserchronik unzweifelhafte Spuren aufweist, gut 20 Jahre später noch einmal fast vollständig verschwunden scheint bei einem Autor, der so deutlich in den Fußtapfen der Kaiserchronik wandelt und sein Werk wohl in derselben Stadt geschrieben hat wie die Urheber der Chronik. Aber besonderes Gewicht kann diesem Einwand Schröders nicht beigemessen werden. Er versucht ihn zuzuspitzen durch den Hinweis, daß im Rolandslied *helt*, *degen*, *wigant* als Synonyma fast nur für die christlichen Krieger gebraucht werden. Dieser Versuch ist mißlungen. *helt* steht nach Schröder nur 6mal auf Heiden bezogen; es sind aber mindestens 31 (!) Belege: R 324, 394, 421 ,457, 539, 587, 765, 886, 2442, 2599, 2663, 2675, 3577, 3628, 3745, 4162, 4374, 4491, 4570, 4600, 4663, 4744, 5222, 6272, 7336, 7976, 8042, 8058, 8070, 8076, 8369. Ferner bezieht sich in 4895 und 5002 *helt* auf Christen und Heiden zugleich. Von insgesamt 19 Belegen von *wigant* entfallen nicht einer, sondern 4 Belege auf die Heiden: R 4725, 4769, 6260, 8085. Von 28 *degen* soll kein Beleg auf die Heiden treffen; aber *dietdegen* steht für den Heiden Targis R 4714, wenigstens in der Hauptschrift P. A hat *degen*; *uolcdegene* ist auf Christen und Heiden zusammen bezogen R 8219 und 8520.

Zu den von Schröder angeführten abscheulichen rührenden Reimen R 51f., 217f. verdient doch auch K 17013f. *des riches herre: der herre* angemerkt zu werden.

Daß die Heiligsprechung Karls des Großen durch die staufische Partei dem in welfischem Auftrag dichtenden Konrad keinen Anlaß bieten mußte, Karl als *sant* oder *heiliger herre* zu bezeichnen, haben Lintzel und Naumann a. a. O. S. 58 berührt. Konrad konnte also auch nach 1165 in dieser Hinsicht gar nicht weiter gehen als in der Schlußapotheose 8999ff. *di fursten sprachen alle bi ainem munde, alte unt iunge: „owol du heiliger kaiser . . .“*

Schröders positive Widerlegung des Ansatzes von R auf etwa 1170 ist also fast Punkt für Punkt mißlungen.

MARKTBREIT A. MAIN GEORG KARL BAUER

DIE VOLLENDUNG UND WIDMUNG DES WOLFRAMSCHEN PARZIVAL[1].

I. Das Anjou-Rätsel.

1. Der Niedergang des Hauses Anjou unter Johann und sein Wiederaufstieg unter Heinrich III.

Während die contes del Graal des franzosenfreundlichen Cr. nicht einen einzigen Vers zum Lobe der Anjous enthalten, hat Gt.

1) Abkürzungen. Cart. = Alex. Cartellieri, Philipp II. August, Leipz. u. Paris, 4 Bde., 1899—1922. — Huill. = Huillard - Bréholles, Hist. dipl. Friedr. II.

Digitized by Google

dieses Geschlecht nicht nur gepriesen, sondern sogar der hohen Ehre des Gralskönigtums gewürdigt (P. 827, 1—18; vgl. ZfromPhill. 48, S. 42ff.). Was mag nun wohl einen deutschen Dichter wie Wolfram bestimmt haben, nicht Cr.s, sondern Gt.s Spuren zu folgen, ja dessen Lobgesang in einigen Punkten noch zu übertrumpfen (N. B. 138ff., 161ff., 184ff.)? Ein großes Rätsel liegt hier verborgen, dessen Lösung in mehrfacher Hinsicht, vor allem aber wegen der endgiltigen Feststellung der vielumstrittenen Chronologie des P. wünschenswert ist. „Wenn er" — so bemerkt Wstn. II, 190 — „irgend ein zeitgenössisches Fürstenhaus verherrlichen wollte, warum wählte er da nicht ein deutsches, z. B. das Hermanns von Thüringen? Warum gerade die Plantagenets, die doch in jenen Jahren, in denen nach der landläufigen Ansicht der P. ungefähr entstanden sein soll, durch ihren schwächlichsten und schlechtesten Sproß, einen Johann ohne Land (1199—1216), vertreten waren?!" Ich füge hinzu: Mußte es nicht z. B. wie ein Hohn wirken, wenn von einer Familie, die nicht lange zuvor, 1204, einen großen Teil ihrer festländischen Gebiete, darunter auch ihr Stammland Anjou, auf schmählichste Weise an Frankreich verloren hatte, im P. gerühmt wurde, sie gäbe „iemer mêr liehten schîn"?! Zu der Zeit, als Gt. seine Leier in den Dienst der Anjous gestellt hatte, war wenigstens noch ein Richard Löwenherz, also eine kraftvolle, mit dem Heldenkranze und der Märtyrerkrone geschmückte Rittergestalt, das Haupt dieses Fürstenhauses gewesen (ZfromPhill. 48, 29ff.)! Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts aber hieß es geradezu den Spott aller urteilsfähigen Zeitgenossen herausfordern, wenn der Totengräber des alten angevinischen Reiches, wenn der treulose und sittlich verkommene Johann, dieses Jammerbild[1a], in einem Hohenliede der Treue[2] zum Blutsverwandten eines

— Mchd. = Michaud, Hist. des Croisades, 5. Ausg., Paris 1838. — N. B. = Albert Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs v. Eschenbach. Deutsche Forsch., Heft 7, Frankf. a. M. 1922. — Wstn. = Weston, Jessie L., Parzival, 2 Bde., London 1894. — W. Marsch. = L'histoire de Guillaume le Maréchal comte de Striguil et de Pembroke, herausgeg. von Paul Meyer, Paris 1891—1901. 3 Bde. — P. = Parzival. — Wh. = Willehalm. T. = Titurel oder Tschionatulander. — Cr. = Crestien. — Gt. = Guiot (Kyôt). — W. = Wolfram.

1a) Hume wirft ihm Feigheit, Untätigkeit, Torheit, Leichtsinn, Ausgelassenheit, Undankbarkeit, Verräterei, Grausamkeit und Tyrannei vor. Selbst Rich. Green, Hist. of the engl. people I, 229, der ebenso wie Lehmann, Hist. Stud., Berlin 1904, H. 45, Johann als Regenten zu rechtfertigen sucht, nennt gleich Wstn. ihn den schlechtesten Sproß der Anjous. Die englischen Barone sagten von ihm, er sei „Anglorum principum abominatio, nobilitatis Angliae confusio" (Math. Paris ad. ann. 1215).

2) Daß W. mit Recht der Sänger der Treue heißt (N. B. 222), beweist auch u. A. seine Vorliebe für die grüne Farbe. Denn Grün galt zu seiner Zeit als die Farbe der Treue, des Glaubens (fides, foi), Blau aber als diejenige der Hoffnung (spes, espérance). Vgl. den Brief des Papstes Innocenz III. an Kg. Richard v. England v. 29. Mai 1198, Cart. III, 170, ferner Marbodi mystica seu moralis applicatio bei Beckmann, 139 § IV über den Smaragd. Auf grünem Achmardi wird der Gral getragen. Grün ist Gahmurets Ausrüstung, der Mantel des Gramoflanz, die Kleidung der Gralsjungfrauen, grün (ein Smaragd) das

Digitized by Google

P. gestempelt werden wollte. Und weiter! Ist es überhaupt denkbar, daß ein so stolzer Vertreter des edelsten Rittertumes, wie W. es war, auch nur einen einzigen Vers zu Ehren eines Geschlechtes gedichtet hätte, dessen Haupt „était aussi peu chevaleresque que possible" (W. Marsch. III, Introd. LXXI)?

Außerdem ist auch die allgemeine politische Lage zu berücksichtigen. Um dieselbe Zeit, wo in Deutschland Ghibellinen und Welfen wider einander stritten, wurde in Frankreich der gewaltige Entscheidungskampf zwischen Capetingern und Plantagenets ausgetragen. Je kräftiger der Rückhalt war, den die Welfen bei den Plantagenets fanden[3], umso enger schlossen sich Hohenstaufer und Capetinger an einander an. Ihr Schutz- und Trutzbündnis dauerte fast ununterbrochen von 1187, also von den Tagen Barbarossas, bis zum Tode Friedrichs II. (1250), oftmals in feierlichen Verträgen unter dem Austausch herzlichster Freundschaftsbezeigungen erneuert und durch gegenseitige Hilfsdienste bekräftigt. Friedrich II. erhielt z. B. 1212 in großer Geldnot von „seinem sehr lieben Bruder" Philipp II. August 20 000 Mark Silbers geliehen (Cart. IV, 332; 333, Anm. 1; 351, 599). Umgekehrt verlängerte z. B. Kaiser Heinrich VI. im Interesse Philipps II. die Gefangenschaft Kg. Richards (W. Marsch. V. 11 518 ff. u. Bd. III, Introd. LXVIII). Philipps Sieg bei Bouvines (1214) bedeutete für Friedrich II. einen unerhörten Glücksfall, für England und die Welfen aber einen schweren Schlag. So völlig deckten sich damals die staufischen und capetingischen Interessen[4]!

Auch der römische Kg. Philipp, zu dessen Regierungszeit doch nach allgemeiner Annahme ein großer Teil des P. gedichtet worden ist, verbündete sich 1198 gegen Richard Löwenherz mit dem Könige von Frankreich, „seinem Freunde" (M. G. LL. II, 202 f.). Hermann v. Thüringen endlich, der von Jugend auf dem Kg. v. Frankreich nahegestanden hatte, versprach ihm im Nov. 1210 seine Tochter zur Ehe: gewiß ein deutlicher Beweis guter Beziehungen, wenn sich der Plan auch später zerschlug (Orig. Guelf. III, 570). Sollte da W., der doch gleich seinen Gönnern damals ein Anhänger der Hohenstaufer gewesen ist, im Widerspruche mit der staufischen Politik das stauferfeindliche Haus Plantagenet verherrlicht haben? Wie gesinnungstüchtig hatte sich nicht Cr. bewiesen, als er, nach W.s Bericht, P. 827, 1—18, seiner Vorlage, dem maere, Unrecht tat und das Gralskönigtum der Anjous in seiner Dichtung einfach totschwieg?!

Etwaige persönliche Beziehungen zu England, die W. zur Zeit Johanns anjoufreundlich gestimmt haben könnten, sind weder für

Kreuz auf Gahmurets Grab, grün die Hostienkefse Trevrezents. Eine andere Deutung s. bei Wstn. II, 192.

3) Michelet, Hist. de France, nouv. éd., Paris 1852, II, 451 u. 493: Johann zahlte ständige Subsidien an Otto IV. „Le pauvre empereur de Brunswick, qui n'était lui-même qu'un routier au service de son oncle, le roi d'Angleterre" .. Vgl. auch Cart. IV, 103.

4) Die damalige Annäherung Deutschlands an Frankreich wirkte sich nicht nur auf politischem Gebiete günstig aus. Viel zu wenig wird bedacht, daß mit ihr z. B. die Blütezeit der mittelalterlichen Dichtung zusammenfällt.

Digitized by Google

ihn selbst, noch für einen seiner Gönner bezeugt. Man müßte denn daran denken, daß Wilhelm v. Baux-Orange, dessen Geschlecht im Wh. verherrlicht wird — N. B. 155ff. —, aus unbekannten Gründen den Dichternamen d'Inglês oder Englês geführt hat.

Endlich kann auch davon nicht die Rede sein, daß W.s Lob der Anjous zu Johanns Zeiten etwa einem anderen, würdigeren Gliede dieses Hauses gegolten habe. Denn um 1204 war nur noch eine einzige Schwester Johanns am Leben: Eleonore, die Gattin des Kgs. Alfons VIII. v. Castilien († 1214), zu der möglicherweise Gt., keinesfalls aber W. persönliche Beziehungen gehabt hat.

Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will — solange man mit der herrschenden Lehre die endgiltige Fassung des P. in der Regierungszeit Johanns entstanden sein läßt, bleibt das Anjou-Rätsel ungelöst! Nur ein einziger Weg führt aus dieser Verlegenheit heraus: Die Persönlichkeit, der zu Ehren W. seinen P. noch anjoufreundlicher als der angevinische Hofdichter Gt. ausgestaltet hat, ist erst in der nächsten Generation der Plantagenets, d. h., also unter den Kindern Johanns, zu suchen.

Ein gutes Vorzeichen war es gewesen, daß der erst 9jährige Heinrich, der älteste Sohn Johanns, gelegentlich seiner Ausrufung zum Könige von den begeisterten Großen des Reiches in das Münster getragen worden war (W. Marsch. Vers 15324ff.). Da dem gut begabten und sehr schönen Knaben kein einziges der Laster und Verbrechen seines Vaters anhaftete, wurde er auch von dem englischen Volke, soweit es nicht zu den Franzosen abgefallen war, geradezu auf den Händen getragen. Nach der langen Mißregierung und Tyrannei Johanns erhoffte man von seinem Sohne die Wiederaufrichtung des erniedrigten Vaterlandes (W. Marsch. III, Introd. CX).

Ermutigend waren sogleich die ersten Jahre, in denen Wilhelm Marschall, Graf von Pembroke, dieser große Staatsmann und hervorragende Feldherr, als „rector regis et regni" die Geschicke Englands leitete. Obwohl es nach seinem Tode, 1219, nicht an Rückschlägen fehlte, obwohl insbesondere mehrere Versuche, die ehemals angevinischen Gebiete des Festlandes wiederzugewinnen, trotz beträchtlicher Opfer mißlangen, so befestigte und verbreitete sich doch mehr und mehr der Glaube an eine bessere Zukunft. Auch die Vertreter des Rittertumes schöpften neuen Mut. Mit Trauer hatteu sie unter der Regierung Johanns der glanzvollen Zeiten des waffenfrohen und freigebigen Jung-Heinrich-Plantagenet gedacht, des „portebannière de la chevalerie", dessen großartige Turniere tausende von Rittern anlockten und oft kleinen Schlachten glichen (W. Marsch. VV. 2636ff., 5601ff. u. III, 62f.; Introd. XXXVI). Nach seinem Tode war das Rittertum sehr in Verfall geraten: „Quer chiens e oisels e plaeidier[5] funt tant qu'el (= la chevalerie) ne se puet aidier." Knauserei und

5) Ungefährliche Kampfspiele unter milderen Bedingungen. Vgl. W.s unblutiges Turnier von Kissingen, Wh. 385,26ff, sowie friwendes stiche, P. 78,5f.

Digitized by Google

Geiz hatten die ehemalige Freigebigkeit der Großen verdrängt (W. Marsch. VV. 4303 ff. u. öfters, ähnlich, wie in Gt.s Bible). „Mais" — so ruft um 1226, wo Heinrich III. für mündig erklärt wurde, der Dichter des W. Marsch. a. a. O. aus: — „unquor vesrons lieu et tens, si li reis Henris d'Engletere poeit en pais aveir sa terre, que chivalerie e proece e bonté de cuer et largesse s'en istreient parmi sa porte. Si serreit avarice morte." Und VV. 2693 ff. heißt es ähnlich: „si Deu plaist, li reis Henris en enveiseüre e en ris e en joie metra le monde .... Quer par lui cuidon nos retraire largesse fors de lor prison qui mise i est par mesprison".

Nehmen wir Heinrichs Schönheit und Sittenreinheit hinzu, so erhalten wir das Bild eines Anjousprößlings, der im Gegensatze zu seinem Vater der Lobpreisungen W.s nicht unwürdig erscheint, ja in einzelnen Zügen sogar an P. erinnert. Dabei darf uns nicht irre machen, daß Heinrich in seinem späteren Leben infolge seiner Charakterschwäche keineswegs die Hoffnungen erfüllt hat, die auf ihn gesetzt worden waren. Denn nur darauf kommt es hier an, wie er im Jünglings- und ersten Mannesalter von seinen und W.s Zeitgenossen beurteilt worden ist.

Zwei seiner Schwestern erhöhten durch ihre Heiraten das Ansehen ihrer Familie, sodaß diese „immer mehr lichten Schein gab". Johanna, die ältere von beiden, vermählte sich 1221 mit dem Kg. Alexander II. von Schottland. Isabella aber, die jüngere, wurde die dritte Gemahlin Kaiser Friedrichs II.

2. Die Vermählung Friedrichs II. mit Isabella von England.

Dieses Ereignis war es vor allem, das den alten Ruhm des Namens Anjou bei den Zeitgenossen, insbesondere bei den deutschen, wiederaufleben ließ. Da Friedrichs Ehe erst am 15. Juli 1235 geschlossen wurde, dürfte es manchem als gewagt erscheinen, mit diesem Ereignis die letzte und endgiltige Ueberarbeitung des P. in Verbindung zu bringen. Unsere Vermutung wird aber durch eine Reihe beachtenswerter Gründe gestützt.

a) Allgemeines.

Schon 10 Jahre früher war eine Verbindung der Hohenstaufer mit dem englischen Königshause erwogen worden. Heinrich VII., der Sohn Friedrichs II., sollte damals mit der erst elfjährigen Isabella von England verlobt werden. Da aber der Plan den deutschen Fürsten nicht gefiel, verheiratete sich Heinrich VII. mit Margarete von Oesterreich. Bis 1235 hatte sich dann die Stellung der Plantagenets in England wieder soweit gefestigt, daß der seit 1228 verwitwete Kaiser selbst, und zwar auf Vorschlag des Papstes Gregor IX., Isabellen zu heiraten beschloß. Mitbestimmend wirkte hierbei die Aussicht, dem englischen Königshause ebenso nahe verschwägert zu werden, wie die Welfen. Der alte Streit zwischen den beiden mächtigsten Geschlechtern Deutschlands mußte und sollte endlich einmal begraben werden.

Digitized by Google

Wie abfällig trotzdem diese Heirat mit der „Tochter eines päpstlichen Lehnsmannes“[6] von einem Teile des deutschen Hochadels beurteilt wurde, beweist das Zeugnis des zeitgenössischen englischen Geschichtsschreibers Matth. Paris[7]: „Erant autem in imperio Romano, quibus nimis videbatur indignum, quod imperator tam potens et in omnibus pollens divitiis, qui quasi dominus et moderator totius orbis extiterat, sororem duxerit regis Anglorum.“ Der „detractio invidorum oblatrantium“ wird durch eine ausführliche Aufzählung der Ahnen und Verwandten Isabellas entgegengetreten. Sie sei „atavis edita regibus“ und daher „imperialibus nuptiis dignissima.“ Auch in Deutschland machte sich bald eine starke Gegenbewegung zugunsten Isabellas geltend. Der englische Hof hatte nichts unterlassen, um sie so prunkvoll, wie es einer Kaiserin geziemte, auszustatten. Eine glänzende Schaar von adeligen Rittern und Frauen, vornehmen Jünglingen und Jungfrauen geleitete sie bis zur Küste, sodaß die Abgesandten des Kaisers den denkbar günstigsten Eindruck empfingen. Isabellas Fahrt von Antwerpen zum Rheine, Mitte Mai 1235, glich einem Triumphzuge, ihr Empfang zu Köln einem allgemeinen Volksfeste des gesamten Rheinlandes. Die Ankunft Friedrichs wurde durch die Empörung seines erst-ehelichen Sohnes, des Königs Heinrich VII., verzögert. Erst am 15. Juli 1235 konnte der Kaiser das Fest seiner Vermählung zu Worms begehen.

Die beiden ersten Jahre nach seinem Hochzeitsfeste, die er größtenteils in Deutschland zubrachte, bedeuteten für ihn eine wirkliche Glückszeit.

„Unter ehrwürdigen Prälaten, mächtigen Fürsten, mutigen Rittern und zahllosem Volke der Erste und Herrlichste“ — so zeigte er sich auf dem Mainzer Reichsfeste Ende August 1235 vor aller Welt. Die Empörung seines Sohnes hatte er rasch und gründlich niedergeworfen, eingewurzelte und heftige Feindschaften zwischen den mächtigsten Herrscherhäusern beigelegt, wichtige und segensreiche Gesetze, wie seinen berühmten Landfrieden, erlassen und überall im Reiche tatkräftig für Ruhe und Ordnung gesorgt. Welch hohes Ansehen er auch im Auslande genoß, beweist u. A. die Tatsache, daß Raymund Berengar, Graf von Provenze, der Schwiegervater der Könige von Frankreich und England, sowie der noch mächtigere und reichere Raymund von Toulouse ihm für ihre Besitzungen den Lehnseid leisteten. Ja, der Erstere ließ sich sogar von ihm zum Ritter schlagen. Das waren in Wirklichkeit — um von Raumers Worte zu gebrauchen — Augenblicke, „wo die größte Ausdehnung seiner Kaisermacht anerkannt, wo er als die Krone und Blüte aller Ritter verehrt ward.“

Auf der Höhe seines Glückes stand er aber im Februar 1237, nach der Wahl seines Sohnes Konrad zum deutschen König, der

6) Johann hatte 1213 sein Königreich dem Papste Innocenz III. zu Lehen aufgetragen.

7) Chronica majora, ed. Luard, Lond. 1876, III, 325.

Digitized by Google

Beruhigung seines Erbkönigreiches, seinem Friedensschlusse mit der Kirche und seinen Siegen in Deutschland und Italien (Reg.Imp. V, 1 zu Nr. 2226a).

Diese so große und ereignisreiche Zeit war schon im Allgemeinen geeignet, einen gut deutsch und staufisch gesinnten Dichter für sein Kaiserhaus zu begeistern und zugunsten seiner jungen Kaiserin in die Schranken zu rufen. Im Besonderen war es aber

b) die sieghafte Schönheit Isabellas,

die ihr überall, wo sie sich zeigte, die Herzen des Volkes gewann. Auf der väterlichen wie auf der mütterlichen Seite hatte sie außergewöhnlich schöne Menschen unter ihren Verwandten gehabt. Wenn auch ihr Vater Johann als häßlich geschildert wird, so hatten doch ihr Urgroßvater Gottfried Plantagenet sowie ihre Vatersbrüder Heinrich und Gottfried den Beinamen „der Schöne" geführt. Mathäus v. Elsaß, ein Enkel Fulkos v. Anjou, wurde als „pulcherrimus miles omnium militum" gepriesen. Der Großmutter Isabellas, Eleonore v. Guienne, stellt Mchd. II, 208 das Zeugnis aus: „Cette jeune princesse .... réunissait les dons les plus séduisans de l'esprit aux graces de la figure." Ihre Mutter endlich, Isabella v. Angoulême, galt als „une des plus belles personnes de son temps." (Rapin de Thoyras, B. VIII, 244.) Darf es uns da Wunder nehmen, wenn die junge Kaiserin sich durch ganz besonderen Liebreiz auszeichnete, ja, als spes et gloria Angliae gepriesen wurde? Die „venusta facies cum flava caesarie", die den Kg. Heinrich, ihren Bruder, in seiner Jugend schmückte (Matth. Paris, a. a. O. II, 196), wurde auch an ihr gepriesen. Schon die erste Gesandtschaft Friedrichs, die Isabella im Februar 1235 den Verlobungsring überbrachte, war von der königlichen Schönheit und den edlen Sitten der 21 jährigen Prinzessin so überrascht, daß alle in den Ruf: „Es lebe die Kaiserin!" ausbrachen. Als Isabella dann bei ihrem feierlichen Einzuge in Köln zum ersten Male Hut und Schleier vor allem Volke ablegte, kannte die allgemeine Begeisterung keine Grenzen. Das Lob, das ihr Matth. Paris a. a. O. spendet, gipfelt in einem Satze, der uns merkwürdig an W.s Schilderung von Parzivals Schönheit gemahnt (P. 123,13; 148,26 f.): „illam . . . natura speciali quodam studio decoravit." Auch andere P.-Stellen, in denen die Schönheit der angevinischen Verwandten P.s überschwänglich gepriesen wird — z. B. 23,25 ff; 63,16 ff (Gahmuret); 400, 5—18 (Vergulaht); 402,22 ff; 409,25 ff; 426,29 ff; (Antikonie); 39,22 ff (Kaylet) lassen sich als eine mittelbare Huldigung für die Schönheit der jungen Kaiserin betrachten.

II. Die Verknüpfung der Gral- und Schwanrittersage.

Wer daran festhält, daß der P. in seiner heutigen Gestalt etwa 1210—1215 vollendet gewesen sei, sieht sich am Schlusse dieser Dich-

Digitized by Google

tung vor ein neues Rätsel gestellt. Warum werden dort die Herzöge von Brabant zu Abkömmlingen P.s, also zu einer Nebenlinie der Angevins gemacht (P. 824,27; 825,15 f)? Der erste Herzog von Brabant war Heinrich I. aus dem Hause Niederlothringen (1190—1235). Die Rolle, die dieser Zeitgenosse W.s in den staufisch-welfischen Kampfjahren gespielt hat, erscheint wenig geeignet, die Verknüpfung seiner Familie mit dem Ritterideal des Gralskönigtumes zu rechtfertigen. Seine aussichtslose Kaiserkandidatur von Philipp Augusts Gnaden (1208) machte ihn bei Staufern und Welfen nur lächerlich (Winkelmann, Phil. u. Otto, I, 118 ff). Weiter galt er mit Recht als Vertreter einer „unruhigen Schaukelpolitik" (Pirenne, Gesch. Belgiens, I, 255 f). Seinen Sohn Heinrich verlobte er kurz nach dessen Geburt 1207 mit Maria, einer Tochter Philipps v. Schwaben. Seine Tochter Maria aber, die er zuerst dem Staufer Friedrich v. Sizilien, dem späteren Kaiser, zugedacht hatte, verheiratete er im Mai 1214 an den Welfen Otto IV. Nachdem er noch im November 1212 durchaus als Verbündeter Englands erschienen war, geberdete er sich schon im folgenden Jahre ganz als französischer Vasall, sodaß ihm Philipp August seine Tochter Maria zur Ehe gab (Cart. IV, 348, 351). Wegen Unterstützung Ottos IV. und wegen grausamer Kriegführung wurde er 1213 exkommuniziert. Als er nach seiner furchtbaren Niederlage bei Steppes die Flandrer demütig um Frieden bat, verglichen ihn diese zutreffenderweise mit dem Fuchse aus der Fabel, der sich in eine Mönchskutte steckte (Winkelmann, a. a. O. 364). Bei Bouvines, wo sein Schwiegervater, der Kg. v. Frankreich, und sein Schwiegersohn, der deutsche Kaiser, gegen einander kämpften, benahm er sich höchst zweideutig. Denn er stand zwar auf Seiten des Kaisers, ergriff aber als einer der Ersten die Flucht. Nach der Schlacht, im August 1214, belehnte ihn dann Philipp August verdächtigerweise „für seine Dienste" mit der Hälfte von Maastrich nebst Zubehör (Cart. IV, 449, 464, 493). Auch der Staufer Friedrich, zu dem er nun offen überging, behandelte ihn mit auffallendem Wohlwollen. „Wer, wie Heinrich, Eide im Handumdrehen zu vergessen verstand und sich mit dem staufischen, französischen und welfischen Hause verschwägert hatte, um sie alle der Reihe nach zu betrügen" (Winkelmann, a. a. O.), — solch ein unstäter Geselle, (P. 1,10) war ebensowenig wie John Lackland ein Mann nach dem Herzen W.s (P. 2,17 ff). Seit der Niederlage von Bouvines hielt Heinrich endlich Ruhe und blieb auch bis zu seinem Tode Friedrich dem II. treu. In den oben geschilderten ersten 25 Jahren seiner Regierung (1190—1215) und damit auch in der angeblichen Entstehungszeit des P. wäre es aber einfach unverständlich, wenn W. gerade die Brabanter als Blutsverwandte P.s in seine Dichtung eingeführt hätte. Das geschah zweifellos erst, als sich in deren Beurteilung bei den Zeitgenossen ein völliger Umschwung vollzogen hatte, nämlich unter Herzog Heinrich II. Dieser hat als kräftiger Repräsentant des lothringischen Geschlechtes die herzogliche Krone mit einem Glanze getragen, der an die Macht der alten lothringischen Herzöge erinnerte (Blok, Gesch. der Niederlande, I, 302).

Digitized by Google

Für die ziemlich späte Verkoppelung der Schwanritter- und Gralsage spricht auch folgende Erwägung. Im 2. Buche des P. wird berichtet, daß die unglückliche Heldin des skandalösen Falles Alize von ihrem königlichen Bruder als Herzogin im Hause Brabant „bestattet" worden sei (ZfromPhill. 48, 33 ff.). Am Schlusse der Dichtung reicht dann eine nicht genannte, jungfräuliche Herzogin v. Brabant dem ältesten Sohne P.s, dem späteren Gralskönig Loherangrin, ihre Hand. Von ihr, die aus der übernächsten Generation nach Alize stammt, heißt es ausdrücklich: „rîchheit und hôher art ûf si . . . gerbet wâren, si kunde alsô gebâren, daz si mit rehter kiusche warp", während Alize zufolge P. 89,8 f. vor ihrer Verheiratung mit Lämbekin v. Brabant dem Kg. Kaylet ihre Minne geboten hatte. Wenn so in einem und demselben Gedichte ein und dasselbe Adelsgeschlecht zuerst spöttisch bloßgestellt, schließlich aber der höchsten Ehre gewürdigt wird, so läßt das einen so beträchtlichen Zeitunterschied zwischen der Abfassung der beiden fraglichen Stellen vermuten, daß der Dichter die erste derselben bereits vergessen haben konnte, als er die zweite schuf. Den besonderen Anlaß für die nachträgliche, ehrenvolle Hereinziehung des Hauses Brabant in die P.-Sage bot nun aber höchstwahrscheinlich erst die Hochzeit Friedrichs II. und Isabellas, sowie die Thronbesteigung Heinrichs II. und Marias v. Brabant.

Da sowohl der Kg. v. England, als der Kaiser französischerseits einen Handstreich befürchtete (Rymer, I, 357), hatte Friedrich durch den Erzbischof von Köln und den 77jährigen Herzog Heinrich I. v. Brabant als Führer einer auserlesenen Ritterschaar seine Braut in London abholen lassen. Nachdem man Mitte Mai 1235 zu Antwerpen, „in terra scilicet iuri imperiali subjecta" angelandet war, bewegte sich der festliche Zug auf dem großen Handelswege, der die flandrischen Städte mit dem Rhein verband, also zunächst in südöstlicher Richtung quer durch Brabant nach Maastricht, das damals halb zu Brabant und halb zu Lüttich gehörte. Herzog Heinrich I., ein Vasall sowohl des Kaisers als des englischen Königs, dazu mit beiden verwandt, hatte dafür gesorgt, daß Isabella in Brabant besonders herzlich aufgenommen wurde. Ihn unterstützte sein Sohn Heinrich, der, wie erwähnt, mit Marie, der Tochter Philipps v. Hohenstaufen, also mit einer richtigen Base, Vatersbruderstochter, des Kaisers, vermählt war. Von Maastricht zog man weiter nach Köln. Bis zur Hochzeit, die in Worms am 15. Juli 1235 stattfand, blieb dann die Braut unter der Obhut des Erzbischofs von Köln und des Herzogs Heinrich, der sich aber ihres Dankes nicht lange erfreuen sollte. Denn schon am 5. September 1235 verstarb er auf der Heimfahrt von Worms nach Brabant, nachdem er noch kurz vorher auf dem Reichstage zu Mainz als naher Angehöriger sowohl der Welfen, als auch der Hohenstaufer, bei der endgiltigen Versöhnung dieser beiden Geschlechter mitgewirkt hatte.

Das dreimonatliche, vertraute Zusammensein Isabellas mit den Angehörigen des Hauses Brabant mag einen Dichter, wie W., auf den

Digitized by Google

Gedanken gebracht haben, am Schlusse seines P. zwischen den verwandten Häusern Anjou und Brabant durch die Schwanrittersage eine weitere Brücke zu schlagen. Ansätze dazu fanden sich ja bereits in älteren Überlieferungen. Zunächst kommt zwar der Schwanritter als Ahnherr Gottfrieds v. Bouillon und seiner Brüder vor[8]). Schon Wilh. v. Tyrus, hist. rer. transmarin. IX, cap. V, meint wohl diese Sage, wenn er um 1180 über Gottfried schreibt: „Praeterimus . . . Cygni fabulam, unde vulgo dicitur sementivam ejus fuisse originem." Nachdem aber Gottfrieds Großnichte Melisende, Tochter Kg. Balduins II. und Erbin des Königreichs Jerusalem, Fulko V. v. Anjou geheiratet hatte, lag es außerordentlich nahe, auf dessen Geschlecht die Schwanrittersage zu übertragen. Eine Verbindung der letzteren mit der Gralsage findet sich ja unabhängig von W. auch bei Gerbert de Montreuil, in dessen Fortsetzung zum conte del Graal[9]). Aus mehreren Sagenstücken setzte so anscheinend W. seine Brücke zusammen, indem er Loherangrin, den ältesten Sohn P.s, also einen Angevin, zum Schwanritter machte und ihn als solchen die Hand einer Herzogin v. Brabant gewinnen ließ.

Vor 1179/80, wo Heinrich I. v. Brabant Mathilde v. Boulogne, eine Urenkelin Fulkos V. v. Anjou und zugleich Eustachs, des Bruders Gottfrieds v. Bouillon, heiratete, wäre eine solche Sagenverknüpfung einfach sinnlos gewesen. Sinnreich aber wurde sie, seitdem Heinrich II., der Sohn Heinrichs I. und Mathildes, in seiner Person als Erster seines Stammes die von W. dichterisch vollzogene Vereinigung des Gral- und Schwanrittergeschlechtes gewissermaßen verkörperte.

Ein Blutsverwandter der Kaiserin und eine Blutsverwandte des Kaisers hatten, wie wir sahen, am 5. September 1235, wenige Wochen nach der Hochzeit des Kaiserpaares, den Herzogsthron von Brabant bestiegen. Und schon die nächstfolgende Zeit sollte das staufische und brabantische Haus einander noch näher bringen. Auf der großen Fürstenversammlung zu Regensburg hatte der Kaiser 1235 seinen Sohn und mutmaßlichen Nachfolger Konrad mit einer Tochter Ottos des Erlauchten von Bayern verlobt. Jetzt, am 6. Jan. 1236, auf einem Hoftage „ad Rhenum" vermittelte er die Verlobung des Prinzen Ludwig v. Bayern mit Maria, der Tochter des brabantischen Herzogspaares. Gerade in der für unsere Untersuchung maßgebenden Zeit eröffnete sich also die nach menschlichem Ermessen wohlbegründete Aussicht, daß Maria von Brabant dereinst als Bayernherzogin die Schwägerin des deutschen Kaisers Konrad werden werde. Für W. als Bayern war damit eine willkommene Gelegenheit geboten, neben der jungen Kaiserin Isabella auch der Braut seines künftigen Herzogs dichterisch zu huldigen. Die Wendung, daß Lohengrin und seine Gemahlin, also die sagenhaften Ahnen Marias, zusammen „schoeniu

8) Blöte, Der histor. Schwanritter, Zfrom. Phill. Bd. 21 (1897), 176ff; W. Golther, Lohengrin in Roman. Forsch. V. (1890), 103—136; Groeber, Grundr. d. rom. Phill. II. 1, 510.

9) Martin, Komm. Einl. § 6, XLII. — Ders. in QU. u. Forsch. 42,18.

Digitized by Google

kint" gewannen (P. 826, 9), läßt diese Absicht des Dichters deutlich genug erkennen.

Die anscheinend aus dem Gedankenkreise Gt.s durch W. übernommene Vorstellung, daß den Templeisen die Heranbildung und Aussendung tüchtiger Fürsten und Fürstinnen obliege (ZfromPhill. 48,6; P. 494,5—495,6), bot die Möglichkeit, nicht nur die aus dem Tschionatulander-Gahmuretstoffe (T. 26 f.) stammende Erzählung von Herzeloydes erster Ehe mit Castis in den P. einzuführen (N. B. 147f.), sondern auch die Schwanrittersage mit dem letzteren zu verketten. Was sonst ein loses Anhängsel der Dichtung gebildet hätte, erschien nunmehr als ihre künstlerische Ergänzung (Blöte, a. a. O. 353).

Unsere vorstehenden Ergebnisse werden noch durch folgende mehr nebensächliche Einzelheiten bekräftigt:

a) Isabella hatte, wie wir sahen, den deutschen Boden zuerst in Antwerpen betreten. Es war also für sie ein bekanntes Gebiet, wohin W. den Landeplatz des Schwanritters verlegte (P. 825,1). Sonst ist Nimwegen, Cleve oder Mainz überliefert.

b) An ihren ehren- und freudenreichen Einzug in die rheinischen Lande mußte Isabellen die Erwähnung der Maler von Maastricht und Köln erinnern (P. 158,14 ff.). Ihre Brautreise war ja über Maastricht nach Köln gegangen. Fünf volle Tage war sie unterwegs, überall von großen Volksmengen herzlich begrüßt und gefeiert. Wenn nun auch unter den „omnes artifices", die sich nach Roger v. Wendover zu ihrem Empfange einfanden, wie der Zusammenhang lehrt, wohl in erster Linie musikalische Kräfte zu verstehen sind, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß auch die Maler Maastrichts und Kölns der Braut des Kaisers durch ihre Kunst gehuldigt haben.

c) Die Jungfrau, die nach P. 125,15 Meljahkanz raubte und Karnahkarnanz befreite, hieß „Imâne von der Bêâfontâne". Weil diese Angabe in G und *n gänzlich fehlt, in D und dem alten Drucke aber den Schluß eines zweiunddreißigzeiligen Abschnittes bildet, besteht der begründete Verdacht, daß sie in den Text des Ur-P. nachträglich eingeschaltet worden ist. Martin meint, der Name Imâne sei sonst unbekannt. Und Bartsch, Germ. Stud. II. 148, sucht ihn aus einem Mißverständnis W.s (i maine, Praes. von mener) zu erklären. Nun war aber der Vorname Immaine, Ymmaine, Ymania, Ymana, Himana oder Imagina in der Familie der Grafen v. Loos und Chiny gebräuchlich (M. G. SS. 23, 851, 943 und SS. 25, 396, 409, 426, 432 und 435). Und ein Ort des Namens Bellefontaine liegt nur etwa 15 km sö. der Stadt Chiny in der belgischen Prov. Luxemburg, Arr. Virton; ein zweiter desselben Namens nur etwa 35 km nw. Chiny in der Prov. Namur, Arr. Dinant. Damit nicht genug! Ymana, eine Tochter des Gr. Ludwig I. v. Loos, war die zweite Gemahlin Gottfrieds III. v. Löwen und daher die Stiefgroßmutter des Hzgs. Heinrich II. von Brabant (M. G. SS. 21, 570, Anm. 87 und 88), die als Wwe. den Schleier nahm und nach 1214 als Äbtissin des Katharinenklosters zu Eisenach verstarb. W. scheint also durch die beiden von ihm eingeschobenen Verse auf

Digitized by Google

ein uns unbekanntes, dem Brabantischen Herzogspaare aber wohlbekanntes Ereignis angespielt zu haben.

III. Das steirische Rätsel.

Die Verknüpfung der Steiermark mit dem Hause des Helden, wie wir sie im P. 499,3—8 finden, habe ich in meinen N.B. 92—96 durch das Interesse zu erklären versucht, das ein beträchtlicher Teil der Leser- und Hörerschaft des Dichters um die Jahrhundertwende an den steirischen Erbhändeln genommen hatte[10]).

Wie ich hiermit nachtrage, hatte 1192 auch das Haus Anjou ernsten Grund gehabt, sich gekränkt zu fühlen. Denn Heinrich der Löwe, der Gemahl der Prinzessin Mathilde Plantagenet, der Vatersschwester der Kaiserin Isabella, war mit Herzog Ottokar VI. v. Steiermark, dem letzten Traungauer, um eine Parentel (Ordnung) deutschrechtlicher Zählung oder um 2 Grade römischrechtlicher Zählung näher verwandt, als Hzg. Leopold V. v. Österreich. Wenn trotzdem der Letztere von Kaiser Heinrich VI. mit dem heimgefallenen Herzogtum belehnt wurde, so erklärt sich dies durch den damals noch besonders scharfen staufisch-welfischen Gegensatz. An ebendemselben 24. Mai 1192, wo Leopold v. Österreich auf dem Reichstage zu Worms seine Belehnung empfing, wurde Heinrich der Lange v. Braunschweig, der älteste Sohn Heinrichs des Löwen, wegen seines verräterischen Verhaltens bei der Belagerung von Neapel in die Reichsacht erklärt.

Solange diese heftige Familienfeindschaft andauerte, hat der gut staufisch gesinnte W. selbstverständlich jede Anspielung auf etwaige steirische Ansprüche der welfisch-angevinischen Nachkommenschaft Heinrichs und Mathildes peinlich unterlassen. Ganz verändert, ja völlig in ihr Gegenteil verkehrt waren aber die politischen Verhältnisse seit dem Sommer 1235: Die alten welfischen und angevinischen Gegner der staufischen Sache, ein Heinrich der Löwe, Otto IV., Heinrich der Lange, Richard Löwenherz, John Lackland verstorben; die Häuser Anjou und Staufen eng verbunden; der Kaiser und die Kaiserin mit den Welfen nahe verwandt; der langjährige Streit zwischen Welfen und Staufern am 21. August 1235 auf dem Reichstage zu Mainz förmlich und endgiltig beigelegt; das Weiterbestehen der Herzogtümer Österreich und Steiermark aber durch das unruhige und unkluge Verhalten ihres Herzogs Friedrichs des Streitbaren ernstlich gefährdet. Als einziger deutscher Fürst ergriff dieser bei dem Aufstande seines Schwagers, des Kgs. Heinrich VII., dessen Partei. Seine Neutralität machte er davon abhängig, daß ihm der Kaiser 2000 Mark Zuschuß zu den Kosten eines Krieges mit Böhmen und Ungarn bewillige. Da Friedrich II. darauf nicht einging, erklärte ihm der Herzog rundweg, daß er ihm nicht weiter dienen werde. Nach der Unterwer-

10) Hagen, Zfd. Phill. 38 (1906), 30, Anm. 1: „Worauf sich die Behauptung von Weiß, Zfd. A. 28,136—139, gründet, daß die Anjous in Steiermark begütert waren und vielleicht auch in der Gegend von Pettau eine Besitzung hatten, ist mir unerfindlich.“ Mir auch!

Digitized by Google

fung Kg. Heinrichs spitzte sich das feindselige Benehmen des Herzogs Friedrich gegenüber dem Kaiser derartig zu, daß schließlich seine Ächtung unvermeidlich war. Am 27. Juni 1236 gibt der Kaiser bekannt (M. G. LL. II, 322): „Firmiter promisimus, quod cum Friderico duce Austriae et Stiriae contra nos, honorem et dignitatem nostram et imperii gravia nimis et illicita moliente nullas treugas, pacem vel concordiam faciemus." Während er nun vom August bis zum November 1236 in Oberitalien mit dem lombardischen Städtebunde kämpfte, fochten mehrere seiner Heere in Österreich gegen die Truppen des Herzogs. Aber erst, nachdem ihnen der Kaiser selbst mitten im Winter 1236/7 zu Hilfe geeilt war, gelang es, die Herzogtümer Steiermark und Österreich mit Ausnahme einiger besonders fester Plätze zu unterwerfen. Der Kaiser konnte das Weihnachtsfest in Graz feiern und kurz nach Neujahr 1237 Winterquartiere in Wien beziehen. Im Frühling und Sommer 1237 sammelte er dann unter Aufbietung aller Hilfskräfte ein gewaltiges Heer, mit dem er im August 1237 einen neuen Zug nach Italien vom Lechfeld aus antrat.

Schon während der Kämpfe in Steiermark hatte er sich entschlossen, die beiden Herzogtümer nicht wieder zu verleihen, sondern selbst in Verwaltung zu nehmen. Daß er sich im Frühjahr 1237 als alleinigen Machthaber und Herrscher der Steiermark betrachtete, beweisen verschiedene seiner Erlasse. Wien und seine Bürger nahm er im April 1237 „perpetuo et irrevocabiliter (!) in nostram et imperii dicionem" (Huill. V, I, S. 56). In drei Bestätigungen klösterlicher Privilegien aus derselben Zeit heißt es sodann beispielsweise: „ducatibus Austriae et Stiriae *dominio nostro* prospera sorte *subactis*" . . . und „Nos . . ., ad quem *praedictorum ducatuum* optenta munere dispensationis divinae *possessio jam pervenit.*" . . . (Reg. Imp. V, 1, 2219, 2233), oder auch: „ducatus Austriae et Styriae *ad nostrum et imperii dominium* Domino favente devenerant" (Huill. V, 1, S. 14). Seinen Getreuen im Elsaß aber schreibt er: „in ducatibus Austriae et Styriae, per quos *noviter nostro dominio applicatos potentia nostra est dilatata*" (Reg. Imp. V, 1, 2243). Als ihn dann im April 1237 die Dienstmannen und Landleute Steiermarks bitten, sie für immer unmittelbar beim Reiche zu behalten und Niemandem sonst zuzugestehen, da willfahrt er ihnen mit dem ausdrücklichen Beifügen, daß die Steiermark nie wieder mit Österreich unter einem Herzog verbunden werden solle (Huill. V, 1, S. 62).

Wenn nun auch all seine damaligen Absichten auf die Steiermark schon i. J. 1239 durch seine Aussöhnung mit Hzg. Friedrich durchkreuzt worden sind, so steht doch gerade für die kritischen Jahre 1236/37 fest, daß der Kaiser nicht nur der tatsächliche Herrscher der Steiermark gewesen ist, sondern auch die Überführung dieses Zustandes in ein dauerndes Rechtsverhältnis angestrebt hat.

Die geschilderten Ereignisse liefern uns m. E. den Schlüssel zur endgiltigen Lösung des „steirischen Rätsels". Der Umstand, daß fast jede Anspielung W.s auf die Steiermark sich mit einem Erlebnis

Digitized by Google

Friedrichs und Isabellas aus der fraglichen Zeit in Beziehung bringen läßt, berechtigt uns zu dem Schluß, daß der Dichter mit diesen Anspielungen auf den Beifall und die Gunst des Kaiserpaares abgezielt hat. Die Steiermark, die nach obigen Belegstellen damals schon offiziell als kaiserliches dominium angesehen wurde, erscheint im P. als altangevinisches Erbland, das einst Gandin, also ein sagenhafter Ahn Isabellas, besessen habe. Schon lange vor ihr habe dort einmal eine Frau aus angevinischem Stamme, nämlich Lammire, eine Base P.s, als Landesherrin gewaltet. Die „wîte Gandîne", nach der Gandin genannt worden sein soll, und alle anderen im P. vorkommenden Örtlichkeiten der Steiermark[11] dürften dem Kaiser bei seinem zweimaligen, längeren Besuche dieses Herzogtumes, sei es aus eigener Anschauung, sei es vom Hörensagen bekannt geworden sein. War er doch z. B. gezwungen, in Steiermark „castra valde munita" zu erobern und viele derselben zu zerstören, also manchen Kreuz- und Querzug zu unternehmen (Cont. Sancruc. secunda, M. G. SS. IX, 639). Auch der Weg, den Trevrezent nach W.s Darstellung, P. 496,15 ff., von der Adria aus bis nach Steiermark eingeschlagen haben soll, nämlich „durch Frîûl ûz für Aglei", war geeignet, das Interesse des Kaiserpaares zu erregen. Denn Friedrich II. hatte ihn ja 1235 sowohl als auch 1236, und zwar das zweite Mal in Begleitung der Kaiserin, zurückgelegt (von Treviso „ad partes Aquilejae", dann „per canales", d. h. durch den Canale di Ferro über Chiusa, Pontafel und Villach; Huill. IV, 1, S. 542 und Reg. Inp. V, 1, Nr. 2089 d und 2204 k). Als damals das kaiserliche Heer wegen der österreichischen Wirren in der Dezemberkälte durch die schneebedeckten Alpen nordwärts eilte, mag Isabella wohl des öfteren an ihren verstorbenen Oheim Richard Löwenherz erinnert worden sein, der 1192, also 44 Jahre früher, und zwar ebenfalls im Dezember, auf seiner abenteuerlichen Flucht ebendieselbe Strecke in rasendem Ritte durchflogen hatte. Wenn W. weiter eine genaue Beschreibung der beiden Wappenbilder Gahmurets, nämlich des Ankers und des Panthers, in den P. aufnahm und das altangevinische, schon von Gandin und Galoes geführte Pantherwappen demjenigen der Steiermark gleichsetzte, so durfte auch diese dichterische Freiheit auf das Verständnis und den Beifall des Kaiserpaares rechnen. Denn Wülfing v. Stubenberg, ein Glied jener steirischen Familie, die seit 1216 das Ankerwappen führte (Zach. Bartsch, Steierm. Wappenb. 1567, neu herausgeg. 1893 durch J. v. Zahn und Anthony v. Siegenfeld, S. 130—134, Taf. 26—28), war wegen Regelung der Mitgift seiner Gattin im April 1237 mit dem Kaiser in persönliche Beziehung gekommen (Huill. V, 1,65). Was aber das Pantherwappen anlangt, so haben zweifellos sowohl der Kaiser als auch namentlich seine

11) Unter dem berc ze Agremontîn P. 496,10; 735,24 u. 812,19, habe ich früher nach v. Siegenfelds Vorgang den Donatiberg bei Rohitsch vermutet (N. B. 89f.). Vielleicht ist aber auch an Agamund oder Agemunt = Admunt a. d. Enns in Nordsteiermark zu denken (v. Zahn, U. B., Ortsnamenreg.). Im dortigen Kloster wurde der Kaiser am 30. Mai 1235 „sollemniter" aufgenommen. M. G. SS. IX, 593.

Digitized by Google

Gattin gewußt, daß Richard Löwenherz auf dem Schild seines großen Reitersiegels einen schlanken, aufrecht stehenden Leoparden geführt, der dem Panther der letzten traungauischen Herzöge der Steiermark auffallend ähnlich ist (Rymer, foedera, ed. denuo aucta, Lond. 1816, I, 1, Abb. zu S. 48, verglichen mit Anth. v. Siegenfeld, Landeswappen der Steiermark, Taf. 6, Z. 12[12]).

Wohlverständlich wäre es endlich für das Kaiserpaar gewesen, wenn W. den Namen des niederösterreichischen, ehemals aber traungauisch-steirischen Weilers Anschau, urkundlich auch Antschau, Antschaw oder Anschowe[13] geschrieben, und des auf der ehemals dabeiliegenden Burg sitzenden Adelsgeschlechtes als Anjou gedeutet und mit den Grafen v. Anjou in frei erdichteten Zusammenhang gebracht haben sollte. Denn obgleich in Wirklichkeit jenes weltvergessene Dörfchen mit Anjou und seinem Grafenhause nicht mehr zu tun hatte als etwa die heutzutage im Reg.-Bez. Coblenz, in Hinterindien (Annam) oder in der mittelafrikanischen Provinz Sokoto noch vorhandenen Orte gleichen Namens, so war doch W.s Anspielung geeignet, Isabella von Anjou den Zeitgenossen als die nach Dichtung und Sage rechtmäßige Herrin der soeben von ihrem Gemahl eroberten Steiermark vorzustellen. Daß der Dichter, wie Golther, P. und d. Gral, 181 f., behauptet, mit seiner ganzen Anjouverherrlichung bloß jenem kleinen, österreichisch-steirischen Landadel habe huldigen wollen, leuchtet mir dagegen ebensowenig ein, wie die Ansicht Richard Müllers, daß diese Herren v. Anschau sich aus unbekannten Gründen nach der französischen Heimat Gahmurets und P.s benannt hätten (Bl. ds. V. f. Ldskunde v. Niederösterreich, N. F. 18. Jahrg. 1884, S. 119).

Die „bei den Haaren herbeigezogene, Crestien und Guiot völlig fremde Verbindung der Familie P.s mit dem Lande Steier" (Anthony v. Siegenfeld, a. a. O. 407) verliert durch unser Ergebnis alles Rätselhafte. Ihre wahren Gründe hat übrigens ebenderselbe von Siegenfeld bereits im Allgemeinen geahnt, obwohl er noch in dem Irrtum befangen ist, daß W. auf die Gunst des Hzgs. Leopold V. von Österreich spekuliert habe. „Es sind" — so schreibt er — „wohl dieselben Gründe, die W.s Vorgänger in der Bearbeitung der P.-Sage dazu bewogen haben, das Geschlecht der Gralskönige mit der Grafschaft Anjou (Anschouwe) in Beziehung zu bringen. Das vielleicht erhöhte Interes-

12) Heinr. II. v. Engl. trug in einem seiner Lieblingsringe eine „pantera" nach Gir. Cambr. vita Galfridi Archiep. Eboracens. in der Anglia Sacra (Wharton, Lond. 1691, II, 382). Pantera bedeutet hier aber nicht, wie Martin, P.-Comm. zu 101,7 anzunehmen scheint, ein Pantherwappen, sondern einen gefleckten Edelstein, eine Jaspisart (P. 791,8). Zweifellos ergibt sich das bei Giraldus selbst a. a. O. aus dem nächstfolgenden Satze, wo ein zweiter Ring des Kgs. erwähnt wird, der mit einem kostbaren Saphir geschmückt war.

13) Anschouwe mhd. stf. oder anschau stm. = das Anschauen, der Anblick. Reinbots heil. Georg 4027: diu rose ist in dem touwe ein lichtiu aneschouwe. — Köpke, Pass. 395,72: die muter klagete iren sun mit klagender aneschouwe. In Frankreich kommt das gleichbedeutende „Regard" auch als Ortsname vor.

Digitized by Google

se der Zuhörer bei der Verknüpfung mit einer bekannten Landschaft wird dabei wohl kaum ausschlaggebend gewesen sein. *Dagegen lag darin eine Huldigung für den Herren des betreffenden Landes, eine Art Widmung für ihn und nicht zuletzt ein Appell an seine milte.*"

Über W.s steirische Ortskenntnisse vgl. auch u. S. 32.

IV. Lehelin-Llewelyn.

In meinen N.B. 193 f. habe ich bereits nachgewiesen, daß die Figur Lehelins erst bei der nachträglichen Überarbeitung des Ur-P. in die Dichtung eingeführt worden ist. Nur W. und nach ihm der Verfasser des jüngeren T. kennen diesen Usurpator. Daß sein Name[14] dem kymrischen, in der walisischen Geschichte und auch bei Shakespeare vorkommenden, noch heute in Wales als Vorname beliebten „Llewelyn"[15] entspricht, haben Heinzel, 89, Hertz, 478 Anm. 51 und Martin, Komm. zu P. 67, 18, richtig erkannt. Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und in W.s Lehelin das Abbild des walisischen Nationalhelden Llewelyn erblicken.

Lehelin wird im P. öfters als starker, stolzer und kühner Ritter erwähnt. Zweimal, 261, 29 und 473, 22, führt er den Titel „roys"[16]. Waleis und Norgals, die P.s Mutter von ihrem ersten Gemahl Castis erworben hatte, nimmt er weg (128,4 u. s. w.). Das Gralsroß Gringuljete eignet er sich an, nachdem er den Gralsritter Lybbeals getötet hat (340,2 u. s. w.). Diese seine Gewalttaten werden aber nicht unmittelbar geschildert, sondern nur von anderen Personen erwähnt. Ein einziges Mal, und zwar längere Zeit vor seinem Länderraube, in der Vesperie bei Kanvoleiz, 79,13 ff., tritt er als Streiter auf, wird aber nach heftigem Kampfe durch Gahmuret schmählich auf Speerschaftslänge hinter das Roß gesetzt und muß ihm Sicherheit bieten[17].

Vergleichen wir mit dieser dichterischen Figur den geschichtlichen Llewelyn[18]! David, der Sohn Owains, der seit etwa 1170 in

14) G hat ständig „lehelin", mit einer einzigen Ausnahme, 473,22: „loheline": offenbar ein Schreibfehler. D hat wechselnd „lehelin" und „laehelin".

15) Die Magna Charta Z. 56—58 handelt von den Verhältnissen zwischen England und Wales. Statt „Llewelyn" findet sich dort Z. 58 die Form Levolinus. In den Urk. Heinrichs III. bei Rymer heißt er Lewelinus oder Llewelinus, „princeps de Albenfrau et dominus de Snaudon"; so nennt er sich 1234 auch selbst. Einmal, 1239, kommt die Titulatur vor: „quondam princeps Norwalliae et dominus de Albenfrau" (a. a. O. I, 1,239). Die Franzosen nennen ihn „Leolyn". In den zeitgenössischen Urk. heißt sein Land „Wallia" und „Norwallia", sein Volk aber „Walenses". In Malorys Arthurroman findet sich der Name „the North galis" für das Land.

16) Fehlt an der zuerst genannten Stelle in G; D hat „der kunec".

17) Daß Lehelin als Bruder des burgundischen Herzogs Orilus v. Lalander (206,29; 545,29) und der Cunneware v. Lallant erscheint, ist zweifellos eine Erfindung W.s. Um eine größere Geschlossenheit der Dichtung zu erzielen, wurde offenbar der sonst gänzlich für sich alleinstehende Held in diese Familie eingereiht. In das Artus- oder Gralsgeschlecht hätte er als Feind der Anjous nicht hineingepaßt.

18) James Ramsay, The dawn of the constution, Lond. 1908, 17; 93. — Ders. The Angevin Empire, Lond. 1903, 374 f; 420 f; 428 f; 433; 470; — Owen

Digitized by Google

Nord-Wales als Fürst oder König anerkannt war und 1173 Emma Plantagenet, die einzige Tochter Gottfrieds und der Mathilde, die Schwester Kg. Heinrichs II.[19], heimgeführt hatte, wurde 1194 durch Llewelyn, den Sohn seines Bruders Jorwerth, vom Throne gestoßen. Solange Richard Löwenherz, der Neffe des vertriebenen Paares, regierte, wohnte es in England. Zur Zeit Kg. Johanns, der Llewelyn anerkannte, scheint dann David seine Ansprüche gegen Llewelyn noch einmal geltend gemacht zu haben. 1204 werden er und sein einziger Sohn Owain zu Conway in Nordwales getötet.

Nachdem 1203 alle walisischen Fürsten dem Llewelyn als ihrem Oberherren Treue geschworen und gehuldigt hatten, konnte er seine ganze Kraft gegen England kehren. Es zeigt sich nun im Verhältnis der beiden Nachbarländer „die stete Wiederholung von Reibungen und Verwüstungen in den Marken, Waffenstillständen, gegenseitigen Vorwürfen des Treubruchs, Vermittlungsversuchen, Verlockung und Begünstigung abtrünniger Barone, Drohungen, Ausflüchten, erzwungenen Unterwerfungsakten, kurz aller jener widerwärtigen Erscheinungen, die ein zwischen 2 Nationen mit unversöhnlichem Haß geführter Vernichtungskampf im Gefolge hat" (Walter, 100). Ueber ein Menschenalter galt so Llewelyn als Englands gefährlichster, weil unmittelbar und ständig in seiner Flanke lauernder Feind. Seine eigenen Volksgenossen aber verehrten in ihm ihren berühmtesten Freiheitskämpfer, den „zweiten Achilles und Caesar", den „schlaflosen Adler" und gaben ihm den Beinamen „der Große". Die Barden widmeten ihm ihre schwungvollsten Gesänge. Bei Einion ap Gwgan z. B. heißt es:

„Von seiner Tapferkeit spricht jede Zunge,
In fernen Landen preist man seine Siege."

Selbst die englischen Geschichtsschreiber müssen seine Klugheit, seine Tapferkeit und seinen unbeugsamen Mut anerkennen. Als einer der größten Erfolge Heinrichs III. wurde es angesehen, daß er i. J. 1234 durch die Vermittlung des Erzbischofs v. Canterbury einen zweijährigen Waffenstillstand mit Llewelyn zustandebrachte, der dann einige Male verlängert wurde (Rymer I, 1, 213, 229, 232, 235). Später, 1237, empörte sich Llewelyns eigener Sohn Griffin gegen seinen Vater, sodaß der alte und kranke Held sich unter den Schutz seines langjährigen Gegners, des englischen Königs, begeben und ihm sein Land zu Lehen auftragen mußte. 1241 ist er in geistiger Umnachtung als Zisterziensermönch gestorben.

Diese Ereignisse decken sich nicht ganz mit der Darstellung des P. Denn dort wird der Angevin Gahmuret durch seine Heirat mit

M. *Edwards*, Wales, Lond. 1901, 40 f, 127 f. — Ferd. *Walter*, Das alte Wales, Bonn 1859, 88 ff; 306. — Thom. *Nicholas*, Annals and antiquities of the counties and county families of Wales, Lond. 1875, I, 149; 237. — *Caradoc of Lhancarvan (Powell)*, The history of Wales, Lond. 1774, 244; 259. — *H. Murray Lane*, The Royal daughters of England I, Lond. 1910, 63. — *Kate Norgate*, The Minority of Henry the third, Lond. 1912, 87 ff; 160 f; 194 ff; 257 f. —

19) So *Lane*, a. a. O., während *Ramsay*, The Angevin Empire, 374, sie für die natürliche Schwester Heinrichs III. hält. —

Digitized by Google

Herzeloyde zum Herrscher der wallisischen Lande, während in der englischen Geschichte die angevinische Prinzessin Emma durch ihre Heirat mit David auf den Thron von Wales gelangt. Dagegen paßt die Anspielung des P. völlig auf die Wirklichkeit, soweit der erst durch W. eingeführte Lehelin in Frage kommt. Denn dieser ist ebenso wie Llewelyn ein „starker, kühner und stolzer" Usurpator. Beide verdrängen aus Wallis die rechtmäßige Herrscherin, töten die Fürsten des jungen, unmündigen Thronerben angevinischen Blutes und erschlagen und fangen dessen Volk (P. 128,8 ff.), müssen aber schließlich nach langen Kämpfen einem späteren angevinischen König — hier Kardeiz, dort Heinrich III. — ihren Raub, wenn auch nicht völlig, so doch großenteils, wieder herausgeben (P. 803,22 f.: *„Kanvoleiz und vil des Gahmuretes was"*).

Aber nicht nur als Länder-, sondern auch als Roßräuber betätigt sich einer wie der andere. Auf seinem letzten Feldzuge gegen Llewelyn und den mit ihm verbündeten Grafen Pembroke i. J. 1233 werden nämlich Heinrich dem III. bei Grosmont in Wales 5—800 Pferde und fast seine gesamte Bagage weggenommen: ein Verlust, der ihn zum schleunigsten Rückzug nach Gloucester zwingt (Pauli, Gesch. v. England, III, 606 u. Anm. 4).

V. Die Empörung Heinrichs VII.

Der Aufstand Heinrichs gegen seinen Vater wurde am 21. Juni 1235 durch das Treffen im Schwiggerstale, jetzt Ermstal genannt, ö. Reutlingen, niedergeschlagen[20]). Schon etwa 2 Wochen danach mußte sich Heinrich dem erzürnten Kaiser unterwerfen, der ihn bald nach Apulien in lebenslange Verbannung und Gefangenschaft abführen ließ († 1242).

Unter den ostfränkischen Adeligen, die auf Heinrichs Seite gestanden hatten, befanden sich auch der Graf Boppo v. Wertheim und Konrad v. Durne, der Enkel Ruperts. Nach dem September 1234, wo auf einer Versammlung zu Boppard a. Rh. die offene Empörung gegen den Kaiser beschlossen worden war, begegnen uns Beide noch am Hofe des Königs[21]). Was den Grafen Boppo, W.s Herren, zum Abfall von dem Kaiser bestimmt hat, ist nicht bekannt. Die Edelherren v. Durne, W.s Gönner, glaubten offenbar durch Maßnahmen geschädigt zu sein, die der Kaiser nach dem Aussterben der Grafen v. Laufen getroffen hatte. Als Gatte der Gräfin Mechthild, der jünge-

20) Vgl. hierüber die gründlichen Arbeiten Karl Weller's: Gesch. des Hauses Hohenlohe, Stuttgart 1903, S. 60 ff; Hohenloh. U. B. I; Zur Kriegsgesch. der Empörung, Württ. Vierteljahrshefte für Landesgesch. IV. (1895), 176 ff. Schirrmacher, Friedr. II., 2, 315 ff.

21) Böhmer-Ficker, Reg. imp. V, No. 4356,4361 ff. Am 3. Februar 1235 ist Konrad v. Durne unmittelbar neben dem Hauptrebellen Heinr. v. Neiffen zu Nürnberg U.-Zeuge Heinrichs VII. A. a. O. No. 4371. — Auch in Manlius' Chronicon episcopatus Constantiensis werden die „nobiles de Turr (!)" unter den Mitkämpfern auf der Seite Heinrichs im Schwiggerstale erwähnt. Hohenloh. U. B. I, 82, No. 139.

Digitized by Google

ren Erbtochter Boppos v. Laufen, mochte Konrad darauf gerechnet haben, daß ihm ein beträchtlicher Teil der Laufenschen Reichslehen zufallen würde. Friedrich II. hatte aber die wichtigsten derselben, z. B. die Städte Laufen, Sinsheim und Eppingen, eingezogen und um 2300 Mark Silbers an den Markgrafen Hermann v. Baden verpfändet, mit dem deswegen Konrad und seine Söhne in eine lange Fehde gerieten[22].

Nachdem auf dem Reichstage zu Mainz im August 1235 der Krieg gegen die aufrührerischen Lombarden für das Frühjahr 1236 beschlossen worden war, mußte dem Kaiser an der baldigen Beruhigung Deutschlands gelegen sein. Darum behandelte er die sich unterwerfenden Anhänger seines Sohnes fast ausnahmslos mit kluger Milde. Gleichwie er z. B. die v. Neifen, den Reichsschenken Walther v. Limburg und später auch den Landrichter Ludwig v. Schüpf wieder zu Gnaden annahm, dürfte er es auch mit denen v. Wertheim und v. Durne gehalten haben. Wenigstens erscheint Ulrich v. Durne, der Bruder des Empörers Konrad, ein Deutschordensritter, zwischen dem Januar und dem April 1237 in Wien beim Kaiser (Hirsch-Toeppen-Strehlke, SS. rer. Prussicar. V, 77 u. 170 a, E.). Und Konrads Sohn Boppo kommt im August 1237 kurz vor dem Ausmarsch der kaiserlichen Truppen neben den begnadigten Rebellen Albert Gr. v. Habsburg, Heinrich Gr. v. Werde u. s. w. als U.-Z. des Kaisers in dessen Heerlager bei Augsburg zweimal vor (Weller, Hohenloh. U.B. I, 99 f. Nr. 177; 100 Nr. 178). Zu den Bußen, die diesen reuigen Reichsministerialen und -lehnsträgern auferlegt wurden, hat wohl sicher die Verpflichtung gehört, mit einer Anzahl waffenfähiger Mannen an den kaiserlichen Feldzügen in Oberitalien oder in Steiermark und Österreich teilzunehmen. Und so darf man denn auch vermuten, daß W., dieser waffenstolze Vertreter des edelsten Rittertums, in dem nach Österreich und Steiermark beorderten fränkischen Aufgebot unter dem Oberbefehl des Bischofs Ekbert von Bamberg mit ausgezogen ist. Seine Kenntnis steirischer Örtlichkeiten würde sich so auf das einfachste erklären (vgl. u. S. 35).

Aber nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit der Leier dürfte er das Streben seiner Herren und Gönner nach Verzeihung unterstützt haben. Jedenfalls bildete die Verherrlichung der Familie der jungen Kaiserin ein treffliches Mittel, die Huld ihres poetisch empfänglichen Gemahles wiederzugewinnen.

VI. Die Vollendung und Widmung des P.s.

1. Höchstpersönliche Gründe W.s.

W. zählte um 1235/37 mindestens 55—57 Jahre. Seine Armut, über die er ehedem bald gescherzt und bald geklagt hatte, mag ihn

22) Böhmer-Ficker, a. a. O. No. 2060, 4348; i. J. 1234, nach dem Tode Hermanns, überfielen die Durne wiederum Eppingen, wurden aber geschlagen (W. U. B. IV, 420, Reg. No. VI. Vgl. auch Stälin (Vater) Wirt. Gesch. II, 418, 664).

Digitized by Google

mit zunehmendem Alter schwer und schwerer bedrückt haben. Auf seine zunehmenden Nöte und Sorgen deuten schon die Verse im Eingang des Gahmuret 5,13 ff.: „jugent hât vil werdekeit, daz alter siuften unde leit: ez entwart nie niht als unvruot sô alter unde armuot". Dazu stimmen die beweglichen Worte: „ich armer man" im vorletzten Buche seines P. 735,9, sowie der schwermütige Ton, der die letzten Bücher seines Wh. durchzieht (vgl. z. B. Wh. 376,12).

Herbe Enttäuschungen hatten ihm zudem der unerfreuliche Ausgang seines höfischen Minneverhältnisses sowie das vorzeitige Ableben zweier Gönner, Hermanns v. Thüringen und Wilhelms v. Baux, bereitet (N.B. 198; 155—161). Je mehr aber dem Alternden die Kraft und Gewandtheit für das Waffenhandwerk entschwand, umso wichtiger mußte für ihn jede Gelegenheit werden, durch seine Dichtkunst die Huld freigebiger Fürsten zu gewinnen. Gerade jetzt schien den deutschen Dichtern ein goldenes Zeitalter zu winken. Denn derselbe Friedrich II., der einst als deutscher Kg. einem Walther v. d. Vogelweide sein heißersehntes Lehen gewährt hatte, spendete soeben mit offener Hand allem Volke überreiche Gaben. Und seine Gemahlin suchte es ihm gleichzutun.

Aber auch die Gunst des mit Friedrich und Isabella nahe verwandten Hauses Brabant mußte damals für W. besonders erstrebenswert sein, weil sie ihm ja zugleich die Gunst seines eigenen bayrischen Herrscherhauses verhieß. War dieses doch soeben, wie wir sahen, mit den Brabantern ein nahes Schwägerschaftsverhältnis eingegangen. W.s Zerwürfnis mit der bayrischen Prinzessin Elisabeth, der schönen Markgräfin vom Heitstein (N.B. 198—216), lag bereits ein Menschenalter zurück. Falls trotzdem ein Rest der ehemaligen, sehr ernsten Verstimmung beim bayrischen Herzogshofe zurückgeblieben sein sollte, so ließ sich jetzt leichter als je auf dem Umwege über Brabant eine Versöhnung anbahnen. Wer, wie W., als angesehener deutscher Dichter den mit Spannung erwarteten Schluß seines berühmtesten Werkes dahin gewendet hatte, daß die künftige Bayernherzogin Marie als Abkömmlingin der Gralskönige und des Schwanritters erschien, der durfte gewiß auch auf den Beifall und den Dank des bayrischen Herrscherhauses rechnen.

2. Die Zeit der Vollendung und Widmung des P.s.

Über 60 Jahre lang hat Goethe an seinem Faust aufgebaut, eingerissen, wieder aufgebaut, geändert und gebessert. Wer sich das vor Augen hält, der wird es auch begreiflich finden, daß ein so gewaltiges Werk, wie der P., nicht aus einem Gusse entstanden ist, sondern erst im Laufe von etwa 37—40 Jahren seine endgiltige Form gefunden hat. Als ich früher, in meinen N.B. 222 f. u. das. Anm. 2, zu dem Ergebnis kam, daß der P., wie er uns heute vorliegt, in einem „mehr als 20jährigen Zeitraum" fertiggestellt worden sei, wies ich bereits darauf hin, daß von mir überall die Arbeitszeit W.s an seinen einzelnen Werken sehr knapp berechnet worden sei. Es sei möglich,

Digitized by Google

ja wahrscheinlich, daß seine Dichtungen keineswegs Schlag auf Schlag einander gefolgt seien.

Aber auch innerhalb des P. haben Panzer, Zwierzina und Matz Arbeitspausen nachgewiesen. Kein Wunder! wenn man bedenkt, daß das Waffenhandwerk und nicht das Verseschmieden W.s eigentlicher Beruf gewesen ist. Solange die 16½jährige Mißregierung Kg. Johanns währte und das Bündnis der Staufer und Capetinger gegen die Anjous bestand, wäre es auch ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen gewesen, eine anjoufreundliche Tendenzdichtung von der Art unseres heutigen P. in Deutschland herauszugeben. Hauptsächlich sein 15. und 16. Buch, in denen Feirefiz Angevin im vollen Glanze orientalischer Pracht auftritt und P. zum Gralskönigtume berufen wird, in denen also die Verherrlichung der Anjous ihren Gipfelpunkt erreicht, sind in jener Zeit nicht denkbar. Nein, W.s Werk, das in glücklicheren Tagen der Plantagenets begonnen worden war, wurde in den Zeiten ihrer Schmach vorzeitig „beslozzen", d. h. abgebrochen und nicht weiter gefördert. Sein endgiltiger Abschluß blieb den in Spannung darauf wartenden Zeitgenossen sogar ziemlich lange vorenthalten (734,1—4). Erst die Heirat Friedrichs und Isabellas war, um in des Dichters bildlicher Ausdrucksweise zu bleiben, recht eigentlich der Schlüssel, der das Schloß der Aventiure in seinem Munde wieder aufschloß (734,4—9), sodaß nunmehr außer den beiden letzten Büchern einige kleinere Ergänzungen, vor allem der Schwanritter-, Steiermark- und Lehelinstoff, sowie die 3. und 4. Sigunenstelle (N.B. 185—193) nachträglich der Erzählung an- oder eingefügt und sodann die letztere nach nochmaliger Überarbeitung zu einer ganz eigenartigen Huldigung für die junge Kaiserin und ihre brabantischen Verwandten umgeprägt werden konnten. Denn dies und nichts anderes dürfte unter dem „volsprechen des maere durch ein wîp" (P. 827,28 f.) zu verstehen sein[23]. Die angegebenen Zeiträume reichen für die fragliche Ergänzungsarbeit mit ihren rund 3000 Versen und für die letzte Überarbeitung des ganzen Werkes vollkommen aus, umsomehr, als der Dichter anscheinend dabei mit einer gewissen Flüchtigkeit vorgegangen ist, falls nicht etwa sein früher so ausgezeichnetes Gedächtnis mit zunehmendem Alter nachgelassen haben sollte.

Schon in meinen N.B. 191, 196 habe ich aus den letzten beiden Büchern zwei auffällige Versehen erwähnt: Der Waffenrock des Feirefiz wird dreimal beschrieben; Feirefiz soll Repanse nicht gekannt haben. Als weitere Flüchtigkeitsspuren sind neben dem Reimfüllsel „sie bêde" in 794,7 und dem Flickverse 794,15 folgende Wiederholungen anzuführen: 735,18 = 743,6; 797,28 = 817,16. — 755,15; 756,20; 793,30 und 796,30: „mit fröude siten" viermal im Reim auf „riten". — 750,5: „(Juno) fuogte daz weter sô" . . .; 753,7: „(Juno) . . . gap segels luft"; 767,3 f.: „(Juno) mîn segelweter fuogte sô" . . . —

23) Der Vermutung Domanigs, daß sich die Widmung am Schlusse des P. auf die Gattin des Dichters bezogen habe (N. B. 100. 219), vermag ich nicht mehr beizustimmen.

Digitized by Google

739,16 f.: „ecidemon dem tiere (= der Helmzier des Feirefiz) wart etslîch wunde geslagen"; 756,24 f.: „ecidemon dem tiere was geteilet mit der strît." — 786,4: „als Trevrezent dort vorne jach"; 788,15: „der trost, den Trevrezent dort vorne sprach." — Innerhalb eines Dreißigzeilers viermal derselbe Versanfang, „dô sprach" oder „er sprach": 747,1; 747,17; 747,19 und 747,25. — 753,26: „sô sult ir (Feirefiz) frouwen schîn sehen unt grôze wünne" ...; 754,4: „wir sehen dâ frouwen wol gevar"; 754,15: „wir sehen dâ frouwen lieht gemâl."

Außer den o. S. 24, 26ff., 29ff. besprochenen Anspielungen enthält der P. innerhalb seines Ergänzungsstoffes mehrere, der Kaiserin wohlverständliche Beziehungen. Erwähnt werden z. B. 735,16 Britâne unde Engellant; 761,27 Löver, Bertâne und Engellant; sowie 761,28 der von England aus bei Überfahrten nach dem Festlande damals vielbenutzte, jetzt versandete Hafen Wizsant, richtiger Witsant, zwischen Boulogne und Calais (M.G. SS. XXIV, 565 f.).

Wann W. in der geschilderten Art und Weise die letzte Hand an seinen P. gelegt hat, läßt sich mit einiger Sicherheit vermuten. Es geschah höchstwahrscheinlich zwischen der Niederschlagung des Aufstandes Heinrichs VII. und dem zweiten Zuge seines Vaters gegen die Lombarden, d. h. während jener beiden Jahre, die der Kaiser vorzugsweise in Deutschland zubrachte (Sommer 1235 bis dahin 1237). Für die steirischen Anspielungen namentlich kommt die Zeit in Betracht, als der Kaiser nach Unterwerfung der Steiermark in Süddeutschland weilte, um den italienischen Feldzug vorzubereiten, das sind also ungefähr die 5 Monate April bis mit August 1237.

Auf ihren damaligen Kreuz- und Querzügen: Regensburg-Ulm-Geislingen-Speier-Würzburg (?)-Speier-Nürnberg (?)-Speier-Donauwörth-Augsburg (Reg.Imp. V, 1, No. 2245a, 50, 52, 52a, 58, 59, 61, 63, 65, 68), haben Friedrich und Isabella zweifellos zwischen Speier und dem Neckar auch Gebietsteile der Edelherren von Durne, der Gönner W.s, berührt, insbesondere im Elsenz-, Enz- und Kraichgau, die ja von Altlaufenschen, damals aber schon Durneschen Besitzungen geradezu übersät waren[24]. Dabei könnte sich recht wohl für W. eine Gelegenheit ergeben haben, der Kaiserin durch den Vortrag oder die Überreichung seines endgiltig fertiggestellten P. zu huldigen. Jedenfalls lagen nicht nur das Durnesche Wildenberg, das W. als seinen Aufenthaltsort nennt, sondern auch die Wertheimische Wettenburg, wo wir seinen späteren Wohnsitz vermuten, von dem damaligen Reisewege des Kaiserpaares gar nicht weit entfernt (N.B. 36—58 und 30—35).

Daß i. J. 1237 Boppo v. Durne, der älteste Sohn Konrads und spätere Graf vom Dilsberge ö. Heidelberg, zweimal, Ulrich v. Durne, Konrads Bruder, aber einmal beim Kaiser weilt, W. selbst endlich an-

24) v. Alberti, Württ. Adels- u. Wappenbuch, Stuttg. 1898: v. Durne = Dilsberg. — Bader, Bad. Landesgesch. 2. Aufl. 103—111, 163—178, 271—283. Bauer, Wirtt. Franken, 8. III, 457. —

Digitized by Google

scheinend an dem steirischen Feldzug der kaiserlichen Truppen teilgenommen hat, wurde o. S. *32* bereits erwähnt.

Mancher Anhänger gewisser Glaubenssätze der deutschen Literaturgeschichte wird allerdings unsere Ergebnisse mit Zweifel und Mißtrauen aufnehmen. „W. ist doch bereits um 1220 verstorben!" — wird man mir z. B. unter Berufung auf die herrschende Lehre entgegenhalten. Mit Recht hat aber schon Friedrich Wilhelm bemerkt, ebensogut, wie 1220, könne W. auch erst 1230, 1235, 1240 und noch später gestorben sein (N.B. *222*, Anm. *2*). Zwei bayrische Landsleute W.s, nämlich Wirnt v. Gräfenberg und Heinrich v. d. Türlin, deren Werke Wigalois und Krone, neueren Forschungen zufolge, nicht vor 1230 bezw. 1232/35 entstanden sind, kennen W.s P. nicht in seinem uns vorliegenden „endehaften" Zustande. Ebensowenig Thomasin v. Zirclaria, der um 1215/16 in seinem Welschen Gast 1029 ff. bei einer Vergleichung P.s mit Keye dem letzteren wegen seiner Verlogenheit, Unfähigkeit, Spottsucht und Schalkheit „noch einen Rippenbruch (!)" gönnt, also offenbar weder von W.s abweichender Angabe über die Verletzung Keyes noch von dem Lobe etwas gewußt hat, das W. dem Seneschall des Artus im 6. Buche des P. spendet.

Abgesehen von allem anderen würde sich mit unserer Vermutung für das größte Werk W.s, dieses großen Mannes, wie ihn Panzer, Lohengrinstudien 34, und Hagen a. a. O. *212* mit Recht nennen, ein Endzweck ergeben, der seiner dichterischen Bedeutung würdig wäre!

VII. Ergebnisse.

A. Die endgiltige Fassung des P. ist *zwischen dem Juli 1235 und dem August 1237* entstanden. Denn es werden darin vorausgesetzt:

a) wegen der Verherrlichung des Hauses Anjou: die Vermählung des Kaisers Friedrich II. mit Isabella von Anjou-Plantagenet am *15. Juli 1235.*

b) wegen der Verknüpfung der Gral- und Schwanrittersage und wegen der damit zusammenhängenden Verherrlichung des Hauses Brabant: die Thronbesteigung des Hzgs. Heinrich II. und seiner Gemahlin Marie am *5. Sept. 1235.*

c) wegen der Erdichtung sagenhafter Erbansprüche des Hauses Anjou auf die Steiermark: die Eroberung der letzteren durch Kaiser Friedrich II. im *Winter 1236/37.*

d) wegen der Erwähnung der teilweisen Niederzwingung des Thron- und Streitroßräubers Lehelin: der von dem Bruder Isabellas, dem Kg. Heinrich III. v. England, mit Llewelyn am *25. Juli 1234* zunächst auf *2* Jahre abgeschlossene, aber dann mehrmals verlängerte und zur endgiltigen Unterwerfung des letzteren überleitende Waffenstillstand.

B. a) Verschiedenes spricht dafür, daß W. mit seinem endgiltig fertiggestellten P. der jungen Kaiserin Isabella und ihren brabanti-

Digitized by Google

schen Verwandten, dem Hzg. Heinrich II. und seiner Gemahlin Maria, habe huldigen wollen. Neben persönlichen Gründen dürfte für ihn insbesondere maßgebend gewesen sein, daß seine Gönner, die Edelherren v. Durne, gleich seinen Herren, den Grafen v. Wertheim, 1235 an der Empörung Kg. Heinrichs gegen dessen kaiserlichen Vater teilgenommen hatten, aber schon bald ihre Wiederversöhnung mit dem Kaiser anstrebten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie auch W.s Dichtkunst in den Dienst ihrer Sache gestellt haben.

b) Der waffenstolze und kampfgeübte Dichter selbst scheint 1236/37 unter der Wertheimischen oder Durneschen Ritterschaft für die Sache des Kaisers in Steiermark mitgefochten und dort jene Ortskenntnisse gesammelt zu haben, die uns im P. begegnen.

BRAUNSCHWEIG ALBERT SCHREIBER

NATURALISMUS BEI NEIDHART VON REUENTAL.

Die Tendenz dieser Untersuchung ist gleichzeitig eine historische und eine systematische. Sie will an einem einmaligen geschichtlichen Ort einen allgemeinen typologischen Uebergang zeigen, um damit gleichzeitig dem Verständnis einer zeitlichen Phase und der Klärung eines Stilprinzips zu dienen. Es müssen ihr daher zwei Einleitungen vorausgeschickt werden, die eine, die den geschichtlichen Hintergrund entfaltet, die andere, die unseren Begriffsgebrauch klarlegt: hier die geistige Struktur des ausgehenden Mittelalters, dort die Formen des Verhältnisses zur Wirklichkeit, — Realismus und Naturalismus.

Die konzentrischen Bemühungen aller Teildisziplinen haben uns in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher gelehrt, daß die Entstehung der sogenannten Neuzeit ein Vorgang ist, der sich wesentlich weniger einfach und eindeutig abspielte, als es noch der Generation Jakob Burckhardts erschien. Mit jedem Tage sehen wir klarer, wie angeblich „neuzeitliche" Tatbestände auch im tiefen Mittelalter schon vorhanden sind, und wie andererseits mit Renaissance und Reformation das Mittelalter für den abendländischen Menschen noch keineswegs abgeschlossen ist, sodaß einerseits im Mittelalter der Entdeckung von „Renaissancen" kein Ende ist und andererseits die Neuzeit nichts anderes zu sein scheint als erst der Kampf um die Neuzeit. Das hat zu einem gewissen geschichtsphilosophischen Nominalismus geführt, einer Skepsis gegenüber historischen Begriffsbildungen zugunsten eines reinen Empirismus. Und in der Tat bedeutet diese Situation eine dringende Aufforderung, unseren Begriffsapparat zu revidieren und angesichts der historischen Wirklichkeit zu differenzieren.

Digitized by Google

Als das zentrale Erlebnis der aus dem Mittelalter erwachenden Neuzeit gilt das neue Verhältnis des Menschen zur Welt — Welt als die Gesamtheit der sinnlich erfahrbaren Dinge verstanden. Ihm entspringe eine neue Wirklichkeitskunst, in der nicht nur der Stoffkreis der künstlerischen Darstellung gegenüber der mittelalterlichen Gebundenheit ungeheuer erweitert, ja grenzenlos geworden sei, sondern auch die Art der Darstellung eine wirklichkeitsnähere sei gegenüber „gotischer" „Abstraktion". An der grundsätzlichen Richtigkeit dieser Behauptung soll natürlich nicht gezweifelt werden. Stoff und Stil des Erasmus oder des Hans Sachs sind der Erfahrungswirklichkeit näher als die etwa Gottfrieds oder Wolframs, Stoff und Stil Holbeins oder Dürers näher als die des Bamberger oder des Naumburger Meisters. Aber ein allzu teleologisches Denken hat dazu verleitet, zwischen diesen zwei Punkten sozusagen eine gerade Linie zu ziehen, nach der der Realismus im ausgehenden Mittelalter gradweise angewachsen sei, bis in der Renaissance der Gipfel der Weltlichkeit erreicht worden sei. Dem widerspricht aber nun die Beobachtung, daß gerade das Spätmittelalter auch der Schauplatz jener im weitesten Sinn spiritualistischen Strömungen ist, die sich religiös in der Mystik, philosophisch im Nominalismus, ethisch in den asketischen und pessimistischen Bewegungen, dichterisch in Formalismus, Phantastik und Allegorik ausdrücken. Diese Erscheinungen sind natürlich nicht zu übersehen, aber man pflegt vor ihnen ins Metaphorische auszuweichen, indem man von Krisenerscheinungen spricht oder von Wehen der neuen Zeit. Oder man betont die in ihnen erhaltenen Zukunftskeime, verweist also etwa bei der Asketik auf ihre Bestrebungen für die Reform des Kirchentums oder betont die Verdienste der Mystik und der Predigt um die neue deutsche Prosa oder verweist auf ihren bürgerlich-demokratischen Charakter. Aber auch damit weicht man dem Wesen dieser Erscheinungen aus zu ihren Wirkungen und Folgen. Es ist das Unglück jedes Zeitalters, für das einmal das Schlagwort der „Uebergangszeit" geprägt worden ist, daß ihm das Recht auf einen eigenen Gehalt genommen wird, und daß man es auf außer ihm stehende Orientierungspunkte bezieht. So versucht man dem Dilemma zu entgehen, indem man das ausgehende Spätmittelalter unter die beiden angrenzenden Zeitalter aufteilt und landläufigen Vorstellungen entsprechend die spiritualistischen Tendenzen für fortlebendes „Mittelalter", die naturalistischen als aufkommende „Renaissance" erklärt. Damit wird ein einheitliches Zeitalter aufgespalten und eine tatsächliche Gleichzeitigkeit verdunkelt. Von dieser Gleichzeitigkeit ist aber auszugehen, sie ist aus sich selbst heraus zu verstehen, und wenn sich ein Widerpruch ergibt, dann eben aus der Psychologie des Widerspruchs.

Halten wir nämlich die Gleichzeitigkeit von Spiritualismus und Naturalismus im Spätmittelalter fest und ziehen das hohe Mittelalter und die Renaissance nicht zur Zuordnung, sondern zur Vergleichung heran, so zeigt sich, daß auf der einen Seite der Spiritua-

Digitized by Google

lismus des Spätmittelalters an Radikalität den des Hochmittelalters ebenso weit übertrifft wie der Naturalismus des Spätmittelalters die Wirklichkeitskunst des Hochmittelalters, und daß umgekehrt in der Entwicklung zur Renaissance nicht nur der Spiritualismus sich mildert zu einer weltbejahenden praktischen Ethik, sondern auch der Naturalismus des Spätmittelalters sich mildert, daß die Entwicklung also nicht das Gesicht eines stufenweisen Abbaus eines mittelalterlichen Spiritualismus und eines ebenso gleichmäßigen Anwachsens der Weltlichkeit hat, daß auch nicht die ungeheure Spannung, die jüngste Betrachter mit Recht im Spätmittelalter finden, den Charakter einer Entscheidungsschlacht zwischen Mittelalter und Neuzeit hat, aus der am Ende die Neuzeit als Sieger hervorginge, sondern die beiden Pole, die im hohen Mittelalter ebenso wie in der Renaissance bis zur Einheit einer klassischen Kultur einander genähert sind, treten im Spätmittelalter zu einem schroffen Dualismus auseinander, dessen Extreme nicht zufällig gleichzeitig sind, sondern gerade in ihrer Extremität einander innerlich bedingen.

Der Schlüssel des Problems liegt in einer kritischen Revision der bisher sorglos gebrauchten Begriffe Idealismus und Realismus bezw. Naturalismus. Es gibt zwei Arten von Idealismus, und es gibt zwei Arten von Wirklichkeitsnähe, die sich paarweise korrespondieren, und deren seelische Struktur völlig verschieden ist. Für die beiden Möglichkeiten des Verhältnisses zur Wirklichkeit haben wir zwei Bezeichnungen: Realismus und Naturalismus. Der Realismus hat ein unmittelbares ungestörtes Verhältnis zur Wirklichkeit, er bejaht sie und verklärt sie gerade in ihren schlichten und alltäglichen Formen. Er ist das Einfache und läßt sich daher nur durch Verneinung beschreiben. Problematisch und kompliziert ist dagegen der Naturalismus. Er ist nicht lediglich „gesteigerter Realismus", das wäre eine contradictio in adjecto, denn Gesteigertes ist dem Realismus dem Wesen nach fremd, sondern er ist etwas grundsätzlich Anderes. Naturalismus entspringt immer einem nicht unmittelbaren, sondern auf irgend eine Weise gestörten und darum negativ oder positiv übertriebenen Verhältnis zur Wirklichkeit. Seine Wurzel ist eine innere Wirklichkeitsferne, durch die eine (romantische) Sehnsucht nach der Wirklichkeit geweckt wird, die in ihrem leidenschaftlichen Wirklichkeitsdrang über ihr Ziel hinausschießt, die Wirklichkeit da sucht, wo sie besonders „wirklich" scheint, d. h. nicht in ihren schlichten alltäglichen Gebreiten, sondern in ihren extremen und ungewöhnlichen Aeußerungen. In der Stoffwahl zeigt sich das darin, daß er stets sowohl räumlich als sozial an der nahen Umwelt vorübergeht, weil sie ihm zu trivial ist, sondern in ferne Länder schweift (Exotik) oder in fremde soziale Schichten taucht. Das Fremde, Ungewohnte gerade ist die Quelle des Reizes. In der Motivwahl drückt sich dieser gehemmte und daher forcierte Wirklichkeitsdrang darin aus, daß der Naturalismus stofflich ebenfalls nicht die normalen Zustände und Verhältnisse aufnimmt, sondern die grellen und krassen Grenzzustände sucht. Er nimmt also keineswegs un-

Digitized by Google

voreingenommen die Wirklichkeit, wie er sie findet, sondern er hat eine ausgesprochene Vorliebe für das Derbe, Rohe, Häßliche, Ungesunde. Er gibt also nicht wie der Realismus einen sachlichen Querschnitt durch die nächste, sondern grell beleuchtete Ausschnitte aus der fernsten Wirklichkeit.

Der Eindruck starker Wirklichkeit, den der Naturalismus hervorruft, entsteht nicht durch seinen gegenständlichen Gehalt. Daraufhin betrachtet ist er geradezu wirklichkeitsarm. Nicht durch die extensive Breite, sondern durch die intensive Auswertung der Wirklichkeit wirkt der Naturalismus. Nicht auf den Dingen und Vorgängen als solchen liegt das Gewicht, sondern auf ihrer Atmosphäre, ihren Wirkungen und auf dem seelischen Anteil. Es werden also nicht einfach Gegenstände genannt und Vorgänge erzählt wie im Realismus, sondern Wirkungen geweckt, Zustände beschrieben und in irgend einer Form, als Expression oder als Reflexion, subjektiv ausgenutzt.

Der Naturalismus ist ein ins Gegenteil umgeschlagener Spiritualismus, wenn man dieses Wort als Zusammenfassung annehmen will für Erscheinungen wie Subjektivismus, Phantastik, Titanismus, extremen philosophischen Phänomenalismus, Asketik, Konventionalität, Artistik. Das Schwanken oder die Spannung zwischen den Extremen ist für die Haltung, der der Naturalismus entspringt, charakteristisch. Eine von beiden Tendenzen lebt immer von der Opposition gegen die andere, sei sie nun polemisch oder komisch formuliert. Der Trennung von Geist und Sinnlichkeit, von Wert und Wirklichkeit, die dem Naturalismus zugrunde liegt, entstammen seine Erscheinungsformen: Ist die ideale Welt entwertet, so spielt er die Wirklichkeit als Gegenargument aus — am radikalsten im modernen Naturalismus —, ist die reale Welt entwertet, so wird sie vor der idealen Norm verurteilt — wie im asketischen Naturalismus des Spätmittelalters oder des Barock. Zwischen diesen extremen Formen zehren von der gleichen Spannung das Satirische und das Komische, das Komische wiederum in den Spielarten des Parodistischen und des Grotesken.

Diese allgemeinen und notwendig sehr chiffernhaften Darlegungen waren vorauszuschicken, um den geschichtlichen Horizont, vor dem wir uns bewegen und die Begriffe, mit denen wir operieren wollen, kurz zu entwickeln[1].

1) Auf eine breitere Durchführung der mittelalterlichen Entwicklung muß ich hier verzichten. Sie hätte sich gleichzeitig über die Entwicklung des philosophischen und wissenschaftlichen Denkens, der Frömmigkeit, der Ethik, der bildenden Kunst und der Literatur zu erstrecken. Eine eingehende Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Literatur muß ich mir ebenfalls versagen, erlaube mir aber einige Hinweise: Der merkwürdige Widerspruch im Mittelalter-Bild der Gegenwart, das auf der einen Seite als die Heimat eines ekstatischen, „gotischen", „faustischen" Menschen romantisch gefeiert wird (Worringer, Benz usw.), auf der anderen Seite als die Stätte einer organistischen, kosmoshaften Kultur von fast heidnischer Diesseitigkeit verehrt wird (Troeltsch, George-Kreis, Scheler-Kreis) — vgl. die bedeutende Erörterung

Digitized by Google

Unsere Aufgabe ist es, sowohl den historischen Uebergang als auch den überzeitlichen typologischen Gegensatz der beiden Stilwelten an einem kleinen Ausschnitt aufzuzeigen. Wir greifen dafür die

des Begriffs Mittelalter durch Herman Schmalenbach „Das Mitelalter", 1926 — löst sich in dem Augenblick, in dem man, wie wir es versuchten, das Massiv Mittelalter zeitlich differenziert. Die irrationalistische Richtung knüpft an das Spätmittelalter (Mystik und Spätgotik, die klassizistische an das Hochmittelalter (Romanik, Stauferreich, Gradualismus, scholastischer Realismus) an.

Im Einzelnen hat eine berühmt gewordene Abhandlung von Max *Dvořak*, Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei, die auch in der Literaturgeschichte schon Nachfolge gefunden hat (Heinrich *Sperl*, Naturalismus und Idealismus in der althochdeutschen Literatur, 1928), sich mit unserem Problem beschäftigt. Mangels einer Klärung des Begriffs „Naturalismus" behandelt sie die Exzesse spätgotischer Passionsdarstellungen als Äußerungen des gleichen Stilwillens, dem die maßvolle Klassik der Meister von Chartres, Rheims, Bamberg und Naumburg entsprang. Und so ist auch die Parallelisierung mit der Entwicklung der Scholastik bei D. eher verwirrend als klärend. Ohne daß wir es ausführlich darlegen müßten, wird einleuchtend sein, daß dem scholastischen Realismus, in dem Begriff und Welt sich decken, auch ein künstlerischer Realismus entspricht, dem in der Hauptsache spätmittelalterlichen Nominalismus, mit seiner Trennung von Begriff und Wirklichkeit die dualistische Spannung von Spiritualismus und Naturalismus entspricht. — Einen Schritt in unserer Richtung tut neuerdings *Huizinga* (Renaissance und Realismus in: Wege zur Kulturgeschichte, München 1930, S. 140 ff.), der zwar die Begriffe Renaissance und Realismus aus ihrer herkömmlichen Verbindung lösen möchte, aber dann im Verlaufe der Erörterungen anläßlich asketischer Aeußerungen des Spätmittelalters von „ethischem" Realismus spricht und die schwankhafte Literatur richtig als dessen Umkehrung empfindet und endlich für Rabelais den Begriff eines „emphatischen" oder „heroischen" Realismus formuliert, — alles Stellen, wo wir unseren Naturalismus-Begriff einsetzen würden. — Karl *Vossler* unterscheidet gelegentlich den unnaiven und reflektierten „Realismus" des Spätmittelalters mit seiner Vorliebe für das Häßliche von dem naiven Realismus der Antike, für den er sich auf Gottfried Keller beruft, und trifft sich damit genau mit unseren Unterscheidungen (Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung, Heidelberg 1913, S. 163 f.). —

Herausgearbeitet wird neuerdings der klassische Realismus des Hochmittelalters bei *Hans Naumann*, Ritterliche Standeskultur um 1200 (Naumann-Müller, Höf. Kultur 1929), bes. S. 51 f., ferner: Erscheinungsformen des spätmittelalterlichen Dualismus: Das Auseinanderfallen von Ideal und Wirklichkeit im Kreis der religiös orientierten Ethik: *Ehrismann*. Hugo von Trimbergs „Renner" und das mittelalterliche Tugendsystem, Aufsätze zur Sprache und Literatur (Festschrift für Braune), 1920, S. 212, und Helmut *Kissling*. Die Ethik Frauenlobs, 1926 („transzendente Ethik"), für das Mittelalter überhaupt aber ohne die unerläßliche zeitliche Differenzierung: Walther *Rehm*, Kulturverfall und spätmittelalterliche Didaktik, Zeitschr. f. dt. Phil. 53 im Kreis der ritterlich orientierten Ethik: Julius *Petersen*, Das Rittertum in der Darstellung des Johannes Rothe, 1909; Fritz *Karg*, Die Wandlungen des höfischen Epos in Deutschland vom 13. zum 14. Jahrhundert, Germ. Rom. Monatsschr. 11. 1923, S. 325/26; Friedrich *Neumann*, Ulrich von Lichtensteins Frauendienst, Zeitschr. f. Deutschkunde, 1926, S. 374 ff. und zusammenfassend *Huizinga*, Herbst des Mittelalters, 1926. Die Auflösung des hochmittelalterlichen Gradualismus in einen spätmittelalterlichen Dualismus kennzeichnet Günther *Müller*, Gradualismus, Deutsche Vierteljahresschrift 2. 1924, S. 719. Den dualistischen Charakter des Spätmittealters betonte Wolfgang *Stammler*, Ideenwandel in Sprache und Literatur des Mittelalters, Deutsche Vierteljahrsschrift 2, bes. S. 744 f. In ihrem dialektischen Charakter sind die Spannungen des Spätmittelalters, mit Günther *Müller*, Das Zeitalter der Mystik

Digitized by Google

Stelle heraus, an der der neue Naturalismus sich am frühesten und sozusagen im Schoße des hochmittelalterlichen Realismus entwickelt, eine Stelle, die von jeher, sogar von den Zeitgenossen selbst, als eine Zeitwende empfunden wurde: das Aufkommen der sogenannten dörperlichen Lyrik in der Dichtung Neidharts von Reuental.

In der Streitfrage, ob Neidhart als der volkstümliche Sänger ländlicher Tanzweisen[2] oder als der Entdecker raffinierter Sensationen für ein verwöhntes und übersättigtes Publikum[3] zu verstehen ist, spiegelt sich der Gegensatz zweier grundsätzlicher Auffassungen: hier Neidhart, der Erneuerer des erstarrten oder übergeistigten Minnesangs und überhaupt der höfischen Konvention des hohen Mittelalters durch schlichtere und gesündere Motive und Gesinnungen, — dort Neidhart, die Verfallserscheinung, in der die klassische Kultur des hohen Mittelalters ins Krankhafte auszuarten beginnt. Nun besteht heute zum mindesten für die Winterlieder Neidharts wohl kaum ein Zweifel mehr, daß sie für das Ohr eines höfischen Publikums gedichtet sind — und unsere Untersuchung wird den unnaiven Charakter dieser Dichtung auf Schritt und Tritt bestätigen — daß sie also „höfische Dorfpoesie" sind, wie man mit einer bezeichnenden contradictio in adjecto sagt. Denn das Auseinanderfallen der Welt, in der das Publikum lebt, und der Welt, in der die Dichtung spielt, der Ueberdruß an der eigenen — in diesem Falle der ritterlichen — Sphäre und die Neugier nach dem fremden — hier dem bäuerlichen — Milieu ist, wie stets in der Geschmacksgeschichte, sehr aufschlußreich. Gesellt sich dazu eine einseitige Auswahl und eine extreme Darlegung dieser Wirklichkeit, finden sich ferner dazu Merkmale eines starken Subjektivismus, so ist die Diagnose auf ein naturalistisches Verhältnis zur Wirklichkeit berechtigt.

Um die geschichtliche Bedeutung dieser Erscheinung zu zeigen und zugleich um ein auf den gleichen Voraussetzungen stehendes Vergleichsmaterial zu beschaffen, haben wir kurz die Entwicklung des Verhältnisses zur Wirklichkeit innerhalb der Gattung, der Neidhart angehört, im Minnesang zu skizzieren[4]. Die anderen Gattungen,

(Aufriß der deutsch. Literaturgesch. 1930), bes. S. 50 f., zum ersten Male umfassend behandelt bei Rudolf *Stadelmann*, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters, Halle 1929, mit Formulierungen, die unserer Auffassung häufig nahekommen.

Grundsätzlich hoffe ich das Problem des Naturalismus bald noch gesondert behandeln zu können. Für den barocken Naturalismus Grimmelshausens kann ich auf mein Buch „Johann Beer und der Roman des 17. Jahrhunderts", Halle, Max Niemeyer, 1931, verweisen.

2) Am eindruckvollsten vertreten durch Bielschowsky, Leben und Dichten Neidharts von Reuental, 1891.

3) Konrad Burdach, Reinmar und Walther, ²1928, S. 109 f.

4) Wir halten uns dabei bewußt in der rein literarischen Sphäre, also im Bereiche dessen, was der Befund über die Dichtung aussagt. Ein Rückschluß auf die dahinter stehende seelische Verfassung des Urhebers, eine psychologische Ausdeutung also, ist für ein Zeitalter, das in seinen geistigen Voraussetzungen und seinen Lebensformen uns so fern ist wie das Mittelalter, ein zwar beliebtes aber gleichwohl sehr gefährliches Verfahren. Da unsere ganze moderne Literaturauffassung unwillkürlich stets psychologisiert, steht

Digitized by Google

soweit sie in langer und einigermaßen geschlossener Kette schon übersehbar sind, — und das sind wohl nur die beiden Zweige des Epos — verlaufen parallel, aber entsprechend ihrer anderen Stoff- und Motivwelt nach eigenen Gesetzen und sind darum nur im Gesamtverlauf ihrer Kurve, aber nicht in jeder einzelnen Phase vergleichbar. Die Parallelen werden gelegentlich angedeutet werden.

Natürlich ist der Wirklichkeitsgehalt der Minnedichtung an und für sich sehr gering, — um so deutlicher treten die Wandlungen hervor.

Nun ist es freilich vor der sogenannten mittelhochdeutschen Blütezeit angezeigt, sehr vorsichtig zu operieren und zurückhaltend mit stilistischen Verallgemeinerungen zu sein (das gilt übrigens nicht nur für die Lyrik). Wissen wir doch nicht, ob die überlieferten Trümmer die vergangene Wirklichkeit gleichmäßig spiegeln oder eine durch Zufall oder Willkür einseitige Auswahl darstellen. Zu wenig kennen wir vor allem die hypothetische Volkslyrik, ihren Charakter und ihre Verbreitung, und damit die Art und die Stärke ihres etwaigen Einflusses auf die Kunstdichtung. Wir wissen daher nicht, ob die Art des Kürenbergers oder Dietmar von Eists, die wir als volkstümlicher empfinden, und die einen auffällig starken Wirklichkeitsgehalt aufweist, für eine verschollene starke Bewegung zeugt, die vielleicht ebenso reich war wie die artistische Lyrik des Westens, oder ob sie nur eine Ausnahmeerscheinung ist, die man entwicklungsgeschichtlich vernachlässigen könnte. Wenn wir nicht auf jede Erkenntnis verzichten wollen, müssen wir trotz dieser Vorbehalte von dem erhaltenen Bestand ausgehen, und der ist in den Jahrzehnten vor Walther beherrscht von einer Lyrik, die mit einer hohen Kultur der Form, einer ausgebildeten Subtilität der Reflexion eine ausgesprochene und offenbar bewußte Wirklichkeitsferne verbindet. Sie ist vollständig nach innen gewandt, ihr Schauplatz ist die Seele, ihre Gegenstände und Vorgänge sind seelische Beziehungen und Bewegungen, sowohl unmittelbar als auch in gedanklicher Spiegelung. Wirkliches im Sinne von sinnlich Konkretem kommt so gut wie nicht vor. Wo Personen gedacht sind wie im Rollenlied, geschieht es mit einem Minimum an Situation. Die Partner des „Wechsels" sind die imaginären Sprecher zweier aufeinander abgestimmten, aber durch keine realen Beziehungen verbundenen Monologe. Auch sonst wird Schauplatz im Sinne von Raum und Zeit nicht gegeben. Selbst die Kreuzzugslieder und die Botenlieder kargen mit konkreter Situation. Das Ta-

uns auch zur Beschreibung der stilistischen Beschaffenheit einer Dichtung lediglich eine Terminologie zur Verfügung, die auch gegen ihren Willen immer wieder ins Psychologische hinübergleitet. Da wir die Frage, wie weit der objektiven Beschaffenheit der Dichtung eine subjektive Wirklichkeit entspricht, durchaus offen lassen wollen, sei hier ein für alle Mal ausdrücklich betont, daß in dieser ganzen Untersuchung Ausdrücke wie „Leiden", „Freude", „Stimmung", „sentimental" stets nur im Sinne eines „als ob" gemeint sind. Sie bleiben also in der Sphäre der vom Dichter geschaffenen Fiktion, ohne einen Versuch, diese in der Richtung nach der dahinterstehenden seelischen

Digitized by Google

gelied taucht mit Ausnahme Dietmar von Eists erst am Ende dieser Periode auf.

Diesem stilistischen Befund entspricht völlig die geistige Haltung. Das Ethos dieser Minnedichtung ist zu bekannt, als daß es noch einmal ausführlich entwickelt werden müßte. Für uns kommt es darauf an, daß es durchaus analog zu der Ausscheidung realer Wirklichkeit nicht auf Realisierung gerichtet ist, sondern bewußt in der Unerfülltheit beharrt und sich im *„trûren"* und *„senen"* in ferner Werbung und Verehrung erschöpft, — weniger deshalb, weil seine Gegenstände unnahbar und unantastbar waren, als weil es die Wirklichkeit nicht wollte.

Der ungeheure Gewinn dieser Periode liegt in der Verfeinerung des Empfindens und in der Schmeidigung der Sprache. Das verdrängte Wirklichkeitsbedürfnis aber schafft sich einen neuen außerwirklichen Raum in einer blühenden Bilderwelt, einer Bilderwelt, die am Ende dieser Periode bei Morungen gleichzeitig mit der neuen Leidenschaftlichkeit des Herzens eine solche Intensität und eine solche Fülle erreicht, daß wir von hier aus über die Brücke des Gleichnisses die Dichtung von neuem zur Wirklichkeit durchbrechen sehen.

Dieser Durchbruch vollzieht sich bei Walther. Wir wissen nichts von den äußeren Quellen dieses Vorgangs. Die wichtigsten Voraussetzungen werden in seiner Seele gelegen haben. Aber ein Blick auf die parallele Entwicklung der Epik zeigt uns, daß Walther damit eine Aufgabe seiner Generation löste. Und da sich in gattungsmäßig gebundenen Zeitaltern Entwicklungen kaum rein subjektiv, sondern stets im Anschluß an objektive Begebenheiten vollziehen, wird er an vorhandene volkstümliche Gattungen angeknüpft haben. Wie im Bereich der Epik höfische und spielmännische Weise um 1200 von zwei Seiten sich einander nähern, so hat Walther im Lied und im Spruch höfische und volkstümliche, ritterliche und vagantenhafte Dichtung einander genähert[5]. Er hat damit gleichzeitig die höfische Dichtung aufgefrischt und, wie wir annehmen dürfen, die populäre Didaxe der Spruchsprecher veredelt und das volkstümliche Lied hoffähig gemacht. Wir können in der Lyrik die Entwicklung des volksmäßigen Zweigs nicht verfolgen wie in der Epik die Reihe vom Rother zu Nibelungenlied und Gudrun, aber die Parallele mag andeuten, was wir uns hier vorzustellen haben. Walther ist damit der Scheitelpunkt der mittelhochdeutschen Lyrik, zu dem alle Bahnen hinführen, und von dem aus sie nach kurzer Vereinigung wieder auseinander streben.

Die Einheit von Idealität der Form und Realität des Inhalts, die er geschaffen hat, ist mit Recht „klassisch" genannt worden[6].

Wirklichkeit zu transzendieren. An der einzigen Stelle, an der wir diese Beschränkung durchbrechen, wird das ausdrücklich gesagt werden.

5) Burdach, Reinmar und Walther, S. 123 ff.; F. Neumann, Walther von der Vogelweide und das Reich, Deutsche Vierteljahrsschrift II, 509 ff.

6) Schwietering, ZfdA. 61, 74; Schirokauer, PBB. 47,415 ff.

Digitized by Google

In unserem Sinne ist diese Klassik als realistisch zu bezeichnen. Auch das Goethesche Prädikat der „Gegenständlichkeit" ist ihr mit Recht zuerteilt worden[7].

Es erforderte eine eigene Stiluntersuchung, wollte man im einzelnen die Mittel aufzeigen, mit denen dieser Wirklichkeitscharakter erreicht ist[8]. Wir können hier die Hauptpunkte nur andeuten. Zunächst bedeutet die vor allem im Spruch, aber keineswegs allein dort sich auswirkende didaktische Neigung gegenüber der gegenstandslosen und unendlichen reinen Reflexion des vorangegangenen Minnesangs einen ungeheuren Gewinn an Wirklichkeitsnähe (wie überhaupt das Moralische häufig eine Brücke vom reinen Idealismus zum Realismus darstellt, in der Entwicklung der spätmittelalterlichen Mystik zur Reformbewegung ebenso wie etwa in der Entwicklung Schillers). Und zwar ist das Lehrhafte eine Zuwendung zur Wirklichkeit im Allgemeinen ebensowohl wie zum Publikum im Besonderen. Ihr nahe steht deshalb die bei Walther beliebte unmittelbare Anrede an die Zuhörer[9], häufig noch verstärkt durch hinweisende Gebärde[10], die ein Gegenüber zwischen Dichter und Publikum und damit um das Gedicht herum einen Raum schafft. Aehnlich wird innerhalb des Gedichtes Situation hergestellt durch die Anrede an die besungene Person[11]. Dazu kommen die zahlreichen Rollengedichte, die Dialoge, deren dramatische Möglichkeiten nun stärker ausgeschöpft werden. Und dazu kommt vor allem der häufige epische Gehalt. Gerade von den realistischen Liedern der „niederen Minne" ist ein großer Teil episch angelegt[12]. Kleine Episoden werden erzählt oder konkrete Situationen entfaltet, und meist wird damit der Schauplatz gegeben: die Natur. Denn die Liebe ist in die Natur und die Jahreszeit eingebettet. Das ist der Sinn des Natureingangs, der von Walther zwar nicht gerade eingeführt, aber doch ausgebaut und mit vollem Reichtum instrumentiert wird[13]. Er verselbständigt sich in den reinen Naturliedern, die fast ausschließlich Gegenständliches zum Inhalt haben und des reflektierenden Subjekts fast völlig entraten[14], und die mit so eigentümlichen und originell gesehenen Motiven ausgestattet sind, wie es in der Minnelyrik eine „krâ" (57,29; 54,4), ein See (55,10), ein „lûter brunne"[15] (57,7 ff.) darstellen. Jeder Blick überzeugt von der ungeheuren Bereicherung an Sachlichem. Ein Walther-Wörterbuch ergibt eine ungeheuer viel größere Zahl von konkreten Substantiven als ein Wörterbuch zu des Minnesangs Frühling. Und noch deutlicher würde das Verhältnis, wenn man nicht nur nach der Wortart, sondern auch nach der Stel-

7) Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung, S. 408.
8) Vgl. Burdach, Walther von der Vogelweide S. 105 ff.
9) ed. Lachmann 51, 13; 56, 14 etc.
10) Ebd. 51, 15; 59, 28.
11) Ebd. 50, 19; 56, 5; 59, 37; 62, 16; 63, 26 usw.
12) 39, 11; 54, 17; 65, 33; 74, 20.
13) Vgl. Wilmanns, Walther von der Vogelweide 171 ff.
14) 39, 1; 51, 13; 75, 25; 114, 23.
15) Stehendes Motiv in einem bestimmten Landschaftstypus der Epik, aber in der Lyrik sehr selten.

Digitized by Google

lung im eigentlichen oder metaphorischen Gebrauch fragen würde. Dem Zuwachs an Gegenständlichem entspricht auf der Gegenseite ein Rückgang an Bildlichkeit.

Der Hintergrund dieses Realismus ist eine grundsätzliche durch keine Reflexion und kein Mißtrauen getrübte Bejahung der Welt und der Freude. Daher nun die Abwendung von der unerfüllten in der Distanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit sich verzehrenden zur erfüllten Minne. So wie die metaphorische Phantasie versiegt, die Dichtung sich der Welt öffnet und sich mit Gegenständlichkeit füllt, so tritt die dahinter stehende Liebe aus der Sphäre des „wâns" in die Wirklichkeit[16].

Und diese Wirklichkeit ist dem Dichter so ernst und kostbar, daß er unbedenklich die Terminologie des hohen Minnesangs auf sie überträgt. Es ist ein Mißverständnis, wenn man darin Parodie erkennen will, wenigstens wenn man Parodie im modernen Wortsinne versteht[17]. Wenn Walther sein Bauernmädchen *hêre frouwe* (39, 24) anredet, dann ist das keine Parodie, sondern eine schlichte Uebertragung. Die Innigkeit des Tons läßt keinen Zweifel zu, daß seine Absicht eine Adelung der niederen Minne ist. Wenn er durch den Kontrast gleichzeitig die hohe Minne schon als überspannt hätte verlächern wollen, wäre die Ehrung eine höchst zweifelhafte gewesen. Es handelt sich also lediglich um eine Ausdehnung des überkommenen Vokabulars auf den neuen Stoffbereich, nicht um zwischen dem edlen Wort und der trivialen Sache einen komischen Kontrast hervorzurufen, sondern um die neuentdeckte Welt durch die Verbindung mit den alten Formen zu heiligen. Eine Verspottung lag Walther nach beiden Seiten noch ganz fern. Eine ärgerliche Wendung wie die gegen die *überhêren* (49, 24) steht ganz vereinzelt.

Die von Walther ins Leben gerufene realistische Richtung wird von einer folgenden Generation von Dichtern entschieden fortgesetzt. Vor allem wird das durch die niedere Minne erschlossene Milieu ausgewertet. Die Verlegung des Schauplatzes von der Burg auf den Anger und in das Dorf wird eine Quelle neuer Motive. Es ist unseres Erachtens nicht notwendig darin schon einen Einfluß Neidharts zu erkennen, wenigstens soweit man dabei an die Winterlieder denkt. Es wird sich noch zeigen, daß sowohl die Gegenstandswelt als die Gesinnung eine völlig verschiedene sind. Einzig in Neidharts Lied von der Flachsschwingerin könnte man eine Beziehung zu Neifens balladenartigen Gedichten erkennen. Da wir aber für diesen Typus bei Neifen vier Beispiele, bei Neidhart nur ein einziges besitzen, besteht kein Grund zu der Annahme, daß hier Neifen der Empfangende gewesen sein müßte. Mit den Sommerliedern Neidharts zeigen die realistischen Gedichte der schwäbischen Gruppe manche Verwandtschaft, vor allem auch in der Verwendung des Natureingangs. Aber

16) Wechssler, Das Kulturproblem des Minnesangs S. 190 ff.
17) Wie F. Mohr, Das unhöfische Element in der mittelhochdeutschen Lyrik. Diss. Tübingen 1913, S. 9 f.

Digitized by Google

wenn man schon annimmt, daß Neidhart in seinen Sommerliedern sich an volkstümliche Tanzlieder anschloß, ist es durchaus denkbar, daß, nachdem Walther einmal die Bahn gebrochen hatte, die Rezeption des Volksliedes an mehreren Stellen gleichzeitig und selbständig vor sich ging.

Für uns reicht jedenfalls Walther als Grundlage völlig aus. Burkart von Hohenfels vollzieht sogar noch einmal für sich den Durchbruch zum Realismus. Im Anfang steht auch bei ihm die konventionelle Empfindsamkeit, freilich ähnlich wie bei Morungen in der Metaphorik schon heftig nach der Wirklichkeit hindrängend. Die breit ausgeführten jagdlichen Gleichnisse, den breit ausgemalten Traum trennt nur noch eine schwache Schranke von der völligen Wirklichkeit. Und dann ist Burkart derjenige, der das Glaubensbekenntnis der neuen Richtung am leidenschaftlichsten verkündet in dem jubelnden Ausbruch des einfachen Mädchens: *„Mir ist von strôwe ein schapel und mîn vrîer muot lieber danne ein rôsenkranz, so ich bin behuot"*, dem der paradoxe Neid des reichen Mädchens nach der erotischen Freiheit der Armen korrespondiert:

Daz mich armen niht geschuof diu gotes hant,
Wan sî geschuof mich rîchen. hî waere ich arn,
so wolt' ich mit dir strîchen, ze vröiden varn.

Bartsch, Liederdichter XXXIV, 33 ff.

Den bezeichnenden Kehrreim *fröide unde frîheit ist der werlte fürgeleit* hat er einem Gedicht geliehen, das die köstliche Genreszene enthält, in der die Tanzenden am heißen Tag durch einbrechenden Regen unter das Dach getrieben werden und eine alte Bäurin ihnen die Scheuer einräumt (111 ff.). Und Burkart ist es, der an anderen Stellen den Tanz mit seinem verstohlenen Liebeswerben so eindringlich schildert (6 ff., 133 ff.).

Viel stärker mit epischen Mitteln vorgetragen ist der Realismus Gottfrieds von Neifen[18]. Er liebt es, eine Situation auszuspinnen, die an eine ländliche Arbeit anknüpft: das Faßbinden (XXVI, 148 ff.), Garnwinden (86), das Flachsschwingen (87), das Wasserholen im Krug (120 ff.). In diesen paar Liedern zeigt Neifen die Bauern in ihrem ländlichen Alltag in gewöhnlichen, trivialen Umständen, ohne daß diese irgendwie ins Ausgefallene verzerrt oder ins Lächerliche gezogen wären. Auch die Episode von der Bauerndirne, die sich nicht entschließen kann, dem Dichter auf die Flucht zu folgen, da ihre Frau ihr noch einen Schilling und ein Hemd schuldet (143 ff.), ist nicht satirisch gemeint, sondern nichts als ein Ausschnitt unbestochen gesehener Wirklichkeit. Und an solcher Wirklichkeit ist in diesen paar Liedern Neifens mehr enthalten als in der fünf Mal so großen Masse der späteren Neidhartschen Winterlieder. In dem Lied vom

18) Daß die Verfasserschaft Neifens für alle oder einzelne dieser Lieder angefochten worden ist, besonders für das obzöne Lied vom „Büttenaere", ist für unsere Untersuchung unwesentlich, — wir sprechen von diesen unter Neifens Namen überlieferten Liedern, die, von wem sie auch immer stammen mögen, jedenfalls eine einheitliche Gruppe bilden.

Digitized by Google

„Büttenaere" ist freilich die Grenze des Realismus nach dem Obszönen hin schon überschritten.

Bei Ulrich von Winterstetten könnte man am ehesten an einen unmittelbaren Einfluß Neidharts denken. Einerseits trägt er nichts wesentlich Neues zur Erschließung der ländlichen Wirklichkeit bei, andererseits mischen sich hier schon Affekte, subjektive Regungen in die schlichte Wiedergabe der Wirklichkeit: Daß die Lieder des Dichters die Mutter des Mädchens verdrießen, *„wan si gelfent sînen sanc tac unde naht in dirre gassen"*, das ist noch durchtränkt von lebendiger Situation und enthält doch schon den heftigen Ausfall, der den Dichter seinerseits belustigt, also schon Kontraste und Spannungen, die die Schlichtheit der Wirklichkeitswiedergabe trüben. In den Winterliedern Winterstettens haben wir schon motivisch den Gegensatz zwischen kunstvoller, durch Reimspiel verzierter Liebesklage oder Liebeswerbung und ausgelassenem Dörpertanz, wenn auch noch ohne die groteske Steigerung, die malerische Verschleierung oder das Umschlagen in die Parodie.

Eine große Schar meistens fast verschollener Dichter bewegt sich noch in den nächsten Jahrzehnten in dem von Walther eroberten Bezirk, ohne wesentlich seine Grenzen zu erweitern oder seinen Inhalt zu bereichern, so der sogenannte Leuthold von Seven, Ulrich von Singenberg, der besonders die Beziehung zur Natur pflegt, freilich auch schon den Ton verschärft, indem er auf der einen Seite sich gegen das fruchtlose *trûren* (Bartsch, Schweizer Minnesinger Nr. 7) wendet und auf der anderen in den modischen Dörperspott einstimmt (Bartsch Nr. 26). Der von Sachsendorf in einem Lied (Bartsch, Liederdichter XXXIX), Herrand von Wildonje in einzelnen Liedern (Bartsch LVIII und MSH. I 347 Nr. II). Der von Stadeck in seinem Sommerlied (Kummer, Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonje, 1880, S. 184 ff.) und viele andere.

Das gemeinsame Kennzeichen dieser Gruppe ist eine mit unbefangenen Sinnen in verhältnismäßiger Fülle aufgenommene, durch keine Reflexion getrübte und durch keine Subjektivität zersetzte Wirklichkeit. Dieser von Walther errungene Realismus blieb in der Minnedichtung nur Episode, ja er beherrscht auch bei den Dichtern, die von ihm ergriffen wurden, dem Umfang nach nur einen Bruchteil ihres Schaffens. Walther wie seine Schüler haben auch Lieder der hohen Minne gesungen, aber sie haben sich von der spiritualistischen Verstiegenheit ihrer Vorgänger und Nachfolger ebenso fern gehalten wie von deren naturalischen Exzessen. Nach Walther reißt die Kluft wieder auseinander, die unter dem Gesetz des Maßes gebändigten und versöhnten polaren Kräfte entfernen sich voneinander in zentrifugaler Richtung. Gleichzeitig mit dem Auftreten der naturalistischen Richtung entfaltet sich auf der Gegenseite ein bald mehr artistisch verspielter, bald sentimental verstiegener Spiritualismus, für den der ebenso wie sein Gegenspieler Neidharts auch als Person geradezu legendär gewordenen Ulrich von Lichtenstein ge-

Digitized by Google

nannt werden soll. Wieder zieht sich die Dichtung aus der sinnlichen Wirklichkeit zurück und breitet sich im Gelände der metaphorischen (und allegorischen) Phantasie aus. Wieder ist die Liebe unerfüllt aus Prinzip. Schmachten und Sehnen, Klagen und Werben sind ihre Daseinsformen. Niemand hat diesen Kultus der Ferne schärfer gesehen als ihre parodistisch gesinnten Zeitgenossen:

Von Kunzechen her Wahsmuot
der minnet' sîne vrouwen
über tûsent mîle; dannoch was si ime gar zu nâhen.
(Gedrut, MSH III, 332.)

Wenn nun aber derselbe Dichter derb ausspricht, mit wieviel weniger Umständen er verfahren würde, dann wird deutlich, daß die beiden entgegengesetzten Richtungen keineswegs isoliert und beziehungslos nebeneinander stehen, sondern daß sie gerade in der Uebertreibung einander bedingen. Und dieser Dualismus ist die Grundspannung der Dichtung Neidharts von Reuental.

Neidharts Dichtung ist deshalb so aufschlußreich, weil durch sie die Grenzscheide zwischen den zwei Zeitaltern und den zwei Stiltypen mitten hindurch geht: auf der einen Seite stehen die Sommerlieder, auf der anderen die Winterlieder, zwei Gattungen, die zwar nicht genau, aber doch ungefähr den zwei Lebensabschnitten des Dichters entsprechen, sodaß die überwiegende Mehrheit der Sommerlieder in die Frühzeit, die überwiegende Masse der Winterlieder in die Spätzeit des Dichters fällt[19].

Der Gegensatz zwischen den Sommerliedern und den Winterliedern ist ein vollkommener. Er umgreift den Stil, die seelische Haltung und die Weltanschauung des Gedichts. Die Sommerlieder sind weniger individuell, sind einfacher und typischer als die Gedichte Walthers, aber sie sind von dem gleichen Lebensgefühl erfüllt, der Bejahung der Wirklichkeit, der Freude am Leben, an der Jugend, an den Mädchen, an der Natur, am Frühling, am Tanze, an Schmuck und an schönen Kleidern. Sie wissen nur von glücklicher Liebe, kennen Sehnsucht nur als solche, die nach Erfüllung trachtet, keine Trennung[20], kein Versagen der Geliebten, keine Nebenbuhler und darum auch keine Eifersucht, keine Liebesklage und kein Liebesweh[21]. Wie jeder Mißklang so fehlt auch jeder aggressive Ton, sei er spöttisch oder gehässig, wie er die Winterlieder erfüllt. Die schnöden Dörper treten überhaupt nicht auf[22]. Lediglich die Figur der „geilen Alten",

19) R. M. Meyer, Die Reihenfolge der Lieder Neidharts von Reuental. Berlin 1883.

20) Mit Ausnahme der Kreuzzugslieder: Haupt, Neidharts Lieder, 2. Aufl. v. Edmund Wiessner, Leipzig 1923, 11, 8 und 13, 8.

21) Mit Ausnahme von 29, 27, wo aber die Klage einem Mädchen in den Mund gelegt ist, also vom Standpunkt des männlichen Dichters aus einen Erfolg bedeutet. Außerdem gehört das Lied zu den späteren.

22) Die Handschrift R schließt an 26, 22 noch vier Strophen in der Tonart der Winterlieder voll Dörperklage und Dörperspott (Haupt, 123 ff.)

Digitized by Google

die trotz ihrer Jahre noch nach Tanz und Minne verlangt, ist Gegenstand eines gutmütigen Lächelns, das aber schon deswegen keineswegs boshaft gemeint ist, weil sie nur ein Beweis ist für die unwiderstehliche Macht des Frühlings[23]. Das Derbste sind noch die Prügeleien, in die der Wortwechsel zwischen dem zum Tanze begehrenden Mädchen und der wehrenden Mutter mitunter endet[24].

Der reale Boden ist den Sommerliedern schon durch den obligaten Natureingang geschenkt. Er ist viel breiter entfaltet als bei Walther, wenn auch ohne dessen Originalität, vielmehr stärker formelhaft und typisch, ohne dadurch aber an Realität einzubüßen[25]. Durch den Natureingang ist die Jahreszeit und damit auch beinahe die Situation angegeben, denn der Frühling draußen ruft zur Freude, zu Tanz und Ballspiel auf dem Anger und zur Liebe. So folgt fast stets ein Rollenlied oder ein Dialog zwischen Mutter und Tochter, in dem sich die Wirkung des Frühlingsrufs zeigt. Damit ist eine Klarheit der Situation geschaffen, wie sie selbst bei Walther selten ist, und die sich gerne mit genrehaften Motiven füllt wie in 8,34ff. oder in 24,13ff., wo sich eine kleine dramatische Handlung entwickelt: Die Mutter hat die von der Tochter im Winter genähten Tanzkleider in der Truhe verschlossen, die Tochter bricht diese aber mit Gewalt auf und eilt zum Ballspiel mit dem von Reuental, aber die Mutter folgt ihr und verprügelt sie mit dem Rocken. Gerade solche kleinen unscheinbaren Züge sind ungeheuer wichtig, denn sie verraten, was der Dichter rein stofflich an Wirklichkeit gesehen, bezw. der Darstellung wert gefunden hat. Das ist für unsere Begriffe ungeheuer wenig, aber es ist immer noch ungeheuer viel mehr als das, was die Winterlieder uns bieten. Und daß das kein Zufall ist, sondern tiefere Wurzeln hat, zeigt die Freude, mit der alle diese Dinge genannt, begrüßt oder beschrieben werden, und zwar nicht als Mittel zur Charakteristik oder als Anlaß der Reflexion oder im Dienst irgend einer Wirkung, sondern um keines anderen Zwecks als um ihres schönen Soseins willen. Man beobachtete z. B., mit welcher Zärtlichkeit das Tanzkleid des Mädchens beschrieben wird:

Dar ûz nam sî das röckel alsô balde.
daz was gelegen in maneger kleinen valde.
ir gürtel was ein rieme smal. (25, 4 ff.)

Wenn früher gesagt wurde, die Grenze zwischen Realismus und Naturalismus trenne die Winterlieder von den Sommerliedern,

Haupt hat sie aus dem echten Bestande verwiesen. H. Paul hat sie zu retten versucht (PBB. 2. 557 ff), aber dabei nur Widerspruch gefunden (vgl. Wiessner, Haupt², S. 203). Die Beobachtung, daß eine solche Schilderung in den Sommerliedern einzig dastünde, verstärkt die Bedenken.

23) Eine parodistische Pointe läßt der Dichter sich dabei freilich nicht entgehen, wenn er die Alte *von seneder nôt mange quâle* ausstehen läßt, sodaß sie *selten slâfen, dicke in trûren wachen* muß (16, 10; 15).

24) 8,3 ff. und 25,9 ff. (Echtheit der letzteren Strophe übrigens bestritten: Wilmanns, ZfdA. 29, 83).

25) Der Gegensatz zu typisch ist individuell.

Digitized by Google

so war das nicht ganz genau. So wie sich in den späteren Sommerliedern bisweilen Züge zeigen, die die Grenze des Realismus schon übertreten, so stehen umgekehrt die frühen Winterlieder noch ganz in seinem Bann. Die Entwicklung vollzieht sich vielmehr erst innerhalb der Winterlieder, so freilich, daß deren große Masse der naturalistischen Periode angehört.

Wir müssen diese frühen Winterlieder betrachten, weil sie das Bild des Neidhartschen Realismus vervollständigen. Ihnen fehlen noch fast ganz die subjektiven Elemente, die die späten Winterlieder beherrschen, dafür scheint der Zusammenhang mit dem wirklichen bäuerlichen Tanzlied enger. Denn hier steht der Hinweis auf den Tanz noch im Mittelpunkt, der später ganz verloren geht. Dem Natureingang folgt häufig gleich die Aufforderung zum Tanz und zugleich zur Freude: *Tanzet, lachet, weset vrô!* (35, 12) Solche Imperative schaffen im Gedicht eine dramatische Situation und dadurch wirklichen Raum zwischen dem Sänger und dem Publikum. Die Klarheit der Situation wird vermehrt dadurch, daß in diesen frühen Liedern häufig auch der Ort des Tanzes angegeben wird[26]: 35, 20 ist es Engelmars Stube, 38, 22 die große Stube Megenwarts, 42, 5 Hadmuts Meierhof und daran werden gerne solche realistischen Beschreibungen angeknüpft, wie die Verteilung der Einladungen an die Mädchen (38, 26—36) oder die Vorbereitung des Tanzbodens (40, 13 ff.), bei der selbst die Lüftung nicht vergessen wird (40,17 ff.). Oder es wird der Tanz selbst mit seiner sinnlichen Atmosphäre geschildert (40, 25 ff.) in einer Deutlichkeit, die an die Tanzschilderungen Burkarts von Hohenfels erinnert. Oder wir erhalten eine so anschaulich erzählte Episode wie 45, 18ff., wo der Dichter zu einem Tanzvergnügen kommt und sich einem Mädchen nähern will, von der Mutter aber zurückgewiesen wird, was einen heftigen Wortwechsel zwischen Mutter und Tochter veranlaßt, aus dem der Dichter erkennt, daß das Mädchen gerne an ihn denkt. Oder es wird eine so köstliche Genreszene ausgemalt wie die beim Bickelspiel (36, 26 ff.): Künzel ist Bickelmeister, *der verbiutet lachen, sprechen, winkelsehen. des gesmielt dô Jiutelin. uchuch, der muoz an ir hant vil wê geschehen.* Nach dem Natureingang ganz episch durchkomponiert, dadurch freilich aus dem Rahmen fallend ist dann endlich das Lied von der Flachsschwingerin (46, 28 ff.), in dem der Dichter erzählt, wie er eine Dirne beim Flachsschwingen trifft, und seine Annäherungsversuche und ihre körperkräftige Abwehr mit gleicher Drastik wiedergibt.

Es ist nicht verwunderlich, daß diese frühen Winterlieder die einzigen sind, die in den ländlichen Alltag einführen und in seine gewohnten Beschäftigungen: das Flachsschwingen, das Gersten-

26) In den späteren Winterliedern findet sich die Angabe des Tanzplatzes nur noch einmal: 60, 9.

Digitized by Google

schneiden (36, 35), das Eintragen und Feststampfen des Heus (48, 32 ff.).

Innerlich unterscheiden sich diese frühen von den späten Winterliedern durch ihre trotz der einleitenden Winterklage freudige Stimmung. An das Sommerlied erinnert die Freude an dem schönen Kleid des Mädchens (37, 10 ff. ähnlich 38, 32 ff.). Vor allem aber sind diese Lieder in Liebessachen noch keineswegs trübe gestimmt. Nur 43, 15 und 48, 1 haben die später traditionelle Liebesklage. Vielmehr wird immer wieder betont, daß die Mädchen den Dichter gerne mögen und daß seine Werbung Erfolg hat. Zum mindesten ist ihm der Lohn versprochen worden, und er braucht noch nicht daran zu zweifeln. Demgemäß ist auch seine Stimmung gegenüber den Dörpern im Ganzen noch freundlicher. Der Spott fehlt zwar nicht, es wird sogar schon eine ernste Rauferei erzählt (39, 10 ff.), aber die Polemik ist auch noch keineswegs obligatorisch und im Ganzen wesentlich gutmütiger. Vor allem treten die langen Beschreibungen noch zurück.

Demgegenüber steht nun die große Masse der Winterlieder, die einen ganz anderen Geist atmen, und die kaum wie Neidharts Sommerlieder ihre fremden Vorbilder und Wurzeln haben. Das Winterlied mag sich aus dem wirklichen volkstümlichen Tanzlied entwickelt haben, aber es kann kein Zweifel bestehen, daß es in der uns vorliegenden Form von Neidhart selbständig ausgestaltet und zu einem individuellen Instrument seiner persönlichen Bedürfnisse gemacht worden sind. Der subjektive Charakter ihres Stils wird das bestätigen.

Der in den Winterliedern zuerst erwachende Naturalismus ist keine isolierbare Einzelerscheinung, sondern ist in der ganzen stilistischen und geistigen Haltung dieser Gattung verwurzelt, sodaß wir nur auf dem Wege einer umfassenden Analyse zu einem Verständnis gelangen können[27]).

Das Erste und keineswegs nur Äußerliche, was an Neidharts Winterliedern auffällt, ist ihr nicht nur gegenüber dem Durchschnittsmaß der Minnelyrik, sondern auch gegenüber Neidharts Sommerlie-

27) Wir glauben, die Entstehung des dörperlichen Naturalismus allein aus inneren Motiven ableiten zu müssen, und halten es für abwegig, darin die Folgen wirtschaftlicher Umwälzungen zu sehen, wonach Neidharts Winterlieder etwa ein reich und protzig gewordenes Bauerntum aus der Perspektive eines Vertreters des verarmenden Ritterstandes zeichneten. Einmal sind solche Rückschlüsse von der Dichtung auf die Wirklichkeit, die kulturgeschichtliche Auswertung ausgesprochen satirischer Schriften insbesondere, überhaupt sehr anfechtbar. (Vgl. die Warnung bei Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, II. S. VIII) und neuerdings die besonnene Vorsicht bei Hilde Hügli, Der deutsche Bauer im Mittelalter, 1929, S. 43.) Zum mindesten müßte einer solchen Verwertung eine stilistische Quellenkritik vorangehen unter dem Gesichtspunkt, ob der Verfasser fähig oder gewillt war, die Wirklichkeit objektiv wiederzugeben. Andererseits darf man sich den Realwert der bescheidenen Prunkstücke der Neidhartschen Bauern nicht zu hoch vorstellen. Und von der wirtschaftlichen Not gerade der Neidhartschen Bauern spricht dazu die Trutzstrophe (Haupt, S. 134): *die sint vil nâhen hungers tôt, und dünnent in diu wange.*

Digitized by Google

dern bedeutend gewachsener Umfang. Diesem äußeren Umfang entspricht eine innere Breite, die gegenüber der schlanken Geformtheit etwa Waltherscher Dichtung uferlos wirkt, und der Aufbau endlich zeigt eine vollkommene innere Formlosigkeit in jedem logischen Sinne. Die Lieder sind ebenso ohne Einheit des Inhalts wie ohne Ordnung oder gar Folgerichtigkeit der Gliederung. Die zwei Bestandteile des Sommerlieds, der Natureingang und die Mädchen-Strophen, waren nicht nur durchsichtig in ihrem Zusammenhang, sie waren auch in der Anknüpfung zugleich organisch und klar geschieden. Denn der präludierende Natureingang gab die Stimmung für einen lyrischen, das erregende Moment für einen dramatischen Charakter des folgenden Hauptteils. Die Dreiteiligkeit des Winterlieds: Natureingang, Minnethema, Dörperthema ergibt sich viel weniger von selbst, was zwischen den Teilen zu heftigen Spannungen führt und die Uebergänge kompliziert. Schon rein äußerlich ist die Durchführung dieser Thematik alles andere als einheitlich und folgerichtig.

Zunächst kann jeder der Hauptbestandteile fehlen oder zu einer kurzen Erwähnung verkümmert sein. Oder die reguläre Proportion wird dadurch gestört, daß der eine Teil zusammenschrumpft und dafür ein anderer ungebührlich anschwillt. (Nur dem Naturthema sind dabei Grenzen gesetzt, denn über zwei Strophen Umfang kommt er nur in einem Liede hinaus.) In der Anordnung ist zwar die Themenfolge: Natur — Liebe — Dörper die vorwiegende, aber selten ist der Aufbau so klar wie in 79, 36ff. Vielmehr kommen bis auf die Anfangsstellung des Naturthemas, die unangetastet bleibt, alle Unregelmäßigkeiten vor. Die Reihenfolge kann auf den Kopf gestellt werden (57, 24 ff., 89, 13 ff.). Das Liebesthema kann in den Natureingang hineingeschlungen und durch eine Art von ἀπὸ κοινοῦ mit ihm verbunden werden (s. u.), es kann in die Dörperstrophen eingesprengt sein (53, 35 ff., 62, 34 ff., 73, 26 ff., usw.), bald durch diese motiviert, bald sie reflektierend unterbrechend, es kann endlich nach Abhandlung des Dörperthemas wiederkehren und das Gedicht schließen (70, 38 f., 94, 17 ff., 100, 17 ff.). Umgekehrt ist häufig das Dörpermotiv in das Liebesmotiv, jo sogar in den Natureingang eingesprengt, sodaß die Teile sich selten in reinlichem Nacheinander folgen, vielmehr sich mannigfaltig ineinanderschließen und wechselseitig kontrapunktieren. Die Uebergänge zwischen Teilen sind dabei bald ausgesprochen abrupt[28], bald wieder in einer besonderen Weise verschleiert, sodaß es Augenblicke lang unklar bleibt, von was gerade die Rede ist, und die Bewegung ohne sichtbares Gelenk von einem Thema zum anderen hinübergleitet[29]. Besonders beliebt ist bei Neidhart der Uebergang durch Anknüpfung an ein eben, oft nur beiläufig gebrauchtes Wort oder Bild. Meist ist damit zugleich eine Art μετάβασις εἰς ἄλλο γένος verknüpft, indem das Wort in seinem ersten Zusammenhang in einem physischen, in der Wiederholung

28) 61, 39; 63, 11; 63, 38; 79, 17; 80, 38; usw.
29) 58, 1—5; 69, 38ff.; 70, 25 ff.; 73, 34—37; 89, 16 ff.; 94, 10—14.

Digitized by Google

aber in einem seelischen oder metaphorischen Sinn gebraucht wird, so daß auf der schmalen Plattform eines Bildes oder Wortes jäh die Perspektive wechselt[30]. Ja Neidhart geht so weit, diesen gemeinsamen Begriff überhaupt nur einmal zu nennen, und beide Bedeutungen, die physische und die seelische, im gleichen Satz gleichzeitig darauf zu beziehen, also eine Art innerer ἀπὸ κοινοῦ -Konstruktion herzustellen: *Winder . . . von dir und einem wîbe lîde ich leider ungemach*[31]. Man muß nachempfinden, welche Kühnheit für eine in sprachlichen Dingen noch verhältnismäßig schlichte Zeit in einer solchen harten Zusammenraffung von Physischem und Geistigem liegt. Ganz ausgesprochen gleitende Uebergänge haben wir dann da, wo der Gehalt des vermittelnden Wortes nicht der gleiche bleibt, sondern schillert, indem ihm in dem zweiten Zusammenhang trotz der scheinbaren Anknüpfung unmerklich eine andere Bedeutung untergeschoben wird, oder er in eine andere Funktion hinübergleitet. So entstehen scheinbare Vergleiche, die bei genauerer Betrachtung schielen, wenn er zum Beispiel nach einer längeren Beschreibung des Winters zum Dörperthema übergeht: *daz hât allez rôten rôsen ungelîchen schîn. alse ist ungelîch mîn und Amelunges swaere* (64, 26 f.), — wo keineswegs gemeint sein kann, daß der Dichter und Amelunc sich so gegenüberstünden wie Winter und Sommer, sondern nur daß beiden Paaren die Ungleichheit gemeinsam ist, — also eine rein rhetorische Anknüpfung mit dem Schein tieferer Bedeutung[32].

Wir finden also auf der einen Seite eine harte, geradezu dissonante Fügung der Sinnbestandteile, auf der anderen Seite eine Verschleierung, Mittel, die zu einem Stil führen, der zugleich kontrastreich und verunklärend ist und weder die Harmonie noch die wohlartikulierte Proportion der Sommerlieder aufweist[33].

Zu der verwilderten Anordnung kommen freilich auch noch innere Widersprüche und Unvereinbarkeiten, die uns schwer erträglich erscheinen. Das führt zu einem Problem, daß trotz der ausgiebigen Erörterung der Textgestaltung der Neidhartschen Lieder bisher zu kurz gekommen ist, und mit dem wir uns kurz auseinandersetzen müssen.

Schon Haupt hatte, leider ohne ausdrücklich darüber Rechenschaft zu geben, in seiner Ausgabe Strophengruppen, die nicht nur durch abweichenden Inhalt, sondern auch durch das Fehlen eines Uebergangs von den übrigen Strophen des gleichen Tons isoliert schienen, als eigene Lieder abgetrennt und damit also vorausgesetzt, daß Neidhart bisweilen mehrere Lieder im gleichen Ton verfaßt habe.

30) 73, 29/30; 99, 10/11.

31) 63, 6—8; ebenso 97, 10—15, noch kompliziert durch einen langen dazwischen gesprengten Satz; 51, 6; 53, 35 f.; ähnlich 89, 18.

32) Aehnlich 58, 2/3; 92, 17/18; 95, 14/15.

33) Es entspricht diesen schwierigen Konstruktionen, daß die Syntax der Winterlieder wieder komplizierter wird, wie Bielschowsky S. 212 ff. nachweist. Auch damit lenken sie aber in den Stil des vorwaltherischen Minnesangs zurück: Burdach, Reinmar S. 55 ff.

Digitized by Google

Rieger (AfdA. 48, 450 ff.) ist darin noch weiter gegangen. Er will z. B. nicht nur wie schon Haupt die Strophen 84, 8—31 und 84, 32—85, 5 von dem im gleichen Ton gehaltenen Weltsüsse-Lied 82, 3 ff. trennen, er will auch das andere Weltsüsse-Lied 86, 31 von seinem dörperlichen Anhang befreien, indem er 88, 13—89, 2 als selbständiges Lied absondert, wo doch zweifellos durch die Verse 88, 13—17, die den Wechsel des Themas mit dem Wunsch des Publikums nach freudenvolleren Tönen begründen, ein plausibler Uebergang geschaffen ist. Noch schwieriger ist es, wie Rieger selbst zugibt, die dritte Weltabsage, das Lied 95, 6, in einheitliche Bestandteile aufzulösen. Haupt hatte schon die letzten Strophen 96, 30 ff. abgetrennt und damit wenigstens die obszöne Anspielung aus dem Zusammenhang ausgeschieden, Rieger findet aber auch die bauernfeindlichen Strophen mit den Schmähungen gegen Frau Welt unvereinbar. Aber hier eine Fuge zu finden ist einfach unmöglich. Denn gerade die Strophen 95, 33 ff. und 96, 2 ff., zwischen denen Rieger trennen will, sind so innig miteinander verklammert, daß ihre Trennung unerträglich wäre. Nicht nur, daß 96, 5 und 8: „Jetzt herrscht überall nur Klage" anknüpft an 95, 33: *Swaz ich nû gesinge daz sind klageliet*, sondern die beiden Strophen sind auch syntaktisch ganz parallel gebaut unter der Herrschaft des Gegensatzes zwischen einst und jetzt:

95, 35: *ê d ô sang ich daz daz guoten wol gezam.*
s î t daz mich daz alter von der jugende schiet,
d ô muose ich dulden des ich ê was ungewon . .

und 96, 3:

E d ô kômen uns sô vreuden rîchiu jâr,
d ô die hôchgemuoten wâren lobesam.
n u ist in allen landen niht wan trûren unde klagen,
sît der ungevüege dörper Engelmâr
der vil lieben Vriderûne ir spiegel nam
d ô begunde trûren vreude ûz al den landen jagen.

Eine Scheidung ist zwischen diesen Strophen nicht möglich. Dann aber gibt es nur die Lösung, daß der Kontrast von Neidhart beabsichtigt war, und dann wird auch an anderen Stellen, wo ein solcher Gesinnungs- oder Stimmungswechsel zwischen zwei Strophen vorliegt, aus diesem Widerspruch allein kein Anlaß abgeleitet werden dürfen, das Lied aufzulösen.

Dazu kommen noch weitere Gründe: Einmal hat keines von den auf diese Weise durch Absonderung entstandenen Liedern den Natureingang, der doch sonst bei Neidhart nur vier Mal[34] fehlt. Neidhart dürfte also mindestens niemals zwei Lieder mit Natureingang im gleichen Ton gesungen haben. Und ferner ist auffällig, daß diese neuen Lieder alle ungewöhnlich kurz sind. Sie umfassen bei Haupt meistens nur eine Strophe, einige Male zwei und nur einmal vier Strophen (71, 11 ff.). Der durchschnittliche Umfang beträgt 1½

34) Oder drei Mal, wenn man mit Bielschowsky (S. 241) von 67, 7 ff. die beiden ersten Strophen umstellt.

Digitized by Google

Strophen, während von den Rumpfliedern nur eines zweistrophig[35], keines dreistrophig ist, der Durchschnitt sechs Strophen beträgt. Für ein solches Trennungsverfahren wäre also vorauszusetzen, daß Neidhart bisweilen im Tone eines Winterlieds kurze, meist ein- oder zweistrophige Gedichte schrieb, die von der herkömmlichen Form der Winterlieder abwichen, insbesondere keinen Natureingang verlangten. Am ehesten könnte man sich das bei spruchartigen Gedichten vorstellen wie 74, 25 ff. und 31 ff. oder auch bei längeren Gedichten rein gedanklichen Inhalts, die auch stofflich aus dem Rahmen der Winterlieder herausfallen. In solchen Fällen aber, wo die abgetrennten Strophen sich in der Stoffwelt der Winterlieder bewegen oder umgekehrt das Rumpflied als Winterlied nicht vollständig wäre, scheint es mir nicht statthaft und in konsequenter Form auch nicht möglich, durch Eingriffe in die Einheit des Gedichts den Widerspruch auszumerzen. Rieger meint zwar, daß der Dichter in demselben Gedicht, in dem er der Welt mit schmähenden Worten absagt und es feierlich verschwört, jemals wieder in ihrem Dienst zu singen (83, 28 ff., ähnlich 87, 13 f.), sich schon wieder dem alten Dörperthema zuwende, sei „für einen Dichter, der seine Sinne beisammen hält, undenkbar." Aber abgesehen davon, daß es auch so noch schwer erklärlich bliebe, warum der Dichter für ein neues Dörperlied ausgerechnet den Ton wählt, in dem er sich gerade so pathetisch gegen leichtfertige Gesänge verwahrt hatte, steht hinter solchen Anschauungen ein harmonisierender Geschmack im Sinne geschlossener Komposition und in gerader Linienführung, der allem, was wir von Neidharts Stil sehen, widerspricht. Der Widerspruch ist in jedem Winterlied im Keime vorhanden als Kontrast von Trauer und Spott, von Klage und Invektive, wollte man ihn konsequent beseitigen, so müßte man alle Winterlieder auflösen.

Die Wurzel aller Widersprüche ist die Vereinigung von Liebesklage und Dörpersatire, mit ihr ist die Spannung zwischen einem seelischen und einem wirklichen Element gegeben. Nun sind aber so wenig wie in der Komposition des Gedichtes die entsprechenden Teile, so wenig überhaupt Seelisches und Sinnliches in den Winterliedern reinlich geschlossen. Es ist aber auch wieder nicht das Seelische in das Sinnliche eingebettet wie bei Walther das Erlebnis von Liebe und Natur, sondern beide Sphären sind zu gleich unauflöslich und disharmonisch aneinandergekettet. Einerseits steht Sinnliches in krasser Wirklichkeit da, aber es ist durchsetzt und zersetzt von subjektiver Reflexion, andererseits ist das Wirkliche so schemenhaft, daß letzten Endes nichts bleibt als die Ausgeburt einer erregten Phantasie.

Außer etwa einem naiven Ausdruck der Freude war in den Sommerliedern Seelisches nicht enthalten gewesen, nun wird die Stimmung des Dichters in breiter Analyse entwickelt und füllt den

35) Wenn man mit Credner, Neidhart-Studien II S. 57 ff. im Anschluß an den Text von c 42, 34 ff. und 41, 33 ff. zusammenzieht.

Digitized by Google

größten Teil der Gedichte. Der Verlust an Wirklichkeit, den das zur Folge hat, wird uns noch beschäftigen. Für lange Abschnitte ist der Schauplatz nun wieder ganz nach innen verlegt. Und damit erfolgt eine Rückwendung zu den Motiven und Gesinnungen der spiritualistischen Minnelyrik, wie sie vor Walther herrschte, und wie sie gleichzeitig mit Neidhart gerade in Oesterreich mit erhöhtem Eifer und gewachsener Virtuosität wieder aufgenommen wurde. Und wieder siedelt die Reflexion in dem Raum zwischen Wunsch und Wirklichkeit, deren Pole wieder unendlich auseinandergerückt sind; die Liebe wird wieder aus der Wirklichkeit zum *wân*. Gewiß erträgt Neidhart dieses Los unwilliger, er erklärt ungestümer und unverhohlener seine Wünsche: *dienest âne saelikeit niemen kan volenden* (63, 39). Aber trotzdem gelangen in den Winterliedern niemals seine Wünsche zum Ziel im vollen Gegensatz zu den Sommerliedern, sondern der Dichter verharrt in dem Zustand unerfüllten Werbens. Daher ist die Stimmung der Winterlieder von der der Sommerlieder denkbar verschieden, nicht Freude und Lebenslust, sondern Trauer und Klage. Und daß diese Klage keinen nur zufällig biographischen, sondern einen grundsätzlichen metaphysischen Charakter hat, das zeigen die Gedichte, wo die Klage sich über den Einzelfall des Liebesunglücks hinaus zur großen Klage und Anklage gegen die Welt überhaupt erhebt. In diesen sogenannten Weltsüsse-Liedern, in denen in allegorischer Form die Enttäuschung des betrogenen Weltfreundes sich ausspricht, der Schein und Sein, Erwartung und Erfüllung, Ausfahrt und Rückkehr in krassem Widerspruch gefunden hat, und die sich zu so heftigen Schmähungen steigert, wie wir ihnen später in den fanatischen Haßausbrüchen der asketischen Predigt begegnen: *verschamtiu umbetrîbe, sünden schenden reizeklobe, lôsiu hoverîbe* (82, 15 ff.), hat sich privates Leid zu metaphysischem Pessimismus erweitert. Es ist kein Zufall, daß diese Gedichte die Form des Winterlieds tragen, sie sind nur der extreme Ausdruck seiner Weltanschauung. Und nur auf dieser düsteren Folie ist Neidharts Naturalismus zu verstehen. Wächst hier das Weltleid in geradezu asketische Maße hinauf, so ist die Mehrzahl der Winterlieder auf milde aber endlose Klagen gestimmt, die nur gelegentlich in Haß gegen die glücklicheren Nebenbuhler umschlagen.

Es ist schon mehrfach dargestellt worden[36], wie Neidhart nicht nur Stimmung und Gesinnung, sondern auch das Vokabular und die Phraseologie des hohen Minnesangs übernimmt. *herzensenede swaere* erfüllt sein Herz, er *dient* der Geliebten in *genâdelosem wân*, er heißt sie *herzekünegîn* und *saelic wîp*. Die zwar schmachtende aber scheinbar geschlossene Stimmung wird aber nun ständig von innen gesprengt durch einen Kontrast, den wir uns aus unserem Wissen heraus zwar ausdenken, aber nicht mehr unmittelbar nachempfinden können. Für ein höfisches Publikum, das gewohnt war, die-

36) F. Mohr a. a. O., S. 47 f.; Schürmann, Die Entwicklung der parodistischen Richtung bei Neidhart von Reuenthal, Progr. Düren 1898. S. 13 ff.

Digitized by Google

ses erlesene Vokabular dem Preis vornehmer Damen gewidmet zu hören, mußte es eine aufreizende oder höchst lächerliche Wirkung ausüben, wenn der Gegenstand so stilvoller Huldigungen sich plötzlich als eine Bauerndirne entpuppte, oder wenn es erfuhr, wie rohe Zudringlichkeiten die so zart Umworbene von seiten ihrer bäuerlichen Freier gewöhnt war. Die rohe Handlung neben dem empfindsamen Schmachten, der gemeine Ausdruck neben dem edlen Wort, das bedeutet eine grelle Dissonanz, und damit rückt die Liebesklage in ein zweideutiges Licht: Die Parodie tritt auf.

Es ist bezeichnend für Neidharts Parodistik, daß man sich darüber streiten konnte[37], was er eigentlich habe parodieren wollen, die höfische Feinheit oder die bäurische Rohheit. Für beide Deutungen lassen sich Gründe bringen, und in der Tat haben auch beide recht. Neidharts Parodie ist wie jede tiefere Parodie ironisch, also zweischneidig. Sie richtet sich damit auch gegen sich selbst, auch gegen ihr eigenes liebessüchtiges Schmachten. Dabei läßt die Steigerung, die diese Liebesklage zur Weltklage gefunden hat, keinen Zweifel zu, daß hinter den trüben Stimmungen des Dichters Ernst steckt. Eine Bemerkung über die Person des Dichters läßt sich hier nicht unterdrücken. Es ist nicht zulässig, aus der Dichtung auf die psychologische Wirklichkeit zurückzuschließen, und der Vergleich mit einem Dichter wie Heine ist zu verführerisch, um nicht gefährlich zu sein, trotzdem darf man wohl soviel sagen, daß ein bloßer Possenreißer und Effekthascher[38] Neidhart nicht gewesen sein kann. Gegenüber der zweifellos einfachen und klaren Kurve von Walthers Leben z. B., muß er eine komplizierte Natur gewesen sein, wohl das, was wir einen problematischen Charakter nennen würden. Die Parodierung des Minnelieds ist zweifellos nicht nur komisch gemeint gewesen, wenn wir uns nicht täuschen, kommt sie häufig bitter und sarkastisch genug heraus. Und damit fände sich eine Art psychologischer Erklärung für die schweren Spannungen und Kontraste, die wir in seinem Werk finden[38a].

Charakteristisch für die Neidhartsche Selbstironie scheint mir ein Gedicht, das noch keine genügende Beachtung gefunden hat: 72,24ff. (Wenn die Isolierung dieser Strophen bei Haupt berechtigt ist.) Es handelt sich um zwei Strophen, die erste äußert die Gesinnung eines Liebhabers im Geist der hohen Minne mit der charakteristischen Wendung, daß er sich fern von der Geliebten sicherer fühlt als in ihrer Nähe. Er erwägt, ob er zu ihr gehen und ihr alles sagen soll, aber muß feststellen:

swenne ich von ir bin
sô hab ich vil guote sinne:

37) Schürmann a. a. O. S. — und Roesing, Die Entwicklung Walthers von der Vogelweide . . . Diss. Straßburg 1910, S. 8.

38) Mohr, a. a. O. S. 41. Singer, Neithart-Studien. 1922, S. 9.

38a) So urteilt auch Hennig Brinkmann, Zur geistesgeschichtlichen Stellung des deutschen Minnesangs, Deutsche Vierteljahrsschrift 3, 636 f., dessen an Dvořak orientierten historischen und stilistischen Einordnungen ich sonst nicht zu folgen vermag.

Digitized by Google

kum ich zuo ir, sô ist hin der sin.
daz sint alles herzecliche minne.
sus ungesprochen mit gedanken gât diu wile hin.

Bis dahin bleibt alles ernst, auch ohne jede parodistische Uebertreibung, aber nun bringt die folgende Strophe eine Palinodie:

Mit gedanken wirt erworben niemer wibes kint.
dâ von spreche ein man enzît
daz im an dem herzen lît
und versuoche ob ez diu minnecliche danne tuo.
swes er im gedenket, daz ist ir vil gar ein wint;
des enkan sî wizzen niht:
dâ von ist ez gar ein wiht.
. . . . . .

Diese zweite Strophe, die mit leisem Spott die genaue Umkehrung der ersten enthält, ist nämlich im Grunde nichts anderes als eine Trutzstrophe. Nur das Thema ist ein anderes, sonst ist die Technik der Anknüpfung und der Entgegnung bei den Trutzstrophen ganz ähnlich, und unter diesem Gesichtspunkt muß man sagen, daß die Dichter der Trutzstrophen Neidhart zum mindesten sehr gut begriffen haben. Es ist doch wohl ein Mißverständnis, wenn man die Trutzstrophen ernst nimmt und meint, sie seien von literarisch begabten Bauern verfaßt oder von Gebildeten, die sich zu Anwälten der Bauern aufgeworfen hätten, und nun darin eine Spiegelung der sozialen Kämpfe zwischen Bauerntum und Rittertum erkennen will. Die Anti-Neidharte sind eine rein literarische Angelegenheit, die sich hoch über den Köpfen der in ihnen scheinbar umkämpften Bauern abspielte. Ebenso wenig ist auch daran zu denken, daß höfische Gegner des Dichters sich hinter dieser Maske versteckt hätten, um ihm eins auszuwischen. Ihr „grotesk-komischer Charakter" (Wiessner, AfdA. 33, 169) spricht gerade deutlich dagegen. Es ist undenkbar, daß jemand diese lächerlichen Ungeschicklichkeiten, plumpen Drohungen und grotesken Uebertreibungen ernsthaft ausgesprochen hätte, ohne sich selbst lächerlich zu machen. Die Trutzstrophen sind Rollenlyrik, die sich einen Spaß daraus macht, nun den Spieß herumzudrehen, auf Neidharts Ton einzugehen und ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen. Die Kosten trugen wiederum die Bauern, die durch die scheinbare Verteidigung nur noch lächerlicher gemacht werden. Der Gedanke dieser Trutzstrophen ist so witzig, daß er von Neidhart stammen könnte, und von hier aus müßte die Frage ihrer Echtheit doch einmal aufgeworfen werden. Freilich ist ihre große Masse zweifellos spät und unecht, aber unter ihnen befinden sich auch Stükke, die ihrem Sprachzustand nach sich den echten Liedern eng anschließen. Die geniale Selbstpersiffage sähe Neidhart ähnlich und wäre ihm jedenfalls nicht weniger zuzutrauen als einem der Nachahmer die Erfindung dieser Gattung.

Wir glaubten beobachten zu können, wie die bäuerliche Wirklichkeit gegen die höfische Minnewelt ausgespielt wird zur Auslösung eines parodistischen Kontrasts. Aber die Schärfe der Parodie schnei-

Digitized by Google

det auch nach der entgegengesetzten Seite: gegen die bäuerliche Welt. Damit ist eine der Voraussetzungen für Neidharts Naturalismus fixiert. Er kann richtig nur erkannt werden auf der Folie jenes Dualismus, der sich in den Minnestrophen pessimistisch ausspricht und hier jene Kontraste erzeugt, die zur Parodie führen. Denn die Wirklichkeit, die Neidharts Winterlieder so bunt und lärmend füllt, ist keineswegs mit Freude und Bejahung gezeichnet, steht keineswegs in dem klaren und ungebrochenen Licht des Sommertags, sondern in dem eigentümlichen Zwielicht des Winters, der vielleicht nicht ganz zufällig ihr Spielraum ist. War es in den Sommerliedern die vorbehaltlose Freude an den Dingen, was sie zu nennen und zu beschreiben trieb, so sind es jetzt andere weder schlichte noch bejahende Empfindungen, die die Feder führen, nämlich Haß und Spott. Der Haß entspricht dem Liebesmißgeschick, er wendet sich gegen die aufdringlichen Freier, die begünstigten Nebenbuhler und entlädt sich in wilden Invektiven. Er entspringt der Diskrepanz zwischen Liebeswunsch und Liebeserfüllung und nährt sich an dem Kontrast zwischen dem Begehren des Dichters und dem Besitzen der Bauernburschen, also an einer weiteren Diskrepanz zwischen Wunsch und Wert. Im Besitze des Wertes sind die Bauern.

Umgekehrt ist es beim Spott. Man muß sich zu seinem Verständnis die Entstehung einer wichtigen Quelle des Komischen im Mittelalter klarmachen. Es ist charakteristisch für das Mittelalter — und in diesem Sinne erstreckt sich das Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert hinein, ja in manchen Kreisen bis in die Gegenwart — daß für es jede etwas kräftigere Wirklichkeit an und für sich schon komisch ist, auch ohne weiteren Zusatz, daß die pure Rohheit, besonders übrigens die Unfläterei, ohne jede Pointe, die für uns auch der obszöne Witz haben muß, Anlaß von Gelächter war. Im Fastnachtspiel des 15., im Schwank des 16., im naturalistischen Roman des 17. Jahrhunderts fristet sich die Komik lange Strecken hindurch nur von der Häufung solchen derben unzubereiteten Wirklichkeitsstoffs. Eine solche Auffassung der Wirklichkeit ist keineswegs selbstverständlich. Wenn z. B. heute der Schriftsteller eine besonders krasse Wirklichkeit sucht, so denkt er an soziales Elend, Laster und Verbrechen, also an Dinge die für ihn alles andere als komisch, eher ein tragischer Stoff sind. Wenn der Mensch des Mittelalters sich eine recht krasse Wirklichkeit ausdachte, dann war sie roh, unanständig, unflätig, obszön — Vorstellungen, die ihn im höchsten Grad belustigten. Der Grund liegt wohl darin, daß gerade diese Eigenschaften im extremen Gegensatz stehen zu den geltenden, den höfischen Werten des Maßes, der Sitte, des Anstands.

In diese Voraussetzungen müssen wir uns hineindenken, wenn wir die Dichtung Neidharts verstehen wollen. Die Vorstellung eines Bauernrüpels, war an sich schon komisch, um so mehr seine dichterische Behandlung, in der der Kontrast des rohen Inhalts zu der edlen Kunstform hinzukam. Die Komik war endlich in sich noch ein-

Digitized by Google

mal gesteigert durch den inneren Kontrast zwischen der maßlosen Prätention dieser Burschen und ihrem geringen wirklichen Wert oder dem geringen Erfolg. Die Burschen fordern selbst durch ihr hochfahrendes Wesen den Vergleich mit den höfischen Idealen heraus und liefern sich in ihrem Ungenügen dem Gelächter aus. Der Dichter, kann sich nicht genug tun, auf den Kontrast zwischen der modischen Kleidung, der ritterlichen Bewaffnung und ihrer niedrigen Herkunft, ihrer groben Arbeit und vor allem der Plumpheit und Rohheit ihres Benehmens hinzuweisen und ihn durch grelle Schlaglichter zu beleuchten.

Hier wird der Gegensatz zwischen naturalistischer und realistische Bauerndichtung sichtbar. Im realistischen Hochmittelalter hatte unter dem Schirm gradualistischer Weltanschauung jeder Stand bis hinab zum Bettler seinen Ort und damit seine Würde im gesellschaftlichen ordo. So wird der Bauer, weit davon verachtet oder verspottet zu werden, in der Dichtung geradezu gefeiert und verklärt[39]. Den Ausdruck dieser Gesinnung finden wir im Epos bei Hartmann im 'Gregorius' und im 'Armen Heinrich', finden wir im 'Meier Helmbrecht', in dem sich freilich schon der Verfall ankündigt, und im 'Seifried Helbling', in dem er im vollen Gange ist. Daher wird hier, besonders in den genannten Epen, diese Welt in idyllischer Breite und mit sinnlicher Sattheit ausgemalt. Daher fehlen hier ganz die komischen oder satirischen Kontraste. Diese Welt wird in geradezu idyllischer Breite und mit sinnlicher Sattheit beschrieben. Im gleichzeitigen Minnesang wird sogar die bäuerliche Welt als reine unverfälschte Natur geradezu ausgespielt gegen höfische Konvention. Dieses Verhältnis kehrt sich nun in Neidharts Winterliedern geradezu um. Nun erscheint die bäuerliche Welt mit ausgesprochen negativer Wertung als verzerrte Unnatur von einem Blickpunkt aus, dem die eigene, und das ist die höfische, Norm als die wahre und natürliche erscheint. Dieser Gegensatz zur höfischen Norm ist dem Darsteller der Bauern in den Winterliedern ständig gegenwärtig, er ist ständig mitgedacht und die Quelle der Komik. Die Darstellung des Dörpers, ja der Begriff des Dörpers ist ein ausgesprochen negativer: Dörperlich heißt unhöfisch.

Welches ist nun rein sachlich die Wirklichkeit, die in die Beleuchtung dieser grellen Kontraste gestellt ist? Sie ist ungeheuer zusammengeschrumpft[40]. Was die Natur anbetrifft, so greift sie nicht mehr unmittelbar in die Handlung ein. Der Natureingang präludiert zwar noch in der Regel, aber nicht die naturalistischen Strophen,

39) Die realistische Verklärung des Bauerntums im Hochmittelalter, die einer hohen Wirklichkeitsbejahung entstammt, ist auch streng zu unterscheiden von der Idealisierung der „armen Leute" im Spätmittelalter, die spiritualistisch-asketische Motive hat.

40) Die sachliche Gehaltlosigkeit von Neidharts Dichtung beklagt auch Hilde Hügli, S. 46.

Digitized by Google

sondern die Minneklage, er dient also nur noch der Vorbereitung der Stimmung, nicht mehr der Herstellung der Situation. Denn die Winternot hat auf das Betragen der Bauern keinen Einfluß. Dem Umfang nach wird der Natureingang wesentlich kürzer[41], obwohl die Winterlieder an sich im Durchschnitt länger sind als die Sommerlieder, er wird in seiner Selbständigkeit durch Einschlingung der Liebesklage häufig sehr geschwächt, er wird in der Ausdrucksweise allgemeiner und vor allem, er ist fast ganz negativ formuliert, das heißt als wehmütige Erinnerung an den Sommer und Klage über sein Verschwinden.

Die raumschaffende Anrede an die Zuhörer ist zwar nicht verschwunden, sie ist sogar wohl noch häufiger geworden. Aber die Rolle des Publikums ist eine andere geworden, es tritt nicht mehr im Lied selbst auf, durch den Tanz dramatisch handelnd beteiligt. Es ist nicht mehr das Publikum eines Vorsängers, es ist nur noch das Publikum eines Erzählers, der sich an das Ohr und die Einbildungskraft wendet. Die stehende Formel dafür ist ein stereotypes „Seht!" oder „Seht an!", das rein rhetorischen Charakter hat.

Die Wirklichkeitsdarstellung breitet sich also nur in den Dörperstrophen aus. Was die Ereignisse anbetrifft, so handelt es sich fast einzig um die Zudringlichkeiten und Tölpelhaftigkeiten der Bauernburschen gegenüber den Mädchen. Das Gegenständliche beschränkt sich fast ausschließlich auf die üppige Kleidung, die unpassende Bewaffnung und das selbstgefällige Stolzieren der Burschen. Es bleibt also ein winziger Ausschnitt aus der gesamten bäuerlichen Wirklichkeit.

Dazu kommt noch, daß die Form, in der das Wenige vorgebracht wird, keineswegs dazu beiträgt und offenbar auch garnicht beabsichtigt, die Vorgänge und Gegenstände in irgend einem plastischen Sinn zu verdeutlichen. Der Stil ist sprunghaft und andeutend. Ohne innere Motivation oder äußere Vorbereitung wechselt das Thema, das Gedicht gleitet von einem Punkt zum nächsten, nie wird ein Thema ausgeschöpft oder von Anfang zu Ende entwickelt, dafür aber um so öfter wiederholt. Aber obwohl der Dichter immer von neuem dahin zurückkehrt, wird der Gegenstand kaum klarer, was davon zurückbleibt, sind eindrucksvolle aber wesenlose Impressionen.

Das charakteristische Beispiel dafür ist die berühmte Geschichte von Friederuns Spiegel. Obwohl Neidhart selbst diesen Zwischenfall mehrmals für das entscheidende Ereignis seines Lebens erklärt, ihn geradezu als die Peripetie bezeichnet, mit der alles Unglück begonnen habe, obwohl er es an die zwanzig Mal erwähnt und bei jeder späteren Enttäuschung sich seiner erinnert, sind wir doch über den substanziellen Gehalt dieses Ereignisses völlig im Unklaren. Wir wissen nicht mehr, als daß der Bauer Engelmar beim Tanz der von

41) In den Sommerliedern finden sich häufig dreistrophige Natureingänge, in den Winterliedern gibt es nur einen dreistrophigen (75, 15) und zwei zweistrophige (44, 36 und 62, 34), oft ist er nur durch ein paar Zeilen, ja Worte angedeutet (z. B. 61, 18), und drei oder vier Mal fehlt er ganz.

Digitized by Google

Neidhart verehrten Friederun einen Spiegel von der Seite riß, und an einer Stelle (71, 5—8) hören wir noch belanglose Einzelheiten über die Schnur, an der er befestigt war. Aber was es mit diesem Spiegel eigentlich für eine Bewandtnis hatte, und was seinen Raub, der doch gegenüber den Rohheiten, die den Bauernburschen sonst zugeschrieben werden, ein verhältnismäßig harmloser Streich war, zu einem so schwerwiegenden Ereignis machte, also das eigentlich Wesentliche des Vorgangs bleibt im Dunkeln.

Zunächst wird der Vorgang überhaupt niemals als gegenwärtig erzählt, sondern immer als vergangen aus der Erinnerung. Mit Ausnahme der einzigen darauf bezüglichen Stelle in den Sommerliedern (26, 19), in der er seine Unlust am Singen begründet: *mirst an Engelmâren ungemach daz er Vriderûnen ir spiegel von der siten brach,* — bei weitem der schlichtesten aller Engelmarstellen, wird die Geschichte überhaupt nie erzählt, sondern nur als bekannte Tatsache darauf angespielt. Daher steht sie immer in fremden Zusammenhängen: als Ursache und Anfang seines Leids (70, 37 ff.; 78, 7 ff.; 93, 5 ff.; 96, 6 ff.), als Begründung seiner traurigen Stimmung (26, 19). Sie steht als stehendes Epitheton (57, 32) oder gar als Umschreibung für Engelmar: der, der Friederun den Spiegel nahm (56, 3; 78, 35; 88, 27). Oder endlich sie wird zum Vergleich verwendet: Ein Spiegel gleicht dem Friederuns (59, 14), eine neue Unbill gleicht dem Ereignis, ein anderer Rüpel Engelmaren (78, 35 ff., ähnlich 91, 19 f.). Es bedeutet den höchsten Grad von Haß und Verachtung, den Neidhart auszudrücken vermag, wenn er von einem Bauern sagt: *er ist toerscher, danne der Vriderûn ir spiegel nam* (88, 27) 56, 2 f. *(tumber);* 81, 14 *(ungevüeger);* (ähnlich 65, 3; 74, 15). Gemeinsam ist all diesen Fällen, daß das Ereignis nicht eigentlich erzählt, sondern immer nur zur Beziehung oder zum Vergleich herangezogen wird. Grammatisch drückt sich das darin aus, daß in keiner einzigen der etwa zwanzig Erwähnungen die Geschichte im Hauptsatz steht.

Der eigentliche Kernpunkt des Ereignisses ist damit nirgends berührt oder doch erklärt. Man könnte das damit zu erklären versuchen, daß der Zwischenfall sich vielleicht in der Umgebung des Dichters herumgesprochen hatte und Neidhart bei seinem Publikum die Kenntnis der Affäre voraussetzen konnte und sich damit begnügen konnte, darauf anzuspielen. Aber daß es sich um mehr, daß es sich um ein Stilprinzip handelt, das wir als Verschleierungstechnik bezeichnen müssen, das zeigt die Betrachtung der übrigen episodischen Elemente.

Das Episodische ist es eigentlich überhaupt nicht, worauf das Objektiv des Betrachters gerichtet ist. Es wird fast stets nur von außen und als Einfall hereingezogen, zur Begründung oder zur Charakteristik, oder weil es geeignet ist den Schmerz des Dichters zu erneuern oder seiner Klage oder seiner Empörung neue Nahrung zu geben. Auch dann bleibt es inhaltlich stets sehr mager, ist durch

Digitized by Google

Nebensächliches zugestellt. Der Kernvorgang bleibt unklar und vor allem fehlt jede Verankerung in Raum und Zeit, äußerem oder innerem Zusammenhang. Ein charakteristisches Beispiel für die exzentrische Stellung des Episodischen, das mit Hilfe von Relativsätzen hereingezogen wird, liefert die Stelle 91, 2—7. Neidhart warnt die Bauern vor dem übermütigen jungen Ber: . . . *phî, wer brâhte in her? er ist Hildeboldes swester sun von Bernriute, der dâ wart erslagen umbe ein ingewer. daz tet jener Willeher. er tuot mort, kumt er dâ sich gesament tumbe liute.* (Der letzte Satz handelt offenbar wieder von Ber und steht hier als Beispiel für die oben berührte Technik der Verunklärung der Beziehungen.) Die Geschichte von dem um einer Ingwerwurzel willen getöteten Bernriute läßt auch an der anderen Stelle, an der sie gelegentlich erzählt wurde (s. u.), an Unklarheit nichts zu wünschen übrig. Die meisten Vorgänge werden überhaupt nicht als gegenwärtig dargestellt, sondern aus der Erinnerung geschöpft und dadurch schon nicht nur zeitlich entrückt, sondern auch subjektiv beleuchtet. Sie dienen der Begründung des Hasses des Dichters (44,6 ff.), der Burschen (62,12 ff.), zur Charakteristik ihrer Rüpelhaftigkeit (57, 2 ff.; 63, 28 ff.), oder sie bleiben irreal als Wunsch oder Drohung (50, 3; 54, 29; 57, 10) oder sind die Illustration einer allgemeinen Reflexion (96, 38). Und damit ist die wichtigste Form der Verschleierung berührt, die Einbettung des realen Kerns in breite Reflexion, durch die er sozusagen eine indirekte Beleuchtung erhält, so 65, 3—25, wo in der Mitte von 23 Zeilen Klage über die Rohheit des Burschen und Reflexion über das Verhalten des Mädchens der nackte Tatbestand berichtet wird: *miner ougen wunne greif er an den fudenol,* — nicht ohne einen grellen Kontrast zwischen der zarten Ausdrucksweise der ersten Hälfte und der derben der zweiten Hälfte des Verses. (Aehnlich 81, 3—5 mit anschließender Reflexion 6—18). Noch häufiger wird die Erzählung unterbrochen durch kurze Reflexionen des Dichters und dadurch subjektiviert, so 91, 32 ff. durch die Worte: *ine gesach mir nie bî mînen jâren alsô leide als ich mir zewâre an der vil guoten sach.* Oder der Dichter weicht den Ereignissen sichtlich aus (74, 19): Vor Beginn des Kampfes verließ er den Ort und erlebt den Vorgang nur noch in seinen Reflexen:

einer der schrei lûte ‚hilf gevater Weregant!'
er was lihte in grôzen noeten dô er sô nâch helfe schrê.
(Reflexion!)
Hildeboldes swester hôrte ich eines lûte schrîen ‚wê mir mînes bruoder wê!'

Charakteristisch für diesen Stil, den man malerisch und impressionistisch nennen dürfte, ist eine Stilform, die ich zwei Mal finde, die einen Vorgang erst kurz zusammenfaßt und dann noch einmal ausführlicher wiederholt: (90, 18 ff.):

sînes swertes helze vorn
zarte ir bî dem krumben reien einen kleinen stûchen.
(Strophenende!)

Digitized by Google

Do er an sîner geile spranc
an dem umbeswanke,
dô begreif ez in und zarte in ûz uns an das ende.
owê! . . . . (Ebenso 98, 10 ff.)

Auch für die anderen episodischen Stellen[42] gilt dasselbe, was für die angezogenen galt, sie überschreiten nie den Umfang und verlassen nie die Form einer beiläufigen Anspielung und lassen über den zu Grunde liegenden Vorgang nur Unklarheiten bestehen. Mit Ausnahme des frühen Gedichts von der Flachsschwingerin verbreitert sich also nirgends das Episodische zum wirklich Epischen. Außer dem Genannten ist kein Gedicht, kaum eine Strophe episch durchkomponiert, wie es in den Sommerliedern die Regel ist.

Vor allem fehlt den Episoden in den Winterliedern fast völlig die Eigenschaft, die das epische Element bei seinem Eindringen in die Lyrik Walthers und seiner Schule besaß, die Fähigkeit Raum zu schaffen. Nur einmal noch findet sich in einem späten Winterlied eine konkrete Ortsangabe (60, 9 f.): *wir muezen in die stuben. zeinem bervrîte kômen hin durch tanzes willen vil der jungen diet.* Eine solche Genauigkeit steht allein und ist sonst ganz unerhört. Denn die gelegentlichen Angaben „beim Tanz" oder „auf der Straße" sind ganz allgemein und bezeichnen weniger Ort und Zeit als den Anlaß. Alles Erzählende steht viel mehr völlig im leeren Raum, ist nicht sinnlich gegenwärtig gesehen und tastbar dargestellt, sondern in den verschwimmenden Konturen einer Phantasiegeburt. Man betrachte z. B. eine der in der Erzählung noch deutlichsten Szenen in ihrem Zusammenhang: Der Dichter beklagt sich wieder einmal über zwei Dörper, die ihm Leid angetan haben. Lanze kränkte ein Mädchen, *eine kleine risen guot zarte er ab ir dar zuo einen bluomenhuot*[43], und damit mündet der Dichter ein in die Klage über die rohe Hand des Uebeltäters. So ist stets das Episodische behandelt. Weiter kann die Ausschaltung des festen Bodens, des ortzeitlichen Rahmens bei den Vorgängern nicht getrieben werden.

Ueberhaupt aber sind die Episoden im Vergleich zum Umfang der Winterlieder nur kurz und selten. Die große Masse dessen, was die Winterlieder sonst an Vorgang enthalten, ist nicht einmaliger, sondern häufig und unbestimmt wiederholter Vorgang. Dahin gehören die zahllosen Stellen in denen das Benehmen und die Gewohnheiten der Bauernburschen geschildert werden. Sie sind weder Erzählung noch Handlung, sondern lediglich Schilderung von Eigenschaften und Zuständen. Auf diese Weise schafft der Dichter anstelle toter Aufzählung von Eigenschaften und anstelle ermüdender Beschreibung Bewegung. Aber diese Schilderungen sind weder Ereignis noch Handlung. Was sich hier grammatisch in verbalen Formen maskiert, hat stilistisch nur attributive Funktion. Wenn also die reichere Epithetik der

42) 57. 1 f.; 60. 29 f.; 78. 39 f.; 81. 2 f.; 90. 12 f. usw.
43) 81. 2.

Digitized by Google

Strophen, während von den Rumpfliedern nur eines zweistrophig[35], keines dreistrophig ist, der Durchschnitt sechs Strophen beträgt. Für ein solches Trennungsverfahren wäre also vorauszusetzen, daß Neidhart bisweilen im Tone eines Winterlieds kurze, meist ein- oder zweistrophige Gedichte schrieb, die von der herkömmlichen Form der Winterlieder abwichen, insbesondere keinen Natureingang verlangten. Am ehesten könnte man sich das bei spruchartigen Gedichten vorstellen wie 74, 25 ff. und 31 ff. oder auch bei längeren Gedichten rein gedanklichen Inhalts, die auch stofflich aus dem Rahmen der Winterlieder herausfallen. In solchen Fällen aber, wo die abgetrennten Strophen sich in der Stoffwelt der Winterlieder bewegen oder umgekehrt das Rumpflied als Winterlied nicht vollständig wäre, scheint es mir nicht statthaft und in konsequenter Form auch nicht möglich, durch Eingriffe in die Einheit des Gedichts den Widerspruch auszumerzen. Rieger meint zwar, daß der Dichter in demselben Gedicht, in dem er der Welt mit schmähenden Worten absagt und es feierlich verschwört, jemals wieder in ihrem Dienst zu singen (83, 28 ff., ähnlich 87, 13 f.), sich schon wieder dem alten Dörperthema zuwende, sei „für einen Dichter, der seine Sinne beisammen hält, undenkbar." Aber abgesehen davon, daß es auch so noch schwer erklärlich bliebe, warum der Dichter für ein neues Dörperlied ausgerechnet den Ton wählt, in dem er sich gerade so pathetisch gegen leichtfertige Gesänge verwahrt hatte, steht hinter solchen Anschauungen ein harmonisierender Geschmack im Sinne geschlossener Komposition und in gerader Linienführung, der allem, was wir von Neidharts Stil sehen, widerspricht. Der Widerspruch ist in jedem Winterlied im Keime vorhanden als Kontrast von Trauer und Spott, von Klage und Invektive, wollte man ihn konsequent beseitigen, so müßte man alle Winterlieder auflösen.

Die Wurzel aller Widersprüche ist die Vereinigung von Liebesklage und Dörpersatire, mit ihr ist die Spannung zwischen einem seelischen und einem wirklichen Element gegeben. Nun sind aber so wenig wie in der Komposition des Gedichtes die entsprechenden Teile, so wenig überhaupt Seelisches und Sinnliches in den Winterliedern reinlich geschlossen. Es ist aber auch wieder nicht das Seelische in das Sinnliche eingebettet wie bei Walther das Erlebnis von Liebe und Natur, sondern beide Sphären sind zu gleich unauflöslich und disharmonisch aneinandergekettet. Einerseits steht Sinnliches in krasser Wirklichkeit da, aber es ist durchsetzt und zersetzt von subjektiver Reflexion, andererseits ist das Wirkliche so schemenhaft, daß letzten Endes nichts bleibt als die Ausgeburt einer erregten Phantasie.

Außer etwa einem naiven Ausdruck der Freude war in den Sommerliedern Seelisches nicht enthalten gewesen, nun wird die Stimmung des Dichters in breiter Analyse entwickelt und füllt den

35) Wenn man mit Credner, Neidhart-Studien II S. 57 ff. im Anschluß an den Text von c 42, 34 ff. und 41, 33 ff. zusammenzieht.

Digitized by Google

größten Teil der Gedichte. Der Verlust an Wirklichkeit, den das zur Folge hat, wird uns noch beschäftigen. Für lange Abschnitte ist der Schauplatz nun wieder ganz nach innen verlegt. Und damit erfolgt eine Rückwendung zu den Motiven und Gesinnungen der spiritualistischen Minnelyrik, wie sie vor Walther herrschte, und wie sie gleichzeitig mit Neidhart gerade in Oesterreich mit erhöhtem Eifer und gewachsener Virtuosität wieder aufgenommen wurde. Und wieder siedelt die Reflexion in dem Raum zwischen Wunsch und Wirklichkeit, deren Pole wieder unendlich auseinandergerückt sind; die Liebe wird wieder aus der Wirklichkeit zum *wân*. Gewiß erträgt Neidhart dieses Los unwilliger, er erklärt ungestümer und unverhohlener seine Wünsche: *dienest âne saelikeit niemen kan volenden* (63, 39). Aber trotzdem gelangen in den Winterliedern niemals seine Wünsche zum Ziel im vollen Gegensatz zu den Sommerliedern, sondern der Dichter verharrt in dem Zustand unerfüllten Werbens. Daher ist die Stimmung der Winterlieder von der der Sommerlieder denkbar verschieden, nicht Freude und Lebenslust, sondern Trauer und Klage. Und daß diese Klage keinen nur zufällig biographischen, sondern einen grundsätzlichen metaphysischen Charakter hat, das zeigen die Gedichte, wo die Klage sich über den Einzelfall des Liebesunglücks hinaus zur großen Klage und Anklage gegen die Welt überhaupt erhebt. In diesen sogenannten Weltsüsse-Liedern, in denen in allegorischer Form die Enttäuschung des betrogenen Weltfreundes sich ausspricht, der Schein und Sein, Erwartung und Erfüllung, Ausfahrt und Rückkehr in krassem Widerspruch gefunden hat, und die sich zu so heftigen Schmähungen steigert, wie wir ihnen später in den fanatischen Haßausbrüchen der asketischen Predigt begegnen: *verschamtiu umbetrîbe, sünden schenden reizeklobe, lôsiu hoverîbe* (82, 15 ff.), hat sich privates Leid zu metaphysischem Pessimismus erweitert. Es ist kein Zufall, daß diese Gedichte die Form des Winterlieds tragen, sie sind nur der extreme Ausdruck seiner Weltanschauung. Und nur auf dieser düsteren Folie ist Neidharts Naturalismus zu verstehen. Wächst hier das Weltleid in geradezu asketische Maße hinauf, so ist die Mehrzahl der Winterlieder auf milde aber endlose Klagen gestimmt, die nur gelegentlich in Haß gegen die glücklicheren Nebenbuhler umschlagen.

Es ist schon mehrfach dargestellt worden[36], wie Neidhart nicht nur Stimmung und Gesinnung, sondern auch das Vokabular und die Phraseologie des hohen Minnesangs übernimmt. *herzensenede swaere* erfüllt sein Herz, er *dient* der Geliebten in *genâdelosem wân*, er heißt sie *herzekünegîn* und *saelic wîp*. Die zwar schmachtende aber scheinbar geschlossene Stimmung wird aber nun ständig von innen gesprengt durch einen Kontrast, den wir uns aus unserem Wissen heraus zwar ausdenken, aber nicht mehr unmittelbar nachempfinden können. Für ein höfisches Publikum, das gewohnt war, die-

36) F. Mohr a. a. O., S. 47 f.; Schürmann, Die Entwicklung der parodistischen Richtung bei Neidhart von Reuenthal, Progr. Düren 1898. S. 13 ff.

Digitized by Google

ses erlesene Vokabular dem Preis vornehmer Damen gewidmet zu hören, mußte es eine aufreizende oder höchst lächerliche Wirkung ausüben, wenn der Gegenstand so stilvoller Huldigungen sich plötzlich als eine Bauerndirne entpuppte, oder wenn es erfuhr, wie rohe Zudringlichkeiten die so zart Umworbene von seiten ihrer bäuerlichen Freier gewöhnt war. Die rohe Handlung neben dem empfindsamen Schmachten, der gemeine Ausdruck neben dem edlen Wort, das bedeutet eine grelle Dissonanz, und damit rückt die Liebesklage in ein zweideutiges Licht: Die Parodie tritt auf.

Es ist bezeichnend für Neidharts Parodistik, daß man sich darüber streiten konnte[37], was er eigentlich habe parodieren wollen, die höfische Feinheit oder die bäurische Rohheit. Für beide Deutungen lassen sich Gründe bringen, und in der Tat haben auch beide recht. Neidharts Parodie ist wie jede tiefere Parodie ironisch, also zweischneidig. Sie richtet sich damit auch gegen sich selbst, auch gegen ihr eigenes liebessüchtiges Schmachten. Dabei läßt die Steigerung, die diese Liebesklage zur Weltklage gefunden hat, keinen Zweifel zu, daß hinter den trüben Stimmungen des Dichters Ernst steckt. Eine Bemerkung über die Person des Dichters läßt sich hier nicht unterdrücken. Es ist nicht zulässig, aus der Dichtung auf die psychologische Wirklichkeit zurückzuschließen, und der Vergleich mit einem Dichter wie Heine ist zu verführerisch, um nicht gefährlich zu sein, trotzdem darf man wohl soviel sagen, daß ein bloßer Possenreißer und Effekthascher[38] Neidhart nicht gewesen sein kann. Gegenüber der zweifellos einfachen und klaren Kurve von Walthers Leben z. B., muß er eine komplizierte Natur gewesen sein, wohl das, was wir einen problematischen Charakter nennen würden. Die Parodierung des Minnelieds ist zweifellos nicht nur komisch gemeint gewesen, wenn wir uns nicht täuschen, kommt sie häufig bitter und sarkastisch genug heraus. Und damit fände sich eine Art psychologischer Erklärung für die schweren Spannungen und Kontraste, die wir in seinem Werk finden[38a].

Charakteristisch für die Neidhartsche Selbstironie scheint mir ein Gedicht, das noch keine genügende Beachtung gefunden hat: 72,24ff. (Wenn die Isolierung dieser Strophen bei Haupt berechtigt ist.) Es handelt sich um zwei Strophen, die erste äußert die Gesinnung eines Liebhabers im Geist der hohen Minne mit der charakteristischen Wendung, daß er sich fern von der Geliebten sicherer fühlt als in ihrer Nähe. Er erwägt, ob er zu ihr gehen und ihr alles sagen soll, aber muß feststellen:

swenne ich von ir bin
sô hab ich vil guote sinne:

37) Schürmann a. a. O. S. — und Roesing, Die Entwicklung Walthers von der Vogelweide . . . Diss. Straßburg 1910. S. 8.

38) Mohr, a. a. O. S. 41. Singer, Neithart-Studien. 1922, S. 9.

38a) So urteilt auch Hennig Brinkmann, Zur geistesgeschichtlichen Stellung des deutschen Minnesangs. Deutsche Vierteljahrsschrift 3, 636 f., dessen an Dvořak orientierten historischen und stilistischen Einordnungen ich sonst nicht zu folgen vermag.

Digitized by Google

kum ich zuo ir, sô ist hin der sin.
daz sint alles herzecliche minne.
sus ungesprochen mit gedanken gât diu wile hin.

Bis dahin bleibt alles ernst, auch ohne jede parodistische Uebertreibung, aber nun bringt die folgende Strophe eine Palinodie:

Mit gedanken wirt erworben niemer wibes kint.
dâ von spreche ein man enzit
daz im an dem herzen lit
und versuoche ob ez diu minnecliche danne tuo.
swes er im gedenket, daz ist ir vil gar ein wint;
des enkan si wizzen niht:
dâ von ist ez gar ein wiht.
. . . . .

Diese zweite Strophe, die mit leisem Spott die genaue Umkehrung der ersten enthält, ist nämlich im Grunde nichts anderes als eine Trutzstrophe. Nur das Thema ist ein anderes, sonst ist die Technik der Anknüpfung und der Entgegnung bei den Trutzstrophen ganz ähnlich, und unter diesem Gesichtspunkt muß man sagen, daß die Dichter der Trutzstrophen Neidhart zum mindesten sehr gut begriffen haben. Es ist doch wohl ein Mißverständnis, wenn man die Trutzstrophen ernst nimmt und meint, sie seien von literarisch begabten Bauern verfaßt oder von Gebildeten, die sich zu Anwälten der Bauern aufgeworfen hätten, und nun darin eine Spiegelung der sozialen Kämpfe zwischen Bauerntum und Rittertum erkennen will. Die Anti-Neidharte sind eine rein literarische Angelegenheit, die sich hoch über den Köpfen der in ihnen scheinbar umkämpften Bauern abspielte. Ebenso wenig ist auch daran zu denken, daß höfische Gegner des Dichters sich hinter dieser Maske versteckt hätten, um ihm eins auszuwischen. Ihr „grotesk-komischer Charakter" (Wiessner, AfdA. 33, 169) spricht gerade deutlich dagegen. Es ist undenkbar, daß jemand diese lächerlichen Ungeschicklichkeiten, plumpen Drohungen und grotesken Uebertreibungen ernsthaft ausgesprochen hätte, ohne sich selbst lächerlich zu machen. Die Trutzstrophen sind Rollenlyrik, die sich einen Spaß daraus macht, nun den Spieß herumzudrehen, auf Neidharts Ton einzugehen und ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen. Die Kosten trugen wiederum die Bauern, die durch die scheinbare Verteidigung nur noch lächerlicher gemacht werden. Der Gedanke dieser Trutzstrophen ist so witzig, daß er von Neidhart stammen könnte, und von hier aus müßte die Frage ihrer Echtheit doch einmal aufgeworfen werden. Freilich ist ihre große Masse zweifellos spät und unecht, aber unter ihnen befinden sich auch Stükke, die ihrem Sprachzustand nach sich den echten Liedern eng anschließen. Die geniale Selbstpersifflage sähe Neidhart ähnlich und wäre ihm jedenfalls nicht weniger zuzutrauen als einem der Nachahmer die Erfindung dieser Gattung.

Wir glaubten beobachten zu können, wie die bäuerliche Wirklichkeit gegen die höfische Minnewelt ausgespielt wird zur Auslösung eines parodistischen Kontrasts. Aber die Schärfe der Parodie schnei-

Digitized by Google

det auch nach der entgegengesetzten Seite: gegen die bäuerliche Welt. Damit ist eine der Voraussetzungen für Neidharts Naturalismus fixiert. Er kann richtig nur erkannt werden auf der Folie jenes Dualismus, der sich in den Minnestrophen pessimistisch ausspricht und hier jene Kontraste erzeugt, die zur Parodie führen. Denn die Wirklichkeit, die Neidharts Winterlieder so bunt und lärmend füllt, ist keineswegs mit Freude und Bejahung gezeichnet, steht keineswegs in dem klaren und ungebrochenen Licht des Sommertags, sondern in dem eigentümlichen Zwielicht des Winters, der vielleicht nicht ganz zufällig ihr Spielraum ist. War es in den Sommerliedern die vorbehaltlose Freude an den Dingen, was sie zu nennen und zu beschreiben trieb, so sind es jetzt andere weder schlichte noch bejahende Empfindungen, die die Feder führen, nämlich Haß und Spott. Der Haß entspricht dem Liebesmißgeschick, er wendet sich gegen die aufdringlichen Freier, die begünstigten Nebenbuhler und entlädt sich in wilden Invektiven. Er entspringt der Diskrepanz zwischen Liebeswunsch und Liebeserfüllung und nährt sich an dem Kontrast zwischen dem Begehren des Dichters und dem Besitzen der Bauernburschen, also an einer weiteren Diskrepanz zwischen Wunsch und Wert. Im Besitze des Wertes sind die Bauern.

Umgekehrt ist es beim Spott. Man muß sich zu seinem Verständnis die Entstehung einer wichtigen Quelle des Komischen im Mittelalter klarmachen. Es ist charakteristisch für das Mittelalter — und in diesem Sinne erstreckt sich das Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert hinein, ja in manchen Kreisen bis in die Gegenwart — daß für es jede etwas kräftigere Wirklichkeit an und für sich schon komisch ist, auch ohne weiteren Zusatz, daß die pure Rohheit, besonders übrigens die Unfläterei, ohne jede Pointe, die für uns auch der obszöne Witz haben muß, Anlaß von Gelächter war. Im Fastnachtspiel des 15., im Schwank des 16., im naturalistischen Roman des 17. Jahrhunderts fristet sich die Komik lange Strecken hindurch nur von der Häufung solchen derben unzubereiteten Wirklichkeitsstoffs. Eine solche Auffassung der Wirklichkeit ist keineswegs selbstverständlich. Wenn z. B. heute der Schriftsteller eine besonders krasse Wirklichkeit sucht, so denkt er an soziales Elend, Laster und Verbrechen, also an Dinge die für ihn alles andere als komisch, eher ein tragischer Stoff sind. Wenn der Mensch des Mittelalters sich eine recht krasse Wirklichkeit ausdachte, dann war sie roh, unanständig, unflätig, obszön — Vorstellungen, die ihn im höchsten Grad belustigten. Der Grund liegt wohl darin, daß gerade diese Eigenschaften im extremen Gegensatz stehen zu den geltenden, den höfischen Werten des Maßes, der Sitte, des Anstands.

In diese Voraussetzungen müssen wir uns hineindenken, wenn wir die Dichtung Neidharts verstehen wollen. Die Vorstellung eines Bauernrüpels, war an sich schon komisch, um so mehr seine dichterische Behandlung, in der der Kontrast des rohen Inhalts zu der edlen Kunstform hinzukam. Die Komik war endlich in sich noch ein-

Digitized by Google

mal gesteigert durch den inneren Kontrast zwischen der maßlosen Prätention dieser Burschen und ihrem geringen wirklichen Wert oder dem geringen Erfolg. Die Burschen fordern selbst durch ihr hochfahrendes Wesen den Vergleich mit den höfischen Idealen heraus und liefern sich in ihrem Ungenügen dem Gelächter aus. Der Dichter, kann sich nicht genug tun, auf den Kontrast zwischen der modischen Kleidung, der ritterlichen Bewaffnung und ihrer niedrigen Herkunft, ihrer groben Arbeit und vor allem der Plumpheit und Rohheit ihres Benehmens hinzuweisen und ihn durch grelle Schlaglichter zu beleuchten.

Hier wird der Gegensatz zwischen naturalistischer und realistische Bauerndichtung sichtbar. Im realistischen Hochmittelalter hatte unter dem Schirm gradualistischer Weltanschauung jeder Stand bis hinab zum Bettler seinen Ort und damit seine Würde im gesellschaftlichen ordo. So wird der Bauer, weit davon verachtet oder verspottet zu werden, in der Dichtung geradezu gefeiert und verklärt[39]. Den Ausdruck dieser Gesinnung finden wir im Epos bei Hartmann im 'Gregorius' und im 'Armen Heinrich', finden wir im 'Meier Helmbrecht', in dem sich freilich schon der Verfall ankündigt, und im 'Seifried Helbling', in dem er im vollen Gange ist. Daher wird hier, besonders in den genannten Epen, diese Welt in idyllischer Breite und mit sinnlicher Sattheit ausgemalt. Daher fehlen hier ganz die komischen oder satirischen Kontraste. Diese Welt wird in geradezu idyllischer Breite und mit sinnlicher Sattheit beschrieben. Im gleichzeitigen Minnesang wird sogar die bäuerliche Welt als reine unverfälschte Natur geradezu ausgespielt gegen höfische Konvention. Dieses Verhältnis kehrt sich nun in Neidharts Winterliedern geradezu um. Nun erscheint die bäuerliche Welt mit ausgesprochen negativer Wertung als verzerrte Unnatur von einem Blickpunkt aus, dem die eigene, und das ist die höfische, Norm als die wahre und natürliche erscheint. Dieser Gegensatz zur höfischen Norm ist dem Darsteller der Bauern in den Winterliedern ständig gegenwärtig, er ist ständig mitgedacht und die Quelle der Komik. Die Darstellung des Dörpers, ja der Begriff des Dörpers ist ein ausgesprochen negativer: Dörperlich heißt unhöfisch.

Welches ist nun rein sachlich die Wirklichkeit, die in die Beleuchtung dieser grellen Kontraste gestellt ist? Sie ist ungeheuer zusammengeschrumpft[40]. Was die Natur anbetrifft, so greift sie nicht mehr unmittelbar in die Handlung ein. Der Natureingang präludiert zwar noch in der Regel, aber nicht die naturalistischen Strophen,

39) Die realistische Verklärung des Bauerntums im Hochmittelalter, die einer hohen Wirklichkeitsbejahung entstammt, ist auch streng zu unterscheiden von der Idealisierung der „armen Leute" im Spätmittelalter, die spiritualistisch-asketische Motive hat.

40) Die sachliche Gehaltlosigkeit von Neidharts Dichtung beklagt auch Hilde Hügli, S. 46.

Digitized by Google

sondern die Minneklage, er dient also nur noch der Vorbereitung der Stimmung, nicht mehr der Herstellung der Situation. Denn die Winternot hat auf das Betragen der Bauern keinen Einfluß. Dem Umfang nach wird der Natureingang wesentlich kürzer[41], obwohl die Winterlieder an sich im Durchschnitt länger sind als die Sommerlieder, er wird in seiner Selbständigkeit durch Einschlingung der Liebesklage häufig sehr geschwächt, er wird in der Ausdrucksweise allgemeiner und vor allem, er ist fast ganz negativ formuliert, das heißt als wehmütige Erinnerung an den Sommer und Klage über sein Verschwinden.

Die raumschaffende Anrede an die Zuhörer ist zwar nicht verschwunden, sie ist sogar wohl noch häufiger geworden. Aber die Rolle des Publikums ist eine andere geworden, es tritt nicht mehr im Lied selbst auf, durch den Tanz dramatisch handelnd beteiligt. Es ist nicht mehr das Publikum eines Vorsängers, es ist nur noch das Publikum eines Erzählers, der sich an das Ohr und die Einbildungskraft wendet. Die stehende Formel dafür ist ein stereotypes „Seht!" oder „Seht an!", das rein rhetorischen Charakter hat.

Die Wirklichkeitsdarstellung breitet sich also nur in den Dörperstrophen aus. Was die Ereignisse anbetrifft, so handelt es sich fast einzig um die Zudringlichkeiten und Tölpelhaftigkeiten der Bauernburschen gegenüber den Mädchen. Das Gegenständliche beschränkt sich fast ausschließlich auf die üppige Kleidung, die unpassende Bewaffnung und das selbstgefällige Stolzieren der Burschen. Es bleibt also ein winziger Ausschnitt aus der gesamten bäuerlichen Wirklichkeit.

Dazu kommt noch, daß die Form, in der das Wenige vorgebracht wird, keineswegs dazu beiträgt und offenbar auch garnicht beabsichtigt, die Vorgänge und Gegenstände in irgend einem plastischen Sinn zu verdeutlichen. Der Stil ist sprunghaft und andeutend. Ohne innere Motivation oder äußere Vorbereitung wechselt das Thema, das Gedicht gleitet von einem Punkt zum nächsten, nie wird ein Thema ausgeschöpft oder von Anfang zu Ende entwickelt, dafür aber um so öfter wiederholt. Aber obwohl der Dichter immer von neuem dahin zurückkehrt, wird der Gegenstand kaum klarer, was davon zurückbleibt, sind eindrucksvolle aber wesenlose Impressionen.

Das charakteristische Beispiel dafür ist die berühmte Geschichte von Friederuns Spiegel. Obwohl Neidhart selbst diesen Zwischenfall mehrmals für das entscheidende Ereignis seines Lebens erklärt, ihn geradezu als die Peripetie bezeichnet, mit der alles Unglück begonnen habe, obwohl er es an die zwanzig Mal erwähnt und bei jeder späteren Enttäuschung sich seiner erinnert, sind wir doch über den substanziellen Gehalt dieses Ereignisses völlig im Unklaren. Wir wissen nicht mehr, als daß der Bauer Engelmar beim Tanz der von

41) In den Sommerliedern finden sich häufig dreistrophige Natureingänge, in den Winterliedern gibt es nur einen dreistrophigen (75, 15) und zwei zweistrophige (44, 36 und 62, 34), oft ist er nur durch ein paar Zeilen, ja Worte angedeutet (z. B. 61, 18), und drei oder vier Mal fehlt er ganz.

Digitized by Google

Neidhart verehrten Friederun einen Spiegel von der Seite riß, und an einer Stelle (71, 5—8) hören wir noch belanglose Einzelheiten über die Schnur, an der er befestigt war. Aber was es mit diesem Spiegel eigentlich für eine Bewandtnis hatte, und was seinen Raub, der doch gegenüber den Rohheiten, die den Bauernburschen sonst zugeschrieben werden, ein verhältnismäßig harmloser Streich war, zu einem so schwerwiegenden Ereignis machte, also das eigentlich Wesentliche des Vorgangs bleibt im Dunkeln.

Zunächst wird der Vorgang überhaupt niemals als gegenwärtig erzählt, sondern immer als vergangen aus der Erinnerung. Mit Ausnahme der einzigen darauf bezüglichen Stelle in den Sommerliedern (26, 19), in der er seine Unlust am Singen begründet: *mirst an Engelmâren ungemach daz er Vriderûnen ir spiegel von der siten brach,* — bei weitem der schlichtesten aller Engelmarstellen, wird die Geschichte überhaupt nie erzählt, sondern nur als bekannte Tatsache darauf angespielt. Daher steht sie immer in fremden Zusammenhängen: als Ursache und Anfang seines Leids (70, 37 ff.; 78, 7 ff.; 93, 5 ff.; 96, 6 ff.), als Begründung seiner traurigen Stimmung (26, 19). Sie steht als stehendes Epitheton (57, 32) oder gar als Umschreibung für Engelmar: der, der Friederun den Spiegel nahm (56, 3; 78, 35; 88, 27). Oder endlich sie wird zum Vergleich verwendet: Ein Spiegel gleicht dem Friederuns (59, 14), eine neue Unbill gleicht dem Ereignis, ein anderer Rüpel Engelmaren (78, 35 ff., ähnlich 91, 19 f.). Es bedeutet den höchsten Grad von Haß und Verachtung, den Neidhart auszudrücken vermag, wenn er von einem Bauern sagt: *er ist toerscher, danne der Vriderûn ir spiegel nam* (88, 27) 56, 2 f. *(tumber);* 81, 14 *(ungevüeger);* (ähnlich 65, 3; 74, 15). Gemeinsam ist all diesen Fällen, daß das Ereignis nicht eigentlich erzählt, sondern immer nur zur Beziehung oder zum Vergleich herangezogen wird. Grammatisch drückt sich das darin aus, daß in keiner einzigen der etwa zwanzig Erwähnungen die Geschichte im Hauptsatz steht.

Der eigentliche Kernpunkt des Ereignisses ist damit nirgends berührt oder doch erklärt. Man könnte das damit zu erklären versuchen, daß der Zwischenfall sich vielleicht in der Umgebung des Dichters herumgesprochen hatte und Neidhart bei seinem Publikum die Kenntnis der Affäre voraussetzen konnte und sich damit begnügen konnte, darauf anzuspielen. Aber daß es sich um mehr, daß es sich um ein Stilprinzip handelt, das wir als Verschleierungstechnik bezeichnen müssen, das zeigt die Betrachtung der übrigen episodischen Elemente.

Das Episodische ist es eigentlich überhaupt nicht, worauf das Objektiv des Betrachters gerichtet ist. Es wird fast stets nur von außen und als Einfall hereingezogen, zur Begründung oder zur Charakteristik, oder weil es geeignet ist den Schmerz des Dichters zu erneuern oder seiner Klage oder seiner Empörung neue Nahrung zu geben. Auch dann bleibt es inhaltlich stets sehr mager, ist durch

Digitized by Google

Nebensächliches zugestellt. Der Kernvorgang bleibt unklar und vor allem fehlt jede Verankerung in Raum und Zeit, äußerem oder innerem Zusammenhang. Ein charakteristisches Beispiel für die exzentrische Stellung des Episodischen, das mit Hilfe von Relativsätzen hereingezogen wird, liefert die Stelle 91, 2—7. Neidhart warnt die Bauern vor dem übermütigen jungen Ber: *. . . phi, wer brâhte in her? er ist Hildeboldes swester sun von Bernriute, der dâ wart erslagen umbe ein ingewer. daz tet jener Willeher. er tuot mort, kumt er dâ sich gesament tumbe liute.* (Der letzte Satz handelt offenbar wieder von Ber und steht hier als Beispiel für die oben berührte Technik der Verunklärung der Beziehungen.) Die Geschichte von dem um einer Ingwerwurzel willen getöteten Bernriute läßt auch an der anderen Stelle, an der sie gelegentlich erzählt wurde (s. u.), an Unklarheit nichts zu wünschen übrig. Die meisten Vorgänge werden überhaupt nicht als gegenwärtig dargestellt, sondern aus der Erinnerung geschöpft und dadurch schon nicht nur zeitlich entrückt, sondern auch subjektiv beleuchtet. Sie dienen der Begründung des Hasses des Dichters (44,6 ff.), der Burschen (62,12 ff.), zur Charakteristik ihrer Rüpelhaftigkeit (57, 2 ff.; 63, 28 ff.), oder sie bleiben irreal als Wunsch oder Drohung (50, 3; 54, 29; 57, 10) oder sind die Illustration einer allgemeinen Reflexion (96, 38). Und damit ist die wichtigste Form der Verschleierung berührt, die Einbettung des realen Kerns in breite Reflexion, durch die er sozusagen eine indirekte Beleuchtung erhält, so 65, 3—25, wo in der Mitte von 23 Zeilen Klage über die Rohheit des Burschen und Reflexion über das Verhalten des Mädchens der nackte Tatbestand berichtet wird: *miner ougen wunne greif er an den fudenol,* — nicht ohne einen grellen Kontrast zwischen der zarten Ausdrucksweise der ersten Hälfte und der derben der zweiten Hälfte des Verses. (Aehnlich 81, 3—5 mit anschließender Reflexion 6—18). Noch häufiger wird die Erzählung unterbrochen durch kurze Reflexionen des Dichters und dadurch subjektiviert, so 91, 32 ff. durch die Worte: *ine gesach mir nie bi minen jâren alsô leide als ich mir zewâre an der vil guoten sach.* Oder der Dichter weicht den Ereignissen sichtlich aus (74, 19): Vor Beginn des Kampfes verließ er den Ort und erlebt den Vorgang nur noch in seinen Reflexen:

einer der schrei lûte ‚hilf gevater Weregant!'
er was lihte in grôzen noeten dô er sô nâch helfe schrê.
(Reflexion!)
Hildeboldes swester hôrte ich eines lûte schrîen 'wê mir
mînes bruoder wê!'

Charakteristisch für diesen Stil, den man malerisch und impressionistisch nennen dürfte, ist eine Stilform, die ich zwei Mal finde, die einen Vorgang erst kurz zusammenfaßt und dann noch einmal ausführlicher wiederholt: (90, 18 ff.):

sînes swertes helze vorn
zarte ir bî dem krumben reien einen kleinen stûchen.
(Strophenende!)

Digitized by Google

Do er an sîner geile spranc
an dem umbeswanke,
dô begreif ez in und zarte in ûz uns an das ende.
owê! . . . . (Ebenso 98, 10 ff.)

Auch für die anderen episodischen Stellen[42] gilt dasselbe, was für die angezogenen galt, sie überschreiten nie den Umfang und verlassen nie die Form einer beiläufigen Anspielung und lassen über den zu Grunde liegenden Vorgang nur Unklarheiten bestehen. Mit Ausnahme des frühen Gedichts von der Flachsschwingerin verbreitert sich also nirgends das Episodische zum wirklich Epischen. Außer dem Genannten ist kein Gedicht, kaum eine Strophe episch durchkomponiert, wie es in den Sommerliedern die Regel ist.

Vor allem fehlt den Episoden in den Winterliedern fast völlig die Eigenschaft, die das epische Element bei seinem Eindringen in die Lyrik Walthers und seiner Schule besaß, die Fähigkeit Raum zu schaffen. Nur einmal noch findet sich in einem späten Winterlied eine konkrete Ortsangabe (60, 9 f.): *wir muezen in die stuben. zeinem bervrîte kômen hin durch tanzes willen vil der jungen diet.* Eine solche Genauigkeit steht allein und ist sonst ganz unerhört. Denn die gelegentlichen Angaben „beim Tanz" oder „auf der Straße" sind ganz allgemein und bezeichnen weniger Ort und Zeit als den Anlaß. Alles Erzählende steht viel mehr völlig im leeren Raum, ist nicht sinnlich gegenwärtig gesehen und tastbar dargestellt, sondern in den verschwimmenden Konturen einer Phantasiegeburt. Man betrachte z. B. eine der in der Erzählung noch deutlichsten Szenen in ihrem Zusammenhang: Der Dichter beklagt sich wieder einmal über zwei Dörper, die ihm Leid angetan haben. Lanze kränkte ein Mädchen, *eine kleine risen guot zarte er ab ir dar zuo einen bluomenhuot*[43], und damit mündet der Dichter ein in die Klage über die rohe Hand des Uebeltäters. So ist stets das Episodische behandelt. Weiter kann die Ausschaltung des festen Bodens, des ortzeitlichen Rahmens bei den Vorgängern nicht getrieben werden.

Ueberhaupt aber sind die Episoden im Vergleich zum Umfang der Winterlieder nur kurz und selten. Die große Masse dessen, was die Winterlieder sonst an Vorgang enthalten, ist nicht einmaliger, sondern häufig und unbestimmt wiederholter Vorgang. Dahin gehören die zahllosen Stellen in denen das Benehmen und die Gewohnheiten der Bauernburschen geschildert werden. Sie sind weder Erzählung noch Handlung, sondern lediglich Schilderung von Eigenschaften und Zuständen. Auf diese Weise schafft der Dichter anstelle toter Aufzählung von Eigenschaften und anstelle ermüdender Beschreibung Bewegung. Aber diese Schilderungen sind weder Ereignis noch Handlung. Was sich hier grammatisch in verbalen Formen maskiert, hat stilistisch nur attributive Funktion. Wenn also die reichere Epithetik der

42) 57, 1 f.; 60, 29 f.; 78, 39 f.; 81, 2 f.; 90, 12 f. usw.
43) 81, 2.

Digitized by Google

Winterlieder beobachtet worden ist[43a], dann müssen in tieferem Sinne auch gewisse verbale Elemente zu den attributiven Formen gerechnet werden.

In diesen großen Schilderungen gipfelt nun Neidharts besonderer Naturalismus. Dem Umfang nach handelt es sich um einen winzigen Stoffkreis, nämlich um das Auftreten und das Aussehen der üppigen Bauernburschen. Auf diesen engen Raum ist die ganze Wirklichkeit zusammengeschrumpft, und hier entwickelt nun Neidhart eine Virtuosität im Durchspielen der Möglichkeiten, durch die er diesem Minimum an Material ein Maximum an Wirkung entlockt. Sprachlich zeigt sich das in dem erstaunlichen Reichtum an Bezeichnungen für Körperteile, für Kleidung und Bewaffnung[44]. Auch wo er lediglich aufzählt, tut Neidhart alles, um Eintönigkeit zu vermeiden, durch Umstellungen, syntaktische Verschränkung oder Inkonzinnität, durch Austausch von Epitheta Buntheit hervorzurufen. Mit fortschreitendem Naturalismus wird dabei die spezifische Belastung immer stärker, die Schilderung massiger. Am deutlichsten zeigt sich das in der Zunahme der Häufungen, die schon Bielschowsky beobachtet hat[45]. Während anfangs einzelne Objekte zwar nicht ruhig fixiert werden, aber doch noch isoliert bleiben, gehen sie nun immer mehr in malerischen Häufungen unter: *Enge röcke tragent sî und enge schaperûne, rôte hüete, rinkelohte schuohe, swarze hosen.* Aber anstatt mit Bielschowsky hier von „erlahmender Kraft" zu sprechen, erkennt man wohl in diesem Altersstil besser ein folgerichtig sich entwickelndes neues Prinzip, dem es nicht auf Plastik und Kontur, sondern auf malerische Verschleierung ankam. Auch die Epitheta sind nicht mehr liebevoll gefügt, sondern grell aufgesetzt. Denn die Beschreibung der Kleidung ist nicht mehr Selbstzweck wie die schönen Kleider der Mädchen in den Sommerliedern, sondern nur Mittel der Charakteristik, um die Ueppigkeit, den Uebermut, die Roheit und die Dummheit der Bauernburschen zu zeichnen. Und diesem Ziele müssen sich sogar die Dörper selbst unterwerfen, auch sie sind nur Personal ohne Charakter, nichts als die nun einmal nicht zu entbehrenden Träger ihrer Eigenschaften. Nicht also die substanzielle Wirklichkeit, sondern ihre Attribute und ihre Wirkungen sind der Endzweck der Schilderung.

So wird auch in der Anordnung jede Statik kunstvoll vermieden. Hier sind wieder die mannigfachen Verschleierungskünste zu erwähnen, die neben der Verunklärung auch der Mobilisierung dienen:

43a) Bielschowsky, S. 223 ff. Albert Mack, Der Sprachschatz Neitharts von Reuental, Diss. Tübingen, S. 116 ff.

44) Mack, S. 67. Nach meiner eigenen Zählung, die auf Macks Zusammenstellungen beruht, befinden sich unter 364 bei Neidhart wie für den Minnesang neuen Substantiven 25 Bezeichnungen für menschliche Körperteile, 76 für Kleidung und Bewaffnung. Charakteristisch ist auch, daß unter dem Rest sich nicht weniger als 94 Abstrakta befinden, so daß für die gesamte übrige Wirklichkeit nur 165 Konkreta übrig bleiben.

45) S. 224 f.

Digitized by Google

die Unordnung in der Reihenfolge, die gleitenden Uebergänge, durch die immer wieder Augenblicke des Zweifels entstehen, von was eben die Rede ist, ob zum Beispiel ein eben aufgetauchtes neues Moment nebensächlich oder eine neue Hauptsache ist. Eine charakteristische Form dafür ist die Ergänzung eines Zusammenhangs durch einen Nachtrag, der dann unvermutet zum Anknüpfungspunkt oder Mittelpunkt eines neuen Gedankenzusammenhangs gemacht wird. Durch diese Mittel wird der Blick von den Elementen selbst abgelenkt auf die Art ihrer Kombination, und so entsteht ein ausgesprochener Bewegungsstil, dem es nicht auf das Gegenständliche sondern auf die Arabeske, nicht auf den Gehalt sondern auf die Wirkung ankommt.

Und dazu kommt endlich die Art, wie die geringen Wirklichkeitselemente unruhig gemacht werden durch die unermüdliche, ständig die sachliche Beschreibung durchbrechende Subjektivität des Dichters, die den Hörer sozusagen nie in Ruhe, niemals mit dem Gegenstand allein läßt, sondern ihm ihre Stellungnahme aufdrängt, ihm durch Ausrufe, rhetorische Fragen, Drohungen, Verwünschungen, Reflexionen, Assoziationen ihre eigene Perspektive suggeriert und ihm überhaupt nahe legt, sich weniger mit dem Gegenstand selbst als mit den subjektiven Reaktionen des Dichters zu beschäftigen. Und letzlich sind es wiederum die besprochenen großen Kontraste der Stimmung und der Wertung, die diesen schmalen Wirklichkeitsausschnitt in greller Beleuchtung halten.

Wir sind am Ende. Wir finden also innerhalb der Dichtung Neidharts in der Entwicklung von den Sommerliedern zu den Winterliedern und noch einmal innerhalb der Winterlieder in der Entwicklung von den frühen bis zu den späten Gedichten gleichzeitig mit einer zunehmenden Subjektivierung eine wachsende Verengerung der gegenständlichen Wirklichkeit, die in einem merkwürdigen Gegensatz steht zu dem ersten Eindruck, daß gerade hier in besonderem Maße und zum ersten Male nach der Vorbereitung durch Walther Wirklichkeit in die mittelhochdeutsche Minnedichtung einströme. Dieser Eindruck erhöhter Wirklichkeit besteht trotzdem zu Recht. Er erklärt sich bei näherer Betrachtung durch die in jeder Art gesteigerte Behandlung dieser Wirklichkeit, nicht durch das Was also, sondern durch das Wie. Diese Gesteigertheit erklärte sich zunächst durch die Grundstimmung dieser Dichtung: nicht mehr unbefangene Freude an der Welt und am Leben, sondern schwere mit Leid gefüllte Stimmung, in der Liebe nicht mehr Erfolge, sondern Konflikte und Enttäuschungen, die sich positiv in Klagen oder vergeblichem Werben, negativ in Haßausbrüchen gegen die glücklicheren Nebenbuhler Luft machen. Diesem Haß des unglücklich Liebenden danken die Dörper ihre Aufnahme. Und da diese Dörper die einzige Realität sind, die die Winterlieder erfüllt, so ist also ihre ganze Wirklichkeitskunst aus dem Affekt geboren und in die Beleuchtung dieses Affektes gestellt. Kein Wunder, daß diese Perspektive von krasser Einseitigkeit ist. Alles, was das tägliche Leben der Bauern erfüllt: ländliche Ar-

5*

Digitized by Google

beiten, der ganze Alltag, dazu alle übrigen Altersstufen und Typen sind ignoriert zu Gunsten eines Bauerntypus in einer bestimmten Situation: des protzigen Burschen in seinem Sonntagsstaat beim Tanzen, Lieben und Raufen. Dieser eine Typus in dieser einen Situation wird grell und unerbittlich beleuchtet. Und wenn der Dichter sich in seinem Haß ohnmächtig erklären mußte, so feiert sein Spott Triumphe. Zwischen der bäurischen und edler Art zeigen sich Kontraste, die durch die eitle Anmaßung der Bauern erst recht betont werden, und die der Dichter nur zu schildern braucht, um sie dem Gelächter seiner Zuhörer auszuliefern.

Damit ist das Bild Neidharts umrissen. Es wäre natürlich irrig, wenn man glaubte, man brauchte dieses Bild nur zu vergrößern und zu erweitern, um damit ein Bild des Naturalismus im Spätmittelalter überhaupt zu haben. In Wirklichkeit ist das Bild bei jeder neuen dichterischen Erscheinung wieder ein anderes, und die Frage nach der Struktur des Naturalismus muß jedes Mal von neuem gestellt werden.

Schon rein äußerlich kommen zahlreiche neue Motive hinzu. Die Möglichkeiten des Naturalismus, von denen jede einzelne einer eigenen Analyse bedürfte, werden nun ausgebaut, so das Obszöne, das bei Neidhart nur an wenigen Stellen gestreift wird, und für das sich im Anschluß an das Lied von der Flachsschwingerin und Neifens verwandte Lieder eine eigene balladeske Gattung ausbildet, die den Natureingang abstößt, und das seinen wohl nicht mehr überbietbaren Gipfelpunkt in einigen Liedern aus dem Buch der Hätzlerin und in den Verserzählungen und den Fastnachtsspielen des 15. Jh. erreicht, — das Unflätige, das bei Neidhart noch fehlt, das in den Schwänken von der *solgruobe* (MSH. III 221) und im Schwank von Neidhart mit dem Veilchen erwacht und in den Quacksalberszenen der Fastnachtsspiele leidenschaftlich kultiviert wird, — das Schlemmerische, das bei Neidhart ebenfalls nur in schwachem Ansatz enthalten ist, das vielmehr erst durch die Herbstlieder Steinmars und Hadlaubs ausgebaut wird und in den großen Gastereien des Stoffbereichs der Bauernhochzeit bis hin zum „Ring", in Gedichten wie den „Weinschwelg", endlich in vielen Fastnachtsspielen sich fortsetzt, — die Prügelei, die bei Neidhart auch erst selten und zurückhaltend behandelt wird, aber bei seinen unmittelbaren Nachahmern besondere Pflege findet bis zu jenem geradezu ins Mythische gesteigerten Kämpfen im „Ring", — das Parodistische, das nichts Normhaftes mehr schont, weder die Welt der ritterlichen noch die der geistlichen Werte, — endlich das Groteske, dessen Heimat das Spielmannsepos ist, und das im „Ring" zugleich mit der epischen Großform sich der Dörperdichtung bemächtigt[46]. Im „Ring", dieser

46) Das Marterliche, eine letzte Spielart des Naturalistischen, tritt in der stets komischen Bauerndichtung naturgemäß nicht auf, sein Gebiet ist die ganze religiöse und asketische Literatur, besondern die Höllen- und Passionsschilderungen der Predigtliteratur, der Visionsliteratur, des Passionsspiels. Die dualistisch-asketischen Hintergründe dieses Naturalismus liegen auf der Hand.

Digitized by Google

noch einigermaßen unenträtselten Dichtung des 15. Jhs., sind überhaupt fast alle Motive des spätmittelalterlichen Naturalismus zusammengeflossen. Hier ist zugleich der parodistische Kontrast zu dem ritterlichen Standesideal und den ritterlichen Lebens- und Geistesformen, also Minne, Turnier, Mythologie, Epos und Minnesang am konsequentesten durchgeführt. Zugleich werden hier auch am stärksten die weltanschaulichen Hintergründe des Naturalismus deutlich. Denn das eigentliche Rätsel, das der „Ring" uns aufgibt, liegt in der unbegreiflichen Konzeption seines Verfassers oder Bearbeiters, breite theologische und geradezu asketische Belehrungen und Erörterungen mit einem der saftigsten spätmittelalterlichen Schwankstoffe zu vereinigen. Wenn überhaupt, dann kann dieses Problem aus dem Verständnis des Dualismus gelöst werden, den wir als die eigentliche Wurzel jedes naturalistischen Stils erkannt haben.

BERLIN RICHARD ALEWYN

DAS TROSTBUCH MEISTER ECKEHARTS

Der „Liber Benedictus" oder das „Buch der göttlichen Tröstung", hier kurz Trostbuch genannt, hatte, wie Strauch[1] hervorhebt, schon durch den Nachweis Spamers (1909)[2], daß dieser Traktat unzweifelhaft von Eckehart ist, ein besonderes Interesse gewonnen. Dieses steigerte sich noch, als durch die Ausgabe der sogenannten Rechtfertigungsschrift (Rf.; 1923)[3] bekannt wurde, daß einige dem Trostbuch entnommene Sätze für jene Anklage, die zur Verurteilung Eckeharts führte, eine Hauptgrundlage bildeten.

Das Trostbuch verdient deshalb eine nähere Untersuchung. Aber wenn auch Inhalt, Veranlassung und Zeit die Hauptziele einer solchen Arbeit ausmachen, so ist es doch, wie es nun einmal um die M. E. Überlieferung bestellt ist[4], unumgänglich, vorerst die Textgestaltung zu prüfen. Und wenn dieser Teil der Arbeit einen ziemlich breiten Raum beansprucht, so rührt das daher, daß eine eindringliche philologische Betrachtung — die durch die von der Rf. dargebotenen neuen Hilfsmittel wesentlich gefördert wird — bisweilen eine neue Auffassung des Textes hervorrufen kann. Absichtlich ist die Blick-

1) In der Einleitung zu seiner kritischen Ausgabe (Bonn 1910 — Neudruck mit Nachtrag 1922 — Lietzmanns Kleine Texte Nr. 55).

2) PBBeitr. 34, 374.

3) Zuerst durch Daniels in den Beitr. z. Gesch. d. Phil. d. MA. XXIII,5; besser durch Théry in den Archives d'Histoire doctrinale et littéraire du Moyen Age, 1926—27, 129—268; Übersetzung und Erläuterung in: Otto Karrer und Herma Piesch, Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift, Erfurt 1927.

4) Vgl. J. Quint, Die gegenwärtige Problemstellung in der Eckehartforschung, Zs. f. d. Ph. 52, 271 ff.

Digitized by Google

weite wesentlich auf dieses Eckehart-Werk beschränkt geblieben — wiederum weil die Überlieferung so unsicher ist. Auch ist die Quellenbenutzung Eckeharts, die eben nur in größerem Zusammenhang ergiebig untersucht werden kann, nur gelegentlich gestreift worden.

1.

Zur Schreibweise der Haupths.: Basel IX 15 = B.

Ein ungeschichtliches *-e* im Auslaut findet sich

1. in konsonantisch auslautenden Substantiven (masc. und ntr.): *trost(e), gott(e), geist(e), engel(e), werk(e),* alle nom. akk. sg.

2. in prädikativen Adjektiven: *gegenwürtig(e), war(e).*

3. nach der Endung -en *wissen(ne), leben(ne), eigen(ne).*

Ein *-en* im Auslaut fällt auf (neben *-e*):

1. gen. pl. der starken Substantiva (masc. und ntr.): *tage(n), dinge(n).*

2. 1. sg. prs. *ich würke(n), ich spriche(n), sprich(en) ich.*

3. in der prädikativen Form von Adjektiven auf *-lich; (un)müglich(en), enpfenclich(en).*

Die Endung *-ent* findet sich in Verbalformen nicht nur 2. pl. und 3. pl. prs. ind., sondern auch sonst (neben *-en): wir sprechen(t), wir | si waren(t), wir | si werin(t)*; bisweilen auch im Inf.: *liden(t)* 35,33.

Außerhalb solcher Fälle kommt Hinzusetzen eines *-e* oder *-n* oder *-t* nur gelegentlich vor.

2.

Zu dem nur von B vertretenen Teil des Textes; besonders Angabe von Stellen, an denen man — gegen Strauch — die hs.liche Lesart aufrecht erhalten sollte.

11,29 = B *ertzin:* diese Lauterleichterung statt *erztin* — welches Strauch einsetzt — ist sehr verbreitet; vgl. *arzen(en), arzenîe | erzenîe.*

12,10 = B *falsche gittig* „in falscher Weise begierig"; *falsche* mit Lasson, Strauch durch *alze* zu ersetzen ist sehr kühn und dabei unnötig.

12,18 = B *herm moisen:* Angleichung des auslautenden *-n* an anlautenden Labial wie 23,33 *bewisem muge;* 31,6 *dem menschen,* akk. sg. Dieselbe Lauterscheinung ist vorausgesetzt durch die umgekehrten Schreibungen 20,8 *in ein bilde,* dat.; 39,29 *an disen bûch.*

13,16 = B *ein gût mensch mag nit sin, der do nit wil, das got sunderlichen wil, wann i m e g e l i c h e i s t, das got ichtz welle denne guot.* Statt *ime geliche* liest Lasson *ungloubeliche,* Büttner und Strauch *ungeliche,* aber der Sinn ist: „. . . denn dem gleich ist (= das nicht wollen, was Gott besonders will, ist dasselbe als) die Annahme, daß Gott etwas anderes als das Gute wollen sollte."

Digitized by Google

14,9—15. Diese schwierige Stelle ist sicher, wie Strauch sagt, verderbt, aber sehr durchgreifende Änderungen sind kaum nötig: ... *das doch alle sin selikeit ist, sich selben unt alles (und) nicht wisse[n] und got allein wisse[n], nit wellen noch öch willen wisse[n] denne gotes wellen unt willen wisse[n]*[5], *also got bekennen als got iut* [Hs. *nit*] *bekennet* [Hs. *bekennen*] *als sant Paulus sprichet: got bekennet alles — das er bekennet unt minnet* [Hs. *wil minnen*] *vnt wil alles, das er minnet und wil, in* [Hs. *in in*] *sich selben, in sin selbes willen* „daß ja seine ganze Seligkeit ist, sich selbst und alles nicht und nur Gott wissen, kein Wollen noch Willen wissen als [allein] Gottes Wollen und Willen, Gott so erkennen, wie Gott etwas erkennt — wie S. Paulus sagt: Gott erkennt alles — so daß er alles, was er liebt und will, erkennt und liebt und will in sich selbst, in seinem eigenem Willen": nämlich — wie gleich oben 14,2—3 steht — *der guote mensch . . . ist . . . also in gottes und mit gottes willen ein unt geeinigt . . , das der mensch das selbe mit got welle.* — Entscheidend für das Verständnis ist, ob man das Zitat richtig erkennt. Strauch nannte — aber mit Fragezeichen — 1. Cor. 13,12 *Nunc cognosco ex parte: tunc autem cognoscam, sicut cognitus sum,* und schrieb deshalb *also got bekennen als got in bekennet, als sant Paulus sprichet.* Aber erstens kommt ein derartiges Nachsetzen der anführenden Worte im Texte sonst nicht vor (vgl. später S. 83 f.), und zweitens ist der Gedanke der Reziprozität und also des Gegensatzes zwischen Gott und dem „guten" Menschen hier sehr wenig am Platze, da gerade alles auf das Einswerden ankommt. Die „Paulus"-Stelle kann vielmehr kaum etwas anders sein als Hebr. 4,13 *omnia autem nuda et aperta sunt oculis eius.* M. E. zitiert aus dem Gedächtnis, aber inhaltlich richtig; zu dem Schlußsatz . . . *das er bekennet . .* : *alles das er minnet und wil* ist zu bemerken, daß die Kommentare mit Hebr. 4,3 gewöhnlich Ps. 33,16 *oculi domini super justos* verbinden. — Lasson-Büttner-Strauch ändern sehr stark. Besonders ist bei ihnen das charakteristische *wellen noch auch willen . . . wellen unt willen* beseitigt; aber wenn M. E. hier den substantivierten Infinitiv *wellen* verwendet, so ist es ihm eben darauf angekommen, die *essentia* des Wollens neben der bloßen *potentia* des Willens hervorzuheben.

14,20 = B *unt da sich selben unt allú ding got weis unt minnet unt wil:* wenn man *got* vor *sich* stellt (Lasson-Strauch), verkennt man den rhetorischen Ton.

14,24 = B *das ich nichtes nit habe, das ich riche achte unt wisse denn dich riche* (= *das ich dich riche achte*); ähnliche Verwendung des Prädikativs zum Objekt 49, 24.

15,6 = B *wann ich nit sünde tete umb alles das geschaffen ist,*

5) Wenn man, aus berechtigtem Unbehagen an der vierfachen Korrektur von *wisse*, nach *selikeit ist* ein *das er* einsetzt (Strauch), entsteht in *also got bekennen* ein — allerdings leichtes — Zeugma; der Sinn bleibt derselbe.

Digitized by Google

ob joch tusent welt eweclichen soltin sin; d. h. „auch nicht, wenn es nicht nur diese, sondern tausend (und zwar, im Gegensatz zu dieser, ewige) Welten gäbe" — was eine völlig klare gesteigerte Beteuerung ist. Einsetzen eines *min* vor *sin* (Strauch) ist rhythmisch sehr störend und zugleich tautologisch, denn *umb alles das geschaffen ist* heißt schon „wenn alles geschaffene meins wäre." Außerdem ist 25,27 *ob tusent welt werint* zu vergleichen. (Dagegen läßt sich die Ri. Punkt 7, Schluß nicht heranziehen, da der Satz hier unübersetzt geblieben ist).

22,15 *Aber setzen ich eines: du hast verloren tusent mare, so ensolt du nicht clagen die tusent marc, die verloren sint: du solt gotte danken, der dir hatte gegebenne* [B und Ausgaben *cegebenne] tusent marc, die du verlieren mochtest.* Das handschriftliche *der dir hatte cegebenne tusent marc* müßte wohl entweder heißen „der dir 1000 M. geben sollte" *(marc* Objekt von *cegebenne)* oder „der dir 1000 M. geben konnte" *(marc* Objekt von *hatte);* aber in keinem von beiden Fällen ist der Sinn befriedigend, während mit *gegebenne* alles deutlich wird.

24,37 = B *unt ûbende sich wirt si kreftige unt von milte wirt si richer;* hier ist *kreftige* beizubehalten, denn nur der zweite Komparativ hat eine stilistische Bedeutung: ein wirkungsvolles Oxymoron!

25,34 *wer das inre werc hat, hat* [÷B] *in ime allú cite beslossen allú groessi, witi unt lengi des ussern* [Konjektur Büttners; B *inren] werkes, nimet . . . alles sin wesenne niergen denn von got . . . unt wirt sune geboren.* Mit Büttner das einleitende *wer* in *mer* „aber" zu ändern, wonach dann vor *nimet* ein *der* eingesetzt wird (Strauch), trübt den Gedankengang. — Ähnlich wie hier *hat* = *hat, hat* steht 6,27 *und der gûte, also verre als er gût ist, ist* [÷B] *ungemachet.*

26,6 *si* [nl. *underscheit, mengi, teil] haftent unt behaftent unt gestillent in dem, das n i t* [÷B] *guot ist, daz creature ist, plint alcemale gûti unt liechtes in sich selben unt des einen . . ,: nit* muß meines Erachtens ergänzt werden, denn der Ausspruch „die Mannigfaltigkeit beruht in dem, das gut ist" hat kaum einen annehmbaren Sinn, und der Übergang *dú* [B *daz] creature ist plint alcemale gûti . . .* (Strauch) ist gänzlich unvermittelt.

26,9 = B . . . *unt des einen, in dem got gebirt sin eingebornen sune unt in im allú dú gottes kinder sune unt geboren súne;* „und in ihm alle Gotteskinder als Söhne und als geborene Söhne"; mit Strauch nach *kinder* ein *sint* statt *sune* einzusetzen ist kaum nötig: über *al* vor dem Artikel vgl. die Wörterbücher und z.B. Martin zu Parz. 556,10.

26,10 = B *da ist usflusse unt ursprunge des heiligen geistes (von dem alleine, als er gottes geiste ist — unt ein geiste got selber ist — enpfangen wirt der sune in uns) unt ist usflusse von allen den, die gotes súne sint . . .:* hier *unt ein geiste mit got selber ist* zu schreiben (Lasson, Strauch) trübt den Zusammenhang und entstellt das Zitat *(spiritus est Deus* Joh. 4,24); vgl. auch 18,21 *got ist ein geiste.*

Digitized by Google

26,14 *nach dem das si minre oder me luterlichen von got alleine geboren sint, nach got und in got überbildet und entroubet* [B *entrûwet] aller mengi . . .:* Da *entruowet* keinen Sinn gibt, möchte ich annehmen, daß das hs.-liche *entrûwet* auf *entrouwet* mit *-w- = -b-* zurückgeht. Dies anzunehmen ist, glaube ich, vorsichtiger als mit Lexer I, 581 allein auf Grund unserer Stelle ein Verb *en-triuwen* (= *enttriuwen)* aufzustellen, dessen angegebene Bedeutung „entfremden" noch dazu eine wenig wahrscheinliche Bedeutungsentwicklung voraussetzt. Dem Mißverständnis ist dadurch Vorschub geleistet, daß zwei Zeilen weiter *entrûwet = entriuwet* „traut nicht, mißtraut" steht. Das angegebene Stichwort bei Lexer wäre also zu streichen.

27,26 *niemant mag wissen, was in got ist, denne der geist gottes und got . . . und das ist allú min clage, das grop lúte, die gottes geiste nit* [÷ B] *sint unt nit hant noch iren groben menschlichen sinne hine geleit, unt wellent ureilen . . .:* Es ist vielleicht auch möglich, daß *sint unt nit hant* „nicht sind und nicht haben" bedeuten kann. — Ein unlogisches *unt* wie das vor *wellent* kommt in der täglichen Rede häufig genug vor und ist M. E. wohl zuzutrauen.

29,24 *unt ist der ufflus* [B *usflus*] *vil lichter denne der flusse niderwert.* — Woher M. E. die — gewissermaßen richtige — Anschauung schöpft, daß die Flut kräftiger sei als die Ebbe, weiß ich nicht. Vielleicht kommt Dietrich v. Freiberg *De elementis corporum naturalium* in Betracht; vgl. Beitr. z. Gesch. d. Phil. d. MA, V (1906), 5, 53 f.; Lehmann S. 118 hat schon „aufwärtsfließen".

30,30 *das man sol wissen, das aller nature unmûgliche ist, das si cerbreche it oder verderbe unt ouch enrûre, indem si nit meine ein bessers guote in dem selben, das si rûret:* statt *cerbreche it — it = icht* steht 36, 17 — hat B *cerbrechte,* was Strauch in *cerbreche* verbessert, wobei aber dann das Objekt fehlt. Statt *enrûre* (= B) liest Strauch *errûre* gegen den Parallelismus mit dem schließenden *rûret*; das *en-* in *enrûre* ist die (unlogische) Negation nach dem negierten Hauptsatz: ist es so verwunderlich, daß dieses aussterbende *en-* nur einmal, und zwar vor dem einfachen Verb, bewahrt ist?

34,8—35,18 Der Gedankengang dieses ganzen Abschnittes wird erst deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß M. E. unter *durch got* bald „per deum" (34,37), bald „propter deum" (34,9); bald „per et propter deum" (34,26) versteht. Und die ganz richtige Auffassung gewinnt man wohl erst, wenn man — mit Goethe — das Wort als einen „Fächer" vor Augen hält und bald eine, bald die andere Bedeutung durchschimmern läßt. Der mehrfache Sinn ist theologisches Erbgut.

38,33 = B *wan ich enwil noch ensol den richen minneclichen got umb so cleinen bitten: cleinen = cleine* wie 39,36 *daz wir ein cleinen lident dur got;* vgl. oben S. 70.

39,28—32 *. . . so wir das sehent, das der koufman dur gewin eins cleinen geltes, unt ouch uff ein ungewis, so verre landes, so pinliche wege, berg und tale, wiltnüsse unt mere, rouber, morder lîbes*

Digitized by Google

und guotes dicke vert und lidet grossen gebresten an der [nämlich *vert(e)* „Fahrt"] *spise unt trankes, slaffes unt anders ungemaches.*

Typisch für die lockere Syntax! Es ist klar, daß die Worte *rouber, morder libes und guotes* logisch im Vorhergehenden nicht lauter einfache Akkusative des Weges, sondern wenigstens eine *durch*-Verbindung (= *durch wiltnüsse unt mere)* verlangen. — Für die angegebene Auffassung von *der* als pron. dem. dat. sg. f. auf ein aus der Verbalform *vert* hergeholtes *vert(e)* „Fahrt" bezüglich möchte ich anführen, daß die unmittelbare Auffassung, nl. zweifache Konstruktion von *gebresten,* erst mit *an* c. dat. und dann mit Gen., sehr hart wäre, besonders durch die Verwendung des Artikels bei *spise.*

Die Untersuchung dieses ersten Teiles hat zu erweisen versucht, daß der handschriftliche Text zwar nicht unangetastet bleiben kann, aber dennoch konservativer behandelt werden sollte als bisher geschehen ist, und daß dabei auf die sorglose Syntax, den bewegten, rhetorischen Stil und die Kühnheit der Bilder weitgehende Rücksicht zu nehmen ist.

3.

Bemerkungen zu demjenigen Teil des Textes, der durch die gleichzeitige lateinische Übersetzung nachzuprüfen ist.

6,33. Punkt 4. Théry 158,7. *guot unt gûti sint nit me denne ein gûti allein, sunder: geboren — gebernde;* wörtlich: „davon abgesehen, daß ersteres *(guot)* geboren, letzteres *(gûti)* gebärend ist". Ich möchte wie Strauch — nur mit verdeutlichender Interpunktion — den Text der Hs. wahren. Die von Théry (160) aufgenommene Änderung von Büttner *sunder gebern unt geborn werden* ersetzt den einfachen Parallelismus *guot — geboren, gûti — gebern* durch einen Chiasmus und entfernt sich stark von der Hs. Das lateinische *preter generare et generari* kann die hs.-liche Lesart nicht umstürzen, denn der Lateiner m u ß t e den kühnen deutschen Ausdruck umschreiben, er konnte *sunder: geborn — gebernde* nicht wörtlich übersetzen.

6,34 *unt doch geberen* [so Büttner; *geboren* Hs.] *kint der gûti und geboren werden in dem guoten ist allein ein wesen, ein leben.*

Rf. (Théry 158,7) *Tamen generare bonitati et generari sunt unum et idem in bono et sunt unum esse, vivere.*

: *der gûti* ist subjektiver Genetiv („das Kindgebären der Güte"); die lat. Übersetzung ist nicht gut: daß *in bono* von *generari* weggerückt wird, macht den ganzen Satz so ziemlich sinnlos.

7,3—5 *und da ist unt lebet unt wonet er, und do bekennet er sich selben unt alles, das er bekennet, und minnet alles, das er minnet . . .*

Rf. (Théry 158,10) *Ibi est, ibi vivit, ibi habitat, ibi cognoscit se et quidquid cognoscat, et amat quidquid amat . . .*

Digitized by Google

: nach *selben* Punkt zu setzen (Büttner, Strauch, und sogar Théry) ist nicht gerechtfertigt.

7,6 Recht merkwürdig ist der adverbielle Genetiv *aller werken* „in bezug auf alle ihre Werke"; die Rf. hat *omne opus eius* und wird also *al ir werc* (als Inhaltsobj. von *würket)* gelesen haben.

7,12—16 *Doch sol man wissenne, das der name oder das worte gůt* [÷B] *beslůsset in ime nit anders weder minre noch me denn plos und luter gůti; doch git es, so wir sprechent gůt. unt vernimet man, das sin gůti ist ime gegeben infliessende und geboren von der ungebornen gůti.*

Rf. (Théry 159 oben) *Et est sciendum, quod etiam hoc nomen vel verbum, quod nos dicimus bonum, nichil aliud in se accipit et includit nisi nudam et puram bonitatem, nec plus nec minus; tamen ipsum dat, quando dicimus bonum. Intelligimus*[6], *quod sua bonitas est sibi data influxa et innata ab ingenita bonitate.*

Die beiden *doch* können vielleicht auffallen. Da nur das zweite durch die Übersetzung gestützt wird, lesen Lasson-Büttner-Théry *Noch,* während Strauch zweifelnd *Och* vorschlägt. Aber beide *doch* sind wahrscheinlich beizubehalten: M. E. verwendet ganz durchgängig *doch* in der Bedeutung „jedoch so zu verstehen" als Einleitung einer näheren Ausführung oder einer Modifikation eines eben dargelegten Gedankens; es ist dann ein lateinisches *vero* oder *autem,* und das *tamen* des Übersetzers (an der zweiten Stelle) drückt einen zu scharfen Gegensatz aus. — Daß das im deutschen Text fehlende Wort *gůt* ist, scheint mir gedanklich vollkommen klar und wird durch die lat. Übersetzung zur Gewißheit erhoben; die Büttnersche Konjektur *gůti,* die Strauch in den Text stellt und Théry ohne weiteres wiedergibt, ist zu verwerfen. — Schwierig ist allerdings der Satz *doch git es, so wir sprechent gůt,* dessen Wortlaut durch das lateinische *tamen ipsum dat, quando dicimus bonum* bestätigt wird. Büttner und Lehmann sind nicht zu verwerten, da sie einen ganz falschen Gegensatz zwischen *gůti* „das Gute" und *gůt* „der Gute" konstruiert haben; Strauch konjiziert *doch giht es*; Karrer übersetzt inhaltlich zutreffend „doch gibt er das (der Vater das Gute)", aber wo er das „er", den „Vater", herholt, ist unerfindlich; Théry spricht sich nicht direkt aus. — Soll der Text unangetastet bleiben — und das ist wegen der Übereinstimmung mit dem Lat. ratsam —, so ist zunächst folgendes in Betracht zu ziehen: in dem Satze . . . *das der name oder das worte gůt* [÷B.] *beslůsset in ime nit anders weder minre noch me denn plos und luter gůti* bedeutet *gůti* logischer Weise *das worte gůti* — was aber selbstverständlich nicht in den Text zu setzen ist. Allein hierdurch können wir zu der einfachen Erklärung ge-

6) Daniels und Théry haben Punkt vor *Quando,* Komma vor *Intelligimus.*

Digitized by Google

langen, daß M. E. wahrscheinlich hier, wie so oft, κατὰ σύνεσιν konstruiert hat: *es* in *doch git es* ist Subjekt und geht auf *gûti* = **das worte gûti.* Somit sagt er: „das Wort „gut" enthält nichts anders als bloß „Güte" [= das Wort „Güte"]; jedoch so zu verstehen, daß dieses [= das Wort „Güte"] gebend ist, wenn wir „gut" sagen" — was er dann im Folgenden näher ausführt. M. E. will also ausdrükken, daß das Wort „gut" begrifflich von „Güte" abgeleitet ist; dies fällt ihm nicht leicht, weil die Kunstwörter noch nicht festgeprägt waren.

Die Stelle ist sehr wichtig, denn hier haben wir einen bekannten Gedanken der Thomistik, der meistens durch das Stichwort *albus* (oder *album) ab albedine* ausgedrückt wird[7]: das Adjektiv — das konkrete akzidentielle Nomen — hat keinen andern Inhalt als das entsprechende Abstraktum und ist begrifflich davon abzuleiten. M. E. baut seinen ganzen einleitenden Gedankengang (6,22 ff.) darauf auf, daß er diesen Satz "albus ab albedine" auf die Gottesprädikate *sapiens — sapientia, bonus — bonitas, verus — veritas, justus — justitia* bezieht[8]. Und an späterer Stelle spielt er direkt auf das Stichwort an: 49, 24 *wise is vil minre und vil me usserlicher denne wise wesen* — gewiß: denn *albus ab albedine!* (Wie der ganze Zusammenhang S. 49 mit „Farbe" und „Gefärbtem" zeigt, ist *wise* 49, 24 nämlich nicht — wie bisher angenommen — mhd. *wîse* „sapiens", sondern *wîz* „albus"; vgl. oben S. 70 über das *-e*).

In diesem Zusammenhang mag dann eine schwierige, in der Rf. allerdings nicht übersetzte Stelle am besten besprochen werden: 8,36—9,4 *er* [nl. *Salomon*] *sprichet nit den gerechten menschen noch den gerechten engele noch dis noch das, so was des gerechten ichtes ist (sunder: das sin* [g. sg. m.] *gerecht ist und das er* [thür. = *ir.* g. sg. f.! vgl. unten S. 79 zu 8, 16—18] *gerecht ist, das ist sune und hat vatter uf ertriche und creature und ist gemachet und geschaffen, wan sin vatter ist creature gemachet oder geschaffen), aber: gerecht luter, wan das nicht geschaffen noch gemachet vater hat — und gerechtikeit got alleine ist* [= *et justitia Deus solus est*]. — Also etwa: „er sagt nicht den ‚gerechten Menschen', auch nicht ‚den gerechten Engel', weder dies noch das, was zu irgend etwas Gerechtem

7) Eine Hauptstelle bei Thomas ist De Ente et Essentia cap. 7: *nomina accidentia concretiva dicta non ponuntur in prædicamento sicut species vel genera, ut a l b u m vel m u s i c u m, nisi per reductionem, sed solum secundum quod abstracta significantur, ut a l b e d o et m u s i c a.* Gegen diese Stelle — aber nicht nur gegen diese — polemisiert Scotus: *Juxta dicta notandum est, quod Species, secundum quod est modus significandi accidentalis nominis, non attenditur ex parte vocis — ut quidam dicunt — ita quod illud nomen sit primitivæ speciei, cuius vox est primo ad significandum imposita, et illud derivativæ speciei, cujus vox est secundario imposita, a voce primitiva descendens, ut a l b u s d e s c e n d i t a b a l b e d i n e, quia jam modus significandi activus a voce traheretur et non a proprietate rei: quod est contra posita* (J. Duns Scotus, De modis significandi sive grammatica speculativa, cap. XV).

8) Daneben besteht zu Recht der Hinweis Karrers (S. 136) auf das 16. — nicht 6. — Kapitel des Anselmischen Monologium.

Digitized by Google

gehört (vielmehr: was sein oder ihr Gerechtes ist [d.h. was das Gerechte irgend eines Menschen, eines „er" oder „sie" ist[9]], das ist ein irdisches, geschaffenes Kind und hat einen irdischen, geschaffenen Vater, weil sein Vater ein Geschöpf ist), sondern er sagt Gerecht schlechthin, weil dies keinen geschaffenen Vater hat [sondern als Vater nur die Gerechtigkeit hat] — und Gott allein ist die Gerechtigkeit!" — Das *sunder*, das hier nur den Gegensatz zu einem Zwischengedanken ausspricht, gehörte eigentlich auch — als Gegensatz zu *sprichet nit* u. s. w. — vor *gerecht luter* statt *aber*, allein derlei Ungenauigkeiten finden sich ja sehr häufig bei M. E. — Was den Schluß betrifft, so ist es im Zusammenhang des ganzen Abschnittes vielleicht nicht unmöglich, daß das logisch notwendige Verbindungsglied „sondern als Vater nur die Gerechtigkeit hat" unausgedrückt geblieben ist, weil diese Ableitung des Gerechten von Gerechtigkeit (wie des „Guten" von „Güte" u. s. w.) soeben ausführlich dargelegt worden ist, ja den Inhalt des ganzen ersten Abschnittes ausmacht; allein es ist auch möglich, daß hier eine durch Gleichlautung entstandene Lücke vorliegen könnte, so daß etwa zu lesen wäre: . . . *wan das nicht geschaffen noch gemachet vater hat und gerechtikeit plos ze vater hat*[10] — *und gerechtikeit got alleine ist.* Strauch liest: . . . *und* [Hs. *wan*] *das nicht geschaffen noch gemachet vater hat und gerechtikeit: got alleine ist,* und faßt demnach den Text so auf wie Büttner („Als welcher nichts Erschaffenes zum Vater hat und ganz nur „Gerechtigkeit", nur Gott ist") oder Lehmann („. . . und lediglich Gerechtigkeit, lediglich Gott ist"). Aber daß der „Gerechte" „Gerechtigkeit" sein sollte, ist nicht der Gedanke M. E.'s: der ganze Abschnitt legt vielmehr dar, daß (6,24) *gerechtikeit und gerecht sich einander ansehent,* und zwar so, daß „Gerecht" aus „Gerechtigkeit" hervorgeht, von „Gerechtigkeit" geboren ist. Daß der „Gerechte" Gott sei, sagt M. E. hier wirklich nicht, sondern er sagt — wenige Zeilen weiter! — *in dem gerechten . . . des vater got alleine ist.*

7,26 *in das sich ouch nit gebirt alles das geschaffen ist.*

Rf. (Théry 159,12) *et non generat de se omne quod creatum est.*

Die lateinische Übersetzung ist fehlerhaft, denn es kommt gerade darauf an, daß der *von gotte geboren* ist, nicht fähig ist, Irdisches, Erschaffenes aufzunehmen; der Gedanke, daß er Erschaffenes nicht hervorbringen sollte, ist fremd und falsch.

8,2—14 *bi dem willen des mannes meinet sant Johannes die hôchsten crefte der sele, der nature unt ir werc ist unvermischet mit dem fleische, unt stant*

Rf. (Théry 159, 15—26) *Per voluntatem viri intelligit Johannes potentias et vires superiores nature anime (et operatio)* [unterpungiert] *(que cum)* [am

9) Büttner III, 54 und Lehmann 100 umgehen die Schwierigkeit.

10) Ob *plos ze vater hat* richtig geraten ist, hat keine größere Bedeutung; zu *und gerechtikeit* ist zu bemerken, daß M. E. mehrfach den Gegensatz zu Negiertem durch *und* einleitet, so gleich im Folgenden 9,18.

Digitized by Google

in der sele luterkeit abe gescheiden von cite und von stat und von allem dem, das zuo cite und stat kein zuoversicht hat oder smacke — das mit nichten nit gemein hat, in dem der mensch nah got gebildet ist, an dem der mensch gottes geslechte ist und gottes sippe; unt doch: wan si got selben nit ensint unt in der sele unt mit der sele geschaffen sint, so muosen [Hs. *muos*] *si ir selbes entbildet werden und in gotte alleine überbildet.*

Rande, ausgelöscht] *cum aliquo* [am Rande] *nichil habent commune, et stant in puritate et separatione a loco et a tempore et ab omni eo quod habet locum et tempus, et ab eo quod aliquem respectum vel saporem ad illud habet, que cum nichilo nichil habent comune, et in quibus potentiis homo est ad ymaginem dei, et in quibus est de genere dei et consanguinitate dei. Et tamen, quia non sunt deus, quia in anima et cum ea create sunt, oportet eas propria ymagine denudari et in deum per ymaginem transformari.*

Die Sprache M. E.'s ist hier deshalb undeutlich, weil das zweite *das* „welches letztere" mit dem ersten nicht parallel ist, sondern sich auf *cit* und *stat* und *al das, das zuo cite und stat kein* [= *dekein* „ullus"] *zuoversicht hat oder smacke* bezieht, während die unter sich parallelen *in dem* und *an dem* auf *mit nichten* bezogen sind. Der lat. Übersetzer hat sich die Sache erleichtert, indem er den letzten Teil der Periode (von *das mit nichten nit gemein hat* an) von den *potentiae superiores* versteht, wodurch aber der Satz *que cum nichilo nichil commune habent* keinen rechten Sinn bekommt. — Statt *muos si* [nl. die Seele] ist vernünftiger Weise *muosen si* zu lesen, denn es handelt sich ja nicht um die ganze Seele, sondern um „die höchsten Kräfte der Seele", die in der Seele „*luterkeit*" stehn, abgetrennt von Zeit und Raum und von allem, was mit demjenigen Teile, worin der Mensch nach Gottes Bilde geformt und mit Gott verwandt ist, keinen Zusammenhang hat. Das ist derselbe Teil, den M. E. anderswo „den tiefen Grund" oder „den Funken" nennt. Das Ganze ist zu sehen im Lichte der Seelenlehre M. E.'s, die wohl am schönsten in *Von der würkunge der sele*[11] dargestellt ist. — Der lat. Text ist am Anfang scheinbar hoffnungslos in Unordnung. Die Redaktion von Daniels (*potentias . . . superiores nature anime*) scheint allerdings besser zu sein als die von Théry-Karrer (*potentias . . . superiores nature, anime*), denn „die höchsten Kräfte der Natur, der Seele" gibt keinen Sinn: die Kräfte der Natur haben hier nichts zu tun, während „die höchsten Kräfte in der Natur der Seele" dem Richtigen nahe steht. Was wir nach dem deutschen Text zu erwarten hätten, ist: *. . . potentias . . . superiores anime, quorum natura et operatio cum carnali nichil habent commune* (vgl. Théry 159). Außer daß *natura/nature* einen falschen Platz bekommen hat (wie Théry 158,8 *in bono*),

11) Texte aus der deutschen Mystik des 14. und 15. Jhs., hg. von Ad. Spamer, Jena 1912, 100—107.

Digitized by Google

steckt der Hauptfehler wahrscheinlich darin, daß der Schreiber die Abbreviatur von *carnali* (oder *corporali*) als das grammatisch bedenkliche, bedeutungsleere *aliquo* verlesen hat.

8,16—18 *ein sogetaner mensch ist gottes sune, guot, der gûti sune, gerecht, sune der gerechtikeit. also verre als er ir* [÷Hs.] *alleine sun ist, so ist er ungeboren gebernde, unt er geboren sune hat daz selbe wesen, daz dú gerechtikeit hat und ist, unt trittet in alle die eigenschaft der gerechtikeit und warheit.*

Rf. (Théry 159,28—31) *Talis homo filius dei, bonus et bonitatis filius, justus et justitie filius. Pro quanto ipse est ipsius solius filius, ipsa ingenita generans et genitus filius habet hoc ipsum unum esse quod justitia ipsa, et est et intrat in omnem proprietatem justitie.*

Das Einsetzen von *ir* ist logisch sehr erwünscht und durch das *ipsius* der Rf. berechtigt. Der Wegfall in der Hs. ist leichter begreiflich, wenn auch hier — wie oben S. 76 zu 8,36ff. — die thüringische Genitivform *er* angenommen wird. Die lat. Übersetzung ist wenig klar: *habet* steht für *habent*, und *est et intrat* bezieht sich nur auf *genitus filius*. Die Weglassung eines *habet* nach *justitia ipsa* hat unberechtigterweise *et est* von *justitia* abgedrängt: der Übersetzer hat nicht beachtet, daß M. E. durch den Ausdruck *daz selbe wesen, daz dú gerechtikeit hat und ist* auf die göttliche Einheit von „essentia" und „esse" hindeutet.

9, 14—19. Hier läßt sich außer der Rf. (Punkt 5, Théry 161, 1—6) auch die Schrift von Wenck (Spamer, PBBeitr. 34, 375) vergleichen:

Rf.:	Wenck:	Trostbuch:
homo debet esse multum diligens, ut spoliet vel denudet se ipsum a propria ymagine et cujusque creature, et ignoret patrem nisi solum deum; tunc nichil est quod ipsum possit contristare vel turbare, nec deus nec creatura, nec aliquod creatum nec increatum: totum suum esse, vivere, nosse, scire et amare est ex deo et in deo, et deus.	*homo deberet esse multum diligens, vt spoliaret et denudaret se ipsum a propria ymagine et cuiuscumque creature, et ignoraret patrem, nisi solum deum. Tunc nichil est quod possit eum contristare vel conturbare, nec deus, nec creatura, nec aliquod creatum, nec aliquod increatum. Totum suum esse, vivere et nosse, scire, amare est ex deo, in deo, et deus.*	*Herumb sol der mensch geflissen sin, das er sich entbilde sin selbes unt aller creature noch kein vatter wisse denne got alleine. So enmag in nit leidig machen noch betrûben weder got noch creature, weder geschaffens noch ungeschaffens, und alles sin wesen, leben, bekennen und minnen und wissen ist us got und in got unt got.*

Sehr bemerkenswert ist, daß der Wenck'sche Text so genau zu dem der Rf. stimmt, daß offenbar dieselbe Übersetzung vorliegt[12]); verhält es sich einfach so, daß Wenck die Anklageschrift benutzt hat?! — Es ist weiter nicht ohne Bedeutung, daß die Wortfolge der lat. Texte an einem Punkte besser (logischer und schöner) ist

12) Vgl. noch unten S. 93.

Digitized by Google

als die der deutschen Hs.: . . . *nosse, scire (et) amare — bekennen und minnen und wissen;* vgl. später S. 83.

23,34ff. *unt darumb ist ein inres werc, das nit cit noch stat besliessen mag noch begriffen, und in dem selben ist was got unt goetliche und gotte gelich ist — den noch cit noch stat beslüsset: er [ez* Strauch] *ist allenthalben unt alle cit geliche gegenwürtige — unt ouch daran gotte gelicher, denn kein creature volkomenlichen enphahen müge noch gottes gûti in sich bilden.*

Rf. (Punkt 11 Théry 164,5—11) *Et ergo est aliud opus magis intrinsecum, quod nec tempus nec locus claudit nec capere potest, et in hoc eodem tempore est aliquid divinum et deo simile (quem non claudit locus neque tempus, quia ipse est ubique et omni tempore eodem modo presens) et [et est* Théry] *etiam ex hoc similius [similis* Hs., Daniels, *simile* Théry] *deo, quem nulla creatura perfecte capere potest, nec bonitatem divinam in se transformare potest.*

Außer den obigen kleinen Textänderungen wäre noch zu bemerken: 1) das *eodem tempore* ist töricht; 2) dem sonderbaren *got vnt* entspricht im Lat. nichts; 3) der mittelalterliche Übersetzer hat — wie die neueren: Büttner II, 69; Lehmann 116 — *denn* als *den,* pron. dem. et rel. aufgefaßt; allein der Komparativ *gelicher* und der Konjunktiv *müge* erweisen gewiß *denn* als Konjunktion („quam"): „. . . und auch darin Gott ähnlicher [= und hat so auch größere Ähnlichkeit mit Gott] als irgend ein Erschaffenes vollkommen aufnehmen könnte oder [in dieser Weise] Gottes Güte in sich gestalten". — Das gleich danach folgende *muos* (24,1) ist = *muos es.*

28,29 *das der guot mensch wil unt wolt alle cite liden dur gotte, nit gelitten han. liden* [= *lident] hat er, das er minnet: liden durch got, und lidet got.*
(Büttner und Strauch unrichtig: . . . *gelitten han liden. er hat . . .)*

Rf. (Punkt 12, Théry 165,8) *quod bonus homo vult et vellet omni tempore pati propter deum, et non solum sustinuisse. Patiendo habet quod amat: pati propter deum, et patitur propter deum.*

Hier steht *liden* = *lident,* part. prs. wie umgekehrt 35,33 *lident* = *liden,* inf. — Vielleicht hat der Übersetzer den starken Ausdruck *lidet got* nicht ganz erfaßt. — Vor *pati* haben Daniels und Théry die Randnote *ipse amat* in den Text gesetzt.

28,34 *und darumb minnet got* [nom.] *und würket an underlas, unt gottes würken ist sin nature.*

Rf. (Punkt 12, Théry 165,13) *et propter hoc amate deum et operamini sine intermissione! Et operari deo est natura eius.*

Ein klarer Übersetzungsfehler; vgl. schon Karrer 140.

Es ist hier versucht worden, den Vergleich zwischen dem deutschen Text und der lateinischen Übersetzung an einigen Punkten

Digitized by Google

energischer durchzuführen, als dies bei Théry und Karrer — für die solches allerdings Nebenaufgabe war — geschehen ist. Es steht fest, 1) daß der oft nachweislich schlechte Übersetzer z. T. eine von unserem deutschen Text abweichende Vorlage gehabt hat, 2) daß dennoch verschiedentlich Verbesserungen sowohl des deutschen Textes nach dem lateinischen wie des lateinischen nach dem deutschen möglich und notwendig sind. 3) Es ist wahrscheinlich, daß die von Wenck benutzte Übersetzung mit der in der Rf. vorliegenden identisch war. Weiteres, s. unten S. 83 unten.

An dieser Stelle möchte ich noch bemerken, daß gegen die Behandlung bei Karrer der Einwand zu erheben ist, daß Karrer in seiner Übersetzung der Rf. unbegreiflicher Weise die Sätze aus dem Trostbuch bisweilen nicht aus dem lat. Text der Rf., sondern z. T. aus dem deutschen Text der Strauch'schen Ausgabe übersetzt hat. Vgl. z. B. Théry 158,4 *scilicet esse* — Strauch 6,29 *wesenne* — Karrer 61 *Sein.*

Théry 159,9 *quidquid modo dictum est* — Strauch 7,21 *Alles das ich nu han gesprochen* — Karrer 62 *Alles was ich nun gesagt habe.*

Théry 159,16 *intelligit Johannes potentias et vires superiores nature, anime* — Strauch 8,4 *meinet sant Johannes die höchsten crefte der selen, der nature . . .* — Karrer 62 *meint St. Johannes die höchsten Kräfte der Seele, der Natur.*

Théry 166 f *Si habet bonum . . . opificem vel artificem, tunc recipit ipsum ipse incrementum et crescit . . . et efficitur . . , nux in nucem* — Strauch 43, 13—17 *hetti er einen guoten . . . wercman, so neme er des baz zuo unt wûchse uf . . . und . . . würde . . . nusboumes same ce nusbŏm* — Karrer 66 *Hätte sie einen guten . . . Werkmann, so nähme sie desto besser zu und wüchse auf . . . und würde . . . Nußbaums Same zu Nußbaum.*

Überhaupt sind zu der verdienstvollen Arbeit von Karrer nicht wenige Ausstellungen zu machen.

4.

Im letzten Teil des Trostbuches, im Sermon vom Edlen Menschen, tritt zu der das ganze Trostbuch enthaltenden Baseler Hs. noch die den Sermon enthaltende Stuttgarter Hs. (Cod. theol. et philos. 8 13). Strauch sagt (S. 5): „an einzelnen Stellen wird der Baseler Text (B) durch den Stuttgarter (St) gebessert". Ein näherer Vergleich wird sich lohnen.

In bezug auf Laut- und Formlehre bestehen mehrere Verschiedenheiten. Beide Hss. sind allerdings höchst wahrscheinlich durch Alemannen geschrieben, da alem. Besonderheiten (z. B. 2. pl. *-ent*) beide Hss. auszeichnen; aber es gibt nicht wenige Stellen, an denen St gegenüber der geschlosseneren Sprachform in B Abweichungen aufweist.

Digitized by Google

-es nom. akk. sg. ntr. adj. fehlt häufig in St: 41, 7. 31. 43, 5. 51,5 *ein verres lant* B *ein ver(re) lant* St; 44,26 *ein goetliches bilde* B *ein gôtlich bilde* St. Ebenso *-er*, nom. sg. masc. adj.: 46,25. 48,12. 27. 29. 51,5 *ein edler mensch* B *ein edel mensch* St; 42,2 *ein ieclicher mensch* B *ein ieglich mensch* St; 48,25. *selber* B *selb* St; (vgl. auch 44,27. 48,6 *fúrbasser* B *fúrbaz* St). Ebenso die in Adverbien berechtigte, in prädikativen und appositionellen Adjektiven unberechtigte Endung *-en*: 41,10 *goetlichen*, nom. sg. ntr. B *gôtlich* St; 41,10 *usserlichen*, nom. sg. masc. B *usserlich* St; dasselbe noch 42,8. 44,19. 47,12. 16. 49,2. 50,33. Vgl. entsprechend 51,22 *hercen*, akk. sg. B *hercz* St; 51,18 *einhalben . . . anderthalben* B *ainhalp . . . anderthalp* St. — Die erstarrte Form des Pronomens *selb* heißt 41,16. 43,23. 45,10. 21 47,21. 50,9 *selben* B *selber* St.

Das Präfix *en-* ist fester in St als in B: 43,12 *kein* B *enkain* St; 45,23 *treit . . . nit* B *entreit . . . nit* St; 45,25 *git . . . nit B engibet . . . nit* St; 48,6 *hat* B *enhat* St; 49,7 *lit* B *enlit* St — aber 47,10 *envindet* B *vindet* St. Ähnliches beim Präfix *s-*: 46,1 *wenn* B *swenne* St; 47,20 *wer* B *schwer* St.

St hat häufig *ze*: 43,15. 44,4. 6. 47,21. 50,23. 25. *zuo* B *ze* St. St hat bisweilen *niht*, während in B durchaus *nit* gilt, so 46,15. 49,5. 6. 29. St hat gelegentlich *o* statt *ou* vor Labial: 43,5. 9 *bome* St; 49,2 *geloublichen* B *geloplich* St (und umgekehrt *ou* statt *o*: *gelôbet* = *gelobet* „verlobt" 47,24 St). St hat eine Vorliebe für Wortbildungen mit *-lich:* 42,6 *himelsche* B *himelschlich* St.; 44,5 *menscheit B menschlicheit* St; 49,6 *sicher* B *sicherlich* St; 44,24 *vergessenlichait* St.

Den Artikel kann St bisweilen in auffälliger Weise weglassen: 42,18 *der same ist gottes sune* B *samen der ist gottes sune* St; 43,13 *der* [÷ St] *same gottes ist in uns*; 46,10 *der* [÷ St] *same goetlicher nature*; 49,6 *das der* [÷ St] *pluome unt kerne der seligkeit lige in bekentnús.*

B hat bisweilen *n* statt *m* im Auslaut: 43,5. 9. *bŏn* B *bome* St; 50,23 *waren* B *warm* St (vgl. 14,26. 18,16 und öfter *arn*, und vgl. oben S. 70 zu 12,18). B hat gelegentlich *e* > *i* vor Velar: 45,26 *dicke* B *decke* St. B meidet die Verwendung von *sich* als Dativ: 43,25 *in ime selbe* B *in sich* St; 47,31 *hinder ime unt under ime unt bi ime* B *hinder sich nider sich by sich* St; hierbei ist zu bemerken, daß *sich* als Dativ im allein durch B vertretenen Text wenigstens einmal vorkommt: 20,32 *so machet das fúre alcekleine das holtze unt sich selben ungeliche* (Rf. *tunc facit ignis lignum suttile, sibi ipsi dissimile*) — vielleicht hat der Schreiber *sich* als Akk. aufgefaßt!

Die Wortstellung ist in mehreren Punkten verschieden in den beiden Hss. 1) B rückt häufiger als St das Verb ans Ende des Nebensatzes 44,9 *so der mensch . . . abe wirffet die vorcht* B *so der mensche . . . wirffet abe die vorcht* St; 48,31 *so der mensch . . . got schŏwet* B *so der mensche . . . schŏwet got* St; 49,1 *das er schouwet unt got bekennet* B *das er schouwet unt bekennet got* St; 49,31 *ob das . . . ein steine oder ein holtze si* B *ob das . . ain stain sie oder*

Digitized by Google

ain holcz St; 51,5 *das ein edeler mensch us fuor* B *das ein edel mensch fuor us* St; (50,5 streitet nicht gegen diese Tendenz: *darumb sprichet unser herre sere wol das: „das ist ewiglebenne: bekennen* got" B *dar vmbe sprichet unser herre herczclichen wol, das das ewig leben ist bekennen gott* St).

2) Bisweilen hat St eine Wortstellung, die der eindrucksvollen gesprochenen Rede näher steht als dem geschriebenen Wort: 41,15 *wer sich selben bekennet, der bekennet alle creaturen* B *wer sich selber bekennet, alle creaturen der bekennet* St; 42,4 *der guot engele ratet und neiget âne underlâs* B *der guot engel ratet und âne vnderlâs neiget er* St; 48,6 *noch fürbaser hat der mensch mit nichten nit gemeine in einer wise, unt das ist* B *noch fürbas enhât der mensche in ainer wise mit nihte nit gemeine: das ist* St.

3) Besonders merkwürdig ist aber Folgendes, das in einer der beiden Hss. eine bewußt abändernde Redaktion voraussetzt: mehrfach rückt B die anführenden Worte eines Zitats an die Spize, während St sie einschaltet: 46,16 *In der minne buoche ist gesprochen: Nit enahtent, das ich brune bin* B *Nit enahtent, meinet das bûch der minne, das ich brun bin* St; 46,21 *Salomon sprichet: nement abe den rost* B *Nement abe, sprichet Salomon, den rost* St; 47,1 *Got sprichet: Ich bin der erste* B *Ich bin, sprichet gott, der erst* St; 47,9 *unser herre sprichet: ein mensch gieng us* B *ain mensche, sprichet unser herre, gieng us* St; 51,20 *unser herre spricht in dem wissagen Osee: Ich wil die edelen selen fûren* B *Ich, sprichet unser herre in dem wissagen Osee, wil die edelen sele fûren* St. An anderen Stellen stimmen die beiden Hss. überein: z. B. stehen 45,30 die anführenden Worte an der Spitze, 42,22 und 43,11 dagegen eingeschaltet. — In dem allein in B überlieferten eigentlichen Trostbuch haben wir 30,20 dieselbe Wortstellung wie 51,20 in St: *Ich, sprichet der vater, sol si fûren in ein einôdi.* Aber sonst: auch ohne die beiden Hss. des Sermons verglichen zu haben, wird mancher Leser bemerkt haben, wie oft die anführenden Worte im eigentlichen Trostbuch an der Spitze stehen, so 6,3. 8,25. 12,5. 13,23. 25,13. 27,14 ff. 31,20. 39,16. 40,16. 24: es ist hier eine in die Ohren fallende Stileigentümlichkeit. — Nur eine Stelle möchte ich hervorheben, nämlich die erste: *Der edel lerer sanctus Paulus der spricht disú wort also in siner epistel: gesegnet si got und der vatter unsers herren Jhesu Christi.* Damit ist zu vergleichen, was die Rf. schreibt: *Qui libellus sic incipit: „Benedictus deus et pater domini nostri Jhesu Christi* (und ebenso Wenck: *quod incipit „Benedictus deus et pater domini ihesu christi*). Also hat — gegen B — die Vorlage sowohl von der Rf. wie von Wenck an dieser Stelle die anführenden Worte nicht an der Spitze gehabt!

In beiden Hss. gibt es — natürlich — Plus- und Minusstellen. Zweifellos hat Strauch recht, wenn er z. B. 44,11. 45,5. 47,6 in den Text aufnimmt, was nur in B steht, in St aber fehlt. Allein bisweilen möchte man bezweifeln, daß das, was B mehr hat, zum ursprüng-

Digitized by Google

lichen Text gehört habe, so 42,1 *sant Jeronimus spricht unt ouch die meister sprechent* [÷ St] *gemeinliche*; 42,2 *von dem das er ein* [÷St] *mensch ist*; 42,6 *und himelsche ist und ewig ist* [÷ St]; 42,23 *das got gebút und ratet unt das got hat gebotten* [÷ St] *und* [÷ St] *gesprochen und noch spricht.* An anderen Stellen, und zwar öfter als von Strauch angegeben, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß das, was St mehr hat, ursprünglich sein wird. Sicher ist das der Fall 49,1 ff *nu hat gedunket etliche lúte . . . das der pluome unt kerne der seligkeit lige in bekenntnús . . . doch ensprichen ich sicher des nit alleine* [so Strauch]. *ist das war, das dú sele ân das selig were, doch lit ir seligkeit daran nit* B *nun hat gedunket etlich lúte . . . das blûme unt kerne der selekait lige in bekantnüste . . . doch ensprich ich sicherlich des niht. allain ist das war, das die sele ane das doch nit selig wâre, doch enlit die selekait da nit* St: „Nun haben Einige gemeint, . . . daß die Blume und der Kern der Seligkeit im [Gott]erkennen beruhe . . . aber das sage ich wahrhaftig nicht. Wenn es auch wahr ist, daß die Seele ohne dieses [Erkennen] allerdings nicht selig wäre, so liegt die Seligkeit dennoch nicht daran". — Ferner 41,10 *und wie gótlich das ist, da er zů komen mag von gnaden vnt ôch wie das der mensch dar zů komen sol* St [*vnd ôch — sol* ÷ B]; 41,20 *haftende vnd begriffende* St [*vnd begrifffende* ÷ B]; 45,20 *so das ouge in sich selber krank ist unt siech oder bedecket, so ist ime der schin unbekant* St *[oder bedecket* ÷ B]; 47,24 *getrúwet vnd gelôbet* St *[vnd gelôbet* ÷ B]; 47,29 *neiget vnd fûget* St *[vnd fûget* ÷B]; 48,22 *das heisset vnd ist ein morgenbekenntnus* St *[vnd ist* ÷B]; 48,29 *noch wil ich sprechen vnd rûren einen andern sin, was ein edel mensche si* ÷ St *[vnd rûren* ÷ B].

Eine Stelle verdient besondere Beachtung: 47,28—48,5 *mensche in der eigenschaft sines namen in dem latine, das* [÷St] *meinet in einer wise den, der sich al* [÷B] *ze male under got neiget . . . wan das ist volkomnú und eigenú demůtikait [demuot* B]. *den namen hat er von der erden, dar ab [do von* B] *ich nu mit me sprechen wil. ôch meinet das wort, so man sprichet mensche, etwas das über natur ist, über cit ist und über alles das, das zuo der cit [und — cit* ÷ B] *geneiget oder das* [÷ St) *nach cit smacket, vnd das selb sprich ich ôch* [*vnd — och* ÷ B] *von stat oder von liphaftikeit.* M. E. spielt hier auf zwei Deutungen von *homo* an; eine ist die allbekannte Ableitung von *humus* — vgl. z. B. Isidor, Etymologiae VII,6 — mit der dem Prediger naheliegenden Anknüpfung an *humilis.* Die zweite Deutung mit der Beziehung von *homo* auf Übernatürliches, Überzeitliches kann ich leider nicht nachweisen[13]. Sie hat wahrscheinlich irgend einen Zusammenhang mit der dem Mittelalter bekannten Anschauung Philo's, daß der (erste) Mensch aus reiner Materie geschaffen sei. ἐκ καθαρᾶς ὕλης, De opificio mundi (47) 137, ed. Cohn-Wendland

13) Vielleicht irgendwo zu finden in einem Kommentar zu Ephes. 4,24 *novum hominem, qui secundum Deum creatus est in justitia et sanctitate veritatis* oder zu einer der Parallelstellen.

Digitized by Google

I, 47[14]. In diesem Zusammenhang kommt es indessen nur darauf an, daß M. E. selbst diese Deutung auf Überräumliches und Überkörperliches hinausdehnt, und daß dies allein aus dem Text von St hervorgeht.

An einigen Stellen besteht zwischen B und St der Unterschied, daß der Schreiber der einen Hs. ein Wort des ursprünglichen Textes durch ein gleichbedeutendes, ihm passender dünkendes ersetzt hat; z. B. 41,14 *Man sol zuo dem ersten male wissen unt ist ouch geoffenbaret* B *Man sol zuo dem ersten wissen unt ist öch wol offenbar* St; 45,22 *ein offen gelichnús* B *ein offenbar gelichnüst* St; vgl. im ersten Teil, wo B allein ist: 24,18 *ein offenbare bewisunge.* 42,9 f. *der selbe boese geiste hat alles sin kosen mit dem ussern menschen unt dur in langet er heimliche alle cit in zuo dem inren menschen* B *der selbe boese geiste hat alle zit ze kosen mit dem ussern menschen unt dur in laget er alle cit des inren menschen* St *[lâgen* „nachstellen"]. — 43,11 *Von adele des inren menschen des geistes unt von unadele des ussern menschen des fleisches* B: statt *unadele* hat St *untúrkait*; dieses Wort kommt im Mhd. anscheinend sonst nicht vor, entspricht aber dem mnl. *ondierheit.* — 44,21 *in richeit unt in gebruchunge der obresten unsprechlichen* wisheit B *in richait unt in übernüsse der obrosten vnsprechenlicher wisheit* St; während *gebrûchunge* allgemein bekannt ist[15], findet man *übernüsse* in den Wörterbüchern nicht verzeichnet; es ist vielleicht mit der Endung *-nus/nis* u. s. w. von *über* abgeleitet („Überfluß"), könnte aber auch von *(ge)niezen* herstammen (**übernüsse* „überreichliches Genießen"). — Noch sind zwei Stellen zu verzeichnen: 46,4 *die man* B *die mannes namen* St, und 51,11. 17 *prophet* B *wissag(e)* St: aber 51,21 in beiden Hss. *wissagen.*

Aus dem Vergleich der beiden Hss. geht unzweifelhaft hervor, daß Wortstellung und Wortwahl in St ursprünglicher sind als in B. Ferner dürfte St mehrfach inhaltlich richtiger sein als B. Die Wahrscheinlichkeit spricht deshalb dafür, daß St auch sonst — in bezug auf Syntax, Formlehre, teilweise auch Lautlehre — einen älteren Text bewahrt. Vgl. noch S. 87 zu 43,14.

5.

Die beiden letzten Anklagepunkte (14—15) der Rf. betreffen Stellen aus dem Sermon vom Edlen Menschen. Hierbei besteht also die Möglichkeit, beide Hss. mit der lateinischen Überlieferung zu vergleichen.

Bei Punkt 15 stimmen B und St so sehr überein, daß von dieser Seite nichts zu gewinnen ist, wohl aber anderswie:

46,29—47,4 *allerlei mittele ist gotte froemde.* [hier neue Alinea Rf. (Théry 167) *Omnis distinctio est deo aliena. Non est*

14) Vgl. meinen Aufsatz: Der Erdensohn Adam. Neophilologus 1929, 183.

15) *gebrûchunge* ist lat. *fruicio;* das auf höherer Stufe entsprechende *perfruicio* nennt M. E. *durbrûch* (so: 18,14 . . . *das der vereinunge unt durbruche und der wunne sich nit mage gelichen*); es ist kaum gerechtfertigt, dieses Wort mit den neueren Übersetzern als „Durchbruch" aufzufassen.

Digitized by Google

Strauch.] *Ich bin, sprichet got [Got sprichet: ich bin* B] *der erste und der jungste.*

Underscheit enist noch [÷ St] *in der natur gottes noch in den personen nach der nature einikeit. dú goetliche nature ist ein, unt iechlichú persone ist ouch ein unt ist das selbe ein das dú nature ist.*

distinctio neque in natura divina neque in personis. Probat: natura ipsa est una, et quelibet persona est una, et hoc unum est [diese drei Worte stehen Ms., Daniels, Théry vor *quelibet] id ipsum unum quod ipsa natura est.*

Der Einschnitt ist wahrscheinlich nach *jungste* anzusetzen, denn *ich bin der erste unt der jungste* stimmt nicht zum Folgenden, ist aber der passende Beleg zur vorhergehenden Ausführung, als deren Ergebnis M. E. ausspricht: *allerlei mittele ist gotte froemde.* Eine Übersetzung dieser Worte ist der Plussatz der Rf. *omnis distinctio est deo aliena* nicht, hängt wohl aber doch irgendwie damit zusammen. — Aus dem *Probat* erhellt, daß der Übersetzer an dieser Stelle etwas weggelassen hat, und der deutsche Text bestätigt dies. — In der lat Hs. ist *hoc unum est* wahrscheinlich durch einen einfachen Abschreibefehler hinter das erste *et* geraten, während der richtige Platz hinter dem zweiten *et* ist.

Sehr merkwürdig ist Punkt 14, Strauch 43, 12—22, Théry 166—67.

B	St	Rf.
kein redliche sele ist sunder got, der same gottes ist in uns. hetti er einen guoten anwiser und flissigen wercman, so neme er des bas zuo unt wûchse uf zuo gotte, des same er ouch ist, und würde dú frucht geliche ein nature gottes. Birboumes same wachset ce birboume und nusboumes same ce nusbŏm: same gottes in got zuo got. aber das der guot same hat einen tummen unt boesen anwiser unt wercman, so wachset unkrute darinne unt bedeket und vertringet den guoten samen, das er nit uslûchtet noch us gewachsen mag.	*enkain redlich sele ist sunder gott, same gottes ist in uns. hette er einen guoten, wisen und flißigen wercman, so betrûhte er dester bas, wûchse uf ze gotte, des same er ist, und würde der mensche gelich ein nature gottes. Birbomes same wechset ce birbome, nusbomes in nusbome, same gottes in gott. ist aber das der guot same hat einen tummen boesen werkman, so wachset uncrute unt bedeket und vertringet den guoten samen, das er nit uslûchtet noch us mag.*	*nulla rationalis anima sine deo est, semen divinum est in nobis. Si habet bonum, sapientem et diligentem opificem vel artificem, tunc recipit ipse* [Ms. und Herausgeber *ipsum ipse] incrementum et crescit similis deo, cuius est semen ipse, et fructus eius efficitur similis una natura dei. Semen piri in pirum crescit, nux in nucem, semen dei in deum.*

Zunächst bemerken wir wiederum in St ein sonderbares Wort: 43,14 *neme . . . zuo* B *betrûhte* St *(recipit incrementum* Rf.); es scheint sonst unbekannt, muß aber von mhd. *trüejen/drüejen* mnl.

Digitized by Google

droeien „gedeihen" abgeleitet sein: **betrüejete,* prät. zu **betrüejen.* — Ferner ist auch hier die lateinische Übersetzung nicht gut: zwar ist gegen den Modusunterschied *(hetti-habet u.* s. w.) nicht so viel einzuwenden, besonders da vielleicht mit falscher Auflösung gerechnet werden kann, aber der Übersetzer hat die Beziehung des *er* (in *hetti er* u. s. w.) auf *same* nicht verstanden oder jedenfalls — *ipsum ipse* kann Selbstkorrektur sein — zu Unrecht verworfen: das ganze Gleichnis ist jetzt zerstört. — Abgesehen von einer Stelle (43,16 *dú frucht* B *der mensche* St *fructus* Rf.), in der offenbar ein Fehler steckt, stimmt die lateinische Übersetzung genauer zu St als zu B. Am merkwürdigsten ist 43,14 *guoten anwiser und flissigen wercman* B *guoten wisen und flissigen wercman* St *bonum, sapientem et diligentem opificem vel artificem* Rf.. Es wird so sein, daß der Urtext (wie St — mit der Allitteration!) *wisen* gehabt, und zwar als Akk. von *der wîse* „Führer, Leiter"; B hat das recht seltene Wort durch *anwiser* ersetzt, der lat. Übersetzer hat es als das Adjektiv *sapiens* mißverstanden. Es ist aber ferner auch möglich, daß die Hs. St, die das Wort bewahrt, dasselbe Mißverständnis begeht, denn 43,19 hat B *einen tummen und boesen anwiser und wercman,* St nur *einen boesen wercman*: hat der Urtext hier *einen tummen unt boesen wisen unt wercman* gehabt? und hat der Schreiber von St *wisen unt* weggelassen, weil er *wisen* als „sapientem" auffaßte und den Zusammenhang deshalb nicht begriff?

Die Untersuchung dieser beiden Punkte setzt sowohl die Untersuchung im obigen Abschnitt 3 wie die im obigen Abschnitt 4 fort und ergänzt beide durch den Nachweis, daß die Vorlage der lat. Übersetzung dem Text der Stuttgarter Hs. näher stand als dem der Baseler.

Diese ganze langwierige Untersuchung der formellen Seite des Buches zusammenfassend kann man sagen, daß weder dem deutschen noch dem lateinischen Text, wie sie bisher vorliegen, zu trauen ist: die Herausgeber und Übersetzer der Rf. haben dem deutschen Text kein genügendes Studium gewidmet; und selbst die gute Ausgabe des deutschen Textes, die Strauch'sche, ändert zu viel und ist auch sonstwie verbesserungsbedürftig. Allein, wenn auch die Haupths. (B) in Einzelheiten vielfach besser ist als bisher angenommen, so hat sie dennoch im Ganzen nicht nur Eckehart's Sprache alemannisch gefärbt, sondern auch seine Ausdrucksweise vielfach bewußt umgestaltet; treuer ist die Stuttgarter Hs.

Der Mißerfolg von Behaghels Versuch (PBBeitr. 34, 530 ff.), mittelst einiger dem Trostbuch entnommenen sprachlichen Kriterien die Echtheit der sonstigen, angeblich Eckehartischen Schriften zu beurteilen, hat nicht allein in Überschätzung der stilistischen Festigkeit

Digitized by Google

seinen Grund, sondern auch darin, daß Behaghel mit untauglichen Mitteln arbeiten mußte, indem teils die verfügbare Ausgabe (die von Pfeiffer, nicht einmal die von Strauch) für Eckeharts Stil ganz ungenügende Gewähr bot, teils die Überlieferung im Hauptteil des Textes einer stilkritischen Untersuchung überhaupt wenig günstig ist.

Der in der Stuttgarter Hs. überlieferte Sermon vom Edlen Menschen könnte allerdings auch stilkritische Ausbeute leisten. Wie verhält sich aber dieser Sermon inhaltlich zum eigentlichen Trostbuch?

6.
Inhalt des Trostbuches.
A.

Das eigentliche Trostbuch hat — außer einer kurzen Einleitung — drei Teile, I—III.

I. Hier werden drei Grundsätze, 1—3, ausgesprochen:

1. (6,22—9,19). [Mit dem Lehrsatz „weiß aus Weiße" — vgl. oben S. 76 — übereinstimmend, läßt sich feststellen, daß] „weise", „wahr", „gut", „gerecht" jedes nur aus „Weisheit", „Wahrheit", „Güte", „Gerechtigkeit" besteht und davon gezeugt ist wie Gott der Sohn von Gott dem Vater, der Erschaffene von dem Unerschaffenen. Da Gott Gerechtigkeit ist, können wir folgendermaßen schließen: (major) In Gott ist kein Leid; (minor) den wahrhaft Gerechten wird nichts betrüben, was ihm auch geschieht; (conclusio) deshalb soll der Mensch sich befleißigen, daß er sich alles Erschaffenen entkleidet und rein in Gott, in der Gerechtigkeit, neugeboren wird, so kann ihn nichts betrüben.

2. (9,20—10,2). Der wahrhaft „Gerechte" hat mehr Freude an der „Gerechtigkeit" als an allem andern, selbst am eigenen Leben; deshalb kann den wahrhaft Gerechten nichts betrüben.

3. (10,3—26). Da man nur Leid empfindet, wenn man das liebt, woran man geschädigt wird, sollte man das Erschaffene nicht lieben — außer in Gott, dem einzigen Quell aller Güte, aller Wahrheit, allen Trostes.

II. Diese Grundsätze finden nun in einzelnen Trostgründen Verwendung.

Meister Eckehart sagt (10.29): *nu volgent hernach von den stuken als bi drissigen, der do iecliches alleine billichen troesten sol den redelichen menschen an sinem leide.* Allein weder Herausgeber noch Übersetzer haben diese etwa dreißig Trostgründe herausgeschält: vielmehr wird dieses II. Kapitel mit einer wilkürlichen Alinea-Ordnung — z. B. wie in der Hs. — gedruckt, obschon der Anfang der einzelnen „Stücke" meistens sprachlich gekennzeichnet ist, nämlich wie folgt:

10,31 *das ein ist* ...; 11,26 *Noch ist aber ein anders* ...; 11,37 *Fürbas so sprichen ich* ...; 13,15 *Nu sprich ich ein anders* ...; 15,32 *Och ist das aber ein ander troste* ...; 16,33 *Aber ein ander*

Digitized by Google

troste ist . . .; 17,6 *Unt aber so ist ein ander trost . . .*; 17,19 *Och sol ein mensch gedenken in sinem leit . . .*; 17,29 *Noch ist ein anders dem geliche . . .*; 22,1 *Noch ist aber ein andrú sache . . .*; 22,15 *Aber setzen ich eines . . .*; 22,20 *Unt noch ein anders setzen ich aber . . .*; 23,30 *Och sol man wissen . . .*; 26,18 *Noch. der es rechte erkennen wil . . .*; 28,12 *Noch me. got der minnet dur sich selben . . .*; 29,17 *Ouch sol man wissen . . .*; 30,29 *Noch ist aber ein ander trost . . .*; 31,20 *Noch ist ein ander troste . . .*; 32,10 *Aber. gottes sune von nature . . .*; 32,13 *Ouch. woelte der mensch wissen . . .*; *32,20 Noch me sol man gedenken . . . das er mit im ist in dem lidenne. bi dem worte mag man nemen VII lere unt troste* (32,28) *Zuo dem ersten . . .*; 32,36 *Zuo dem andern male . . .*; 33,23 *Zuo dem tritten male . . .*; 33,38 *Aber, zuo dem vierden male . . .*; 34,3 *Zuo dem fúnften male . . .*; 34,8 *Noch sprich ich zuo dem sechsten male . . .*; 35,19 *Noch ist das sibende in dem worte . . .*; 35,33, vgl. unten! 36,24 vgl. unten! —, Die Zusammenzählung ergibt, je nachdem man 32,20 und 32,28 für einen oder zwei Abschnitte rechnet, im Ganzen 29 oder 30 „Stücke".

An den allermeisten Stellen bezeichnet M.E. also den Anfang eines neuen Trostgrundes durch die ganz natürlichen Worte *ouch, aber, ein anders, noch (me),* oder durch mehrere dieser Kleinwörter zugleich. Es ist ebenso wohltuend wie für ihn charakteristisch, daß er nicht wie die meisten Scholastiker oder deren Schüler Luther die Reihenfolge mechanisch herleiert: *primo, secundo, . . . XXVI., . . . czum ersten . . . czum sechsvndczwenczigisten*; nicht einmal, wo er selbst genau 7 Trostgründe angibt, bleibt er bei der Stange; vgl. 33,37. 34,8. 35,19! Nach dem Komplex der 7 Trostgründe aus einem Spruche wahrt er denn auch nicht mehr die Kennzeichnung durch die genannten Kleinwörter. Aber wer hört nicht den prächtig feierlichen Anfang 35,33? — ausgezeichnet durch Rhythmik, durch Alliteration und Assonanz: *Minnecliche unt miltecliche so liden durch got, sit das es so groeslichen nútze ist unt seleclich(en)*[16] *. . . wie mag der guot minnende got das liden, das sin fründe, gůt lúte, nit alle cit ane underlas in liden sint?* — Der zusammenfassende Schlußabschnitt ist wiederum als solcher deutlich gekennzeichnet: 36,24 *Nu mag man ouch bekennen und wissen gropheit der lúten . . .*

Es ist zuzugeben, daß, wenn man ausschließlich auf die mechanische Bezeichnung durch die Kleinwörter achten würde, an einzelnen Stellen Zweifel entstehen: z.B. könnte man versucht sein, bei 16,7 *Noch sol man wissen . . .* und 16,18 *Noch denn . . .* Abschnitte anzunehmen, aber zu Unrecht. Wie es kaum möglich wäre, allein vom Inhalt ausgehend, die einzelnen Abschnitte zu bestimmen, so darf man auch nicht nur das Äußere beachten. Man muß eben — das ist vielleicht selbstverständlich — auf Form und Inhalt zugleich achten.

Gedanklich enthalten die angegebenen Abschnitte folgende Trostgründe:

16) Vgl. oben S. 70 und 82.

Digitized by Google

1. 10,31—11,25. Kein Schaden ist nur Schaden allein; es ist immer dabei etwas Gutes.

2. 11,26—36. Gedenke derjenigen, denen es ärger geht!

3. 11,37—13,14. Wie kann ein Mensch, der ein himmlischer Mensch, ein Mensch in Gott sein will, die gottfremde und nichtige Schöpfung so lieben, daß er ihretwegen leidet?

4. 13,15—15,31. Ein „guter" Mensch muß das wollen, was Gott will.

5. 15,32—16,32. Wegen Gott leiden ist Verdienst und Seligkeit.

6. 16,33—17,5. Wie man um eines Freundes willen leidet, so wird man doch auch um Gottes willen leiden wollen.

7. 17,6—18. Einem „guten" Menschen ist alles Erschaffene Bitterkeit und Schaden — und dies verlieren also ein wahrer Trost.

8. 17,19—28. Gott hat uns verheißen, unser Leid in Freude zu verkehren.

9. 17,29—21,38. Nur wenn wir ganz „leer" sind, wenn wir diese Welt ganz aufgegeben haben, können wir gotterfüllt werden.

10. 22,1—14. Leicht hätte noch ein größerer Schaden geschehen können.

11. 22,15—20. Hast du viel verloren, beweine dann nicht das Verlorene, sondern danke Gott, der dir so viel gegeben hatte!

12. 22,20—23,29. Man soll Verlorenes nicht bejammern, denn nichts ist uns gegeben, alles nur geborgt.

13. 23,30—26,17. Größer als alles äußere Werk ist das innere Werk, das im Leiden um Gottes willen besteht und aus dem heil. Geist fließt.

14. 26,18—28,11. Dieses ist das Eine, das uns selig macht, und selig sind die Armen des Geistes, d. h. des menschlichen Geistes, die „leer" zu Gott kommen, Gott lieben und Gottes Söhne sind.

15. 28,12—29,16. Der in Gott Geborene liebt Gott, liebt das Leiden um Gottes willen, leidet Gott.

16. 29,17—30,28. Der „gute" Mensch soll sein Kreuz aufheben und Christus folgen, d. h. er soll alles Erschaffene lassen und aufwärts zu Gott streben.

17. 30,29—31,19. Nichts geschieht ohne gute Absicht.

18. 31,20—32,9. Gott züchtigt einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. [Hebr. 12,6, nicht 1. Cor. 11,32].

19. 32,10—13. Gottes Sohn litt um deinetwillen: willst du Sohn Gottes sein und nicht um Gottes willen leiden?

20. 32,13—20. Gott und die Engel freuen sich über Geduld im Leiden.

21. 32,20—27. Gott ist mit dem „guten" Menschen im Leiden.

22 (1). 32,28—35. Geduld im Leiden um Gottes willen ist besser als alles, was einem genommen werden kann.

23 (2). 32,36—33,22. Ist Gott mit mir im Leiden, was will ich denn mehr und anders?

Digitized by Google

24 (3). 33,23—37. Gott leidet mit uns.

25 (4). 33,38—34,2. Kann das Mitleid eines Freundes uns trösten, um so mehr dann das Mitleid Gottes.

26 (5). 34,3—7. Will ich mit einem Freund leiden, um so mehr dann mit Gott.

27 (6). 34,8—35,18. Leide ich wegen Gott und durch Gott, so wird all mein Leid zu Freude.

28 (7). 35,19—32. Wenn Gott mit mir im Leiden ist, so ist mein Leiden Gott und Gott mein Leiden. *(Wer das nit bekennen wil, der clage sin plintheit, nit mich noch die goetlichen warheit* — fügt M. E. hinzu mit dem notwendigen und schmerzlichen Stolz des Mystikers).

29. 35,33—36,23. Wenn also das Leiden so nützlich und selig ist, warum läßt denn Gott seine „Feunde", die „guten" Leute, nicht immer leiden? — Wahrscheinlich, weil sie das nicht könnten, so lange das „innere Werk" nicht vollkommen ist.

30. 36,34—37,13. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen leiden!

Man wundere sich nicht, daß die einzelnen Abschnitte von so verschiedener Größe sind — von wenigen Zeilen bis zu mehreren Seiten —; daß das die Art Meister Eckeharts ist, beweisen die Abschnitte Nr. 22—28, die durch *zuo dem ersten, zuo dem andern male* u. s. w. gekennzeichnet sind. Manchmal spricht er ganz kurz einen triftigen Trost, dann aber wird er in Lieblingsbereiche seiner Gedankenwelt geführt, in jene Gefilde, in denen er sich dem „Einen" nähert, wohin er so leidenschaftlich gern den Zuhörer weisen möchte, denn *das eine, das machet uns selig*; hier verweilt er dann länger, oft sehr lange, so bei dem 3.—4., 9., 13.—14. Abschnitt und beim Schluß nach dem siebenfachen Trost im Mitleiden Gottes. Einsame Höhen nach freundlichen Tälern.

III. Das III. Kapitel soll nach dem Plan (37,14—18) Worte und Beispiele guter und weiser Menschen enthalten[17]. Es ist ziemlich kurz geraten, vielleicht, weil er abschließen w o l l t e (vgl. 37,14 *nu si der rede genûge*, 39,25 *und si denne genûg*, 39,11 *was wil ich langer reden?*). Er nennt im Ganzen nur sieben Beispiele oder Sprüche: 1) 37,20. 2) 37,26. 3) 37,33. 4) 39,16. 5) 39,17. 6) 39,25 7) 39,38; aber zum vierten gehören 4 „Sachen" (37,35. 37,38. 38,30. 39,5), und zum siebenten 4 eingeschaltete Sprüche (40,16.24.32.36). Dadurch und durch die stark wechselnde Ausführlichkeit der Darlegungen wird die Gliederung wenig übersichtlich: alles ist eben davon abhängig, ob ihm Ideenkomplexe zustoßen, die seinem Herzen nahe sind. Schön

17) Verbreiteter mittelalterlicher Sitte gemäß steht die Inhaltsangabe am Schluß des vorhergehenden Abschnitts, wie in den Handschriften das Rubrum einer Kapitelüberschrift häufig zuunterst auf der vorhergehenden Seite oder Spalte steht: vgl. noch in späteren Jahrhunderten die Verwendung des sogenannten Custos.

Digitized by Google

und kräftig ist der Schluß, und sehr bezeichnend die Abwehr gegen die „groben lúte": er zitiert ein Lieblingswort aus Augustin: *omniaque hesterna et retro hodie facies, hodie fecisti* und fügt hinzu: *was mag ich, ob ieman das nit verstat?*

B.

Der Sermon vom Edlen Menschen ist eine Predigt über ein Bibelwort (Luc. 9,12) und behandelt zunächst — nach Ephes. 4,24 — den Unterschied zwischen dem alten oder äußern und dem neuen oder edeln Menschen, beschreibt dann — in Anlehnung an Augustin, aber überhaupt so, wie sich solches bei vielen Mystikern findet — die verschiedenen Stufen in der Entwicklung des „innern" Menschen und schildert, wie das Bild Gottes in dem Menschen verborgen liegt und erst hervorleuchtet, wenn alles Erschaffene entfernt wird, und wenn der Mensch aus sich selbst herausgeht: kein „Unterschied" darf in ihm sein: ohne Zeit und Raum und Körper schaut dann der „edle" Mensch, schaut — nicht im Abenderkennen [18], das Erschaffene allein — sondern, im Morgenerkennen, das Erschaffene ohne allen Unterschied in Gott, in dem Einen. Wenn der Mensch solchermaßen Gott schaut, so erkennt er auch, daß er Gott schaut oder erkennt. Einige glauben deshalb, daß die höchste Seligkeit darin bestehen sollte, daß man sein eigenes Gott-Schauen erkennt. Aber das ist falsch, denn — wie man sich nicht als weiß erkennt, wenn man nicht weiß ist —, so ist auch Gott schauen das primäre, und erkennen, daß man Gott schaut, das sekundäre. Allerdings ist in dieser Welt das Erkennen eine höhere Fähigkeit als das Sehen: das rührt aber daher, daß die Natur mit dem Kleinen beginnt und durch Entwicklung arbeitet; allein in der Welt Gottes ist es umgekehrt, indem Gott mit dem Großen anfängt und zuerst das Wesen [*essentia* = *ratio* = *idea*] setzt. Der „edle" Mensch kehrt aus dem fernen Lande der Welt zurück in sein eigenes Wesen, das mit dem einen Sein eins ist, und in der Einheit wird der Eine mit ihm sprechen, ewiglich.

Gedankengang und Aufbau ist im Sermon vom Edlen Menschen rein mystisch, aber in seiner Art genau so klar und in sich geschlossen wie im eigentlichen Trostbuch. Es dürfte aber aus der vorhergehenden Betrachtung des Inhalts deutlich hervorgehen, daß der Sermon inhaltlich mit dem eigentlichen Trostbuch nichts zu tun hat: er ist weder eine Fortsetzung desselben, noch bezieht er sich irgendwie darauf — nicht einmal als zuletzt in auffälliger Weise dasselbe Wort aus Os. 2,14 zitiert wird wie 30,21 im Trostbuch. Da der Sermon auch noch in der Stuttgarter Hs. allein vorkommt, hat man be-

18) Augustin, De genesi ad literam IV,31; vgl. auch Dietrich von Freiberg, De luce et eius origine c. 4 (Beitr. z. Gesch. d. Phil. d. MA. V, 5—6, *19).

Digitized by Google

zweifelt, daß die beiden Werke von Anfang an eine Einheit gebildet hätten. Da aber unter den 15 dem Liber Benedictus entnommenen Anklagepunkten der Rf. die 13 ersten im eigentlichen Trostbuch, die beiden letzten im Sermon stehen, wird hierdurch bewiesen, daß Meister Eckehart das eigentliche Trostbuch und den Sermon vom Edlen Menschen[19] zusammen herausgegeben hat. Aber warum denn?

7.

Über den Zweck des Liber Benedictus haben die Rf. und Wenck übereinstimmende Nachrichten: Rf.: *de libello quem misit magister Ekardus regine Ungarie scriptum in theutonico*, Wenck: *in libro suo volgari, quem edidit pro regina vngarie, sorore ducum Austrie.* Wer diese Königin von Ungarn war, entscheidet der Ausdruck bei Wenck *sorore ducum Austrie*[20], denn nach dem Tode König Albrechts (1308) wurde das Herzogtum Oesterreich weder einem Sohne Albrechts gegeben noch geteilt, sondern von seinen Söhnen — zunächst Friedrich dem Schönen und Leopold — gemeinsam verwaltet. Unter den Schwestern der Herzöge hatte Agnes den Titel einer Königin von Ungarn.

Wann und wo hat Meister Eckehart Königin Agnes kennen gelernt?

Agnes[21] war etwa 1280 geboren; sie heiratete am 2. November 1297 in Wien König Andreas III. von Ungarn und zog gleich danach als Königin nach Ungarn. Aber Andreas starb schon im Januar 1301, und noch in demselben Monat kehrte Agnes zu ihren Verwandten zurück. Sie wohnte meist in Wien (oder dessen Nähe), hat aber auch einige Reisen unternommen: so war sie im Mai 1302 mit ihrer Mutter Elisabeth in den Oberlanden (u. a. Kolmar) und vielleicht im Winter 1306/07 in der Schweiz.

Die Habsburger hatten während dieser Jahre viel Kummer:

19) Zu der Stelle 47,18—25 *Es sprichet ein heidenscher meister, das das ein ist geboren us dem obrosten got . . . und ouch spricht der selbe meister zuo dem vierden male* [was das heißen soll, verstehe ich nicht], *das dis ein mit nichten eigenlicher früntschaft hat denne mit jungfrouwen oder megden* kann bemerkt werden, daß dieser unvermittelte Seitensprung am besten begreiflich ist, wenn der Sermon in einem Nonnenkloster gepredigt wurde.

20) Wenn der um ein Jahrhundert spätere Wenck den bei ihm gewiß sonderbaren Ausdruck *soror ducum Austriae* gebraucht, so deutet das doch wohl darauf hin, daß er eine mit M. E. gleichzeitige Quelle, in der diese Bezeichnung durchaus natürlich wäre, in Händen gehabt hat; vgl. daß oben S. 79 vermutet wurde, daß die von Wenck benutzte Übersetzung und die der Rf. identisch seien.

21) Außer den allgemeinen Werken zur österreichischen Geschichte ist besonders benutzt: H. v. Liebenau, Lebensgeschichte der Königin Agnes von Ungarn, Regensburg 1868 (allerdings nicht ohne Kritik zu verwenden). Die wichtigsten Urkunden hatte Liebenau 2 Jahre vorher gesammelt: „Urkundliche Nachweise zu der Lebensgeschichte der verwitw. Königin Agnes von Ungarn 1280—1364" = Argovia, Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, V. Bd. (Jg. 1866, Aargau 1867), 1—192; mehrere Urkunden sind auch in andern Sammlungen zu finden.

Digitized by Google

1305 starb Agnes' Schwägerin Blanka, die Gemahlin ihres Bruders Rudolf III. von Böhmen; ebenso deren einziges Kind. 1306 wurde der junge Wenzel III. von Böhmen, der mit Agnes' Stieftochter Elisabeth, der Tochter Andreas III. aus erster Ehe, verlobt war, ermordet. 1307 starb Agnes' Bruder Rudolf III. von Böhmen. Aber der furchtbarste, das Glück der Habsburger niederschmetternde Schlag war der Tod ihres Vaters: am 1. Mai 1308 wurde König Albrecht von seinem Neffen Johann (Parricida) und einigen Mitverschworenen ermordet. Ohne die Gewalttat zu billigen, haben mächtige Reichsfürsten den Tod König Albrechts nicht ungern gesehen; das gilt vor allem für Erzbischof Peter von Mainz, der es auch durchzusetzen vermochte, daß kein Habsburger, sondern der Luxemburger Heinrich VII. deutscher König wurde.

Schweizerische Geschichtsschreiber wissen viel von der Grausamkeit zu berichten, die Königin Agnes bei der Rache nach dem Morde bezeigt hätte („Ich bade im Maientau" läßt einer sie sagen, als 63 Königsgegner in der Burg Farwangen enthauptet wurden); allein die gleichzeitigen Quellen wissen nichts davon.

Richtig und wichtig ist dagegen, daß an der Mordstätte, in der Nähe von Bruck in Aargau, aus eingezogenen Gütern der Königsmörder ein Doppelkloster für Klarissinnen und Minoriten, namens Königsfelden, errichtet wurde. Eine Bewilligung des Papstes Clemens V. wurde am 28. Juni 1310 ausgestellt; die feierliche Grundsteinlegung fand im Herbst 1310 statt: bei dieser war die Königin Elisabeth mit ihren Söhnen, den Herzögen Leopold und Heinrich, und ihrer Tochter Königin Agnes zugegen. Weiterhin scheint Agnes von Zeit zu Zeit den Bau der Klöster überwacht zu haben, ohne jedoch ständig dort zu wohnen: die bewahrten Königsfelder Urkunden erwähnen ihre Gegenwart nicht. Um diese Zeit, etwa 1310—12, ist Agnes' vorerwähnte Stieftochter Elisabeth ins Dominikanerkloster Töß (bei Winterthur) getreten; sie wurde hier später Priorin.

Erst nach einem neuen Kummer[22], nämlich nach dem Tode ihrer Mutter (am 28. Oktober 1313), hat sie Königsfelden zum ständigen Wohnort genommen[23]: sie hatte sich hier ein Haus zwischen den beiden Klöstern bauen lassen. Als der Bischof Philipp von Eichstätt gelegentlich der Bestattung der Königin Elisabeth nach Wien kam, bat ihn „Königin Agnes um Rat, wie sie, eine schwache Witwe, ihre künftige Stellung als Hausmutter der zwei Klöster zu Königsfelden am besten vertreten könnte" (Liebenau S. 63); er zeigte ihr das in einem Beispiel, dem Leben der h. Waldburg, das er mit einer Zueignung an Königin Agnes versah (Acta Sanctorum V, 553—567 gedruckt[24]).

22) Am 28. August 1313 war auch Kaiser Heinrich VII., der mit Agnes' Schwester Katharina verlobt war, gestorben.

23) Das bedeutet nicht, daß sie Königsfelden nicht mehr verlassen hätte: wie im Jahre 1312, so ist sie auch in den Jahren 1314 und 1316 in Wien bezeugt.

24) Vgl. auch Argovia V, 25—28.

Digitized by Google

Die feierliche Überführung des Leichnams der Königin Elisabeth nach Königsfelden fand erst im Jahre 1316 statt. Aus dem Leben der Königin Agnes ist nur noch hervorzuheben, daß sie am 20. März 1318 in Straßburg urkundet[25], und daß sie, seitdem ihre Stieftochter Elisabeth ins Kloster zu Töß getreten war, diese mehrfach besucht hat. Agnes starb erst 1364.

Die inbetrachtkommenden Lebensdaten Meister Eckeharts sind die folgenden:

Zwischen 1290 und 1298 Prior des Dominikanerklosters in Erfurt und Vicarius für Thüringen: Ernst Diederichs, Meister Eckharts Reden der Unterscheidung, Diss. Halle 1912, Einleitung.

1302 magister theologiae in Paris: Archiv f. Lit. u. Kirchengesch. d. MA. II, 211.

1304 prior provincialis für Saxonia (Norddeutschland); 1303 vom Provinzialkapitel in Erfurt gewählt, 1304 vom Generalkapitel in Toulouse bestätigt: Monumenta Ordinis Prædicatorum historica [= MOPh] IV, 1.

1307 zugleich Vicarius für Böhmen (vom Generalkapitel in Straßburg ernannt): MOPh. IV, 28 und Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland IV, 16.

1311 doctor theologiae in Paris (1310 hatte ihn das Provinzialkapitel zum Prior provincialis für Alemannia (Oberdeutschland) gewählt, aber das Generalkapitel in Neapel 1311 bestätigte die Wahl nicht, sondern sandte ihn zum zweiten Male nach Paris): MOPh. IV, 53.

1314 Prior des Dominikanerklosters in Straßburg und Prediger des Klosters: Straßburger Urkundenbuch III, 256.

1326 in Köln, wo er 1327 stirbt: Archiv f. Lit. u. Kirchengesch. d. MA. II, 627 ff.[26]

Es ist deutlich, daß die Lebenslinien der frommen Königin und des Predigtmeisters sich erst im Jahre 1314 begegnen: Königsfelden, wohin die Königin Agnes wahrscheinlich etwa 1313—14 übersiedelte, liegt auf dem Flußwege wenige Tagesreisen vom Aufenthaltsort M. E.'s seit 1314, Straßburg: am 20. Juni 1576 hat das Glückhaft Schiff in einer allerdings ungewöhnlich schnellen Fahrt die Reise von dem entfernteren Zürich bis Straßburg in siebzehn Stunden zurückgelegt! — Zu den Obliegenheiten des Predigers des Dominikanerklosters gehörte auch die Sorge um die Dominikanerinnen. Aus mehreren Nonnenklöstern in Alemannien haben wir den Einfluß der Tätigkeit Meister Eckeharts bezeugt, und es besteht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er auch mit dem geistig regen Kloster von Töß

25) Argovia V, 31.

26) Vgl. zum Ganzen: Xavier de Hornstein, Les grands Mystiques Allemands du XIVe siècle, diss. Freiburg (Üchtland). 1922, 1—50.

Digitized by Google

in Verbindung gewesen ist: dort hat, wie erwähnt, Agnes des öfteren ihre Stieftochter, die Priorin, besucht. Also ab 1314 besteht die naheliegende Möglichkeit einer Begegnung oder Verbindung des Meisters mit der Königin; im Jahre 1318 war diese sogar selbst in Straßburg.

Die Merkwürdigkeit, daß wir im Trostbuch auf die traurigen Ereignisse, derentwegen Agnes trostbedürftig ist, keine greifbaren Anspielungen finden, kann vielleicht dadurch erklärt werden, daß das Thema, die Ermordung des Königs, während jener für die Habsburger unglücklichen Jahre, ein heikles sein könnte; vielleicht hat M. E. auch die antihabsburgischen Gesichtspunkte des Erzbischofs von Mainz und vieler anderer Geistlichen geteilt[27]. Man kann diese mögliche politische Einstellung vielleicht auch in Anrechnung bringen für das leise spürbare Unbehagen M. E.'s, als er, seine eigenste Gedankenwelt verlassend, bestimmte Lebensbeispiele als Trostgründe anführen soll (vgl. oben S. 91).

Das alles bleibt hypothetisch, aber fest steht, glaube ich, der terminus a quo für die Abfassung: 1314. — Etwas weiter kommen wir, wenn wir eine bestimmte Stelle der Schrift näher ins Auge fassen.

8.

Im eigentlichen Trostbuch heißt es 29,11—16: *vatter unt sune sint eine in dem heiligen geist, von dem wie das innigost und das obroste der sele schoepfet und nimet gottes sune, und* [zu streichen?] *ouch gottes sune* [pl.] *werden in des himelschen vatter schosse und hercen, und*[28] *das suoche nach dem ende diser vor gesprochenen worten von dem edelen menschen.* Büttner übersetzt: „das suche am Ende dieser laufenden Ausführungen in dem Sermon Vom edlen Menschen"; Lehmann übergeht den Satz; Strauch sagt nichts. Die Büttnersche Auffassung ist naheliegend, weil Vom edlen Menschen nach dem Trostbuch steht; aber *vor gesprochen* kann nicht „laufend" bedeuten, und „in" steht nicht da: vielmehr muß *von dem edelen menschen* Apposition zu *diser vor gesprochenen worten* sein. Die Lösung ist, daß *nach* = *nah* „nahe" ist; vgl. 34,35 *dem himele so nach komen;* 44,1 *haltet sich nach bi den wenden. Der* hervorgehobene Satz kann nichts anderes bedeuten als: „das suche nahe dem Schluß jener[29] früher gesprochenen Worte Vom Edlen Menschen".

Mit der Stelle im Sermon, auf die er hinweist, meint M. E.

27) Der scharfe Streit zwischen Kaiser und Papst, der wenige Jahre später eine andere Einstellung der Dominikaner nahelegen könnte, weil ihre Gegner, die Franziskaner, im Allgemeinen zu Ludwig dem Bayer hielten, war noch nicht ausgebrochen.

28) Strauch, der 29,11 nach *geist* einen Punkt setzt, streicht dieses *und* — wahrscheinlich verführt durch Büttner (II, 75), der die Stelle gründlichst mißverstanden hat.

29) Vgl. Behaghel, Deutsche Syntax I 179a und 184a.

Digitized by Google

nicht, wie Strauch angibt 46,27 ff.[30], *wan der mensch muos aller bilde unt sin selbes us gan unt dem allein* [1. *allen?*] *gar verre unt gar ungeliche werden, ja ob er wil unt sol sune werden unt den sun nemen in des vatters schosse und hercen.* Der letzte Ausdruck ist gar nicht merkwürdig (vgl. z. B. 25,36. 26,1. 30,14), und um das Entbildetwerden geht es an der Stelle 29,11 gar nicht: „Vater und Sohn sind einer im h. Geist: wie der Gottessohn durch den das innerste und oberste der Seele schöpft und nimmt, so entstehen auch die Gottessöhne [durch den] im Schoße und Herzen des himmlischen Vaters, und das ist zu finden nahe dem Schluß jener früher gesprochenen Worte Vom Edlen Menschen". Die Worte *und das suoche* können nun mindestens ebenso gut auf einen Schriftbeleg als auf eine Ausdeutung oder Erklärung hinweisen. Und dem wirklich auffallenden Ausdruck „das innerste und oberste der Seele schöpfen und nehmen" entspricht tatsächlich ein Bibelwort, das nahe dem Schluß des Sermons vom Edlen Menschen zitiert ist: 51,10—15 *und alle dise rede hatte vor gesprochen der wissag Ezechiel, do er sprach, das ein michel adeler mit grossen flúgelen, mit langen gelidern vol vedern mangerlei kam zuo dem lutern berge* [mons clarus = Libanon] *unt nam das marge oder den kerene des hoehsten boumes unt zoch abe die hoehin sines loubes unt brachte das herabe. und das unser herre heisset einen edelen menschen, das nemmet der wissage einen grossen adeler* — und Meister Eckehart nennt es 29,11ff. den in Gott geborenen Menschen, den Gottessohn.

Allein dieser Ausdruck „nahe dem Schluß jener früher gesprochenen Worte Vom Edlen Menschen" gibt wichtige Auskunft: M. E. hat also den Sermon gepredigt, bevor er das eigentliche Trostbuch schrieb; und der Sermon ist demjenigen, für den er das Trostbuch schreibt, also Königin Agnes, bekannt. Der sehr naheliegende Schluß ist, daß er den Sermon vom Edlen Menschen im Beisein der Königin Agnes gepredigt und ihr nachher — wie Philipp von Eichstätt sicher auf ihre Aufforderung — das Trostbuch geschrieben hat, dem er dann bei der Fertigstellung ganz natürlich die Predigt beifügte.

9.

Daß der Sermon tatsächlich vor Königin Agnes gepredigt wurde, geht gewissermaßen aus dem Text selbst hervor: das Thema paßt vorzüglich: 41,6—8 *ein edel mensche fuor us in ein verre lant, enphahen ime ein riche unt kam wider* — Agnes (nobilis homo!) zog nach Ungarn, um Königin zu werden, und kehrte zurück. Und das Schlußwort: 51,20—*22 Ich, sprichet unser herre in dem wissagen Osee, wil die edelen sele fúren in ein ainódi, unt ich wil da sprechen in ir hercz* — Königin Agnes siedelte nach Königsfelden in der ein-

30) Ich zitiere 46,25—29.

Digitized by Google

samen Berggegend über, um ein frommes, gottergebenes Leben zu führen.

Der Sermon, von dem bisher nur vermutet werden konnte, daß er in einem Nonnenkloster gesprochen sei (vgl. die Note 19 S. 93), ist offenbar eine Begrüßungspredigt an die Königin Agnes nach der Übersiedelung nach Königsfelden.

Da es kaum angängig ist, anzunehmen, daß der Dominikaner M. E. im Klarissinnenkloster zu Königsfelden gepredigt hätte, ist das wahrscheinlichste, daß er den Sermon im Dominikanerinnenkloster zu Töß gesprochen hat, und zwar bei Gelegenheit eines Besuches der Königin Agnes bei ihrer Stieftochter, vermutlich etwa 1314.

Die auffällige Hervorhebung der Übersiedelung in die einsame Gegend im Schlußwort ist am besten begreiflich, wenn diese Tatsache zu der Zeit neu war; sonst wird die Pointe stumpf. Deshalb ist der Anfang des Königsfelder Aufenthalts der Königin Agnes vermutlich die Zeit der Predigt. Auch aus dem Grunde will es mir weniger wahrscheinlich vorkommen, daß M. E. den Sermon etwa erst im Jahre 1318 in Straßburg bei Gelegenheit des Besuches der Königin Agnes in dieser Stadt gesprochen hätte.

Da das eigentliche Trostbuch kaum längere Zeit nach Abhaltung der Predigt geschrieben wurde, dürfen wir wohl als Abfassungszeit der ganzen Schrift etwa 1314 oder wenig später vermuten.

Nachtrag.

Nach dem Abschluß obiger Abhandlung habe ich durch die Güte der Verwaltungen der Baseler Universitätsbibliothek und der Stuttgarter Landesbibliothek die beiden Handschriften in Kopenhagen benutzen dürfen und habe — teilweise mit Beihülfe von Frl. mag. art. Else Møller — eine Kollation vorgenommen, die jetzt bei der Korrektur verwertet wurde. Wie zu erwarten stand, hat Strauch in der Regel ganz richtig gelesen. Auch gegen die Auswahl der verzeichneten orthographischen Abweichungen in St ist wenig einzuwenden; erwähnenswert allenfalls, daß St statt *-nús* öfter *-nüst* hat: 45,17 *gelichnüst;* 48,18ff. *bekantnüst;* 49,3 *in bekanntnüste.* An weiteren Einzelheiten nenne ich: 42,30 *der geist gottes* B *der geist* St; 46,23 *das bilde gottes in der sele* B *das bild gottes sun in der sele* St; 46,26 *allein* Strauch *allaine* St *allem* B [vgl. oben S. 97]; 48,23 *alda so* B *also* St; 49,6 hat B Punkt vor *Alleine* (mit Hauptbuchstaben!): *nit* vor *selig* fehlt nicht: *doch ensprichen ich sicher des nit. Alleine ist daz war, daz dú sele ân daz nit selig were . . .* [vgl. oben S. 84].

KOPENHAGEN L. L. HAMMERICH

Digitized by Google

ANZEIGEN

Medieval Studies in memory of Gertrude Schoepperle Loomis. Paris, New York 1927. XV. 535 S. 8°.

Die Gedenkschrift für die der Wissenschaft allzu früh entrissene Gelehrte, zu der neunundzwanzig Forscher Beiträge geliefert haben, zeugt von der verdienten Verehrung, die ihr von den Fachgenossen gezollt wird.

Deutschem Elternhause in Pennsylvania entstammend fand sie ihre wissenschaftliche Ausbildung hauptsächlich in verschiedenen Colleges ihres Vaterlandes, dazu in Paris, um dann an einigen amerikanischen Universitäten eine fruchtbare akademische Laufbahn einzuschlagen. Nach kurzer Ehe mit dem bekannten amerikanischen Gelehrten R. S. Loomis wurde sie, noch nicht volle vierzig Jahre alt, ihrer reichen Tätigkeit durch eine schwere Krankheit entzogen. Unter ihren wissenschaftlichen Leistungen, die sich größtenteils auf die Artus- und Tristan-Dichtungen beziehen, nimmt ihr Hauptwerk, Tristan and Jsolt, A Study of the Sources of the Romance 1913, die erste Stelle ein. Diesem Arbeitsgebiet gehört auch die Mehrzahl der in dieser Gedenkschrift vereinigten Beiträge an. Auch im Folgenden sollen sie, als für die Germanisten am nächsten liegend, hauptsächlich berücksichtigt werden, wobei jedoch die in dem Buche eingehaltene Reihenfolge durchbrochen werden muß. Die Artikel sind zum größten Teil in englischer Sprache abgefaßt, einige französisch, je einer italienisch und deutsch.

Als einer der besten Kenner der irischen Literatur und ihres geistigen Gehaltes entwickelt *Arthur C.-L. Brown*, The Irisch element in King Arthur and the Grail, zunächst in allgemeinen Zügen die Umgestaltung der keltischen Stoffe durch die französischen Dichter. Dabei weist er auf die Schwierigkeit hin, irisches und wälsches (wallisisches) Sagengut zu trennen, weshalb bei solchen Unternehmungen immer auf das Irische zurückzugehen ist. Aus den Artusromanen stellt er dann eine Reihe von Sagenelementen mit besonderer Hinsicht anf den englischen Sir Perceval zusammen, die in Irland ausgeprägt sein konnten, darunter hauptsächlich auch Märchen von dem unerschöpflichen Becher, dem Gefäß des Überflusses, welche das Gralmotiv enthalten. — Sind diese Motive großenteils sicher keltischen Ursprungs, so beruhen die von *Martha Warren Beckwith*, A note of Punjab Legend in relation to Arthurian Romance, beigebrachten Ähnlichkeiten zwischen dem Owain-Iwain bezw. dem Peredur-Perceval und indischen Sagen doch gewiß nicht auf unmittelbarer Herübernahme, sondern teils auf primitivem Volksglauben teils auf Zufall.

Von grundsätzlicher Bedeutung für die Entstehungszeit der Artusromantik sind die Folgerungen, die *R. S. Loomis*, The date, source and subjekt of the Arthurian Sculpture at Modena, an die Bildwerke von Modena knüpft. Aus Gotfrid v. Monmouth, Wilhelm v. Malmesbury und einigen chronikalischen Notitzen der Zeit sucht L. nachzuweisen, daß sich die Artuserzählungen um 1100 außerhalb des keltischen Gebietes in England und Frankreich ausbreiteten. Auch die Bildnereien von Modena stellen nach den archäologischen

Digitized by Google

Befunden einen altertümlichen Stand der Artusüberlieferung dar, und L. zieht Siegel und Waffenabbildungen zum Vergleich bei, die den Stil von ca. 1100 tragen. Vielleicht kamen Erzählungen des bretonischen Sagenkreises durch die Teilnehmer am ersten Kreuzzuge von Frankreich bis Unteritalien. Gegenstand jener Steinschnitzereien sind Szenen der Durmart- und Lanzelot-Fabel. — Andere Beiträge die die Artussage betreffen, sind auf analytische Untersuchungen von Einzelgegenständen gerichtet. *Pio Rajna*, der die ganze Reihe eröffnet mit der Frage Sono Il de ortu Walwanii e L' Historia Meriadoci opera di un medesimo autore? bestätigt die bisher vertretene, aber noch nicht genügend gestützte Annahme, daß beide lateinische Romane einen gemeinsamen Verfasser haben, durch eine vorbildliche Stilbeobachtung. — *E. Brugger*, Bliocadran, the father of Perceval, gibt im Anschluß an seinen Aufsatz in der Festgabe für Morf 1905, wo er zwei andere Namen von Percevals Vater besprochen hatte, eine etymologische Erklärung von Bliocadran, die er in einen weiteren Rahmen hineinstellt, indem er eingehend sprachliche Untersuchungen von Eigennamen aus dem keltischen Sagenkreise daran knüpft. — *J. D. Bruce*, Mordred's incestrous birth, sucht seine frühere Annahme (Rom. Rev. 1918. 19), daß Mordreds Incestgeburt eine Erfindung des Verfassers des Mort Artu und von hier aus in die Prosaromane eingegangen sei, durch weitere Beweise zu verstärken. — Den Namen Hebrons oder Brons, den der Fischer-König in Borons Joseph trägt, gründet *W. A. Nitze*, The identity of Brons in Robert de Boron's metrical Joseph, mit Alfred Nutt und anderen Keltisten auf kelt. (irisch u. wälsch) Bran entgegen Heinzels Ableitung aus Hebron, d. i. mulier Fronica als femme d' Ebron, und stützt die keltische Herkunft durch weitere literarische Belege für Bran. — *Laura A. Hibbard* gelangt in ihrem Artikel Malory's book of Balin zu einer viel höheren Einschätzung von Malory's Kunst als E. Vettermann, indem sie eingehend sein Balin-Buch mit der französischen Quelle vergleicht. — Aus der vergleichenden Volkskunde und dem Volksglauben sucht *Rose J. Peebles*, The children in the tree, Licht in die Gründe zu werfen, aus denen ein Abenteuer Percevals symbolische Deutung findet, die Kapelle am Kreuzweg, das ihm in einigen Versionen (Wauchier, Manessier, Gerbert, Didot), die in Einzelheiten von einander abweichen, auf seiner Gralsuche begegnet. Das Kind (die Kinder) auf dem Baum oder dafür in anderen Fassungen das Kreuz sind Symbole des Lichts und Lebens. Baum, Kreuz, Kapelle stehen an einem Kreuzweg, denn Kreuzwege sind Stellen, wo Geister hausen. Der lichttragende Baum, verschiedentlich in Volksgebräuchen, ist ein Bild des Lebens, ebenso die Kinder, Zwillinge. Perceval wird aus der Kapelle des Todes durch die Führer zur andern Welt (die Kinder, Kreuz, der Lichterbaum) zu der Welt des Lebens gewiesen.

Im Vorhergehenden sind die Abhandlungen aus dem Artus-Gral-Kreise zusammengestellt, drei Beiträge beziehen sich auf die Tristansage. *Myrrha Lot-Borodine* stellt mit Tristan and Lanzelot diese beiden Helden als zwei Vertreter für eine doppelte Form des mittelalterlichen Liebesbegriffes einander gegenüber: die tragisch verhängnisvolle Leidenschaft, allgemein menschlich (Tristan), und der Dienstkultus der Dame in mehr beschränkt höfischer Standesauffassung (Lanzelot). L. ist das ideale Wunschbild des feudalen Mittelalters, er vereinigt in sich Liebe und Rittertum, das individuelle und das soziale Moment des ritterlichen Lebens, Mit feinem Sinn geht die Verfasserin auf den

Digitized by Google

Seelengrund der beiden Charaktertypen, doch scheint sie mir die Person des Lanzelot, auch des Prosaromans, zu stark idealisiert und die verschrobene Minnetheorie in Chrestiens Chevalier de la Charrette zu wenig zur Geltung gebracht zu haben. Sonderfälle aus der Tristandichtung besprechen *E. Vinaver*, The love potion in the primitive Tristan Romance, und *Fr. Ranke*, Isoldes Gottesurteil. *Vinaver*, die mit der Zeit sich abschwächende Wirkung des Trankes in der Darstellung von Beroul-Eilhart mit Recht für ursprünglicher haltend als die des Thomas von der unbeschränkten Dauer, sucht beide in ihrer poetischen Bedeutung dahin auszugleichen, daß die Zeitbegrenzung nur eine Illusion der Liebenden ist, daß aber in der Vorstellung des Dichters der Trank ein Symbol unveränderlicher Liebe bleibt. Nach *Ranke* gehört die Episode vom gefälschten Gottesurteil, die im Thomaskreis steht aber nicht bei Eilhart usw., nicht der Estoire an. Scharfsinnig schließt er aus einzelnen Versionen des Schwankes in der Weltliteratur, daß die Entdeckung im Garten und das Gottesurteil ursprünglich verbunden und das Gliedstück eines Gesamtromans waren, wie die Abbildung des Petersburger Kästchens erkennen lasse (vgl. Ranke, Trist. u. Isold, Bücher d. MA. III, 1925, 278 f.).

Eine Reihe von Abhandlungen ist der irischen Geschichte und Literatur zugeteilt. Den historischen Wert des Gildas schätzt *Ferd. Lot*, De la valeur historique du De excidio et conquestu Britanniæ de Gildas, durch eingehende Prüfung im Einzelnen ganz gering und findet, daß er nur dürftige Tatsachen bringt. Gerade durch seine romanhafte Aufschmückung hat er auf die Geschichtsanschauung seiner Landsleute den großen Einfluß gewonnen. *R. J. Best* und *O. Bergin* drucken Versionen irischer Erzählungen mit englischer Übersetzung ab: The birth of Brandub and of Aedan und How the Dagda got his magic staff. *D. Hyde* bringt eine noch nicht veröffentlichte irische Geschichte vom Antichrist mit englischer Übersetzung: Mediaeval account of Antichrist. Der Kirchen- und Baugeschichte Irlands entnommen ist der Artikel von *J. Vendryes* über Mellifont fille de Clairvaux; ein Stück Rechtsgeschichte gibt *J. Fraser*, The alleged matriarchy of the Picts.

Zwei Abhandlungen betreffen die nordische Literatur: Die Frage, Is Gibbonsaga a reflection of Partonopeus?, beantwortet *H. G. Leach* dahin, daß die Gibbonssage nicht blos eine Redaktion von Part., sondern abgeleitet von einem verlorenen lateinischen oder französischen Originalist. *Eleanor Hull* bringt in Voraussetzung von Bugges Forschungen Beziehungen zwischen nordischer und irischer Literatur bei in The Helgi lay and Irish literature.

Die Vielseitigkeit dieser Gedenkschrift entspricht dem weiten Interessegebiet der Gelehrten, der sie gewidmet ist. So enthält sie auch Beiträge zur englischen, französischen und italienischen Literatur, die jedoch hier nur kurz berührt werden können. *F. A. Patterson* veröffentlicht aus einer Hs. des Britischen Museums vom späten 15. Jahrhundert eine Hymnensammlung, lateinische Vierzeiler mit mittelenglischer Übersetzung in gereimten siebenzeiligen Strophen. — Zur französischen Sprache und Literatur: *A. Thomas*, Sur une nouvelle étymologie de „chantepleure"; *R. Weeks*, Le Lai de l'oiselet (Abdruck der ältesten Hs., 13. Jh.); *L. Foulet*, Villon et Charles d' Orléans; *M. Roques* veröffentlicht aus dem zwanzigjährigen Briefwechsel (1865—1885) zwischen Bartsch und Gaston Paris die Briefe der beiden ersten Jahre mit erklärenden Anmerkungen. — Italienische Studien: *Ch. H. Grandgent*, Rime and Rhetoric

Digitized by Google

in the „Divine Comedy", prinzipiell wertvoll durch psychologisches Eindringen in die Technik eines großen Dichters; *Louise Ropes Loomis*, The greek studies of Poggio Bracciolini. Einen Beitrag zum jüdisch-romanischen Wortschatz im Mittelalter liefert *D. S. Blondheim*, Gleanings from the Bible of Alva. — Ein Stück historischer Sittenkunde endlich steuert *G. L. Hamilton* bei durch seine gelehrte und scharfsinnige Abhandlung über die Haartracht als besonderes Abzeichen, The royal mark of the Merovingians and kindred phenomena.

Eine würdige Ehrung ist durch diese Erinnerungsschrift der dahingeschiedenen Gelehrten und Lehrerin dargebracht worden, reich an gelösten Aufgaben und an Anregung zu neuer Forschung.

HEIDELBERG GUSTAV EHRISMANN

Dr. Käte Laserstein, Wolframs von Eschenbach Germanische Sendung Ein Beitrag zur Stellung des Dichters in seiner Zeit. Germanische Studien H. 56 Berlin, Emil Ebering, 1928. 115 S. 8°.

„Die vorliegende Arbeit versucht.... durch eine Reihe von Beobachtungen Wolframs Wesen näher zu bestimmen" (Vorwort). In dieser Absicht richtet die Verf. ihr Augenmerk hauptsächlich auf die „besondere Stellung", die Wolfram in seiner Zeit einnimmt. Indem seine Werke, zumeist der Parzival, auf ihre Besonderheit hin geprüft werden, wird Wolfram in seinem Wesen als Einzelner von der Gesellschaft abgehoben. Da diese durch die französische Kultur bedingt ist, so verbindet sich mit dem Problem der Eigenart Wolframs zugleich in weiterem Ausblick die Unterscheidung von germanischer und romanischer Wesensart und literaturgeschichtlich der Gegensatz von Wolfram und Gottfried als den Vertretern der beiden Richtungen in der deutschen höfischen Epik.

Die Verf. ist sich bewußt, „mehr Beobachtungen als Ergebnisse zu liefern" (Vorwort). Daß die ersteren die letzteren überwiegen, liegt einmal in der Schwierigkeit des Gegenstandes und dann in der Beobachtungsweise.

In der Einleitung (S. 7—13) wird die höfische Kultur, „in die Wolfram hineingeboren wurde", in allgemeinen Zügen umrissen: es ist „eine Kultur der Gesellschaft und Geselligkeit", in der der Einzelne nicht als Individuum seinen Selbstwert geltend macht, sondern als „Ornament" dient; ihr Zuschnitt ist das Niveau, es wird geregelt durch die Konvention, Voraussetzung für dieses Sichineinanderfügen ist die Zurückstellung des persönlichen Temperaments, die *mâze* aus dieser höfischen, französischen Kultur tritt Wolfram heraus als „Typus des germanischen Menschen". Dieser Leitsatz des Buches muß dahin eingeschränkt werden, daß Wolfram durchaus auf dem Boden der höfischen Kultur steht, Franzoyser sind ihm Musterbilder des Rittertums im Willehalm, und für französische Fremdwörter hat er ja eine besondere Vorliebe.

Ist in der Einleitung der Dichter selbst als „einzelner" hingestellt, so wird in I, Entwicklung und Vollendung (S. 13—18, s. Inhaltsverzeichnis S. 5), Parzivals Lebensgang unter den Begriff der „Individuation" gebracht. Zunächst verstehe ich hier nicht, daß die höfischen Romane „die Frage nach einem Ziel

Digitized by Google

der Handlung" nicht aufkommen lassen. Im Erec und im Iwein ist doch ganz offensichtlich der Ausbau eines Lebens erkennbar, und das Ziel des Helden ist, nach einer Verletzung des Lebensgesetzes sich wieder in die pflichtgemäße Ordnung einzufügen; im Erec ist in diesem teleologischen Grundgedanken sogar noch eine andere zweckbewußte Absicht enthalten: die Treuprobe der Gattin. Dieser zielbewußte Weg wird formel in der Behandlung des Stoffes durch eine Steigerung der Heldentaten, der Kämpfe, durchmessen, und ich kann den Satz, „Jedes Ereignis hat gleichen Wert; keins ist wichtiger als das andere" (vgl. Strich, Die Ernte. Festschrift Muncker S. 19) bei einer Analyse der Romane nicht bestätigt finden. Allerdings im Parzival stehen die einzelnen Entwicklungsstufen in innerem Ideenzusammenhang, während in den höfischen Romanen die Kämpfe zufälligem Zusammentreffen entspringen und beliebig vermehrt — aber nicht beliebig umgestellt — werden können; übrigens bestehen die Kämpfe, die Parzival hinter der Bühne ausführt und 772, 1ff. aufzählt, nur aus planloser Häufung.

Die Grundschuld Parzivas findet die Verf. in der Individuation. Mancher Leser dürfte wohl wünschen, daß dieser Begriff näher bestimmt wäre. Zum genaueren Verständnis dieser Stellen wäre eine strengere Scheidung zwischen Individuation und Individualisierung zu machen. Individuation tritt gewiß in jedem der drei Schuldfälle ein, denn sie ist Menschenschicksal: die Besonderung des Allgemeinen, die Trennung des Menschen vom All, von Gott: der Eigenwille setzt sich dem Weltwillen gegenüber, christlich gesprochen ist es die Erbsünde, kantisch das radikal Böse. Diese Urschuld, dieser Sündenfall, reicht nach der christlichen Heilsgeschichte schon in das Reich der Engel hinauf, und Trevrizent beginnt seine Heilslehre mit dem Abfall Luzifers und seiner *nôtgestallen* 463. 4ff. Aber von dieser transzendental oder kosmisch orientierten Individuation — und nur für die religiös-metaphysische Einstellung kann eigentlich diese Bezeichnung gelten — ist die immanente Sonderstellung zu unterscheiden, das Anderssein als die übrigen Menschen, als die Umgebung, also die Individualisierung. Das ist ein Heraustreten aus der Art (morphologisch) oder aus der Lebensform der betreffenden Gesellschaft (soziologisch), das Individuum gegenüber der natürlichen Art oder gegenüber der Gemeinschaft. Der Knabe Parzival bleibt innerhalb seiner Art, denn eben die egozentrische Begrenzung liegt in der Natur des Kindes, er handelt nicht individuell — bewußt, sondern, das ist seine ihm unbewußte Schuld, triebhaft, naturhaft. Aber eben darin liegt doch eine Schuld, für die ihn später sein Beichtiger Trevrizent verantwortlich macht: es fehlt ihm noch die *triuwe*, er hätte fühlen müssen, daß er durch seine Trennung der Mutter weh tut, das Gewissen, das natürliche Gesetz ist noch zu unentwickelt. Ähnlich verhält es sich zunächst mit der zweiten „Schuld der Individuation" (S. 15): Parzival, indem er die Lehren des Gurnemanz streng befolgt, bleibt innerhalb der ritterlichen Gesellschaftsform, er ist keine Individualität in sozialer Hinsicht geworden, aber auch noch keine sittlich gefestigte Persönlichkeit, er bleibt im „Niveau", statt sich von diesem zu einer höheren Stufe zu verselbständigen. Er gerät in den Zwiespalt zwischen Gesellschaftskultur und dem höheren Gebot der Menschlichkeit. Er verletzt die *triuwe* gegen die Menschen, das natürliche Gesetz. — Die dritte Schuld, die Auflehnung gegen Gott (vgl. dazu Günther Müller, Dt. Vierteljahrsschr. 2. 691f.), ist in der Tat „eine bis zum Äußersten getriebene Individuation" (Laserst. S. 15) in

Digitized by Google

metaphysischem Sinne. Parzival verfällt in die Schuld der Tragik von Hebbels Gestalten, die Existenzschuld, und erlebt den Schauder der Vereinzelung, mittelalterlich-religiös ausgedrückt: seine Schuld ist der Übermut, das Hauptlaster Superbia und ihre schlimmste Seite, der Zweifel. Er hat die *triuwe* gegen Gott verletzt. Durch die Schuld der Untreue gegen die Menschen und gegen Gott ist er sich selber untreu geworden *(du bist geborn von triuwen* 140,1), dem Daimonion in ihm und seinem hohen Beruf zum Gralkönigtum. Bei all seinen äußeren und inneren Erlebnissen sagt er sich doch von den Anforderungen seines Standes, den Ritterpflichten, und von der Artusgesellschaft nicht los, er individualisiert sich nicht in sozialem Betracht. In dieser Hinsicht ist er nie ein „Einzelner" gewesen, er konnte es auch nach seiner ganzen sittlichen Anschauung vom Rittertum nicht sein, und gerade die Standespflicht des Mannesmutes war für ihn ein rettendes Hülfsmittel gegen die Verderblichkeit des Zweifels.

Diese Auseinandersetzung über Individuation und Individualität betrifft das Hauptproblem des Buches, Parzival als Einzelmensch und damit Wolframs Stellung zu seiner Zeit. Wolfram ist nicht in dem Maße wesensverschieden von seiner Umwelt, wie ihn die Verf. zeichnet. Sein Parzival ist ein Auserlesener und muß es der ganzen Struktur dieses Erziehungsromans entsprechend sein. Er soll die Würde des Gralkönigs erlangen, er soll zum christlichen Ritter erzogen werden, zu einem durchgeistigten Rittertum. Seine Ausnahmestellung beruht in der näheren Bestimmung dieses Satzes, dem Durchgeistigten, aber nicht in der Substanz, dem Rittertum.

Der folgende Abschnitt, II, Einsamkeit und Gesellschaft (S. 18—39), sucht in verschiedenen Stellen den „Geist des Einsam-Ungeselligen" (S. 23) zu belegen. Einige davon mögen hier mit Gegeneinwänden folgen. Kondwiramur (S. 20) lebt nicht einsam, sondern umgeben von Hofstaat und Ritterschaft, wenn diese auch halb verhungert sind. Die „Ausstoßung aus der Gesellschaft" kann sich jedenfalls nicht auf die unmittelbar vorher genannte Tafelrunde beziehen (S 20), denn *si trôsten se* (Parz. u. Gawan) *als si kunden* 326. 14, ferner 327, 25. 329, 17. 331, 9—12. 332, 17 ff. Und was heißt dabei „durch die Schuld des Einzelmenschentums"? Am Artushof ist Parzival jedenfalls kein Einsamer oder gesellschaftlich Einzelner, er wird ja hoch geehrt. Er wird garnicht als Einzelmensch angesehen, sondern als einer von ihnen, nur verstehen sie nicht seine Seelennot, und *innere* Einsamkeit ist die tragische Stimmung, die fortan seinen Lebensweg umwölkt. Gerne folgen wir der Verf. an den Stellen, wo sie uns in diese tiefen Gründe führt. Doch sucht Parz. hinwiederum nicht eigentlich die Einsamkeit in räumlichem Sinne auf, die Menschenferne (S. 33), er braucht ja gerade Menschen, an denen er sein Heldentum, seinen Mannesmut erproben kann, und zählt später diese Krafttaten rühmend auf 772, 1 ff. Er abenteuert nur hinter der Szene und verschwindet darum für den Leser oder Hörer. Doch ein anderer als die Hofgesellschaft ist er innerlich durch seine Enttäuschungen geworden und fühlt sich in seinem stillen Weh in der rauschenden Gesellschaft nicht am rechten Platze 732, 1 ff.

Auch Willehalm (S. 23) ist nicht ein Einsam-Ungeselliger, weder hinsichtlich der gesellschaftlichen Sitte, denn er gibt ein großes Hoffest; noch in seiner Stellung in der Welt, denn er vertritt die gesamte Christenheit gegen die Heidenschaft. Sehr gesellschaftswidrig benimmt er sich allerdings am Hofe des

Digitized by Google

Königs. Aber wenn einer einmal außer Fassung gerät, so ist er doch nicht gleich ein Einsamer. Die Szene stammt aus dem französischen Original und ist gar kein Erzeugnis Wolframscher Art. Aus dem Stil der französischen Chanson de geste ist sie zu verstehen. Aber auf die Quellenfrage wird gar nicht eingegangen.

Kräftig heraus gearbeitet ist die Polarität Parzival-Tristan. In dem Gegensatz von Streben und Vollendung hat die Verf. die beiden Charaktere in einem entscheidenden Wesenspunkte einander gegenübergestellt. Ferner: Bei Parzival handelt es sich „um die Möglichkeiten der Seele", das Thema der Einleitung des Tristan ist „Der Mensch und seine Leistung für die Welt" (S. 25). Man könnte den Gegensatz auch in das Wortpaar *sêle* Parz. V. 2 und *herze* Trist. V. 47 fassen, dort die ewige, schicksaltragende Substanz, hier das vergängliche Gefäß der Leidenschaften. — Gottfried will nicht bloß zur „Unterhaltung und Förderung der Gesellschaft" beitragen, er will leidbeschwerte Herzen entlasten, j er will sittlich wirken, auffordern in seinem höfischen Kreise zur Kraft, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen.

Hier zieht die Verf. auch Hartmann in den Vergleich mit Wolfram herein (S. 32). Er steht Wolfram näher als die anderen Zeitgenossen. „Es gibt in seinen Gestalten ein Werden; jedoch ist die Entwicklung stets auf ein christlich-asketisches Ideal und nicht auf eine freimenschliche Entfaltung hin gerichtet". Damit ist nur dem Gregorius und dem Armen Heinrich eine Entwicklung zugesprochen, Erec und Iwein erfahren doch durch ihre Schuld eine Umwandlung, ja der letztere eine Katastrophe, und die Abenteuerreihe in beiden Dichtungen dient der fortschreitenden Entsühnung ihrer Schuld. Die Verf. fährt fort: „Damit ist das eigentliche grenzenlose Wesen des Werdens schon wieder begrenzt". Nach der mittelalterlichen Anschauung liegt das Werden des Menschen in seiner Hinordnung zu Gott. Der sich ganz von der Welt lossagende und Gott allein sich hingebende Asket steht in der Stufenreihe der menschlichen Grade Gott näher, als eine „freimenschliche Entfaltung" vermöchte. Gregorius hat den äußersten Grad des Werdens erlangt, der ihn zur höchsten Würde der Christenheit, dem Papsttum, befähigte. Auch Parzivals Werden ist nicht „grenzenlos", er hat sogar nur die höchste Stufe des Laientums erreicht, die Wolfram selbst als Schlußstein von seinem Werden V. 827, 19ff. formuliert. Und diese Seinsstufe ist, wenn auch an sich ebenso notwendig, doch niedriger als die des Asketen- und Mönchtums und darum sein Werden enger begrenzt als das des Gregorius (vgl. zu der Stufenordnung: Günther Müller a. a. O. bes. S. 694f., auch ZfdA. 56, 152—154).

Durch den Satz: „Seine" (Gregorius') „Entwicklung ist nicht bewußt und selbst geschaffen wie die Parzivals" ist Wolfram wieder zu einseitig aus seiner Zeit herausgelöst. Gregorius hat seine Entwicklung bewußt selbst geschaffen: gegen die Warnung des Abtes will er Ritter werden, dieser Trieb ist ihm allerdings naturhaft vererbt, wie Parzival. Im Herabsteigen von der obersten menschlichen Seinsstufe, dem Klosterleben, in eine niederere, das weltliche Rittertum, liegt sein Sündenfall. Seine Individuationsschuld ist die Superbia. Auch seinen Entschluß zur Askese hat er in bewußter Absicht gefaßt. um seine und seiner Eltern Schuld zu büßen. Nur muß im letzten Grund immer die Gnade mitwirken, die bei allen guten Handlungen des Menschen vorausgesetzt ist und auch bei Parzivals Entsühnung durch die Vorgänge vor seinem Eintritt beim Einsiedler

Digitized by Google

merklich angedeutet wird. Endlich der Satz „Das Schicksal des Gregorius kommt von oben, das Parzivals von innen". Ja, aber erst nach der Entdeckung seiner unfreiwilligen Schuld gibt Gregorius sein Schicksal ganz in die Hand Gottes. — Heinrichs v. Aue Weltflucht ist tiefer begründet als nur physisch, sein körperliches Leiden ist erst eine Folge seiner Selbstüberhebung, beruht also auf einer sittlichen Schuld, wiederum auf der Superbia. Wenn weiter in Bezug auf Gregorius gesagt ist: „Auch die Einsamkeit bei Hartmann dient nicht der Entwicklung einer vollmenschlichen Persönlichkeit, sodern der mönchischen Askese", so ist das von unserm heutigen Standpunkt aus richtig, aber wiederum muß daran erinnert werden, das die mittelalterliche Wertabstufung nicht im Menschen ihr Ziel findet, sondern in Gott.

Viel Schönes enthält Abschnitt III, Natur und Illusion (S. 39–55), mit dem Gegensatz von der Natur als Wildnis im Parzival und als Garten im Tristan (auch im Gawan-Roman des Parz. gehört die kultivierte Natur mit den Wundergärten und exotischen Pflanzen zur höfischen Ausstattung).

In IV, Liebe und Erotik (S. 55–68), ist der Gegensatz zwischen Minne und Ehe, zwischen Gottfried und Wolfram, und anschließend daran das Wesen der Frau fein beobachtet.

In V, Absolute und relative Werte (S. 68—71), tritt ein prinzipieller Mangel empfindlich ein, das ist der Verzicht auf die unbedingte Grundlage für das Verständnis des Mittelalters, die christliche Weltanschauung. Das über die Religion Gesagte kann nicht genügen. Auszugehen wäre von dem Programm, das Wolfram in der Einleitung zum Parzival aufgestellt hat, der Spannung zwischen der *stæte* und der *unstæte*, zwischen *zwîfel* und *mannes muot* (das über den Zweifel an früherer Stelle, S. 18, vorgebrachte ist nur ein Anlauf zur Erklärung). Auf dieser religiös-sittlichen Grundidee beruht die Dynamik des ganzen Gedichtes. Sie läßt sich auch in die Frage kleiden, die der Knabe tut: *ôwê muoter, waz ist got?* 119, 17, die der Mann wiederholt *wê waz ist got?* 132, 1, und die der Einsiedler beantwortet: Gott ist die Liebe 466, 1 ff.

Wolframs „Religiosität ist schweigsam; einzig im Willehalm und in den Trevrizent-Szenen des Parzival kommt sie zum Ausdruck im Wort". Ich meine, das ist reichlich viel, in beiden Fällen wird ja die ganze Heils- und Dogmengeschichte in Hunderten von Versen gelehrt. Ganz besonders aber muß ich der Meinung entgegen treten, daß Wolframs Begriff von Religion seiner Zeit fremd sei, „Wolframs einsamer, selbstverantwortlicher und durch keine konfessionelle Form begrenzter Transzendentalismus aber nimmt die deutsche Mystik Meister Eckharts, den Protestantismus Luthers und die romantische Verbundenheit Schleiermachers oder Novalis' vorweg" usw. Wolfram hat sein religiöses Bewußtsein ausgesprochen in der ritterlich-christlichen Formel: seine Seele bewahren und dabei doch der Welt Huld behalten Parz. 827, 19 ff. (s. oben), Titurel 144, 3 f. Er haftet durchaus an den kirchlichen Lehren und Gebräuchen des Mittelalters. Zu seinem Seelenheil verhilft ihm Trevrizent, weil er selbst nicht mit seinem eigenen Gewissen fertig werden kann: *nu gebt mir rât, ich bin ein man der sünde hât* 456, 29, und der Einsiedler erteilt ihm nach seiner Beichte Absolution: 501, 17, *gip mir dîn sünde her: vor gote ich bin dîns wandels wer* 502, 25; vgl. auch die Beichte Vivians' im Willehalm. Wenn Wolfram im Parzival einige nebensächliche Kultformen wegläßt, so tut er dasselbe wie Hartmann. Was Wolfram mit Luther gemein hat, ist, daß sie beide tiefreligiöse Menschen sind, daß ihnen Frömmig-

Digitized by Google

keit notwendiger Lebensgehalt ist, und daß sie um die Gotteserkenntnis und Gottesliebe ringen, jeder in den Formen seiner Zeit.

In VI, Übermaß und Gleichmaß (S. 72—80), findet das Problem der Besonderheit seine stärkste Spannung. Auch hier geht die Absicht auf die Sonderstellung Parzivals zuweit. Der *mâze* als gesellschaftlicher Form entschlägt er sich nicht. Wenn „Parzivals Gesetz" dem Niveau der Gesellschaftskultur gegenüber gestellt wird, so müßte diesem allgemeinen Urteil ein Inhalt gegeben werden, und dieser Inhalt könnte auch hier, wie immer wenn wir Wolframs Stellung zu seiner Zeit darzulegen versuchen, nur aus der geistigen Verfassung dieser Zeit verstanden werden, diese aber beruht auf der christlichen Welt- und Lebensanschauung. Der eingeborene Wille zur Persönlichkeit, also zu einer Stufe, die sich über die Geselligkeitskultur, und über deren Typus Gawan, erhebt, würde dann wohl Streben nach der wahren Gotteserkenntnis zu nennen sein, ausgesprochen in der Frage: was ist Gott? und „die Höchstentwicklung des Individuellen" läge symbolisch in der Erlangung der Würde des Gralkönigtums, das ist die Entwicklung zum durchgeistigten Rittertum.

Von der *mâze* als gesellschaftlicher Form ist zu scheiden die sittliche Forderung des Maßhaltens, der Mäßigung, der Bezähmung der Leidenschaften und Begierden, mhd. speziell *diu kiusche*, im Wesentlichen die Tugend der Temperantia, besonders aber die des sittlichen Starkmutes, der Fortitudo. Im Vorstellungsbereich des Parzivalgedichtes gehört dazu als Grundlage der feste Charakter, *diu stæte*, die Tugend der Constantia. Das „Maßlose" in ihm liegt in seinem starken Willen, der in seiner Jugend als heftiges Begehren auftritt und sich durch seinen Zusammenbruch statt zur Demut, zur richtigen Erkenntnis der Schranken seines Wesens, im Gegenteil zum Übermut, zur *hôchvart*, Superbia, steigert 472, 13. 463, 1ff. Aber dieser Haß gegen Gott 461, 9 ist in rein ritterlichen Standesanschauungen aufgefaßt und ein Mangel an richtiger Einsicht, an Vernunft *(swer iuch gein im in hazze siht, der hât iuch an den witzen kranc* 463, 2), von dem er durch Trevrizent wiederhergestellt wird, nicht eine dauernde sündhafte Veranlagung. Wäre für Parzival die Ablehnung des Maßes, des Maßhaltens in ethischem Sinn, Grundbestandteil seines Seins und die Voraussetzung seines Werdens (S. 73), dann wäre die Superbia sein dauernder geistiger Zustand (habitus) und er wäre von Grund aus ein schwarzer Geselle der *unstæte*, was mit dem ganzen Sinn des Gedichtes in Widerspruch stünde. (Eine dritte Schattierung der *mâze*, die Aristotelische *μεσότης*, das *μηδὲν ἄγαν*, bildet den Ideengehalt im Erec und Iwein). — Hat Parzival wirklich einen neuen, eigenen Maßstab für sich eingeführt? Als Knabe befolgt er buchstäblich die Lehren der Mutter, als Jüngling die des Ritteroheims, nach der Schmähung seiner Ehre verliert er seinen inneren Halt, ohne sich ein eigenes Gesetz schaffen zu können. Das höchste Gesetz, das ewige, die göttliche Weltregierung, lehrt ihn der Einsiedleroheim. Er ist ein Lernender, erst durch Trevrizent wird er ein Wissender.

Zum Schluss wird „Die Formung" behandelt (S. 80—112). Manches Gute ist hier gesagt, besonders über das ästhetische Bild der höfischen Kulturdichtung. Aber gerade in diesem Kapitel tritt am empfindlichsten zu Tage, daß es dem ganzen Buche an wissenschaftlicher Grundlage fehlt, oder daß auf eine solche überhaupt verzichtet wird. Gelegentlich wird in Bezug auf das IX. Buch gesagt, „daß Wolfram auf der Grundlage eines französischen Originals arbeitet-

Digitized by Google

Gerade das Entwicklungsmäßige in der Gestalt des Helden ist jedoch Wolframs Eigentum und von jeder Quelle frei" (S. 36), und mit einigen Stellen und im Übrigen allgemeinen Behauptungen ist die Frage, was denn nun wirklich Wolframs Eigentum ist, abgetan, daß man außerdem noch mit einem Kyot rechnen muß, darauf wird gar nicht eingegangen. Ernst suchende Gelehrte haben eine Lebensarbeit an die Erforschung des Wolfram-Rätsels gewendet, hier aber wird kurzerhand darüber hinweggegangen und das Gedicht einfach für Wolfram in Beschlag genommen. Beobachtungen über die deutsche Parzivaldichtung, so wie sie sich dem modernen Menschen darstellt, hat die Verf. geliefert, aber nicht über Wolfram von Eschenbach. Gerade das, was sicher sein Eigentum ist, die vielen persönlichen Anspielungen, sein Humor, die Fühlung mit dem Volkstümlichen, oder was wir sonst auf gründlicher Beobachtung seiner charakteristischen Eigenschaften mit einiger Sicherheit als seine Zutat erschließen können, ist nicht berücksichtigt. Über die Seltsamkeit seines Stils wird zwar einiges Allgemeine vorgebracht, u. a. daß Wolfram „in einer Periode des großen Wortkultus dem Wort mißtraut und es mißachtet bis zur Vergewaltigung" (S. 100), womit wohl sein dunkler Stil gemeint ist, der doch gerade eine ganz ausgesuchte Art des „Wortkultus" ist.

Die Verfasserin denkt in großen Synthesen: Wolfram der Einzelne, Wolfram als Erscheinungsform des germanischen Geistes gegenüber dem romanischen. Das Buch ist ein Symptom der Zeit, die Methode und die Betrachtungsweise der neueren Literaturgeschichte wird auf die ältere übertragen. Gewiss muß die Literaturanschauung der älteren Zeit aus den großen Fortschritten der neueren Literaturwissenschaft Erkenntnisse ziehen, aber der Abstand der Zeiten darf nicht außer Acht gelassen werden, und die historische Einstellung muß gewahrt bleiben. Eine zu weit gehende Übertragung der Geistesbaltung der Gegenwart auf das Mittelalter nähert sich einem expressionistischen Subjektivismus, der die gegebenen Tatsachen den Problemen zu Liebe vergewaltigt und die Empirie der theoretischen Voraussetzung unterordnet. Ich möchte hier auf zwei andere neue Darstellungen Wolframs hinweisen, die uns heutigen Menschen den die Zeiten überdauernden Dichter in unser Weltbild einreihen, ihn in unserer heutigen Sprache lebendig werden lassen und doch ihn aus seiner Zeitgebundenheit nicht loslösen: Friedrich Neumann, Wolfram v. Eschenbachs Ritterideal, Dt. Vierteljahrsschr. V, 9—24, und Georg Misch, Wolframs Parzival, eine Studie zur Geschichte der Autobiographie, ebenda S. 213—315.

Unter solchen Erwägungen glaube ich dem hier besprochenen Buche durch folgende Stellungnahme gerecht zu werden: es wirkt außerordentlich anregend, fordert Schritt für Schritt zum Nachdenken auf und kann auch auf die wissenschaftliche Stellungnahme befruchtend wirken. Es muß aber in erster Linie als einfühlende Dichtung gewertet werden, Intuition und Phantasie leiten die Beobachtung. Die der Wissenschaft dienende Forschung, die sich auf analytische Kleinarbeit, auf Quellen und historische Erfahrungen stützt, kritische Maßstäbe anlegt und aus möglichst erreichbaren Tatsachenwahrheiten Ergebnisse zu gewinnen sucht, wird in diesem Buche zurückgedrängt. Es ist nicht unwissenschaftlich, aber anders als wissenschaftlich. Man kann beobachten, wie ein feiner Sinn sich Wolfram im zwanzigsten Jahrhundert vorstellt, aber dieser Wolfram ist nicht ein Mensch von der Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, er ist ein Wunschbild der Verfasserin. Wir werden ihn anders

Digitized by Google

einschätzen. Wir werden ihn nicht als Einzelnen im Gegensatz zu seiner Zeit stellen, nur höher als seine Zeit. Es handelt sich um einen Unterschied des Grades, nicht des Wesens (umgekehrt die Verf. im Vorwort). Nicht weil er anders war als andere, sondern weil er das, was die besten andern in sich trugen, in reicherem Maße in sich erlebte und zu vollerem Leben erweckte. Wir werden ihn verehren, denn er hat wie kein anderer deutscher Dichter des Mittelalters das Sehnen der Seele nach der Welt und darüber hinaus zu Gott geoffenbart. Wir werden ihn lieben, denn er hat dem überkommenen Stoff seine eigene, deutsche Gemütsart aufgeprägt, und wir fühlen uns heimisch bei ihm, denn wir spüren seine uns verwandte Seele.

HEIDELBERG GUSTAV EHRISMANN

Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, aus den von Ferdinand Wrede angelegten und verwalteten Sammlungen ausgewählt und bearbeitet von Luise Berthold. Lieferung 3. 4 (Band 2, Bogen 9—16: lesen — Marienkäfer). Marburg: Elwert 1929. 1930.

In dieser Zs. 54, 112ff. ist die Spitze dieses Werks begrüßt worden, das seither seinen Umfang verdoppelt hat und Heft um Heft die Hoffnungen erfüllt, die sich an sein Hervortreten knüpfen. Trefflich bewährt sich der Entschluß, die Ausarbeitung bei L zu beginnen. Er setzt die Bearbeiterin in die Lage, so reiche und anziehende Wortsippen wie die von Licht, lieb, Löffel, los, Luft, Lüge, Lump, Lust, machen, Magd, mähen, mahlen, Mai, Mange und Maria vorzulegen. Auch dem geographischen Verfahren, das dem Werk seinen Stempel aufprägt, ist die Folge dieser Anlaute günstig: wir erhalten Karten zu Leuchse, Lid, (sich) losen, Luke, Lüling, Lun(e), Lüpper und Abbildungen zu Leuchse, Lichtknecht, Lichtstock, Lichthahl, Mangwerk, meist von der Verfasserin eigner Hand. An den Wortkarten wird sichtbar, wie die geltenden staatlichen Grenzen des Gebiets jünger sind, als die Sprachscheiden: nirgends deckt sich eine Sprachgrenze auch nur auf kurze Strecken mit einer staatlichen Grenze von heute. Das geographische Verfahren bewährt sich z. B. an einem Wort wie Leuchsenstütze, das durch Karte 20 ohne weiteres als Mischbildung aus Leuchse und Stütze(l) erwiesen wird.

Was früher zum Lob der Mundart des Gebiets gesagt worden ist, wird durch die neuen Lieferungen vollauf bestätigt. Unübertrefflich ist die sichere Knappheit des Ausdrucks, wenn von einem Kranken gesagt wird *hää leit* (151,35), oder wenn das blecherne Flüssigkeitsmaß, das einen Liter hält, Literblech heißt (157,40) — kürzer geht es nicht! Als ländliches Zeitmaß steht für die Arbeit eines halben Tags *zwuu Mählzeire Aarwed* (219,13). Der Spott des Landes ist nicht fein, aber handfest. Er findet treffenden Ausdruck in den Übernamen, so wenn in Eibelshausen eine besonders schneidige Frau Leutnant heißt (138,1). Wenn in Weitershausen einer eine Rothaarige freit, spotten die Dorfgenossen: *Bei der brauchste kein Licht* (139,31). *Bann mer dich nett hätte onn de Läffel nett, meszt mer de Sopp drenke* — so ducken die Fuldaer einen Wichtig-

Digitized by Google

tuer (160, 57). Lötkolben heißt eine bessere Nase (172, 22); Luftkutscher nennen die bodenständigen Realisten von Biebrich einen Phantasten (177, 53). Der Spott kann sehr anzüglich werden: weil Lüpper den verschnittenen Jungstier bedeutet, werden die Bewohner des Dorfs Lippe geärgert mit dem Wortspiel *Lipper ohne Herner* (193, 53). In der Nachbarschaft von Maar heißt es bei schlechtem Wetter: *Mer maant, uns Herrgott wär von Maar* (201, 37). Ein Unruhiger ist *in de Unrouh gemäächt* „gezeugt" (203, 16). Behagliches Wetter bei bedecktem Himmel heißt Madamenwetter (211, 58). Eine Frau, die mehrere Röcke übereinander trägt, muß mit der Maischbütte deren Namen *Mēschberre* teilen (231, 47). Mit funkelndem Spott heißt in Frankfurt einer, der in unzweckmäßiger, feiner Kleidung Gartenarbeit tut, Manschettengärtner (249, 46). Immer wieder staunt man über den Reichtum des mundartlichen Wortschatzes, so wenn der Schonplatz im Kinderspiel je nach Ort und Spiel Mal, Bot, Verbot, Gunst, Grenze, Ruhe oder Ruheplatz heißt (233, 45). Vielsagend ist der Reichtum der Mundart an Redensarten für lügen (178, 27ff.). Die Benennung der Winde nach Orten, Bergen und Landschaften (176, 33) bereichert die Zusammenstellungen bei Hugo Wehrle Zs. f. d. Wortf. 7, 61ff. Mit hübscher Anspielung heißt Schwälmer Mädchen eine Art Fuchsia mit weißer Blüte und rotem Kelch, die an den bunten Rock und das weiße Hemd der berühmten Tracht erinnert (212, 48). Der sonst 'Weberknecht' genannte Käfer heißt wegen der mähenden Bewegung seiner Beine Mähder (217, 43. 61) und Mäher (218, 14). Im Sprichwort blüht die Volksweisheit: *Wann die Maus bluuß aa Loch hätt, wiersche baal gefange* (158, 3); in der Redensart tummeln sich Lust, Kraft und Übertreibung: *den Magen links machen* „sich erbrechen" (155, 23); *dau host e Loch im Stromp, do kinnt e Kuh draus saufe* (159, 5); *die Mahlgänge gehn lassen* „tüchtig essen" (218, 55). Die wortkarge Kraft der Mundart lebt auch im Volksrätsel, wie in dem von der Kette: *Loch an Loch, Un es hält doch* (158, 47). Dabei führt schon die eigne Beobachtung der Sprachgenossen in lehrreiche Zusammenhänge, so wenn man an den Worten *Groin Gemois unn Spoilwasser unn Beïr* erkennt, ob jemand die Limburger Mundart beherrscht. *Majuse* heißt die Erdbeere in Waldensberg (233, 3): der Anklang an provenz. *maiuso* verrät die Waldenserkolonie im alten Isenburger Gebiet.

Manche Besonderheit entzieht sich vorerst noch unserm Urteil, so wenn in Gelnhausen der Keil, den man in das Wurzelholz treibt und zum Sprengen darinläßt, *Mannendrache* heißt (247, 19). Vieles der Art klärt die Verfasserin auf: *Liemet* (152, 27) wird überzeugend als „Leinmaß" gedeutet. Vor der Wendung *Von Linse wädd mr dohlerig* „fett" stünde der mundartfremde Leser ratlos, würde ihm nicht durch Hinweis auf die Talerflecke geholfen, die ein zu gut genährtes Pferd bekommt (155, 49). Andere Male läßt sich durch Vergleichung von Nachbarmundarten oder alter Sprache helfen: 137, 35 *Je länger der Tag, je schöner die Leute* erläutert sich mit Hilfe des Sprichworts *wu lätər dən ömənt, wu netər də xestə*, das in meinen Proben hoch- und niederdeutscher Mundarten (1922) 78, 49 aus Mülheim an der Ruhr beigebracht ist. — Daß Lichthahl 143, 5 Fem. ist, erklärt sich aus ahd. *hāhala* Kluge, Nomin. Stammbildungslehre (1926) § 91. Daneben setzt -hähl ahd. *hāhila* (Graff 4, 772) fort. — 151, 17 *De Onnern weard gelewwert* „am Nachmittag wird (Hafer für den Gemeindebullen) geliefert" wird durchsichtig erst mit einem Hinweis auf mhd. frühnhd. *undern* m. „Zwischenmahlzeit, Vesperbrot". — Unter lose 167, 54ff., 168, 1 ist das Adj.

Digitized by Google

der Bedeutung „ungenügend gesalzen" mit behandelt, das bei Geiler, Häsl. e4c *leinss*, bei Murner, Schelmenzunft 45, 2 *lüss*, bei Sachs, Fastn. 58, 63 *leis* lautet u. nach dem Schwäb. Wb. 4, 1161 eines mit leise ist. Lotsch 172, 5 gehört seiner Bedeutung nach dazu. — 184, 17 Lummer „Filet" stellt sich zu lat. *lumbus* „Lende", wie schwäb. Lummel M. zu lat. *lumbulus* (nicht zu *lumbellus*, wie das Schwäb. Wb. 4, 1333 will). Zu *lumbus* auch 185, 29 *in die Lumpen* „Weichen" *treten* und 186, 45 *Lumpenwerk* „Erkältung des Milchviehs". — Bei Lurch „Saft von gekeltertem Obst" 194, 62 ist wohl an lat. *lora* „Tresterwein" zu denken. — 214, 31 einen oder etwas madig machen „es heruntersetzen, schlecht machen" ist offenbar vom Obsthandel ausgegangen, bei dem der Käufer die Ware durch Nachweis von Maden zu drücken sucht. — Bei *Madinkelche* „Gartenstiefmütterchen" 214, 43 finden sich Formen mit anlautendem *m* neben geläufigerem *b* auch bei Ernst Ochs, Bad. Wb. 1, 124. — Die Frage 219, 48 Gehört zu Mahr auch (heute nicht mehr bezeugtes) *Morlocke* „Weichselzopf"? ist unter Hinweis auf das Deutsche Wörterbuch 14, 1, 536 zu bejahen. — 220, 8 Mähwiese „Wiese, die gemäht und nicht bloß abgeweidet wird" ist Ersatzwort für das der Mundart fehlende Matte. — Der Ansatz Makel 233, 9 ist unhaltbar. In Fritzlar heißt der Eingebildete *mögel*, in Naunstadt nach Fritz Stroh *grüsmougəl:* es war Mogul anzusetzen. — 233, 61 sollte bei Fügungen wie *ne moeler drei* gesagt werden, daß *-er* aus oder verkürzt ist. — 235, 38 Malschloß „Vorlegeschloß" gehört zu mhd. *malhe* „Ledertasche, Mantelsack" Lexer 1, 2018. Der Marburger Beleg von 1451 zeigt mit *malnslosz* noch das *n* des schwachen Gen. — H. Fischer 4, 1461 stellt schwäb. *mändənīərə* zu ital. *mantenere*, Max. Martin, Die frz. Wörter im Rheinhessischen (1914) 39 *mandənīrə* zu frz. *maintenir*. Beide haben für ihr Gebiet recht. Das nass. *mantenieren* (250, 25) stammt aus dem Frz., kennzeichnend die Verbreitung nur im Westen des Gebiets. — 251, 24 Märbel ist nicht „wie Marmel ... letztlich von Marmor abgeleitet", sondern frühnhd. Form von Marmor, aus dem die Spielkugeln gedreht wurden: P. Kretschmer, Wortgeogr. (1918) 344.

Da diese Anzeige in einer der heiligen zwölf Nächte geschrieben wird, darf sie einige Wünsche anschließen und auf Erfüllung hoffen. Der erste ist, die Verfasserin möge ihre wissenschaftlichen Gewährsleute nennen, auch wenn sie nicht Anna Bretschneider oder Walther Wenzel heißen. Zu Lichtmeß als Tag des Dienstbotenwechsels (143, 25) war Friedrich Maurers Aufsatz über die Termine des Dienstbotenwechsels in Hessen zu nennen (Hess. Blätter für Volkskunde 25, 106 ff.). Warum ist zu Mannwerk 248, 51 Adolf Bach nicht genannt? Der Emser Flurname stammt aus seinen Alten Namen der Gemarkungen von Bad Ems und Kemmenau (1925) 43. In den neuen Heften beginnt die Auswertung so umfangreicher wie wertvoller Manuskripte von Fritz Stroh (vgl. Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 24, 1928) fühlbar zu werden. Möge das in der Folge in höherem Maß hervortreten.

Ein zweiter Wunsch gilt den Personennamen des Gebiets. Wie viel Aufschluß von dieser Seite zu gewinnen ist, zeigen Artikel wie Linn[1] und Lohmüller. Leuchsenring (132, 34) und Lüttich (199, 32) sind in unveränderter Gestalt zu Familiennamen geworden, Lottich (173, 37) in der Form *Lotichius*, Lümpheinz (187, 14) als *Lembens*, Lurch (197, 11) als *Lork*. Sie alle sind dergestalt weit vor ihrem Auftreten als Mundartwörter zu greifen. Die Formen von Majoran (232, 55) stimmen zum Familiennamen *Mahraun*. Löffelheenz

Digitized by Google

(161, 61) enthält Heinrich als zweites Glied, Loowatz (165, 14) und Lügenwatz (179, 51) die landesübliche Kurzform von Werner. Beim Luisenzopf (180, 8) erführe man gern, ob er nach einer Fürstin des Namens benannt ist. Bei Malkes „dicker Mensch" (235, 10) wird die Wahl zwischen Malchus und Markolf gelassen. O. Meisinger, Hinz und Kunz (1924) 60 entscheidet für Malchus durch den Hinweis auf dessen Gestalt in den Osterspielen. Seinen Entscheid bestätigt Wh. Pfleiderer im Schwäb. Wb. 6, 2511.

Ein dritter Wunsch ist am Schreibtisch nicht zu erfüllen, kann sich aber auf einen berühmten Rat Luthers berufen, der nicht nur für Bibelübersetzer, sondern auch für Verfasserinnen von Wörterbüchern gilt. Den Artikeln Lochbeutel (159, 42), Löschtrog (167, 37), löten (172, 12) wäre ein Besuch bei Schreiner, Schmied und Spengler zu statten gekommen. Bei dem in Kluges Etym. Wb. aufgeklärten Beutel „Stemmeisen" handelt es sich um Entlehnung aus dem Niederdeutschen. Auch im fremdwortfrohen Marburg hat der Schmied keine „Instrumente", und wenn gelegentlich die Zange mit in den Löschtrog fährt, so ist es ihm dabei doch nur um das Härten des Schmiedeeisens zu tun. Löten aber ist so häufig zum Ausdruck für „Trinken" geworden, weil das Lötwasser dabei eine wichtige Rolle spielt.

Die Verfasserin arbeitet gern mit Klammern, Anführungs- und Fragezeichen. Ein Volkswörterbuch sollte bestimmter und einfacher auftreten. Es sollte auch mehr die Kunst üben, nebenher Sprachkenntnis zu vermitteln und Anregungen auszustreuen, wie sie F. Kluge im Etym. Wb. zur Meisterschaft ausgebildet hat. Unter Lichtnarr (144, 33) war Gelegenheit zu sagen, daß der Glaube, Wunderlichkeit hänge mit dem Mondwechsel zusammen, in unserm Fem. Laune Gestalt gewonnen hat. Aber wir schließen gern auch diesmal mit dankbarer Freude über die ausgezeichnete Gesamtleistung. Die lexikalische Technik ist vollkommen sicher. Musterhaft kurz sind Wörter wie Lust (198, 19—46) oder Macht (208, 13—20) behandelt, die, in der Schriftsprache wichtig, mundartlich keine besondere Entfaltung haben. Selten einmal fehlt eine Verweisung, etwa von Lune „Achsnagel" (187, 35) auf Abb. 19, die eine Anschauung von der Sache gibt, oder von sich flätig machen (206, 62) auf Karte 25. Druckfehler kommen kaum vor: 130, 30 lies *Er* statt *Es;* 163, 46 *Lohschleißen;* 164, 61 f. *Jahresschößling;* 241, 6 *Zu hebr.*

GIESSEN ALFRED GÖTZE

Beda Kleinschmidt, Die heilige Anna, ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum. (Forschungen zur Volkskunde hrsg. v. Georg Schreiber, Heft 1—3) Düsseldorf 1930, Schwann. XXXII u. 449 S. 20 Taf.

Der Rahmen dieses Buches ist weit gespannt. Um die Geschichte der Verehrung St. Annas aufzuweisen, hat der Verfasser Bildkunst und Literatur, Kunstgewerbe und Volkskunde herangezogen. Die Betrachtung erstreckt sich auf den ganzen Zeitraum von den frühchristlichen Anfängen bis weit ins 19. Jahrh. hinein, und sie ist international eingestellt: neben dem christlichen

Digitized by Google

Orient und den europäischen Ländern ist z. B. auch Südamerika miteinbezogen. — Eine derart umfassende Untersuchung hat natürlicherweise keine Aussicht auf Vollständigkeit, das Material würde sich leicht noch vermehren lassen. Der wissenschaftliche Wert eines solchen Buches müßte darin liegen, die Entwicklung der Heiligen-Figur aus den jeweiligen zeitlichen und örtlichen Bedingungen abzuleiten, und es würde sich möglicherweise ein großzügiges Bild geistiger Weltgeschichte dabei ergeben. Zumal das Bild der heil. Anna, der Mutter Marias, deren Gestalt tatsächlich mannigfachen Wandlungen unterworfen gewesen ist, würde ein interessantes Beispiel für eine derartige Darstellung abgeben. Eine solche Absicht hat der Verf. aber anscheinend nicht gehabt. Er beschränkt sich darauf, ein umfängliches Material vor uns auszubreiten, mehr zum Ruhme der Heiligen als um historischer Ergebnisse willen.

Die Anordnung ist im großen Ganzen chronologisch, aber innerhalb der einzelnen Abschnitte wird dieses System vielfach willkürlich durchbrochen, und im Grunde bedeuten Zeiträume von Jahrhunderten dem Verf. nicht viel, wenn er sie schlicht mit dem Worte „damals" zusammenfaßt (vgl. u. a. S. 163).

Einige wesentliche Resultate seien kurz genannt: Der Ursprung des Annakultes ist Jerusalem, von wo aus er durch Pilger weitergetragen wurde. Während des 8. Jahrh. verbreitet sich die Verehrung in der griechischen Kirche und bleibt dort seitdem in Übung. Im Abendlande scheinen die Verhältnisse doch anders zu liegen, wenn auch Verf. gerne an eine Kontinuität des Kultes glauben machen möchte. Der Annakult scheint vielmehr im ersten christlichen Jahrtausend nur vereinzelt aus dem Orient hierher übertragen worden zu sein; aber erst mit den Kreuzzügen hat er festen Fuß gefaßt. Die vom Verf. selbst auf S. 76 getane Äußerung: „Fragen wir nach der Erwähnung der heil. Anna bei den Kirchenvätern und bei den Schriftstellern, so findet sich bei ihnen in vorkarolingischer Zeit im Abendlande nichts", ist doch sehr bedeutsam! Und daneben leuchtet es wenig ein, wenn Verf. mit spärlichem Beweismaterial eine beständige Verehrung der Heiligen „im Volke" wahrscheinlich machen möchte. Seit den Kreuzzügen mit ihrem Import von Reliquien und seit der zunehmenden Marienverehrung breitet sich auch der Kult der heil. Anna im Abendlande beständig aus. Er findet seinen Niederschlag in Dichtungen und Bildwerken, von denen der Verf. eine ganze Reihe vorführt. Die Dichtung läßt er allerdings nur sehr auszugsweise zu Worte kommen, und gegenüber der Fülle kunsthistorischen Materials hätte man sich die Behandlung besonders der volkssprachlichen Dichtung ausführlicher und erschöpfender gewünscht. So wird es leider nicht möglich, die Entwicklung des Annabildes in Dichtung und Bildkunst zu vergleichen. — Wichtig ist, was der Verfasser über die Selbdritt-Gruppe feststellt. Es sind da zwei Typen zur Ausbildung gekommen: 1. die eigentlichen Familienbilder und 2. die Darstellungen, auf denen Anna die puppenartig kleinen Figuren von Tochter und Enkel lediglich als Attribute mitbekommt.

Im Einzelnen sind viele Ungenauigkeiten, Irrtümer, Anachronismen, stilistische und grobe Druckfehler vorhanden (die durch das allzu umfangreiche Druckfehlerverzeichnis am Schluß des Bandes nur teilweise gebessert sind), so daß das Ganze darunter erheblich leidet. Hier aus der Fülle nur einige Beispiele: S. 29 wird ein Mosaik des 5. Jahrh. in S. Maria Maggiore in Rom behandelt; die beiden zu Seiten des Christuskindes thronenden Frauenfiguren

Digitized by Google

deutet Verf. als Maria und Anna und gibt für die Komposition die bürgerliche und im Sinne frühchristlichen Kunstschaffens völlig stillose Erklärung, „daß sie (Anna) bei ihrer Tochter manchmal auf Besuch weilte, bei dieser Gelegenheit traf sie dann mit den Magiern zusammen". — Auf S. 39 ist die Komposition des Bildes 12 trotz des beständig wiederkehrenden Typus nicht erfaßt. Der Brunnen bildet nur formal die Mitte des Bildes, dem Sinne nach gehört er noch zu dem Garten der linken Hälfte mit der Anna-Episode, ebenso wie der danebenstehende Baum. — Auf S. 149 ist das Spruchband falsch gelesen, selbst auf der Abb. 90 erkennt man deutlich statt des unsinnigen „Mia laus xpo" die Worte „gr(at)ia laus xpo". Noch bedenklicher die Wiedergabe der Spruchbänder von Bild 135 auf S. 209. Statt der Lesung des Verf.: „Tota pulchra es et macula originalis (!) non est in te" heißt es „Tota pulchra est amica mea et macula non est in te", oder das Spruchband des Bischofs: Verf. liest „Non puto verum esse amatorem virginis" statt „Non en verus amator virginis . ." Auf S. 215 gibt gar die Bildunterschrift eine andere Deutung als der danebenstehende Text! u. s. f. — Geradezu laienhaft mutet es an, wenn Verf. sich über unnatürliche Größenverhältnisse auf einer Miniatur des 13. Jahrh. wundert (S. 40) oder zwei Tafeln des 16. und 14. Jahrh. ganz naiv vergleicht (S. 71) oder S. 93 einem Maler des 13. Jahrh. den Vorwurf macht, sein Bild stünde künstlerisch nicht hoch, er habe die Raumbildung noch nicht erfaßt, oder wenn er in einer Renaissance-Architektur des Ghirlandajo ein antikes Tempelgebäude sieht (S. 182) oder auf S. 223 den symbolischen Wert der Äpfel, Trauben etc., die das Christuskind vielfach in Händen hat, einfach bestreitet und sagt, das sei eben „Kinderweise".

Rechnet man dazu noch die recht oberflächliche Betrachtungsweise Kleinschmidts, so kann man nur bedauern, daß ein so reiches und ergiebiges Thema keinen sorgsameren Bearbeiter gefunden hat.

Der Band ist mit 339 Textabbildungen reich ausgestattet, unbegreiflich nur die Auswahl der auf den 20 Tafeln wiedergegebenen Bilder!

BERLIN LOTTE BUSSE

De Politische Kannengehter. Die niederdeutsche Übersetzung von Ludwig Holbergs Politischem Kannegießer, herausgegeben von C. Borchling. Norden und Leipzig, Heinr. Soltaus Verlagsanstalt.

In der Einleitung macht der Herausgeber mit der Vorgeschichte des P. K. bekannt, wobei er auf die Forschungen des dänischen Gelehrten Karl Roos zurückgeht, die den Nachweis bringen, daß es schon vor der niederdeutschen und auch schon vor der hochdeutschen Übersetzung Dethardings andere bei den deutschen Schauspielertruppen in Skandinavien entstandene Übersetzungen zu Holbergs Werk gegeben hat. Der niederdeutsche Übersetzer hält sich aber, wenn auch an einzelnen Stellen Dethardings Einfluß nachweisbar ist, im allgemeinen eng an das dänische Original, und auch ich glaube, daß er nicht bei einer solchen Schauspielertruppe zu suchen ist, sondern, wie der Heraus-

Digitized by Google

geber annimmt, daß er ein Stubengelehrter ist. Dies scheinen mir vor allen Dingen die vielen Danismen zu beweisen, die ein volkstümlicher Schriftsteller sicher nicht gebraucht hätte. Zum Schluß seiner Einleitung behandelt der Herausgeber dann die orthographischen Eigenheiten des Textes.

Zwar ist, wie auch der Herausgeber meint, von mittelniederdeutscher Schriftsprache wenig mehr in der Übersetzung des P. K. zu merken. Aber da die Denkmäler der Übergangszeit zwischen Mittel- und Neuniederdeutsch nach A. Lasch sehr wichtig sind zur Geschichte des Neuniederdeutschen, wollen wir uns freuen, daß auch die Herausgabe dieses Werkes dazu angetan ist, uns in dieser Richtung einen Schritt weiter zu bringen.

GREIFSWALD KURT PIRK

Johanna Jarislowsky, Schillers Uebertragungen aus Vergil im Rahmen der deutschen Aeneisübersetzung des 18. Jahrhunderts. Jena 1928. Verlag der Fromannschen Buchhandlung. Erschienen als H. 12 der „Jenaer Germanistischen Forschungen", hsg. von A. Leitzmann. X + 246 + 1 S. 8°.

Die Verfasserin der vorliegenden Arbeit hat sich ein doppeltes Ziel gesteckt. Sie will zunächst Schillers Uebertragungen aus Vergil in Vergleich zu denen seiner Vorgänger stellen, sie also historisch-vergleichend in den Zusammenhang der deutschen Vergilübersetzungen einordnen, sodann aber bemüht sie sich, eine Kritik der Schillerschen Umdichtung selbst zu geben und ihren Wert hinsichtlich philologischer Treue, künstlerischer Gestaltung und historischer Einfühlung in den originalen Gehalt Vergils zu prüfen.

Die Einleitung (S. 3) gibt zunächst ein kritisches Entwicklungsbild der einschlägigen Literatur und endet mit der Aufstellung des eigenen Programms, nach dem die Verf. die Schiller vorangehenden Uebersetzungen und die ihm etwa zu Gebote stehenden Hilfsmittel zu prüfen verspricht, hingegen einen Gesamtvergleich der dichterischen Persönlichkeiten beider Dichter sowie alle Nachforschungen nach Vergileinflüssen auf Schillers eigene Dichtung ablehnt.

Kap. I (S. 8—25) behandelt „Vergil in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts", Kap. II (S. 26—89) den „Stand der deutschen Aeneisübertragung im 18. Jahrhundert" und Kap. III (S. 90—242) „Schillers Uebertragungen aus Vergil". Der Schluß (S. 243—246) faßt die Ergebnisse zusammen.

Ob eine solche Gliederung dem Zwecke der Untersuchung förderlich ist, muß sehr zweifelhaft erscheinen. Sie gefährdet die Durchführung des Vergleichs, welcher von Ort zu Ort ein ständiges Gegenüberstellen von Einzelbelegen aus Schiller und seinen Vorgängern fordert. So hat sich denn die Gefahr ergeben, daß sich die beiden Vergleichsteile „Deutsche Aeneisübersetzer des 18. Jahrh." und „Schillers Aeneisübersetzung" zu zwei gesonderten Monographien auswuchsen, von denen besonders die erste den vergleichenden Charakter auf langen Strecken ganz vermissen läßt. Das hätte sich vermeiden lassen, wenn nicht historische, sondern übersetzungstechnische Ge-

Digitized by Google

sichtspunkte für die Aufstellung der Obergliederung bestimmend gewesen wären, wie sie es natürlich für die Untergliederung der einzelnen Teile auch waren. Neben diesen ganz dem Vergleich dienenden übersetzungstechnischen Teil hätte dann nötigenfalls ein historischer Teil treten können, der die Teile IIIa: „Entstehung und Ziel von Schillers Vergilübertragung" und IIIb: „Schillers Hilfsmittel" mit II,1: „Entstehung und kurze Würdigung der einzelnen Aeneisübersetzungen des 18. Jahrhunderts" vereinigt hätte, wogegen alles übrige in einem gemeinsamen übersetzungstechnischen Teil Gelegenheit zu ständigem Vergleich erhalten hätte.

Erhöht wird dieses Bedürfnis nach einer rein begrifflichen Gliederung noch dadurch, daß die gewählte chronologische Gliederung nicht das von ihr zu erwartende Ergebnis einer Entwicklungsreihe gebracht hat. Die Verf. urteilt (S. 88) selbst: „(Die Uebersetzungen des 18. Jahrh.) zeigen zunächst, daß von einem stetigen Fortschritt nicht die Rede sein kann. Die schlechtesten und die besten Uebersetzungen sind zwar ungefähr auf Anfang und Ende verteilt, aber dazwischen ist ein ganz sprunghafter individueller Fortgang, den man kaum als Entwicklung bezeichnen kann. usw." So berichtet sie denn auch (S. 40), wie auffallend geringe Kenntnis die einzelnen Uebersetzer von einander haben.

Das I. Kap. behandelt „Vergils Stellung in der literarhistorischen Theorie und in der Dichtung des 18. Jahrhunderts". Es gelangt zu dem Ergebnis, daß Vergils Wirkung im Abnehmen befindlich sei und scheinbar nur noch in der Parodie bestände, daß in Wirklichkeit aber die Uebersetzungen doch bedeutend zur Ausbreitung seines Einflusses beitrügen.

Das II. Kap. gibt im 1. Abs. eine kurze Uebersicht über die einzelnen Uebersetzungen von 1700—1790. Für jedes Jahrzehnt ist ein Vertreter ausgewählt, von 1770—90 werden a l l e Uebersetzungen berücksichtigt. Da ein chronologischer Fortschritt, wie schon angedeutet, sich nicht ergibt, scheidet die Verf. nach Art und Rang die einzelnen Uebersetzungen in vier Gruppen: 1. unbehilfliche Prosaiker, 2. unbehilfliche Versübersetzer, 3. anspruchslose, mehr wissenschaftliche Uebersetzungen, 4. dichterische Uebersetzungen (Stäudlin, Bürger). Der 2. Abs. bringt dann die übersetzungstechnischen Untersuchungen, deren bis ins kleinste gehende, stets zuverlässige Sorgfalt hohe Anerkennung verdient und eines ertragreicheren Stoffes würdig gewesen wäre.

Im einzelnen bliebe hier höchstens zu bemerken, daß die Behauptungen metrischen Inhalts zu gelegentlichem Widerspruche herausfordern, und das die ästhetische Würdigung, wie die Verf. (S. 88) selbst befürchtet, zu kurz gekommen ist. Letzteres zeigt sich insbesondere bei der Beurteilung der Uebersetzung von Amthor, deren Barockcharakter nicht recht gewürdigt und stellenweise als ungewollte Parodie gebrandmarkt wird. (vgl. S. 55, 71, 88/89).

Begreiflicher Weise sind die Untersuchungen des III. Kap. „Schillers Uebertragungen aus Vergil" viel erfolgreicher in ihren Ergebnissen, da sie es mit einem viel ertragreicheren Material zu tun hatten. Der Abs. A: „Entstehung und Ziel von Schillers Uebertragungen" beginnt mit der Untersuchung des Einflusses der römischen Antike auf Schiller, gibt dann eine genaue metrisch-stilistische Untersuchung der ersten Vergilübersetzung Schillers in Hexametern (1870), prüft darauf die Zeugnisse für Schillers weitere Beschäftigung

Digitized by Google

mit der Aeneis und endet mit einer für die Entwicklung von Schillers Dichterabsichten sehr wichtigen Vergleichung der einzelnen Fassungen. Der Abs. B erhebt die Frage nach Schillers Kommentaren, seiner Benutzung früherer Uebersetzungen und seinen lexikalen Hilfsmitteln. Hier kann ich der Polemik der Verf. gegen Rubensohns These einer Benutzung des Minellischen Kommentars nicht beistimmen. Warum nicht, sei an einem Beispiele, das für viele stehe, erläutert. S. 129 steht:

2,113: „toto sonuerunt aethere nimbi"

Minelli: „tempestates caligine .... mistae"

Zerstör. 148: „Als vom Orkan gepeitscht, die finstre Luft gestürmet".

Dazu bemerkt die Verf. in ihrer Abwehr Rubensohns: „‚caligo' heißt freilich in erster Linie ‚Finsternis', aber es liegt wohl näher anzunehmen, daß Schiller Vergils ‚nimbi' so ausgedeutet hat." Mir scheint das Gegenteil richtig. Gerade das ‚sonuerunt' legte es anschauungsmäßig weit eher nahe, nimbi etwa mit ‚der Regenguß' zu übersetzen: nimbi sonuerunt ‚die Regengüsse rauschten'. Minellis ‚tempestates caligine mistae' macht für mein Empfinden überhaupt erst erklärlich, wieso Schiller nach der Klangvorstellung ‚sonuerunt' auf die Farbvorstellung ‚finstre Luft' umspringen konnte. So bleibt also die Ansicht der Verf. eine mit keinem Argument erläuterte Privatmeinung. Man könnte freilich noch mutmaßen, daß Schiller in einem Lexikon die Erklärung ‚nimbus' = (verwandt mit nubo ‚einhüllen') = ‚eine jede den Himmel verdunkelnde Erscheinung' (so bei Georges) gefunden haben könnte, so daß für die anschauungsmäßig unverständliche Wendung zwar eine Fremdanregung, aber nicht eben die des Minelli zugrundeläge. Aber auch hier ergibt sich zu gunsten der Rubensohnschen These der Einwand, daß Sch. wegen einer so bekannten und eindeutigen Vokabel wie nimbus kaum das Lexikon befragt haben dürfte. Und ähnlich liegt es in allen anderen Fällen. Wenn es so schwer fällt, schon an jeder einzelnen Stelle für sich die Beziehung zwischen Schiller und Minelli zu widerlegen, so ist nun gerade die Fülle der von Rubensohn nachgewiesenen Stellen insgesamt Beweis genug, daß Schiller den Minellischen Kommentar benutzt haben muß; denn ein einzelner Anklang könnte Zufall sein, viele Anklänge jedoch beweisen.

Die Verf. selbst möchte darlegen, daß Schiller den Serviuskommentar benutzt hat. Sie glaubt dies mit dem Argument bekräftigen zu können, daß viele der anderen Uebersetzer Servius benutzten. Was besagt dies aber, da Schiller nach der Verf. eigenen Angaben (155 ff.) nur geringe Spuren der Einwirkung dieser Uebersetzungen aufweist? Die beigebrachten zwei Belegstellen sind durchaus nicht überzeugender als die so hartnäckig bekämpften Rubensohnschen. Bezüglich des dritten Kommentars von Heyne ist bekannt, das Sch. ihn besaß.

Was nun im Abs. C §§ 1—3 über Metrum, Stil und den Gehalt der Schillerschen Uebertragungen im Vergleich zum Original und zu früheren Uebersetzungen gesagt wird, wird wieder als Ergebnis sorgfältiger Untersuchung, glücklicher Beobachtung und verständnisvoller Interpretation voll anerkannt werden müssen. Da die Ergebnisse in unzähligen Einzelbeobachtungen bestehen, lassen sie sich hier schlecht kennzeichnen. Eine Zusammenfassung,

Digitized by Google

die man auf S. 203 findet, betont für Schillers Stil bewußtes Ausschalten des Alltäglichen, sieht aber über allen Einzelmitteln Schillers „tragendes Pathos" als den irrationalen Untergrund in der Wirkung auch seiner Vergilübersetzung. Wichtig sind auch besonders die Ausführungen S. 186/87 über Schillers Versagen vor dem nationalen und religiös-sakralen Gehalt seiner Vorlage.

Der Abs. C § 4 gibt noch eine interessante Zusammenstellung über die Wirkung von Schillers Uebertragungen auf seine Zeitgenossen und über ihre Bedeutung für den modernen Leser.

Eine Einzelheit sei hier zum Schlusse angefügt. S. 23 ist von Blumauers parodistischer Verwendung des Wortes pius Aeneas die Rede. Verf. meint, nur modernem Empfinden, das sich nicht historisch einfühlen könne, sei dieses Wort lächerlich, ehrfürchtige Menschen hingegen wie Schiller hätte seine Verunglimpfung empören müssen. So ist es aber nicht ganz: Sch. betätigt nicht bloß Pietät gegen Vergil in seiner Ablehnung, er bedarf gar nicht ‚historischer Einfühlung' in eine etwa auch ihm fremde Welt; er verteidigt nämlich mit Vergils Sache zugleich die seines eigensten Stils, der hierin oft viel weiter geht. Johanna sagt in der „Jungfrau v. O." (IV,1):

„Doch mich, die all dies Herrliche vollendet, . . ." usw.

oder: „Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Busen tragen?"

Zusammenfassend läßt sich von der vorliegenden Arbeit im ganzen sagen, daß ihre Benutzung durch die ungünstige Anlage zwar vielfach erschwert ist, durch die Fülle des Materials, durch die Sorgfalt der Untersuchung und die in den meisten Fällen auch zutreffende und feinsinnige Interpretation jedoch sehr lohnt. Besonders ergiebig ist Kap. III, wogegen Kap. II unter der Wertlosigkeit und Zusammenhanglosigkeit des Materials sehr leidet, ohne daß man für die geringfügigen Ergebnisse dieses Teils die Verfasserin verantwortlich machen dürfte. Zuweilen freilich wird man sich angesichts des ungeheuren Materials eine energischere Gliederung unter gleichzeitiger Einschränkung der verwirrenden Belegmassen wünschen, des Hesiodwortes gedenkend, *δοῳ πλέον ἥμισυ παντός.*

GLOGAU GERHART RECKZEH

„Biblioteczka Niemiecka" („Deutsche Bibliothek") Heft 19: Die Sage von Doktor Faust. Die Theophiluslegende, bearb. und erläutert von J. Rollauer. Lwów-Warszawa. 1927. Verlag Książnica-Atlas. 8°. 130 S. 3,20 zł.

Das vorliegende Heft gehört in eine über 30 Nummern umfassende Serie deutscher Textausgaben, die dem Deutschunterricht an polnischen Gymnasien dienen sollen. Es umfaßt S. 5—65 den mit Bildern verzierten deutschen Text, S. 67—119 eine Vokabel- und Fragensammlung für die Schüler und S. 121—130 sehr wertvolle literarhistorische Erklärungen des Herausge-

Digitized by Google

bers. Diese Erklärungen gehen vielfach über das Niveau eines Schulbuches weit hinaus. Sie verfolgen durch Geschichte, Sage und Dichtung die Entwicklung des Teufelbündlermotivs unter vielfachen Hinweisen auf deutsche und polnische wissenschaftliche Literatur. Von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß die „Neigung zur Steigerung der von Natur schwachen Kräfte des Menschen" ein allen Völkern innewohnendes Bedürfnis ist, beginnt der Verf. seine Uebersicht bei der Gestalt des Prometheus, beleuchtet den Einfluß des Christentums auf das Problem, untersucht dann historisch und geistesgeschichtlich den Faust- und Theophilusstoff, um schließlich (S. 125—130) ein für deutsche Benutzer sehr aufschlußreiches Entwicklungsbild des Problems in der polnischen Literatur (Twardowskistoff u. a.) zu bieten. Gerade auch hier ist vielfach auf wertvolle, z. T. auch deutschsprachige wissenschaftliche Literatur verwiesen und manches über die Wechselbeziehung deutsch-polnischer Literaturgeschichte beigetragen.

Einiges noch zur Auswahl der übrigen Bändchen! Das Gebiet der Sage ist reichlich berücksichtigt: Gudrunsage, Nibelungenlied, Sigurdsage, Dietrichsage, Sage von Walther von Aquitanien. Von den klassischen Autoren ist Goethe, Schiller, Lessing, Hauff, A. v. Droste, Chamisso, J. und W. Grimm (Märchen), Eichendorff und Freytag mit den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" vertreten. Daß auch „Krambambuli" der Marie von Ebner-Eschenbach und „Hinter Pflug und Schraubstock" von Eyth aufgenommen worden ist, zeigt, daß man sich in der Auswahl auch an Fernerliegendes gewandt hat. Etwas befremdlich ist die Wahl von Fritz Reuters „Anekdoten", frei in Prosa nacherzählt nach den „Läuschen un Rimels" von Szymon Mordawski (78 S.). Hier mag das pädagogische Bedürfnis nach einem in einfachstem Deutsch gehaltenen Lesestoff für den Elementarunterricht ausschlaggebend gewesen sein, obwohl sich Entsprechendes wohl auch in einem nicht der Zwischenübersetzung bedürfenden hochdeutschen Original hätte finden lassen.

Zum Schluß ließe sich den Herausgebern vielleicht empfehlen, gelegentlich einmal einen Text zu wählen, von dem aus eine Anknüpfung an die eigene polnische Literatur oder Geschichte möglich ist. Ich möchte hierfür beispielsweise J. G. Seume's Schrift „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1794" ganz oder auszugsweise für besonders geeignet halten. Diese Schrift behandelt in knappem, sehr gut lesbarem Deutsch einen bedeutsamen Moment polnischer Geschichte in der Darstellung eines Augenzeugen, der als Sekretär des Generals Igelström an bedeutender Stelle stand, ein unparteiischer Betrachter war und lebendig zu schildern verstand. Natürlich würde auch eine Auswahl aus der in der Hempelschen Ausgabe 50 S. in kl. 8^0 umfassende Schrift genügen.

GLOGAU GERHART RECKZEH

Digitized by Google

Käte Laserstein, Der Griseldisstoff in der Weltliteratur. Eine Untersuchung zur Stoff- und Stilgeschichte (Band LVIII von Munckers Forschungen zur neueren Literaturgeschichte). Weimar, Alexander Dunckers Verlag. XII und 208 S.

Die Früchte des Ringens um die Methodik in der Literaturwissenschaft beginnen auch auf dem engeren Gebiete der stoffgeschichtlichen Forschung zu reifen. Verschiedene Arbeiten der Merker-Lüdtkeschen Sammlung „Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur" lassen den neuerdings eingetretenen Wandel ganz deutlich erkennen, wie dies ja auch dem Plane des Unternehmens von vornherein entsprach. An die Stelle bloßer Stoffhuberei ist das Bestreben um eine tiefere Sinngebung getreten, welche die innigen Beziehungen zwischen der jeweiligen Auffassung und Gestaltung des behandelten Stoffes und dem allgemeinen Denken und Fühlen der betreffenden Zeit aufzudecken sucht und so in der Geschichte der Stoffbehandlung die geistige und seelische Wandlung der Zeiten sich widerspiegeln läßt. Auf der breiten Grundlage zahlreicher solcher geistesgeschichtlich orientierter Einzelarbeiten könnte dann recht wohl einmal jene zusammenfassende deutsche Stoffgeschichte erwachsen, die Eberhard Sauer in einem programmatischen Euphorion-Aufsatze (Band 29, Seite 222 ff.) fordert.

Käte Lasersteins sauberes und feinsinniges Griseldisbuch gehört zu den ersten Versuchen in der neuen Behandlungsweise eines stoffgeschichtlichen Themas, wie es denn auch in dem genannten Aufsatze Eberhard Sauers ausdrücklich als Beispiel angezogen wird. Es ist somit durchaus verständlich, wenn noch manche Gepflogenheiten der älteren Übung festgehalten werden, deren Fruchtbarkeit bei der veränderten Aufgabenstellung zum mindesten zweifelhaft ist. Ich denke da vor allem daran, daß die Verfasserin noch grundsätzlich die historische Anordnung einhält in der Reihenfolge der behandelten Dichtungen, was einer klaren Herausarbeitung der verschiedenen Behandlungsweisen nicht eben förderlich ist. Dessenungeachtet ist sie sich gegenüber bloßer Stoff- und Materialsammelarbeit ihrer neuen Problemstellung klar bewußt; ja aus dieser ist recht eigentlich erst der Antrieb zu der Arbeit geflossen. Denn über den Griseldisstoff existieren bereits eine stattliche Reihe älterer Arbeiten, wie das reichhaltige Literaturverzeichnis zur Genüge ausweist. Wenn nun zwar Käte Laserstein auch im Reinstofflichen einige Ergänzungen noch zu bringen vermag, so hätte dies doch eine abermalige Behandlung des Themas kaum gerechtfertigt. Als ihre eigentliche Aufgabe bezeichnet sie vielmehr, „die allgemeinen Gesichtspunkte und die Gesetzmäßigkeiten aufzuzeigen, unter denen die Wandlungen des Stoffes erfolgt sind". Man tut gut, den in der Literaturwissenschaft noch recht umstrittenen Begriff der Gesetzmäßigkeit mit äußerster Vorsicht anzuwenden, bevor eine endgültige Klärung erfolgt ist. Aber hier soll das doch wohl einfach heißen: es soll aufgewiesen werden, inwiefern die Wandlungen in der Behandlung des Griseldisstoffes, in seiner moralischen Auswertung vor allem, begründet sind in den weltanschaulichen und sozialen Wandlungen der Gesellschaft, der der jeweilige Dichter angehörte, im besonderen auch in welcher Beziehung sie stehen zu den beherrschenden Literaturströmungen, die in gewissermaßen fester Form, als aufeinander-

Digitized by Google

folgende Stilrichtungen, herauszuarbeiten und zusammenzufassen eine der wichtigsten Aufgaben der letzten Jahrzehnte war. Und unter diesem Gesichtspunkte darf die Lösung der gestellten Aufgabe als fast restlos geglückt bezeichnet werden.

Zu Beginn setzt sich Käte Laserstein mit zwei sehr verschiedenartigen Theorien über den Ursprung des Griseldisstoffes auseinander, mit der psychoanalytischen und mit der völkerkundlichen, die sämtliche Motive der Fabel herleiten möchte aus uralten indogermanischen Gebräuchen und die Griseldismärchen der verschiedenen Völker zum Beweise heranzieht. Es zeigt sich dabei wieder, wie wenig fruchtbar die Psychoanalyse sich für die Literaturwissenschaft erweist, sobald sie sich über seelische Deutung der Dichterpersönlichkeit selbst aus Leben oder Werk hinauswagt. Den Ausgangspunkt für die Darstellung der geschichtlich faßbaren Entwicklung des Stoffes bietet Boccaccios bekannte Dekameronenovelle. Für das Schicksal des Stoffes im Verlaufe der Jahrhunderte ergibt sich etwa folgendes Bild. Boccaccios Darstellung berichtet nur nüchtern und sachlich die Tatsachen, ohne ethische Wertung und psychologische Motivierung; der Mann ist der Herr und die Frau die Sklavin, und so wird nicht die harte Prüfung und der demütige Gehorsam der Griseldis als wunderbar empfunden, sondern die gnädige Wiederaufnahme, und entsprechend ist nicht etwa die Reue des Grafen ob seiner Härte betont, sondern seine Gnade. Bei der Weiterbildung des Stoffes wird lange Zeit hindurch nur auf die spannende Handlung als solche Wert gelegt; nur sehr allmählich, über Petrarca und Chaucer etwa, vollzieht sich die Wendung von bloßer Stofflichkeit zu erklärender Menschlichkeit. Die zahlreichen Bearbeiter in den verschiedenen Ländern, darunter Hans Sachs, bringen zwar mancherlei Bereicherungen durch breitere Ausmalung und neue Motive, aber keine Vertiefung der Auffassung. Erst im Barock kommt die entscheidende Wendung. Jetzt erst wird die dramatische Spannung der Griseldisfabel gesehen: so kontrastiert das Drama des Engländers Decker wirkungsvoll die Brutalität des Grafen mit Griseldens geduldiger und hingebender Liebe, läßt sie nicht nur passiv leiden, sondern zugleich den Verzweiflungskampf der Mutter um die geraubten Kinder kämpfen. Durch neuartige Motivierung wird der Vorgang menschlich verständlich zu machen gesucht: in der Ballade des Thomas Deloney verstößt der Graf Griseldis geradezu aus Liebe, nämlich um seine Untertanen, die die „Bauerngräfin" hassen und verspotten, zu Mitleid und Beschämung zu bringen. Das 18. Jahrhundert verschiebt den Sinn der Fabel ganz auf erotischen Boden: die Dichtungen des französischen Rokoko machen zur Ursache der Verstoßung etwa das Hinwelken von Griseldens Schönheit oder eine Leidenschaft des Grafen für seine eigene Tochter.

Gegenüber solchem sehr verschiedenartig gerichteten Bemühen, die Vorgänge aus ihren seelischen Beweggründen zu erklären, sie menschlich zu deuten, geht das 19. Jahrhundert auf völlige Umgestaltung entscheidender Fakten aus, weil seine humanere Denkweise die Urform der Fabel nicht mehr als psychologisch möglich empfindet. Die sittliche Zulässigkeit der Handlungsweise des Grafen wird nun mit Entschiedenheit verneint; die Frau ist für die neue Zeit nicht mehr Werkzeug des Mannes, sondern ebenbürtige Partnerin. So läßt Arnim Griseldis im Augenblicke der Er-

Digitized by Google

lösung sterben, weil sie sich der sittlichen Verworfenheit der Prüfung bewußt geworden ist und mit dem Verächter ihrer Liebe nicht mehr leben mag. Bei Halm trennt sie sich am Ende aus eigenem Willen von dem geliebten Mann, weil er mit ihr nur sein Spiel getrieben hat. Hauptmann wieder motiviert das Handeln des Grafen anders: mit unendlich gesteigerter Liebe, die die Gattin allein besitzen will und ihre Liebe nicht einmal mit dem gemeinsamen Kinde teilen mag. Merkwürdigerweise sieht die Verfasserin in dieser erkünstelten und unwahrscheinlichen Lösung den Höhepunkt der gesamten bisherigen Entwicklung.

Ich habe den Gedankengang des Buches mit ziemlicher Ausführlichkeit angedeutet, weil gerade das Beispiel der Dulderin Griseldis recht anschaulich dartut, wie der Wandel des allgemeinen Ethos eine veränderte Auffassung altüberlieferter Stoffe bedingt, und wie umgekehrt von dieser Wandlung der Auffassung her Licht auf die seelische Struktur der einzelnen Zeiten und Kulturperioden fällt. Dies aber herauszuarbeiten und darüber hinaus zu allgemeinen Ergebnissen zu gelangen, ist eben die neue Aufgabe, die der stoffgeschichtlichen Forschung heute jenseits bloßer Materialsammlung gestellt ist.

BRESLAU HANS HECKEL

Franz Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte. Ein Gespräch. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1929. 144 S.

Es ist schon soweit gekommen, daß nicht mehr über Ziele und Aufgaben, Wege und Abwege, Probleme und Aussichten, sondern über das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte gehandelt wird. Dies erklärt sich nicht nur aus der gefährlichen und krisenhaften Situation, in welche diese Wissenschaft geraten ist, sondern auch aus der Rolle, welche ihr im Leben der Nation und in der Erziehung der Jugend zukommt. Es verwundert nicht, daß trotz der großen Regsamkeit in Sachen der Methode, die nicht selten in Originalitätssucht ausartet, sich ernste Sorgen um die Zukunft dieser Wissenschaft geltend machen und die Frage nach dem Sinn dieses ganzen Trachtens gleichsam von selbst auftaucht. Diese ernste Sorge um das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte gibt dem Buche von Fr. Schultz den Ton an und prägt ihm den Charakter auf. In diesem irrationalen Moment liegt — so will mir scheinen — der wesentliche Charakter des Buches, das weit über die Erörterung einzelner methodischer Probleme hinausgeht und einen sehr interessanten Beitrag zur Psychologie des wissenschaftlichen Lebens — oder des Lebens einer Wissenschaft — bietet. Ein Vertreter der Literaturgeschichte, der zur Zeit, als diese Wissenschaft ein Ansehen errungen hatte und ihren Vertretern selbst die Pforten deutscher Akademien sich — obzwar zunächst zögernd, wie aus Roethes Nachruf auf E. Schmidt ersichtlich — sich zu öffnen anfingen, den wissenschaftlichen

Digitized by Google

Ritterschlag bekommen hat, sieht mit Sorgen, daß, obgleich ringsum effektvolle Bauten mit künstlerisch wirkungsvollen Fassaden entstehen, der Boden unter den Füßen zu wanken beginnt.

Fr. Schultz hat seinen Erörterungen oder vielmehr Erwägungen die Form eines Gesprächs gegeben, das zwischen einem Professor, einem jungen Doktor und dem Ministerialrat geführt wird. Literarisch, künstlerisch, plastisch hätte das Gespräch gewonnen, wenn der Verfasser aus den drei Teilnehmern auch Vertreter verschiedener, ja entgegengesetzer Ansichten gemacht hätte, wenn der Proofessor etwa den Standpunkt der soliden, aber nicht allzu sehr positivistisch beschränkten historisch-philologischen Methode vertreten hätte, wenn der junge Doktor, ein geistesgeschichtlich angesteckter Brausekopf, für die neue Betrachtungsweise temperamentvoll und ein bißchen naiv eingetreten wäre, und wenn der Ministerialrat von einem höheren, und zwar kulturpolitischen Standpunkt aus zwischen den Vertretern der streitenden Meinungen vermittelt hätte. Dies aber ist nicht der Fall, und in der Art, wie der Gesprächsstoff unter die am Gespräch Beteiligten verteilt wird, kommt die Tendenz der Schrift zum Vorschein. Der Professor gedenkt zwar mit Weh und Trauer der schönen positivistischen Zeit, als das wissenschaftliche Hamstern in hohem Ansehen stand, zeigt sich aber den neuen Strömungen gegenüber ziemlich zuvorkommend, höchstwahrscheinlich, um nicht für einen Rückschrittler zu gelten. Der junge Doktor kennt natürlich die wahre Meinung seines Meisters und zeigt sich noch philologischer als der Meister selbst, S. 28. Dadurch wird der Überdruck der neuen Methoden und Betrachtungsweisen bei der akademischen Jugend gekennzeichnet, aber unwillkürlich mischt sich sowohl bei der Darstellung des Meisters als auch des Doktors ein satirischer Zug ein, und ein Moment wird hervorgehoben, das gewiß für das Schicksal der Literaturgeschichte nicht irrelevant ist, u. z. der Mangel an Mut. Der Ministerialrat greift nur mitunter in das Gespräch ein. Vielleicht war er früher tüchtig philologisch geschult, aber von Aktenstücken überlastet, kann er die neue und neueste wissenschaftliche Bewegung nicht mehr selbständig verfolgen, und da seine Stimme in vielen Angelegenheiten entscheidend ist, so läßt er sich gern belehren und tritt ziemlich ängstlich mit seiner eigenen Überzeugung hervor.

Doch wie nun auch der Gesprächsstoff verteilt sein mag, er enthält eine Fülle von Beobachtungen über den gegenwärtigen Betrieb der Literaturgeschichte in Deutschland, er regt vielfach zum Nachdenken nach. Aus dem vom Verfasser Dargebotenen seien im Folgenden nur einige Momente bezw. Motive herausgegriffen.

Besondere Beachtung scheint mir zu verdienen, was der Professor über den Mangel an unabhängigem Charakter auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften sagt: „Das Unterscheidungsvermögen zwischen Person und Sache beginnt mehr und mehr zu schwinden, und der Mangel an unabhängigem Charakter, der unser Leben überhaupt kennzeichnet, macht sich auch auf dem Gebiete der geisteswissenschaftlichen Kritik bemerkbar. Es ist erstaunlich, wie sehr bei einer jüngeren akademischen und wissenschaftlichen Generation das Urteil über Leistungen anderer oft in bester Überzeugung lediglich durch freundschaftliche Zusammenhänge und per-

Digitized by Google

sönliche Schätzung oder durch irgendwelche Begleitumstände konjunkturpolitischer Art geleitet wird". Der Ministerialrat ergänzt diese Ausführungen dadurch, was er über den von ihm so genannten Sollipsismus sagt. „Jeder redet für sich, so, als ob er nur allein da wäre, ohne Rücksicht darauf, ob ein allgemeineres Verständnis von seinem Werke und von seinen Meinungen ausgeht". Warum aber die phänomenologische Schule für diesen sog. Sollipsismus verantwortlich gemacht wird, ist nicht leicht einzusehen. Das sind alles für das Gedeihen und den Fortschritt der Wissenschaft gefährliche Erscheinungen, wenn man noch einen intektullen Schematismus S. 40 u. S. 56 dazu rechnet. Das Schlimmste ist aber der Mangel einer gehörigen Kontrolle, der viele ermutigt, längst Bekanntes, ja mitunter wissenschaftlich abgedroschenes Zeug unter sog. geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkt zur „Darstellung" zu bringen (vgl. S. 43).

„Geistesgeschichtlich" ist aus einer Parole gegen das Herausgreifen des literarischen Werkes aus seiner geistigen Atmosphäre, zu einem Entschuldigungsgrund für viele Arbeiten geworden, die von dem Ertrag der positivistischen Epoche zehren und ihm nur den sog. geistesgeschichtlichen Grund geben. Mit diesem Terminus wird in der Literaturwissenschaft grober Unfug getrieben und, wie Fr. Schultz überzeugend nachweist, wird Diltheys Name mißbraucht. So ist die Parole der geistesgeschichtlichen Einstellung zum Unheil für die Literaturwissenschaft geworden, u. z. aus dem einfachen Grunde, weil es nicht Jedermanns Sache ist und sein kann, Geistesgeschichte zu schreiben, wie es auch nicht Jedermanns Sache ist, stilistische Analyse so zu treiben, wie es auch nicht Jedermanns Sache ist, studien" tut; über das Problem der Stilanalyse sei auf den Aufsatz A. Kahanes in der „Literatur" Jg. 31 S. 89 ff. hingewiesen. Es gibt nämlich nicht nur verschiedene Arten, sondern auch Stufen literaturwissenschaftlicher Arbeit (S. 42 schreibt Schultz von der Mittelschicht). Man müßte doch mal einsehen lernen, daß die sog. geistesgeschichtliche Betrachtungsweise nichts anderes ist als gleichsam die höchste Stufe einer universalistisch gerichteten Philologie, wie sie auch W. Scherer getrieben hat (vgl. bei Schultz S. 91). Und was anders waren und sind Burdachs Arbeiten, wenn nicht Literaturgeschichte als Geistesgeschichte, noch lange bevor diese Parole ausgegeben worden ist? Wozu der Lärm? Für jede der jetzt gepflegten Betrachtungsweisen lassen sich bei W. Scherer Anhaltspunkte finden, nur daß es bei ihm Elemente einer einheitlichen Einsicht in das Literaturwerk sind, während jetzt die einzelnen Betrachtungsweisen isoliert neben einander als spezielle sog. Methoden einhergehen, wodurch eben jener unselige Sollipsismus und eine wissenschaftliche Frechheit entsteht. Der Professor sagt: „Ich sehe, daß nunmehr durch die Programme und die Vielherrschaft sogenannter Methoden die Wissenschaft auseinandergerissen wird, die immer nur e i n e sein kann".

Damit soll ja dem Positivismus alten Schlags nicht vorbehaltlos das Wort geredet werden. Ich möchte mal nun wieder eine „Anekdote" (vgl. Schultz S. 22) auftischen. Als sich im Jahre 1907 ein Student bei J. Minor gemeldet hat, ihn um ein Thema zu einer Dissertation gebeten hat und dabei den Wunsch ausdrückte, über H. von Kleist arbeiten zu wollen, schrie ihn dieser mit seiner gellenden Diskantstimme an: „Was,

Digitized by Google

über Kleist wollen Sie arbeiten? Die Akten sind geschlossen!" Freilich waren für ihn mit E. Schmidts Ausgabe, ihren knappen Einleitungen die Akten geschlossen. Es mag freilich dahingestellt werden, was die Kleistbücher und die Kleistaufsätze der neuen und neuesten Zeit an positivem Ertrag Neues gebracht haben mögen. Über das Kleistbild der Gegenwart ließe sich ein ebenso interessantes Buch schreiben, wie es J. Petersen über die Romantikerforschung geschrieben hat und neulich — si parva licet comparare magnis — Epstein über das Barock. Ist doch auch in der katholischen Literaturbetrachtung — deren Regeneration Schultz mit Recht besondere Beachtung widmet — die Gestalt Kleists ganz eigenartig beleuchtet worden. Das ist eben immer Deuten, Betrachten, Stilisieren. Diesen Geistesoperationen, welche das Wesen der neuen „expressionistischen" Richtung ausmachen, stellt Schultz das Wissen (S. 138) und Forschen („Untersuchung" S. 142) entgegen, das in Mißkredit gelangt ist. Minor war ohne Zweifel vom erstaunlichen Wissen und heißer Leidenschaft zum Forschen, und trotzdem versagte sein und seiner Zeitgenossen Blick gegenüber so manchen Problemen, für die erst spätere Generationen ein offenes Auge hatten, weil sie bei den reinen Tatsachen nicht stehen blieben, freilich mitunter sich auch an den Tatsachen versündigten, indem sie über dieselben gleichsam programmatisch hinausgegangen sind.

Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte hängt also von dem Gleichgewicht zwischen dem Forschen und Untersuchen einerseits und dem Betrachten und Darstellen andererseits ab. Das Eine soll an dem Anderen kontrolliert werden, und nur das verbürgt den Fortschritt der Wissenschaft. Schultz spricht in der Literaturwissenschaft dem Erwachen einer neuen Sachlichkeit das Wort.

Neben dieser Antinomie Deskription und Deutung (vgl. meine Darlegungen in dieser Zs. Bd. 52 S. 467 ff.) beschäftigt den Verfasser noch eine andere, u. z. die zwischen Literaturgeschichte und Geistesgeschichte bezw. Problemgeschichte (S. 73!, 135, 162). Durch das an und für sich richtige Postulat der sog. geistesgeschichtlichen Betrachtung ist auf dem Gebiete der literargeschichtlichen Arbeit eine ungeheure Verwirrung angerichtet worden. Der literaturhistorische Gegenstand muß im Zusammenhang mit der ganzen geistigen Lage und mit den geistigen Strömungen der Zeit betrachtet werden. Tatsache ist, daß dieser Unterbau so manchen glänzenden Leistungen des positivistischen Zeitalters gefehlt hat. Es bedeutet einen großen Fortschritt, daß man das literarische Werk nicht nur aus der Seele des Dichters erklärt, sondern auch aus dem sog. Geist des Zeitalters deutet. Abgesehen davon, daß man mitunter mehr hineindeutet, als es tatsächlich enthält, sei doch darauf hingewiesen, daß selbst die positivistische Erklärungsformel des Erlebten, Erlernten und Ererbten den geistesgeschichtlichen Hintergrund mit einbegriffen hat. Man läuft aber ernster Gefahr, das Wesen der literaturgeschichtlichen Arbeit zu verkennen, wenn man das literarische Werk gleichsam zum Rang einer Quelle herabwürdigt und es nur als Dokument zur Kenntnis der geistesgeschichtlichen Atmosphäre der Zeit oder der Entwicklung irgendeines Problems herabwürdigt. Der Wert einer solchen Einstellung und einer solchen Wissenschaft darf nicht in Abrede gestellt werden, es leuchtet nur nicht ein, warum sie

Digitized by Google

gerade vom Literarhistoriker betrieben werden sollte, da sie einen Abschnitt einer allgemeinen Geschichte der geistigen Kultur bildet. Zwischen der Literaturgeschichte und der Geistesgeschichte müssen freilich rege Beziehungen aufrechterhalten werden, aber über die Grenzen und Unterschiede muß man sich klar werden. Denn die Literaturgeschichte muß auch Kunstgeschichte sein. Durch den immer fortschreitenden Aufbau der sog. idealistischen Neuphilologie wird die Brücke zwischen der Literaturgeschichte als Geistesgeschichte und Kunstgeschichte geschlagen (vgl. Schultz S. 135).

Das Buch von Fr. Schultz zeichnet sich durch Mut und Aufrichtigkeit im Auffassen der Probleme, durch Klarheit der Gedanken und Präzision des Urteils aus. Als ein wichtiger Beitrag zur Klärung der literarwissenschaftlichen Probleme soll es warm begrüßt werden.

WARSCHAU SIGMUND VON LEMPICKI

Neue germanistische Dissertationen

(Vgl. Zs. f. dt. Phil. 55. 1930, S. 512.)

I. Allgemeines

Hanschke, H.: Der Gebrauch der Kasus im Altostfriesischen (Nom. u. Akk.). [Holthausen, Kaufmann]. Kiel 1929. Teildr.

Vranken, S.: Das Antonius-Cleopatramotiv i. d. dt. Literatur. [Walzel]. Bonn 1930. Teildr.

Wassermann, K.: Die Herkunft der Motive i. d. weltlichen 'Bergreihen'. [Baesecke, Schneider.] Halle 1930.

Brückner, G.: Die rechtliche Stellung der Bühnenkünstler i. geschichtl. Entwicklung. [Binder]. Jur. Diss. Göttingen 1930.

Meier, Herm.: Zum Reimgebrauch im Herzog Ernst D u. bei Ulrich v. Eschenbach. [Helm]. Marburg 1930.

Korman, B.: Die Reimtechnik der Estherparaphrase, Cod. Hamburg 144. Hamburg 1930.

Koch, H.: Das Generationsproblem i. d. deutschen Dichtung der Gegenwart. [Utitz, Menzer]. Halle 1930.

Schantz, R.: Geschichte als Stoff im Drama der deutschen Klassik. [Schultz, Naumann]. Frankfurt 1929.

Ebbecke, F.: Untersuch. z. Innsbrucker Himmelfahrt Mariae. [Vogt.] Marburg 1929.

Neumann, Fr.: Der Hofmeister, e. Beitr. z. Gesch. d. Erziehg. i. 18. Jh. [Menzer, Ziehen]. Halle 1930. [Unt. d. Quellenschr.: Arndt, Gellert, Heinse, Lenz, Rabener u. a.]

Helff, M. M.: Studien zur Kaiserchronik. [Naumann, Schultz]. Frankf. 1930. Teildr., ersch. vollst. als: Beiträge z. Kulturgesch. des Mittelalters. 41.

Rehder, H.: Die Philosophie d. unendl. Landschaft. [Jaspers]. Heidelbg. 1930. [Behandelt u. a. Hölderlin, Tieck, Schlegel, Novalis].

Rosenwald, H.: Das deutsche Lied zwischen Schubert u. Schumann. [Besseler]. Heidelbg. 1929.

Hoppe, G.: Das Meer i. d. dt. Dichtung v. Friedr. L. Graf zu Stolberg bis Heinr. Heine. [Elster]. Marbg. 1929.

Bücheler, W.: Französ. Einflüsse auf d. Strophenbau u. d. Strophenbindung b. d. deutschen Minnesängern. [Meißner]. Bonn 1930.

Digitized by Google

Schenkheld, E.: Die Religionsgespräche der deutschen erzählenden Dichtung bis z. Ausgang des 13. Jhs. [Helm]. Marburg 1930.
Wendt, E.: Sentimentales i. d. dtsch. Epik des 18. Jhs. [Wilhelm, Witkop]. Freiburg 1930.
Schweckendiek, A.: Die Bühnenformen d. Dramen v. verlorenen Sohn bis zur Kulissenbühne (1527—1627). [Elster]. Marburg 1930. Teildr., ersch. vollst. als Theatergesch. Forschungen. 40.
Selo, H.: Die 'Freie Volksbühne' in Berlin bis 1896. [Saran]. Erlangen 1930.
Schüttpelz, O.: Der Wettlauf d. Apostel u. die Erscheinungen d. Peregrinispiels i. geistl. Spiel d. Mittelalters. [Helm]. Marburg 1930. Teildr., ersch. vollst. als Germanist. Abhandl. 63.
Mueller, Hanskurt: Studien zur altgerm. Wortstellung. [Neckel, Brandl.] Berlin 1930.

II. Personelles

Ziersch, R.: Charlotte Birch-Pfeiffer als Darstellerin, [Kutscher, Brecht, v. Kraus]. Münch. 1930.
Usselmann, M.: Bodmer als Nachahmer Klopstocks. [Muncker, Brecht]. Münch. 1929.
Schmitz, E. Chr.: Zum Formproblem i. 'Geistl. Jahr' der Annette v. Droste. [Hankamer, Walzel]. Bonn 1929. Teildr.
Wevers, M.: Einhards Vita Karoli Magni i. d. mittelalterl. Geschichtsschreibung u. Heldensage. [Stengel]. Marburg 1929.
Schippel, E.: Henriette Feuerbach. [Leitzmann]. Jena 1930. Teildr., ersch. vollst. als: Jenaer germ. Forsch. 14.
Schulze, Ed.: Gervinus als polit. Journalist. [Everth, Brandenburg.] Leipzig 1930.
Klingemann, G.: Goethes Verhältnis zu Laurence Sterne. [Elster]. Marburg 1929.
Freiburg-Rüter, K.: Der literar. Kritiker Karl Gutzkow. [Magon]. Greifswald 1930. Auch als: Form u. Geist. 15.
Mayerhofer, A.: Heinrich Heines Literaturkritik. [Brecht, v. Kraus, Kutscher]. Münch. 1929.
Hoffmann, W.: E. T. A. Hoffmanns Lebensgefühl und Weltanschauung. [Wörner]. Würzburg 1930.
Müller, Joach.: Vergl. Studien z. Menschenauffassg. u. Menschendarst. Gottfr. Kellers u. Adalb. Stifters. [Korff, Frings.] Leipzig 1930.
Knoop, K.: Die Erzählungen Ed. v. Keyserlings. [Elster]. Marburg 1929. Teildr., ersch. vollst. als: Beiträge z. dt. Literaturwiss. 37.
Heise, M. M.: Der Kultus d. Persönlichkeit i. d. Romanen F. M. Klingers. [Brecht, v. Kraus]. Münch. 1930.
Redeker, A.: Klopstock u. d. deutsche Staat. [Meyer, Brecht]. Münch. 1930.
Stark, J.: Franz Seraph Kohlbrenner als Herausgeber des 'Münchener Intelligenzblattes'. [Strieder, Hausmann]. Münch. 1929.
Butzmann, H.: Studien z. Sprachstil Konrads v. Würzburg. [Neumann, Unger]. Göttingen 1930.
Müller, Joh.: J. M. R. Lenz' 'Coriolan'. [Leitzmann]. Jena 1930. Teildr., ersch. vollst. bei Frommann, Jena.
Veith, B.: Das Auftreten d. Manzonischen 'Promessi Sposi' in Deutschland. [Petersen, Neckel.] Berlin 1930. Teildr., ersch. vollst. als Heft d. German. Studien.
Ludewig, M.: Joh. Heinr. Merck als Kritiker. [Schwering]. Münster 1930.
Fischmann, W.: Molières Misanthrope i. deutscher u. französ. Nachdichtung. [Becker, v. Wartburg]. Leipz. 1930. [Beh. von deutsch. Dichtern: L. A. V. Kulmus, Joh. Schlegel, Kotzebue].
Müffelmann, Fr.: Karl Philipp Moritz u. d. deutsche Sprache. [Stammler]. Greifswald 1930.
Scherrer, P.: Thomas Murners Verhältnis z. Humanismus. [Kraus, Strich, Lehmann]. Münch. 1929.

Digitized by Google

Bidlingmaier, E. E.: Die Terenzübersetzung des Neidhart. [Stammler]. Greifsw. 1930.
Tominec, R. L.: Dr. Franz Xaverius Prešeren u. d. deutsche Literatur. [Berneker]. Münch. 1929.
Bender, R.: Die hochdeutsche Urgestalt von Reuters 'Ut mine Stromtid'. [Bremer, Baesecke]. Halle 1930.
Heins, O.: Joh. Rist als Dramatiker. [Elster]. Marburg 1929. Teildr., ersch. vollst. als: Beiträge z. dt. Literaturwiss. 38.
Trieb, H. E.: Joseph Ruederer als Erzähler. [Brecht, v. Kraus, Kutscher]. Münch. 1929.
Dietrich, G.: Das System d. Künste i. d. Ästhetik Kants u. d. engeren Kantischen Schule unt. bes. Berücks. d. dramat. Kunst. [Dinger, Bauch]. Jena 1930. S. 42—52: Schiller.
Deniselle, A.: Friedr. Schlegel als romant. Theoretiker u. d. Antike. [Michels]. Jena 1930.
Boesmiller, F.: Der ältere Friedr. Schlegel i. Bez. z. Philosophie s. Zeit, z. Mystik u. kathol. Lehre. [Strich, Brecht, v. Kraus]. Münch. 1929.
Huesmann, E.: Henrik Steffens i. s. Beziehungen z. dt. Frühromantik. [Liepe, Weinhandl.] Kiel 1929.
Schott, W.: Stifters Persönlichkeit u. Weltanschauung. [Brecht.] Breslau 1929. Teildr., ersch. vollst. als Buch.
Wolter, G.: Gerhard Tersteegens geistliche Lyrik. [Elster]. Marburg 1929.
Hofmann, G.: Die Einwirkung Veldekes auf die epischen Minnereflexionen Hartmanns v. Aue, Wolframs v. Eschenbach u. Gottfrieds v. Straßburg. [v. Kraus, Brecht]. Münch. 1930. Teildr.
Vulpius, G.: Das mimische Element bei Richard Wagner. [v. Waldberg]. Heidelberg 1930.
Jacobs, K.: Die Dramendichtung Ad. Wilbrandts. [Bertram, Hankamer]. Köln 1930.

GREIFSWALD HANS ZIEGLER

BERICHTIGUNG

In meiner Miszelle Zs. 55, S. 390 f. ist leider verabsäumt worden, den Adressaten des Tieckschen Briefes zu nennen; es ist Karl August Böttiger, der Magister ubique. Und da seine Erwiderung (abgedruckt bei Holtei, Briefe an L. Tieck I, S. 69) vom 12. Juli 1835 ist, läßt sich das Tiecksche Billet ziemlich sicher auf den 10. oder 11. dieses Monats datieren.

PRAG J. KÖRNER

Buchdruckerei Hans Adler Inh.: E. Panzig & Co., Greifswald

Digitized by Google

W. KOHLHAMMER / VERLAG / STUTTGART

Tübinger germanistische Arbeiten

Herausgegeben
von Prof. Dr. Hermann Schneider

Band 1 GOEKEN, WALTHER, Herder als Deutscher
Ein literarhistorischer Beitrag zur Entwicklung der deutschen Nationalidee
1926. 8°. VIII u. 131 S. u. 1 Tafel. Brosch. RM. 6.—

Band 2 SCHUCHARD, G. C. L., Studien zur Verskunst des jungen Klopstock
1927. 8°. VIII u. 99 S. Brosch. RM. 4.50

Band 3 HALBACH, KURT, Walther von der Vogelweide und die Dichter von Minnesangs Frühling
1927. 8°. VI u. 147 S. Brosch. RM. 9.—

Band 4 MATTHEY, WALTHER, Die historischen Erzählungen des Carl Franz van der Velde (1770–1824)
1928. 8°. VI u. 144 S., 1 Tab. Brosch. RM. 6.—

Band 5 WALKER, EMIL, Der Monolog im höfischen Epos. Stil- und literaturgeschichtliche Untersuchungen
1928. 8°. XIV u. 206 S. Brosch. RM. 15.—

Band 6 BURGER, HEINZ OTTO, Schwäbische Romantik. Studie zur Charakteristik des Uhlandkreises
1928. 8°. 181 S. Brosch. RM. 7.50

Band 7 BRESTOWSKY, CARL, Der Rosengarten zu Worms. Versuch einer Wiederherstellung der Urgestalt
1929. 8°. VIII u. 182 S. u. ein Anhang. Brosch. RM. 9.—

Band 8 GMINDER, LORE, Der einsilbige Takt in der neuhochdeutschen Dichtung
Mit einem Beitrag: Studien zum Faustvers von Hermann Schneider
1929. 8°. X u. 127 S. Brosch. RM. 7.50

Band 9 EPTING, KARL, Der Stil in den lyrischen und didaktischen Gedichten Friedrich Hagedorns
Ein Beitrag zur Stilgeschichte der Aufklärungszeit
1929. 8°. VIII u. 154 S. Brosch. RM. 8.40

Band 10 THOMA, ADOLF, Uhlands Volksliedersammlung. Vorstudien zu einer kritischen Neuausgabe
1929. 8°. VIII u. 128 S. Brosch. RM. 7.50

Band 11 SPRINGER, OTTO, Die Flußnamen Württembergs und Badens.
1930. 8°. XVI u. 258 S. 3 Karten. Brosch. RM. 15.—.

Band 12 HALBACH, KURT HERBERT, Gottfried von Straßburg und Konrad von Würzburg. „Klassik" und „Barock" im 13. Jahrhundert.
1930. 8°. VIII u. 76 S. Brosch. RM. 4.50.

Band 13 LIEPMANN, HANS W., Lessing und die mittelalterliche Philosophie. Studien zur wissenschaftlichen Rezeptions- und Arbeitsweise Lessings und seiner Zeit.
1931. 8°. XVI u. 162 S. Brosch. RM. 9.—.

Band 14 WAIS, KURT K. T., Henrik Ibsen und das Problem des Vergangenen. Im Zusammenhang der gleichzeitigen Geistesgeschichte.
1931. 8°. XII u. 281 S. Brosch. RM. 15.—.

Digitized by Google

PHILOSOPHISCHE FORSCHUNGSBERICHTE

Die Fülle literarischer Erscheinungen macht es heute selbst dem Fachmann unmöglich, überall selbst eine kritische Sichtung vorzunehmen und das Wertvolle und Bleibende herauszuschälen. Hier will die Schriftenreihe vermitteln. Die einzelnen Hefte wollen je für ein philosophisches Sachgebiet über die Forschungsarbeit der letzten 30 Jahre kritisch berichten. Eine klare systematische Gliederung läßt die philosophischen Strömungen hervortreten, so daß die Berichte zugleich den Charakter von Einführungen in die Philosophie der Gegenwart haben. Eine kurze Einleitung macht mit der Problemlage bekannt. Zugleich wird durch einen sorgfältig bearbeiteten bibliographischen Anhang die Kenntnis weiteren Schrifttums vermittelt. Die Forschungsberichte bilden so ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich über die philosophische Problematik der Gegenwart unterrichten oder sich die Grundlagen für weitere Studien und eigene Forschung erarbeiten will.

Dr. Walter Passarge — Heft **1**
Philosophie der Kunstgeschichte in der Gegenwart
VIII, 101 Seiten, broschiert 4.50 RM

Prof. Dr. Wilhelm Burkamp — Heft **2**
Naturphilosophie der Gegenwart
VI, 55 Seiten, broschiert 2.50 RM

Prof. Dr. Hans Leisegang — Heft **3**
Religionsphilosophie der Gegenwart
VI, 102 Seiten, broschiert 4.50 RM

Prof. Dr. August Messer — Heft **4**
Wertphilosophie der Gegenwart
VI, 58 Seiten, broschiert 2.50 RM

Prof. Dr. Reinhard Kynast — Heft **5**
Logik und Erkenntnistheorie der Gegenwart
VI, 58 Seiten, broschiert 2.50 RM

Prof. Dr. Gunther Ipsen — Heft **6**
Sprachphilosophie der Gegenwart
VI, 32 Seiten, broschiert 1.70 RM

Prof. Dr. Otto Tumlirz — Heft **7**
Jugendpsychologie der Gegenwart
VI, 83 Seiten, broschiert 3.80 RM

Oberschulrat K. F. Sturm — Heft **8**
Erziehungswissenschaft der Gegenwart
VIII, 67 Seiten, broschiert 3.– RM

Privatdozent Dr. Karl Larenz — Heft **9**
Rechts- und Staatsphilosophie der Gegenwart
114 Seiten, broschiert 5.— RM

Privatdozent Dr. Fritz Kaufmann
Geschichtsphilosophie der Gegenwart
138 Seiten, broschiert 5.— RM

Die Sammlung wird fortgesetzt. Es erscheinen insgesamt ca. 16 Hefte. Abonnenten der ganzen Reihe erhalten eine Ermäßigung von 20% des Ladenpreises

JUNKER UND DÜNNHAUPT VERLAG BERLIN

Digitized by Google

NOV 25 1931

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

SECHSUNDFÜNFZIGSTER BAND
ZWEITES UND DRITTES HEFT
(AUSGEGEBEN IM OKTOBER 1931)

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1931

Digitized by Google

Die Redaktion der Zeitschrift ist unter die Herausgeber folgendermaßen verteilt: *Wolfgang Stammler (Greifswald, Karlsplatz 17)* zeichnet für die Sprachgeschichte, die ältere deutsche und die mittellateinische Literatur, für Niederländisch und Niederdeutsch, für die germanische Religionsgeschichte und Mythologie sowie für die Volkskunde; *Paul Merker (Breslau, Mathiasplatz 17)* für die neuere deutsche Literatur seit der Renaissance, für neulateinische Dichtung sowie für den gesamten nordischen Kulturkreis. Dementsprechend sind die Manuskriptsendungen zu adressieren.

Rezensionsexemplare sind je nach den Gebieten an die Herausgeber zu überweisen.

Der Bezugspreis für den Jahresband (32 Bogen) beträgt RM. 20.— der des einzelnen Heftes (8 Bogen) RM. 6.—

Inhalt des zweiten und dritten Heftes:

J. de Vries, Bemerkungen über die Quellenverhältnisse der färöischen Balladen 129
F. Maurer, Über Gleichsetzung der Verfasser bei anonymen altdeutschen Dichtungen und die Einheit von Erlösung und Elisabeth 146
Karl Beer, Einige Bemerkungen zur neueren Ackermannforschung . . . 183
L. L. Hammerich, Der Dichter des Ackermann 185
Alois Bernt, Zur Person des Ackermanndichters 188
Heinrich Spieß, Erwache Friederike! 195
August Ewald, Meister der Prosa: Jean Paul 207
Georg Ellinger, Halms Novelle Das Auge Gottes 227
R. Petsch, Nemt frowe diesen kranz 231
Carl von Kraus, Fragmente von Jacob van Maerlands Rijmbijbel . . . 235
E. Gülzow, E. M. Arndt und Hölderlin 239
R. Schmidt, Das Urbild des Prinzen von Homburg 239
Albert Leitzmann, Zitate bei Grabbe 241
Adolf Paul, Heinrich Heines Atta Troll, eine literarisch-politische Satire . 244
Alexander Haggerty Krappe, Zum Soldatenlied König Wilhelm saß ganz heiter 270
Emil Öhmann, Mhd. kolze 271
L. L. Hammerich, hd. zeter, nd. jodute 274
Emil Laftman, Zur Frage des Modus in deutschen Bedingungsnebensätzen 284

Anzeigen

Sachwörterbuch der Deutschkunde, durch *Will-Erich Peuckert* 310
Karl Schultze-Jahde, Zur Gegenstandsbestimmung von Philologie und Literaturwissenschaft — Erlebnis und Ausdruck — Ausdruckswert und Stilbegriff, durch *O. Benda* 314

(Fortsetzung 3. Seite des Umschlages)

Digitized by Google

BEMERKUNGEN ÜBER DIE QUELLENVERHÄLTNISSE DER FÄRÖISCHEN BALLADEN

Bei der Erforschung der Entwicklungsgeschichte der Nibelungensage haben die skandinavischen Balladen in den letzten Jahrzehnten eine immer wachsende Bedeutung bekommen. Im Mittelpunkt dieser Untersuchungen stehen die färöischen Balladen, welche durch ihren Stoffreichtum und ihre ausführliche Gestaltung die dänischen und norwegischen ganz in den Schatten stellen. Mit Hinsicht auf die Sjúrðar kvæði stehen zwei Ansichten einander schroff gegenüber, während eine dritte eine vermittelnde Stellung einnimmt.

Einerseits betrachtet man sie als ein reines Buchwerk: sie sind gedichtet auf der Grundlage der schriftlichen Sagentradition, und für die Nibelungenballaden kommen also in erster Linie die Volsungasaga und die þiðrekssaga in Betracht, daneben in weit geringerem Maße ein Eddakodex. Diese von R. C. Boer und mir vertretene Ansicht führt dazu, die färöischen Balladen als Quellen zweiten und dritten Grades zu betrachten, welche also für die Erforschung der Nibelungensage so ziemlich wertlos sind.

Ganz anders urteilen diejenigen Forscher, die wie Grundtvig und Axel Olrik gerade auf dem Gebiete der Volksliedforschung Bedeutendes geleistet haben, und zu denen sich neuerdings auch Neckel gesellt hat. Sie glauben an eine Entstehung der skandinavischen Ballade aus einer deutschen Liedquelle und gehen sogar so weit, daß sie grundsätzlich die Möglichkeit einer Beeinflussung durch ein Buchwerk ablehnen. Wäre diese Anschauung richtig, so könnte man hoffen, durch die Vergleichung der verschiedenen skandinavischen Balladen eine Urform zu rekonstruieren, welche als das verloren gegangene niederdeutsche Original betrachtet werden konnte. Die Bedeutung dieser Hypothese braucht kaum hervorgehoben zu werden: nicht nur sollte es uns in diesem Falle vielleicht gelingen, eine Sagenform zurückzufinden, die neben den anderen erhaltenen Überlieferungen als eine durchaus selbständige Quelle beansprucht werden könnte, sondern man hätte auch die deutsche mittelalterliche Literatur mit einer neuen poetischen Gattung bereichert: eine Volksdichtung, welche Stoffe der Heldensage und namentlich der Nibelungensage behandelte und zudem von gleicher oder ähnlicher Beschaffenheit gewesen sein sollte wie die breitangelegte, episch gestaltete färöische Ballade.

Spätere Untersuchungen haben es versucht, einen vermittelnden Standpunkt einzunehmen. In der Besprechung meiner Dissertation hat Knut Liestöl, der selbst ausführlich dargelegt hat, daß die nor-

Digitized by Google

wegischen Volkslieder auf die fornaldarsögur zurückgehen, auch für die Nibelungenballaden eine Herkunft aus literarischen Quellen angenommen, jedoch diese Auffassung in diesem Sinne modifiziert, daß eine auf solche Weise entstandene gemein-nordische Ballade auch ihren Einfluß auf die färöischen Nibelungenlieder ausgeübt hätte. Ich bin heute der Überzeugung, daß die Möglichkeit einer sekundären Beeinflussung der aus Buchquellen geflossenen färöischen Balladen durch dänische oder norwegische Volkslieder, welche den gleichen Stoff behandelten, durchaus anzuerkennen ist. Aber das ändert nichts an der Richtigkeit meiner Auffassung im Allgemeinen. Denn erstens sind ja auch die dänischen und norwegischen Volkslieder aus einem Buchwerke entstanden, und sie stellen somit ebenfalls abgeleitete Quellen dar; eine spätere Einwirkung auf die färöische Ballade kann also die sagenhistorische Wertschätzung dieser Lieder in keiner Hinsicht ändern. Zudem soll der durchaus abweichende Charakter der dänisch-norwegischen Volkslieder nachdrücklich betont werden. Diese sind kurze Lieder, wie ich mir die norddeutsche Ballade, falls sie wirklich jemals bestanden haben, ganz ebenso vorstellen möchte; die färöischen Balladen jedoch atmen einen ganz anderen Geist; die ungeheuerliche Anschwellung des Umfangs macht es von vornherein wahrscheinlich, daß hier die Stoffmasse einer schriftlichen Quelle verarbeitet wurde.

In seinem ausführlichen und scharfsinnigen Buche „Die färöischen Lieder des Nibelungenzyklus" hat Helmut de Boor die Quellenfrage der Sjúrðar kvæði in ihrer ganzen Ausdehnung behandelt. Er gelangt zum Schlusse, daß jede Ballade für sich betrachtet werden soll; die eine kann auf eine Buchquelle zurückgehen, während hinwiederum eine andere auf verlorene Liedquellen aufgebaut wurde. Auf Grund dieser eingehenden Analyse der färöischen Lieder, die hier zum ersten Male in allen ihren Varianten untersucht worden sind, gelangt er zu Resultaten, die in mancher Hinsicht von den früheren Auffassungen abweichen, aber durch den konstruktiven Charakter der Beweisführung auf mich einen sehr hypothetischen Eindruck machen. Verlorene Liedquellen glaubt er zuweilen auch annehmen zu müssen.

Ich erinnere nur im Vorbeigehen an die verwickelten Erklärungsversuche von Heusler (Berliner Sitzungs-Ber. 1921, S. 445 ff.) und Hempel (Nibelungenstudien), welche den färöischen Högnatáttur auf eine norwegische Ballade zurückführen, aber in der weiteren Beurteilung der Quellenverhältnisse dieser Ballade wieder auseinandergehen. Schließlich gibt Hermann Schneider in der neuen Bearbeitung von Sijmons' Germanischer Heldensage in dem Grundriß der germanischen Philologie eine zusammenfassende Übersicht der verschiedenen Meinungen und gelangt zu einer Kompromißform der hier behandelten Anschauungen: eine gemeinnordische Ballade als Grundlage, aber mit einer mitunter weitgreifenden Überlagerung von Elementen aus den Sagaquellen. Nur beim Brinhildtáttur sieht er sich veranlaßt ein deut-

Digitized by Google

sches Lied als Nebenquelle anzunehmen, aber da er ihren Einfluß nur für die färöische, nicht aber für die norwegische Ballade gelten lassen will, kommt er zu der Auffassung, daß ein färöischer Dichter, der in Norwegen Gedichtmaterial sammelte, hier die Angaben des deutschen Liedes an die der Eddalieder fügte und schließlich mit Hilfe der Vǫlsungasaga seinen Liedinhalt vervollständigte (S. 157). Diese Auffassung ist so außerordentlich kompliziert, daß sie mir nicht einleuchten will, und ich glaube, daß die Forscher beim Fortschreiten auf dem von de Boor angebahnten Wege zu immer verwickelteren Konstruktionen veranlaßt werden.

Wenn man diese verschiedenen Auffassungen betrachtet, bekommt man den Eindruck, daß hier eine konjekturale Sagenkritik die färöischen Lieder in der Beweisführung verwendet hat, ohne sich über die Eigenart dieser Balladen richtige Anschauungen zueigen gemacht zu haben. Folkloristisches Material ist von Literarhistorikern, die sich hauptsächlich mit schriftlichen Quellen beschäftigen, oft falsch verstanden worden; die Volkslieder haben eine eigentümliche Entwickelung, welche mit jener der Kunstpoesie nicht gleichgesetzt werden kann. Helmut de Boor hat das freilich schon nachdrücklich hervorgehoben. Die Bedeutung der epischen Formel, die schablonenhafte Darstellung, welche im Laufe der Überlieferung immer stärker hervortritt, machen diese Balladen zu trüben Quellen für den Sagenforscher. Es darf daher bezweifelt werden, ob die färöischen Nibelungenballaden dazu geeignet sind, in Fragen von Quellenverhältnissen zu weitgehenden Schlußfolgerungen verwendet zu werden; weil wir die Beschaffenheit der Quellen nur mit Mühe aus den erhaltenen Überlieferungen herauslesen können, fehlt uns die sichere Grundlage für eine Beurteilung der gegenseitigen Verhältnisse. Vielleicht wäre es vorläufig empfehlenswert, diese Fragen auf sich beruhen zu lassen; was uns jetzt Not tut, ist eine Durchforschung des gesamten Liedmaterials der Färöer, namentlich derjenigen Balladen, die auf bekannte Quellen zurückgehen. In jeder Hinsicht ermangeln wir der Vorarbeiten auf diesem Gebiete. Eine gute Übersicht über die epischen Formeln gibt es nicht, und jeder, der auch nur einige dieser Lieder gelesen hat, wird eingestehen, daß sie für die endgültige Gestaltung maßgebend sind. Es gibt ganze Reihen stereotyper Strophen, die als ein Ganzes aufgenommen werden können, aber zugleicherzeit die Erzählung von ihrer Vorlage ablenken. Über die Motivenwahl der färöischen Balladen wissen wir so gut wie nichts; auch vermögen wir nicht zu beurteilen, auf welche Weise die Dichter einen gewissen Stoff an die Anforderungen der Tanzballaden anpassen. Wenn man die Sjúrðar kvæði als einen Teil der gesamten färöischen Liedüberlieferung betrachten will — und es liegt gar kein Grund vor, das Gegenteil zu behaupten — so muß man sich die richtige Auffassung ihrer Entwicklungsgeschichte an der Untersuchung derjenigen Balladen erlernen, deren Quellenverhältnisse durchsichtig und einfach sind.

* * *

Digitized by Google

Ich habe schon früher einmal in der Zeitschrift Neophilologus VII (1922), S. 29 ff. ein Beispiel dieser Art gegeben. Die färöische „Seyðaríma" (CCF Nr. 87) enthält eine typische Volkssage, welche auch in der isländischen Bárðarsaga Snæfellsáss gefunden wird. Zwischen der färöischen Ballade und der isländischen Saga gibt es einige Abweichungen, die den hochverdienten Sammler des färöischen Liedercorpus Bloch dazu veranlaßt haben, in einer besonderen Untersuchung im II. Supplement-Band darzutun, daß die Ríma auf ein verlorengegangenes isländisches Gedicht zurückgehen sollte, und daß dieses auch die Grundlage für diesen Abschnitt der Bárðarsaga gebildet habe. Es ist immer gefährlich, solche unbekannten Größen in die Beweisführung einzuführen; es ist aber auch verlockend, da sie besonders dazu geeignet scheinen, die vermittelnden Formen zwischen zwei Überlieferungen zu liefern, welche wiewohl in der allgemeinen Anlage verwandt, dennoch in manchen Einzelheiten eine verschiedene Darstellung enthalten. In dem besonderen Falle der Seydaríma habe ich es versucht, die abweichende und in mancher Hinsicht sogar bessere Form dieser Ballade als das Ergebnis der Liedtradition zu erklären und das isländische Gedicht als eine unnötige Arbeitshypothese auszuschalten. Wenn ich in diesem Falle und auch im weiteren Verlaufe dieses Aufsatzes das Wort Liedtradition verwende, so soll das nicht so verstanden werden, als ob ich hiermit die unpersönliche, aus sich selbst heraus gestaltende Volksüberlieferung meine, denn diese betrachte auch ich als eine romantische Abstraktion, welche den richtigen Sachverhalt mehr verschleiert als aufklärt. Aber wir wissen nun einmal nicht, wer die Sagenform der isländischen Erzählung zu derjenigen der färöischen Ballade umgebogen hat: war es der Dichter selber oder einer der späteren Sänger, denen ja die dichterische Begabung gar nicht abgesprochen werden darf? Wir können nur sagen, daß zwischen der Liedquelle und der heutigen Überlieferungsform der Ballade einmal, vielleicht sogar mehrere Male, eine Umgestaltung des Inhaltes stattgefunden hat; die Tradition ist ein Name für die Kette dieser Individualitäten, unter denen es uns versagt ist, den Urheber der Umdichtung herauszufinden. Das Wort Liedtradition will also nicht eine Erklärung dieser Erscheinungen geben, sondern nur unsere mangelhaften Kenntnisse andeuten.

Immerhin, dieses Beispiel war nicht eben glücklich gewählt. Wir haben hier nicht nur zu rechnen mit zwei realen Größen: hier eine färöische Ballade und dort eine isländische Saga; sondern es kommt noch eine dritte Quelle in Betracht: die Volkssage. Ich habe in der genannten Abhandlung schon die färöische Sage „Risabrudleypið" besprochen; es muß noch hinzugefügt werden, daß auch der Abschnitt der Bárðarsaga die literarische Bearbeitung einer derartigen Volkssage ist. Wir können demnach die Möglichkeit nicht leugnen, daß es neben der Saga und der Ballade eine fortlaufende Volksüberlieferung gegeben haben kann, die ihren Einfluß zu jeder Zeit auf die literarischen Formen hat ausüben können. Es hat also die Bal-

Digitized by Google

lade, nachdem sie auf dem Boden der Saga geschaffen war, nachher ihren Inhalt berichtigen können unter dem Einfluß der volkstümlichen Sage, welche den Inhalt in einer reineren Form bewahrt hatte als die zu literarischen Zwecken umgemodelte Bárðarsaga.

Ich wähle deshalb jetzt ein anderes Beispiel: die Ballade „Belfjóna", welche ihren Inhalt einer Episode der þiðrekssaga entlehnt hat, nämlich dem Iron jarls þáttr. Die Geschichte vom leidenschaftlichen Jäger Iron wird gewöhnlich auf eine niederdeutsche Liedquelle zurückgeführt (Sijmons, Deutsche Heldensage § 67), aber die Erzählung von der verbotenen Liebe Irons zu Bolfriana als eine selbstständige Episode betrachtet, die der Sagaschreiber der schon durch die Verbindung mit der Apolloniussage stark entstellten Irongeschichte angeheftet hat. Diese Auffassung, deren Richtigkeit ich hier nicht auf ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen brauche, betrachtet also die Bolfriana-Episode als das Werk des Sagamannes, und der färöische Dichter, der sie in einer Ballade behandelte, hat also nur aus der þiðrekssaga schöpfen können. Aber auch in dem Falle, daß man für die ganze verwirrte Kompilation des Ironþátts eine niederdeutsche Liedquelle anzunehmen geneigt wäre, wird man nicht umhin können, die þiðrekssaga als die unmittelbare Quelle der färöischen Ballade zu betrachten, da es doch wohl undenkbar ist, daß dieser Dichter mit einem niederdeutschen Gedicht bekannt geworden ist, zumal es auf Grund der beträchtlichen Stofffülle sicher kein Volkslied sondern ein volkstümliches Epos, sagen wir, trotz der wiederholten Einsprüche der letzten Jahre, ein Spielmannsepos gewesen ist.

Wir haben hier also den einfachen Fall, daß der Balladendichter in der þiðrekssaga die Geschichte vom Jarl Iron gelesen hat, und daß er die Episode von Irons verbotener Liebe zu Bolfriana dichterisch behandelt hat. Den þáttr kann jedermann bequem nachlesen in einer der Ausgaben der þiðrekssaga, das färöische Lied jedoch ist bisher ungedruckt geblieben, und ich werde deshalb erst den Text der Ballade abdrucken.

Sie ist in zwei sehr nahverwandten Redaktionen aufgezeichnet worden, und zwar nach der Aufzeichnung von Johannes Klementssön, die erste *a* im Jahre 1822 (Sandoyjarbok), die zweite *b* im Jahre 1848. Nur wo der zweite Text inhaltlich abweicht, werde ich die Lesarten dieser Handschrift in den Noten mitteilen.

Belfjóna

1. Harra Gud í himmiriki
lini mínum vanda!
Aka nevni eg hertugin tann
ið rædur fyri Fertuga landi.

Red. *b* fängt mit einer Stevstrophe an: Oman eftir og niðan eftir, / oman eftir vallara túni. / hvar fór hestur mín hin brúni / oman eftir vallara túni? Übrigens Str. 1, Z. 4: sum ráddi for (ebenfalls 2,4).

Digitized by Google

2. Harra Gud i himmiriki
lini míni sorg!
Aka nevni eg hertugin tann
sum rædur for Fertuga borg.
3. Urin jall af Brennini-borg
við sín heyk og hund:
hann er skamt fra Fertoygjunum,
beitir heyk í lund.
4. Urin jall af Brennini-borg
við sin heyk og hýð:
hann er skamt fra Fertoygjunum,
beitir heyk í líð.
5. Væl er borgin á Fertoygjunum
skipað við riddar og jallar:
Belfjóna fyri borði stóð,
hon skeinkir mjöð fyri allar.
6. Væl var borgin a Fertoygjunum
skipað við riddar og sveinar:
Belfjóna stóð fyri breiða borði
og skonkti tann mjöðin reina.
7. Urin jall letur brövum skriva
alt fyri uttan vanda:
sendir hann tey so langan veg
inn til Fertuga landa.
8. Inn kom Urin jalls brævarsvein
reyðar-gull bar a hendi:
Her eru brövini, Belfjóna
sum Urin jall tær sendi.
9. Tað var frúgvin Belfjóna
tá hon tey brövini sá,
allur hennari fagri litur
burt ur kinnum brá.
10. Belfjóna letur brövum skriva
alt fyri uttan sorg:
sendir hon tey so langan veg
inn till Brennini-borg.
11. Inn kom frúnnar brævarsvein
perlur læk á hendi:
Her eru brövini, Urin jall,
sum Belfjóna tær sendi.
12. Svaraði riddarin Urin jall
fyrsta orðið tá:
Eg skall frúnna á máli finna,
um enn eg liva má.

Str. 3, Z. 3: Fertoygjum (dieser Name immer so in *b*). Str. 5 und 6 sind hier verwechselt. Z. 6,2: skipað við reystardreingir; 6,4 leingi statt reina; 7,3: so langt af leið; 8,2· gull ber seg á hendi.

Digitized by Google

13. Kongurin letur veislu gera
á hesum sama heysti,
byður hann bæði riddar og sveinum
úttan Urin jall reysta.
14. Svaraði riddarin Urin jall,
væl kann randi ljóða:
To skal eg til Fertoygjana
mær vil eingin bjóða.
15. Út var loystur gangarin
Urin jall skuldi á ríða:
pryddur var hann við skarlak
niður á miðal síðu.
16. Ut var loystur gangarin
undir hallar-vegg:
pryddur var hann við skarlak
niður á hóvarskegg.
17. Urin jall leyp í saðilin upp
yvir leysan luga:
studdist hvörki við skjöld ei svörð
ei við saðil-buga.
18. So ríður riddarin Urin jall
listiliga framm:
forgyltir leika ringarnir
hans góði gangari rann.
19. Mitt í miðjum grasa-garði
axlar hann síni skinn:
og so búgvin gongur hann
í högar hallir inn.
20. Urin jall gekk í hallina inn
við sín rosin-krans,
bliknaði frúgvin Belfjóna,
hon vendi sin hug til hans.
21. Frúgvin fekk i hjarta sorg
spík og sár af ekka:
skeinkir skál af klárum víni,
ber Urin jall at drekka.
22. Urin jall tók við kerinum,
hann kundi væl tukt og sinni:
Eg fáji ikki for dreingja-sveigj
frúgvur á máli funnið.
23. Tað var frúgvin Belfjóna
henni var ráðinni kunnig:
hon brá seg í hindar-lik,
hon ræd á skógvin renna.

In den „Anmærkninger" stehen statt 22,1—2 die folgenden Zeilen: Urin all tók við kerinum / mælir for sínum munni.

Digitized by Google

24. Tað er frúgvin Belfjóna
henni elvist ein meiri vandi:
lystir hertugin Akan reysta
at ríða at Fertuga-landi.
25. Tað var hertugin Aki reysti
burt af Fertoygjum reið:
møtti hann riddaran Urin jall
mitt á sini leið.
26. Møtti hann riddarin Urin jall
mitt á sini leið:
Eg svörji tann eið við mína trúgv,
ei var ferðin greið.
27. Hoyr tú, riddarin Urin jall,
tað skaltu fyri mær greiða:
hvör hevur gevið tær forlov,
tá villini hind at veiða?
28. Eg bant mín heyk, eg bant mín hund,
eg bar meg undan bratt:
hindin fleyg yvir aldinskógv
bæði snart og skjótt.
29. Handa sama fríða hind
fögur á gyltum morni:
hon hevur ofta í ferðum verið
í mínum feyki-korni.
30. Svaraði hertugin Aki reysti,
frá mann frættast víða:
Hoyr tú, riddarin Urin jall,
vit skulu um hindina stríða.
31. Urin jall gav so vant eitt högg
vegur við eggjar spora:
tað er satt,ið talað er,
at fátt kann feigum forða.
32. Hertugin gav tað annað högg,
vá við eggjarteini:
klyvur Urin jalls gylta hjálm,
brynjuna mundi hann skeina.
33. Heima liggja sveinarnir,
tykja ei í tí táttur:
Hví mann riddar Urin jall
ei koma af Fertoygjum aftur?

Str. 25 fehlt in *b* und Zeile 1 der folgenden Str. (= *b* 25) heißt: Møtti hønum riddarin Urin jall. Str. *27*, Z. 4 in *b:* hasa hind. Von Str. *29* unter Anm. eine Variante: Henda sama fríða hind / ið fögur er á hornum / hon hevur ofti í forðum verið / í minum hveiti og korni. Von Str. 30 ebenda: Svaradi hertugin Aki / eg geri tað ei at loyna / Vit skulu um tá fagri hind / okkara roysni royna. Und von Str. 31 lautet die erste Zeile: Hertugin kom til fyrsta högg. Z. 32,4 in *b*: kjötið inn at beina. Neben Str. 33 die Variante: Heima sita sveinarnir / leingist teim at bíða / ikki síggja teir harra sín / aftur til hallar at ríða.

Digitized by Google

34. Heima liggja sveinarnir,
tykja ei í tí gleim:
Hví mann riddar Urin jall
ei koma af Fertoygjum heim?
35. Arla var um morgunin,
sólin skín so víða:
lystir allar Urin jalls menn
burt á skógvin ríða.
36. Sveinar riðu á skógvin framm,
sogur ganga frá,
funnu Urin jall harra sín,
hann deyður a völli lá.
37. Svaraði ein af sveinunum,
Vilkus skulu vær kalla:
Funnu vit jallsins banamann
stoppið skuldi hann valla.
38. Sælur er hann í verðini
lukkan snygvur til handa:
sógu hertugin Akan reysta
ríða við blóðigum vanda.
39. Gismar leyp við Dismari upp,
vendi sin hest í klingur:
Venjar við sín benjar vá,
svörðið Naglaringur.
40. Tað voru Urin jalls sveinarnir
eina morgun-tíð:
lótu byggja ein fríðan knör
í grønari líð.
41. Tað voru Urin jalls sveinarnir
eina morgun-stund:
lótu byggja ein fríðan knör
í grønari lund.

Das Lied von Belfjóna in seiner heutigen Form macht den Eindruck, daß es, namentlich am Ende, stark verwittert ist; es treten plötzlich neue Personen auf, welche mit der Erzählung selbst nichts zu schaffen haben. Vilkus kennen wir aus der Ballade „Risin i Holmgördum" als einen Riesen, der einen unglücklichen Kampf gegen Sjúrður und Virgar zu bestehen hat. Die þiðrekssaga kennt einen

Str. 34 in *b*: hvat mann feila Urin jall? / hann kemur ikki heim. Var. von Str. 37: Dökkormur stóð manni næst / hann var dreingja javni / Eg skal tekja mín harrar lík / sum síðst rívi hann ravnur. Var. zu Str. 39 in Anm. Vismar leyp á Gismar upp / vendi honum í klingur / mentar-svörð úr slíðrum dró / tá syngur í Naglaringi. Und damit verbunden: Vismar brá sínum bitra brandi / sögur ganga frá / höggdi hertugin Aka / sundur í lutir tvá. Statt Str. 40 hat *b*: Venjar so til orða tók / Nu er lokin vandi / hevndur er Urin jall, harrin vár / sum reið at Fertuga-landi. Schließlich noch eine Var. von Str. 41: Tá matti spyrjast vitt og breitt / nakji (? mekji? = lokið?) var garpa fund / teir lótu byggja ein fríðan knör / mitt í Vallalund.

Digitized by Google

Riesen Vaði, der ein Sohn des Königs Vilkinus genannt wird; ein anderer Sohn, König Nordian von Vilkinaland, hat sogar mehrere Riesen gezeugt: Etgeir, Aventroð, Vidolf und Aspilian. Es ist also sehr begreiflich, daß Vilkus für die Balladendichter die allgemeine Benennung eines Riesen werden konnte. Befremdender sind die Namen Gismar und Dismar oder Vismar, die einen an die französische Heldenepik gemahnen; dennoch befinden wir uns auch hier auf dem Boden der deutschen Sage, wie das schon aus der Erwähnung des Schwertes Naglaringur hervorgeht. Auch in diesem Fall ist die þiðrekssaga die Quelle, und es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß Vismar eine Entstellung von Virgar ist, während Dismar und Gismar nur als reimende Wechselformen dieses Namens zu betrachten sind. Ob die Strophen, welche diese Namen enthalten, zu dem ursprünglichen Liede gehören, wage ich nicht zu entscheiden; vielleicht sind es nur unbestimmte Erinnerungen an Personen und Ereignisse der þiðrekssaga. Das ist an sich schon merkwürdig, um so mehr, weil sie aus anderen Teilen dieser Saga entlehnt sind und dadurch zeigen, daß die Saga ausgiebig benutzt worden ist.

Wenden wir uns jetzt dem eigentlichen Inhalt der Ballade zu, so lehrt uns schon eine oberflächliche Vergleichung mit dem korrespondierenden Abschnitt der þiðrekssaga, daß es zwischen beiden Darstellungen bedeutende Unterschiede gibt. Die Ballade ist schlichter und einheitlicher; sie hat die Zahl der Auftritte vermindert und den Inhalt umgemodelt. Der þáttr enthält die folgenden Episoden:

1. Die erste Begegnung zwischen Iron und Bolfriana,
2. Iron geht auf die Jagd und sendet einen Ritter mit einem Brief zu Bolfriana, um eine Verabredung zu machen,
3. Aki findet den Brief bei der schlafenden Bolfriana,
4. Aki verstellt sich und geht am folgenden Tage fort, angeblich um nach Rom zu reisen,
5. Begegnung von Aki und Iron und Kampf,
6. þiðrekr findet Irons Leiche; Motiv der treuen Tiere auf dem Grabe; Aki entschuldigt sich;
7. Irons Diener Norðian findet die Leiche seines Herrn.

Von diesen Episoden hat das Lied 1,3 und 6 fallen lassen. Auch in den erhaltenen Teilen ist Vieles geändert worden, aber vorläufig werden wir uns nur mit den Fortlassungen beschäftigen. Der 6. Auftritt hat nur einige Bedeutung in dem Zusammenhang der þiðrekssaga; der Balladendichter hat natürlich nichts mit der Figur von þiðrekr anzufangen gewußt, da diese nur sehr lose mit der Geschichte von Iron verbunden war; er hat deshalb nicht erzählt, daß er es war, der die Leiche Irons zuerst gefunden hat, er hat zu gleicher Zeit auf den schönen Zug von den bei der Leiche wachenden Tieren verzichtet. Auch der 3. Auftritt war überflüssig, denn es war ja selbstverständlich, daß Aki die Untreue seiner Gemahlin auf irgendeine Weise bemerkt hat; dazu brauchte er nicht die plumpe Erfindung, daß Aki seine Frau trunken macht und ihr nachher im

Digitized by Google

Schlafe den Brief stiehlt[1]. Aber indem der Dichter diese Szene fortgelassen hat, ist es ihm nicht gelungen, eine befriedigende Darstellung der Ereignisse zu geben. In dem þáttr sind sie logisch mit einander verkettet. Nach der Verabredung zwischen Iron und Bolfriana geht Aki fort, um durch seine Abwesenheit die Begegnung der Liebenden möglich zu machen und sodann durch seine unerwartete Rückkehr sich an seinem Nebenbuhler zu rächen. In der Ballade richtet er ein Fest an, aber er lädt den jarl Urin nicht ein. Dieser kommt natürlich doch; es findet eine Begegnung mit Belfjóna statt, und der jarl behauptet, daß er wegen der Menge der Knappen mit ihr keine Unterredung haben kann. Hierauf nimmt Belfjóna die Gestalt einer Hindin an, und in derselben Strophe 24 wird mitgeteilt, daß Aki nach seinem Land zu reiten wünscht. Er war also bei dem von ihm selbst veranstalteten Fest nicht zugegen? Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß hier das Lied wieder in die Situation des þátts einlenkt: Aki, der absichtlich fortgegangen war, kehrt plötzlich wieder heim. Ganz wie in ihrer Quelle erzählt nun auch die Ballade, daß die Begegnung zwischen Aki und Urin stattfindet. Es ist aber nicht schwer zu verstehen, weshalb die Ballade in diesem Teile der Erzählung abweicht: die Darstellung des þátts war zu kompliziert, um ganz aufgenommen zu werden. Der Lieddichter hatte hier eine gute Gelegenheit, eine Reihe stereotyper Strophen einzuschalten, welche ihn auf eine bequeme Weise zur gewünschten Situation führte. Aber es sind noch nicht alle Unstimmigkeiten erklärt. Die Reihenfolge des þátts ist: Gespräch zwischen Iron und Bolfriana — Briefwechsel — Iron wird unterwegs erschlagen. In der Ballade jedoch folgen die Auftritte in dieser Weise aufeinander: Briefwechsel — Begegnung von Iron und Bolfriana — Kampf zwischen Iron und Aki. Der erste Auftritt also, von dem ich oben bemerkt habe, daß er in der Ballade fehlt, ist nach einer späteren Stelle versetzt. Das war wahrscheinlich unter dem Einfluß der Vorstellung, daß in Erzählungen dieser Art ein Briefwechsel der persönlichen Begegnung voranzugehen pflegt. Auch hier hat die Schablone es von der besonderen Gestaltung der Quelle gewonnen.

In einer anderen Hinsicht hat die Ballade die Darstellung direkter und grober gemacht, als sie im þáttr war. Wenn þiðrekr Aki fragt, weshalb er Iron getötet habe, antwortet dieser (S. 155): „hann vildi veiða í mǫrkunni tvifœtt dýr." In der Erzählung des berühmten Jägers Iron hat diese Bemerkung Akis einen ironischen Klang, und sie verfehlt ihre Wirkung nicht: ohne weiteres Gerede traben þiðrekr und Aki davon. Die Ballade erzählt, daß Belfjóna sich wirklich in eine Hindin verändert, und zwischen Aki und Iron findet ein Gespräch statt, worin nur von der Jagd auf eine Hindin die Rede ist. Hat die Liedtradition aus der Bemerkung der Saga erst ge-

1) Eine derartige Szene ist der Balladenliteratur nicht unbekannt, vgl. **Oluvu kvæði** (FA 25) Str. 84—85.

Digitized by Google

schlossen, daß Belfjóna wirklich eine Hindin geworden war, und im Zusammenhang damit das Gespräch zwischen þiðrekr und Aki zu einem Wortwechsel zwischen den beiden Nebenbuhlern umgestaltet, oder war das Verhältnis gerade das Umgekehrte?

Die Anregung zu dieser Veränderung kann von zwei Seiten gekommen sein. Die þiðrekssaga erzählt kurz vor dem Ironþáttr eine Geschichte von König Salomon und Isolde (II, 121 ff.), in welcher wir eine gleichartige Anspielung auf das Jagen von Wild finden: Isolde sagt zu ihrem Mann, der ein leidenschaftlicher Jäger ist, nachdem sie ihm den Abdruck ihres Körpers in dem Schnee gezeigt hat: „sé nu ef þú nunt set haua nækcuat þetta dyr; villtu æigi veiða þat, þá veiðir þat annar maðr." Das ist also wieder ein Beispiel dafür, daß der Dichter die Saga in ihrer ganzen Ausdehnung gekannt hat. Überdies ist der Vergleich zwischen einem Liebesabenteuer und einer Jagd der Balladenpoesie geläufig; ich habe nur auf die isländische Ballade þorkels kvæði þrándarsonar hinzuweisen, wo wir Str. A 6 lesen: „Eg hefi verið að veiða dýr í herra Loga skóg", und in den dänischen Liedern kommt dieser Zug wiederholt vor, z. B. DgF 303 A 17—18, B 20—21; 348 A 10, B 19; 351 Str. 20—21; 416 A 18. In der Vise Hyrde og Ridderfrue, DgF 349, von welcher nur vollständige Niederschriften von den Färöern vorliegen, finden wir diese Strophen in der typischen dänischen Form, welche einen Gegensatz zwischen den wilden Tieren im Walde und der zahmen Hindin im Hofe macht; vgl. C 15—16:

Hoyr tað, harra Timar,
hví ertu so troyttur og móður?
hvat fyri djúr so hevir tu beitt,
antin hjort ella hind so góða?

Einki djúr so havi eg beitt
og hvörki sabil ella már,
men eg havi vigið tað tama djúr,
sum síðst var í edars gár.

Wenn man hinzunimmt, daß die Balladen das Motiv der Verwandlung in eine Tierform besonders lieben, so begreift man, wie leicht diese Szene im Kopfe des Dichters hat entstehen können[1]. Sie macht beim Lesen von Belfjóna geradezu den Eindruck, die einzige wahrlich lebhaft erzählte Episode des ganzen Liedes zu sein. Übrigens ist das Gedicht ein ziemlich loses Hin- und Hergerede, das nirgends zu einer auch nur bescheidenen Ansprüchen genügenden Darstellung gelangt. Wie das so oft in der färöischen Balladenliteratur der Fall ist, besteht der Inhalt fast ganz aus Schablonen oder

2) Die Episode von Belfjóna auf dänische Vorbilder zurückzuführen, verbietet die Form der betreffenden Strophen. Auch der Danismus *forlov* in Str. 27 kann das nicht beweisen. Solche vereinzelte Wörter (vgl. auch *feila* in *b* 33) genügen natürlich auch nicht für den Nachweis, daß die Ballade auf eine dänische Quelle zurückgeht.

Digitized by Google

jedenfalls aus schablonenmäßigen Auftritten. Es fällt nicht schwer zu den Strophen 15—19, welche Abritt und Ankunft eines Helden erzählen, viele Parallelen beizubringen; ein genaues Gegenstück sind Str. 3—7 der Ballade Ismal fræga kempa (SK S. 74). Weil es hier aber nicht Inhaltsmomente, sondern nur Formelemente betrifft, haben solche Strophenreihen gar keine Bedeutung für den Aufbau einer Ballade. Weit wichtiger ist die Beobachtung, daß der größte Teil des Liedes aus stereotypen Strophengruppen zusammengesetzt ist; ich unterscheide zwei Jagdstrophen (3—4), die Beschreibung einer Met schenkenden Frau (5—6), die Briefepisode (7—11), die Erzählung von der Einladung zu einem Fest mit Ausnahme eines Helden (13—14), die schon erwähnte Reise-Schablone (14—19), die Begegnung der Feinde (25—26) und die Beschreibung eines Kampfes (30—32). Als ich vor zehn Jahren in Oslo das färöische Liederkorpus durcharbeitete, habe ich mir viele Schablonengruppen notiert, aber es war natürlich unmöglich, hier zur Vollständigkeit zu gelangen. Es wird jedem, der sich mit diesen Balladen beschäftigt hat, sofort einleuchten, daß eine vollständige Sammlung der Parallelstellen (ganze Episoden, Strophenreihen, Strophen und Verszeilen) zu den durchaus notwendigen Vorarbeiten gehört für das weitere Studium der Balladen. Die Ausgabe des gesamten Handschriftenmaterials der färöischen Volkspoesie wird des riesenhaften Umfanges wegen wohl vorläufig ausgeschlossen sein und ist sogar kaum empfehlenswert; aber es sollte doch endlich ein junger Forscher sich daran setzen, diese gewaltige Stoffmasse zu bearbeiten, um eine Übersicht der formelhaften Elemente (mit genauer Angabe der individuellen Abweichungen) zusammenzustellen; eine solche Arbeit würde die in den FF Communications veröffentlichten folkloristischen Materialsammlungen auf eine glückliche Weise vervollständigen.

Die Schablone ist das bequemste und das gefährlichste Werkzeug des Balladendichters und -Sängers. Jedes Geschehen kann in eine Reihe typischer Situationen zerlegt werden, für welche die Strophenreihen schon im Voraus ganz geprägt sind. Der Liedinhalt zergliedert sich demgemäß in mehrere Auftritte, die immer weiter um sich greifen; das Besondere einer Situation läuft deshalb bald Gefahr, von den formelhaften Elementen verdrängt zu werden. Die Folge ist eine Verschiebung des Schwerpunktes vom Besonderen zu dem Allgemeinen; das macht die Hauptmasse dieser Balladen so langweilig und geistlos. Aber es kann auch der Fall eintreten, daß die allbekannten Strophenreihen die Erzählung in eine bestimmte Richtung drängen und somit die Struktur der Fabel gefährden. Ein Vergleich zwischen Belfjóna und dem þáttr zeigt eine Reihe von Abweichungen, die groß genug sind, um den Gedanken an eine vom þáttr verschiedene Quelle aufkommen zu lassen. Davon kann jedoch in diesem Fall gar nicht die Rede sein; die Eigentümlichkeiten der Ballade sollen alle aus der Technik dieser Literaturgattung erklärt werden. Aber wenn das Quellenverhältnis recht verwickelt ist und

Digitized by Google

jedenfalls mehrere Quellen neben einander bestanden haben, so können kleine Abweichungen des Balladentextes leicht dazu führen, Quellenmischungen anzunehmen.

Diese kurze Besprechung von Belfjóna führt zu den folgenden Ergebnissen, die ich hier noch einmal zusammenfassen will:

1. Die Ballade verlangt einen einfachen, schematischen Bau, der einen gradlinigen Charakter hat. Eine Prosaerzählung mit mehreren Auftritten wird also leicht diesem Bedürfnisse angepaßt werden.

2. Die Handlung wird in bestimmte Auftritte zerteilt, die als fertige Strophengruppen der Erzählung eingegliedert werden können. Es kann dadurch der Eindruck erweckt werden, daß die Darstellung mit Sprüngen fortschreitet, aber es ist zu beachten, daß die sprunghafte Darstellung der Balladen einen durchaus anderen Charakter hat als jene der Eddalieder.

3. Schablonenhafte Strophengruppen gehören zur Technik der Tanzballade; sie werden im Laufe der Überlieferung immer stärker hervortreten, da sie für die Sänger ein bequemes mnemotechnisches Mittel sind. Es können sogar Balladen gedichtet werden, die ganz aus solchen Strophenreihen bestehen; Lieder, die den Schablonen nur einen untergeordneten Platz einräumen, machen den Eindruck, ursprünglicher zu sein; das muß jedoch in jedem einzelnen Fall entschieden werden, denn sie können auch die höhere Begabung des Dichters beweisen und somit erheblich jünger sein als Balladen, die fast nur aus stereotypen Auftritten bestehen.

4. Die fertigen Schablonengruppen geben der Darstellung der Ereignisse eine nach Unveränderlichkeit strebende Form; sie können aber auch dazu führen, daß der Inhalt der Ballade von der Quelle abweicht.

5. Jede Unstimmigkeit zwischen einer Ballade und ihrer Quelle darf daher nicht für stoffkritische Betrachtungen verwendet werden: es kann die Folge der Balladentechnik sein, und auch ein Balladendichter kann künstlerisch veranlagt sein.

* * *

Der Wunsch, den Liedinhalt für sagenhistorische Erörterungen zu verwenden, liegt bei den Nibelungenballaden besonders nahe. Die Eddalieder und die Prosaparaphrase der Volsungasaga, das Nibelungenlied und die þiðrekssaga, sogar vermutete niederdeutsche volkstümliche Lieder, können jedes für sich oder mehrere zugleich als Quelle angenommen werden. Zudem sind die Sjúrðar kvæði viel individueller gestaltet als die Mehrzahl der färöischen Balladen; man darf also von vornherein erwarten, daß einem Detailzug größere Bedeutung beigelegt werden kann als sonst.

Auch die Nibelungenballaden der anderen skandinavischen Völker zeigen zuweilen eine Quellenmischung. Die norwegische Vise Sigur Svein besteht, wie ich in einem Aufsatz in Edda XIX, S. 144—198 zu beweisen versucht habe, aus zwei Hälften, von denen die erste

Digitized by Google

auf die þiðrekssaga zurückgeht, die zweite jedoch ein Eddalied als Quelle benutzt hat, wahrscheinlich die Sigurðarkviða meiri. Man darf also auch erwarten, daß die färöischen Balladen, welche einen weit größeren buchmäßigen Charakter haben, ebenfalls aus mehreren Quellen zusammengesetzt sind.

Dennoch muß man bei der Beurteilung der Verhältnisse der Sjúrðar kvæði sehr vorsichtig sein. Ist der Mangel an starker Schablonisierung nicht eher als ein Beweis zu betrachten, daß diese Lieder, allenfalls in ihrer heutigen Form, kein hohes Alter beanspruchen können? Falls sie noch im Mittelalter gedichtet worden sind, hätten sie sich stärker dem Formelbestand der färöischen Poesie angeglichen. Und wenn sie ziemlich jung sind, so ist es unmöglich anzunehmen, daß bestimmte, in dem Codex Regius nicht erhaltene Eddalieder oder sogar verschollene niederdeutsche Gedichte ihre Quellen gewesen sind. Bevor man einen Detailzug, den die Balladen mit einer gewissen Sagenüberlieferung gemeinsam haben, dazu verwendet, einen näheren Zusammenhang mit dieser Tradition zu beweisen, soll man sich erst die Frage vorlegen, ob es nicht möglich ist, diesen Zug von dem Standpunkt der färöischen Ballade zu erklären.

An einem Beispiel möchte ich zeigen, wie sehr die Forschung die Eigentümlichkeiten der färöischen Poesie aus dem Auge verliert, wenn sie es versucht, diese Lieder als Quellenmaterial ersten Ranges zu gebrauchen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß Hermann Schneider für den Brinhild táttur eine niederdeutsche Liedtradition als Nebenquelle annehmen will. Er stützt sich dabei auf die von Helmut de Boor beigebrachten Parallelen zwischen dem táttur und dem Nibelungenliede. Auf S. 65 ff. hat er diese Stellen gesammelt, von denen am schwersten die Übereinstimmung zwischen NL Str. 986,3 „het er swert enhende, so wær ez Hagenen tôt" und Str. 225 der A-Redaktion des Brinhildtáttur wiegt:

Sjúrður so til orða tekur,
„Nu havi tit meg svikið;
hevði eg haft mitt svörð í hond,
tað skuldi betri tikið."

De Boor muß natürlich auch eingestehen, daß der Táttur im großen ganzen der Darstellung der þiðrekssaga folgt, aber er glaubt an einigen Stellen zu bemerken, daß die Übereinstimmungen „über die þs hinaus einen näheren Zusammenhang mit der deutschen Saga aufweisen", namentlich 1. die Bezeichnung des Wassers, an dem Sigurð fällt, als eine Quelle, 2. Sigurðs Unverwundbarkeit und 3. die nur in A, Bb und D bewahrte Szene nach Högnis Streich. Diese Stellen sind aber nicht gleichwertig. Dem Umstand, daß der Táttur von einer k e l d a oder einem b r u n n u r spricht, während die þs einen b æ c k r nennt, möchte ich gar keine Bedeutung für die Quellenkritik zuerkennen: ein Brunnen ist nun einmal liedmäßiger als ein Bach. Mit Hinsicht auf die zweite Übereinstimmung muß de Boor selber eingestehen, daß die Einzelausgestaltung dieses Motivs in

Digitized by Google

Br und NL „allerdings ganz verschieden" ist, aber wenn er hinzufügt, daß das Motiv als solches nur einer deutschen Sagenform entstammen kann, so ist er im Irrtum, denn die Strophe 218,3—4 „Gunnar átti mækan tann, á Sjúrðar hálsi beit" weist auf die vorhergehende Frage Gunnars an Brinhild in Str. 189 zurück:

hvursu skal eg Sjúrð af lívi fá,
sum einki svörð kann granda?

Dieselbe Strophe kehrt zurück in Högni Str. 186:

hvursu skal eg Högna af lívi taka
ið einki svörð kann granda?

Diese Vorstellung ist aber der Balladenpoesie sehr geläufig; wir finden sie in Dvörgamoy I, Str. 44 und 58; Dvörgamoy III, Str. 73, in Risin i Holmgörðum Str. 16—17 und 26; Risin af Leittrabergi Str. 80 und 112 und Arngrimssynir Str. 106. Auch in der Volkspoesie der übrigen skandinavischen Völker ist dieser Zug nicht unbekannt; beispielsweise erwähne ich die norwegische Ballade Ivar Erlingen og Riddarsonen (Landstad XIII) Str. 58: han kan inki beite brande!, so wie Herr Nilaus (Landstad XIX) Str. 4 und Östein Grönevoll (Landstad XXVI) Str. 20. Der färöische Dichter des Brinhild táttur hat auch ohne die Zuhilfenahme einer besonderen Quelle auf dieses Motiv verfallen können.

Etwas anders steht es allerdings mit der dritten von de Boor angeführten Stelle, die beim ersten Anblick bestechend ist. Besonders zu erwähnen ist die Übereinstimmung zwischen Str. 985 des NL, wo der todwunde Sîfrit mit dem Rande seines Schildes Hagen zu Boden schlägt und Str. 224 der A-Redaktion:

Sjúrður knytur neva sín
saman af góðum treysti:
sípaði so til Gunnar kong,
niður fell hann af hesti.

In der ps finden wir keine Spur dieses Auftritts; hier fällt Sigurd zu Boden, spricht einige Worte zu seinen verräterischen Verwandten und stirbt. In der Einzeldarstellung gibt es aber Unterschiede genug zwischen Br und NL: in dem deutschen Epos wird Högni geschlagen und in der Ballade Gunnar; hier ist es ein Faustschlag, dort ein Schlag mit dem Schildrande. Den Umstand, daß in dieser Szene von Br Gunnar auftritt, gegenüber Hagen im NL, wie de Boor das tut, so zu erklären, daß hier die Darstellung einer älteren Form des deutschen Liedes hervortreten sollte, scheint mir nur gestattet, falls keine anderen Wege zur Erklärung offen stehen. Wenn wir aber sehen, daß Högni und Gunnar gleicherweise an der Mordtat beteiligt sind (Str. 219: Högni satkk og Gunnar hjó), so weiß ich nicht, weshalb hier dem Hervortreten Gunnars so eine besondere Bedeutung beigelegt werden soll. Aber, wie gesagt, die beiden Szenen in Br und NL weichen in der Ausführung stark ab; sie stimmen nur in der allgemeinen Situation überein: Sigurd versucht es noch einmal, seinen Freund niederzuschlagen. Das ist doch aber, von dem Stand-

Digitized by Google

punkte des Balladendichters betrachtet, fast eine Selbstverständlichkeit: Sigurd soll doch nicht sterben ohne noch einmal seine Kraft gezeigt zu haben. Die Quelle von Br., die þiðrekssaga, erzählte nur, daß Sigurd, nachdem er den Todesstreich bekommen hat, sagt (Cap. 391): þæss matti mik æigi vara af mínom magi er nu gerðir þú oc ef þætta vissa ek þá er ek stóð upp á mína fœtr áðr þú ynnir þætta verk at fá mer banesár þá væri mínn skioldr brotinn oc hialmr spiltr oc mitt sverð skorðótt, oc mæiri von áðr þætta væri gort at allir þer fiórir væri dauðir.

Also Sigurd hat keine Ahnung von den verräterischen Plänen gehabt, und falls er nicht überrascht worden wäre, hätte er sich schwer gerächt. Er war aber zu Boden gestreckt, und der Held, der sich an der Quelle erquickt hatte, war waffenlos. Die þs. sagt das nicht ausdrücklich, aber es liegt so auf der Hand, daß der Verfasser der Volsungasaga, der diesen Satz abschrieb, sagt: ef ek . . . stiga a mina feti með mín vopn. Hat der Balladendichter nicht dieselbe Schlußfolgerung ziehen können und also statt der Worte der þs. den malerischen Ausdruck wählen können: hevði eg haft mitt svörð í hond, tað skuldi betri tikið? Man wird vielleicht einwenden wollen, daß doch der Wortanklang zwischen dieser Zeile und den Worten „het er swert enhende" des deutschen Liedes zu merkwürdig ist, um zufällig sein zu können. Darauf muß ich aber antworten, daß mir eine solche Übereinstimmung von so einfachen, der Situation auf eine natürliche Weise entsprechenden Worten so belanglos vorkommt, daß man ihr für die höhere Sagenkritik keinen Wert beilegen kann. Im Gegenteil, es wäre fast ein Wunder, wenn ein Ausdruck in einer weit einfacheren Vorform des Nibelungenliedes, die spurlos verschwunden ist, unverändert fortgelebt hätte bis in das mittelhochdeutsche Leseepos und in die färöische Ballade. Man vergegenwärtige sich nur den durchaus verschiedenen Charakter dieser literarischen Erzeugnisse, und man wird die Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung leicht einsehen.

Helmut de Boor schließt seine Betrachtungen über diese Stelle mit den Worten: „stark verwandt und stark verwandelt, das ist das Charakteristikum für die Behandlung fremder Stoffe in der färöischen Poesie". Ich kann mich mit dieser Formulierung ganz einverstanden erklären. Nur bin ich der Überzeugung, daß dieser verdiente Forscher, dessen Buch ich als eine besonders wichtige Leistung auf dem Gebiete der Nibelungenforschung betrachte, zu weitgehende Schlüsse aus dem vorliegenden Material gezogen hat; wir sollen uns in Untersuchungen dieser Art großer Vorsicht befleißigen, denn die Umwandlung des Stoffes kann sich auch mitunter in selbstständiger Bearbeitung zeigen, die einen betrügerischen Schein hoher Altertümlichkeit bekommen kann.

LEIDEN J. DE VRIES

Digitized by Google

ÜBER GLEICHSETZUNG DER VERFASSER BEI ANONYMEN ALTDEUTSCHEN DICHTUNGEN UND DIE EINHEIT VON ERLÖSUNG UND ELISABETH

Die folgenden Untersuchungen sind erwachsen aus Vorarbeiten für eine Neuausgabe der „Erlösung". Der erste Herausgeber dieses Gedichtes, Karl Bartsch, war bekanntlich der Ansicht, dem Dichter könne noch ein zweites episches Werk jener Zeit, die Legende vom Leben der heiligen Elisabeth, zugeschrieben werden. Diese Behauptung von Bartsch[1] hat man später meist hingenommen, obwohl sie keineswegs erwiesen war; nur gelegentlich wurden Zweifel geäußert.

Wenn ich nun damit beschäftigt bin, auf Grund der fünf Hss., die seit Bartschs Ausgabe ans Licht gekommen sind, die Erlösung aufs Neue kritisch herauszugeben, so muß ich zuvor jene Frage zu klären versuchen. Für die Gestalt des Textes ist das nämlich deshalb von Wichtigkeit, weil die Elisabeth in einer sehr guten Hs. überliefert ist, die ganz nahe an das Original herankommt. Wäre nun Bartschs Auffassung richtig, so hätte ich für die sprachliche und metrische Gestaltung meines Textes in jener Elisabeth-Hs. eine unvergleichlich wertvolle Stütze.

Aber neben diesem praktischen Zweck als Vorarbeit für die Ausgabe der Erlösung sollen meine Ausführungen noch eine andere Aufgabe erfüllen: sie sollen zugleich eine grundsätzliche Klärung der Möglichkeiten herbeiführen helfen, die wir für die Gleichsetzung der Verfasser anonym überlieferter altdeutscher, besonders mittelhochdeutscher Dichtungen haben.

A. Allgemeiner Teil:

Möglichkeiten der Verfassergleichsetzung.

Daß man einmal grundsätzlich zu der Frage der Verfassergleichsetzung Stellung nimmt, ist schon deshalb geboten, weil nicht bei Elisabeth und Erlösung allein diese Streitfrage diskutiert wird. A. Leitzmann hat seiner Zeit darauf hingewiesen, wie „ein feiner Kopf wie Wilhelm Grimm" an der „Identität Freidanks mit Walther von der Vogelweide festhalten konnte"; und Wackernagel hat sich dieser These angeschlossen. Eine ganze Reihe derartiger Gleichsetzungen aus den früheren Zeiten unserer Wissenschaft sind heute als falsch erwiesen und aufgegeben. Gleichwohl gibt es aber noch eine ganze Anzahl von Gedichtspaaren oder -gruppen, die man bis zum heutigen Tag in dieser Weise umkämpft: Bei Heliand und Genesis[2], bei

1) Germania 7 (1862), 1ff.

2) Vgl. A. Bruckner, Die as. Genesis und der Heliand, das Werk eines Dichters. Berlin 1929.

Digitized by Google

Recht und Hochzeit[3], bei den Dichtungen der Frau Ava[4], bei Rolandslied und Kaiserchronik[5], Herzog Ernst und Ulrich von Eschenbachs[6] Werken, Passional und Väterbuch[7], Dietrichs Flucht und Rabenschlacht[8]; schließlich bei den von A. Bach kürzlich neu herausgegebenen moselfränkischen Dichtungen eines Unbekannten, den wir mit Bach Zilies von Sayn nennen können[9]: in allen diesen Fällen ist das Problem der Verfassereinheit umkämpft.

Die genannten Beispiele sind geeignet, uns grundsätzlich die Möglichkeiten der Verfassergleichsetzung zu beleuchten. Es sei daher kurz auf die wichtigsten eingegangen.

Als E. Schröder 1896 die Kaiserchronik herausgab, äußerte er die Meinung, daß große Teile dieser Chronik vom Verfasser des Rolandslieds, dem Pfaffen Konrad, gedichtet seien. Neben einer Reihe von Übereinstimmungen, vor allem auch von Parallelversen, machte Schröder als Hauptargument geltend, daß „die Kaiserchronik niemals eine aus der französischen Vorlage des Rolandliedes übersetzte Stelle des Roland entlehnt, sondern nur Verse, die nach Inhalt und Fassung Eigentum des Bearbeiters sind. Der also hier entlehnte, war kein Abschreiber . . ., sondern er schöpfte aus einem festen Schatz von Phrasen, die sein Eigentum waren." Vogt und Ehrismann stimmten Schröder zu, Leitzmann leugnete die Möglichkeit der Gleichsetzung auf Grund von Wortlisten, Eduard Sievers hielt auf klangliche Kriterien gestützt daran fest, daß Konrad stark an der Kaiserchronik beteiligt war. 1922 lehnte W. Freitag in einer ungedruckten Marburger Dissertation Schröders These ab, gleichzeitig mit K. Wesle[10], der ein Teil von Freitags nicht veröffentlichten Ergebnissen mit heranzog. Wesle leugnet nicht den engen unmittelbaren Zusammenhang zwischen beiden Werken, aber er stellt fest, daß man deshalb noch nicht an die Identität der Verfasser zu denken brauche. Die entscheidende Beobachtung Schröders, daß die Übereinstimmungen nur die Stellen betreffen, die das Rolandslied nicht aus der französischen Quelle hat, bestätigt Wesle, aber er zeigt noch eine andere Erklärungsmöglichkeit: Die Kaiserchronik kann älter sein als das Rolandslied. Konrad ist es, der die Kaiserchronik für seine eigene Dichtung, das Rolandslied, benutzt hat.

Besonders wichtig scheint mir Wesles Hinweis, daß der Verfasser der Kaiserchronik ganze Gedichte fremder Autoren in sein

3) Literaturangaben bei Ehrismann II, 1 S. 196ff.
4) H. de Boor, Frühmhd. Studien, Halle 1926.
5) S. zuletzt E. Schröder, ZfdA. 65 (1928) 289f.
6) H.-Fr. Rosenfeld, Herzog Ernst D und Ulrich von Eschenbach. Leipzig 1929 (Palaestra 164), und H. Meier, Zum Reimgebrauch bei Herzog Ernst D u. Ulrich von Eschenbach, Diss. phil. Marburg 1930.
7) G.-K. Bauer, Erlösung u. Elisabeth. Diss. phil. Würzburg 1929. S. 11. Anm. 1.
8) A. Leitzmann, ZfdPh. 51 (1926) 46ff.
9) Die Werke des Verfassers der Schlacht bei Göllheim. (Meister Zilies von Seine?) untersucht u. hgg. von A. B. Bonn 1930 (Rhein. Archiv 11).
10) Beitr. 48,223ff., hier auch die vorhergehende Literatur.

Digitized by Google

Werk eingeschoben, andere stark geplündert hat, und daß es unter diesen Umständen doch sehr merkwürdig wäre, wenn er „garnichts von dem verwertete, was er früher im Anschluß an seine Quelle gedichtet hatte" (S. 236). Es bleibt ferner „höchst befremdlich, daß der Chronist überhaupt nicht die geringste sachliche Kenntnis des Rolandslieds verrät" (S. 238). Wesle glaubt dann auch noch bei einer Reihe von Versparallelen die Priorität der Kaiserchronik feststellen zu können. Der schwache Punkt in Wesles Beweisführung ist der, daß er genötigt ist, die Kaiserchronik vor 1131/32 anzusetzen. Das ist nämlich das gewöhnlich angenommene Datum der Entstehung des Rolandslieds. Hier greift nun ein neuerer Aufsatz von Martin Lintzel helfend ein[11]. Er kehrt zu einer frühen Interpretation des Epilogs des Rolandslieds zurück, nach der dieser nicht auf Heinrich den Stolzen, sondern auf dessen Sohn, Heinrich den Löwen, geht, und er kommt damit auf 1170 als Abfassungszeit des Rolandslieds. Nun kann die Kaiserchronik als Ganzes nach wie vor auf 1147 angesetzt werden, die Schwierigkeiten, in die Wesle geraten war, und die ihn zu sehr komplizierten Ausflüchten führten (Annahme einer Benutzung des teilweise vollendeten Werks, außerdem von in dieses Teilstück nachträglich interpolierten Versen) werden überflüssig. Wesle stimmte dann auch in seiner Ausgabe des Rolandslieds[12] rückhaltlos Lintzels Datierung zu, während sie Schröder nach wie vor ablehnt und an seiner Identifizierung festhält[13]. Selbstverständlich wäre die Verfassereinheit auch jetzt noch denkbar, aber durch die zeitliche Umstellung ist das Hauptargument beseitigt. Man darf auf die von E. Schröder in Aussicht gestellte endgültige Klärung gespannt sein.

Der zweite grundsätzlich wichtige Fall, Herzog Ernst D u. Ulrich von Eschenbach, ist von mir in einer ausführlichen Besprechung von H. Fr. Rosenfelds Buch und der gleich darauf erschienenen Dissertation von Meier behandelt worden[14]. Hier schien es zunächst, als ob Rosenfelds Beweis gelungen sei und zwar wieder durch ein besonders glückliches Moment; Rosenfeld glaubte nämlich, das anonyme Werk über den Herzog Ernst D zwischen die sicheren Werke Ulrichs von Eschenbach einreihen zu können. Wäre das der Fall, und ergäbe sich dann, daß der anonyme Dichter in zahllosen Eigenheiten der Reimtechnik, des Stils, der Sprache die Mitte zwischen dem früheren und dem späteren Werk Ulrichs einnimmt, so wäre in der Tat ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit für die Gleichsetzungsthese erreicht. Allerdings stellt sich bei genauem Zusehen heraus, daß diese Einreihung des Herzogs Ernst D keineswegs gesichert ist. Von den zahllosen Parallelstellen, die Rosenfeld zwischen dem frühesten Werk

11) ZsfdPh. 51 (1926) 13f.
12) Halle 1928.
13) ZsfdA. 65 (1928) 289f.
14) Litbl. für germ. und roman. Philol. 1930, 426ff.

Digitized by Google

Ulrichs und dem Herzog Ernst D feststellt, geben nur zwei nach Rosenfelds eigener Annahme Auskunft über die Priorität; und diese beiden Parallelen sprechen nach meiner Meinung ebenfalls so wenig sicher für die Einreihung des Herzogs Ernst hinter das frühere Werk Ulrichs, daß man darauf unmöglich den Identitätsbeweis stützen kann. Reime, Wortschatz, Metrik und Stil lassen zudem deutliche Unterschiede zwischen Ulrichs Werken und dem Herzog Ernst erkennen, die zwar nach meiner Ansicht nicht unbedingt verschiedene Verfasser beweisen, die aber doch sehr davor warnen, die nicht bewiesene Verfassereinheit anzunehmen. Es ist meiner Meinung nach genau so gut möglich, daß Ulrich von Eschenbach zweimal das ihm gut bekannte Werk eines engeren Landsmannes über den Herzog Ernst benutzt hat und in einem früheren Werk mehr, in seinem späteren etwas weniger Berührungspunkte mit diesem aufweist.

Heliand und Genesis hat neuerdings Bruckner wieder für den gleichen Verfasser zu sichern unternommen. Auch hier muß, so glaube ich, der Hauptwert auf die äußeren Hinweise gelegt werden. Es wird uns berichtet, daß der altsächsische Helianddichter auch eine Bearbeitung der Genesis geschaffen hat. Es liegt nahe, die Reste, die uns aus as. Genesisdichtung erhalten sind, ihm zuzusprechen; aus diesem Grund verschieben sich hier die Verhältnisse insofern, als nun nicht der einheitliche Verfasser erwiesen zu werden braucht; vielmehr gilt es hier zu beweisen, daß nicht der gleiche Verfasser beide Werke geschrieben haben kann.

Bruckner befindet sich zu dem in der glücklichen Lage, daß er es mit Werken von größerer dichterischer Qualität zu tun hat. Hier könnte eher mit dem Hervortreten dichterischer Eigenart in Stil und Form gerechnet werden; daher kann er verlangen, daß zum Beweis der Verfasserzweiheit erhebliche stilistische Unterschiede aufgedeckt werden.

Von der Richtigkeit von Bachs Zuweisung der sämtlichen von ihm behandelten moselfränkischen Gedichte an einen Verfasser, nennen wir ihn Zilies von Sayn, bin ich überzeugt; aber wieder ist dieser Hinweis nicht gelungen durch die Sprache, die Reime, die Reimtechnik oder den Wortschatz, sondern das Entscheidende sind die sachlichen Anhaltspunkte, die Bach hat. Dem Charakter der Gedichte entsprechend sind Anspielungen, Namensnennungen und anderes in ihnen enthalten, die es ermöglichen, den Kreis, dem diese Gedichte entstammen, ganz eng zu umgrenzen.

Einen Weg zur Aufdeckung der Verfasserzweiheit hat H. de Boor in seinen frühmhd. Studien gezeigt[15]. Er erkennt, daß die Hoffnung gering ist, „Persönlichkeiten mit ausgebildetem leichtfaßbarem Stil zu begegnen und sie mittels dieses Stils von anderen Persönlichkeiten abzugrenzen. Man wird immer wieder auf den Zeitstil zurückgeführt." De Boor schlägt eine „Stilstatistik niederer Ordnung" vor,

15) 1926, S. 155ff.

Digitized by Google

er achtet auf „Kleinigkeiten des täglichen Ausdrucks, in dem auch ganz und gar unkünstlerische Aeußerungen verschiedener Individuen sich voneinander zu unterscheiden pflegen". De Boor stellt zwar fest, daß man sich „auch hier vor zu großen Ansprüchen hüten" muß; gleichwohl ist es ihm nach meiner Meinung gelungen, die Mehrheit der an Frau Avas Gedichten beteiligten Verfasser zu erweisen[16].

Besonderes Interesse hat den Verfasserfragen und Echtheitsproblemen Albert Leitzmann entgegengebracht. Am ausführlichsten hat er sich bei der Behandlung von Dietrichs Flucht und Rabenschlacht zu den hier zur Debatte stehenden Fragen geäußert[17]. Hier geht er vor allem auch über die von ihm in anderen, nur kurz behandelten Echtheitsfragen geübte Methode der Wortschatzvergleichung hinaus. Nicht auf alphabetische Wortlisten, sondern die Vergleichung bestimmter Ausdrucks- und Darstellungsgruppen (Kampfschilderungen, Realien, Religiöses) baut Leitzmann hier seinen überzeugend gelungenen Beweis auf, daß hier zwei Verfasser am Werk waren.

Auch in der englischen Literaturgeschichte sind ähnliche Probleme vorhanden. Walther Fischer macht mich freundlichst aufmerksam auf die Dissertation von Erna Fischer über den südmittelenglischen Oktavian[18]. Erna Fischer kommt zu einem Ergebnis, das ich bei Identifizierungsbeweisen für das günstigste halte: „Was die Verfasserschaftsfrage betrifft, so können wir nur soviel unbedenklich feststellen, daß sprachlich kein Hindernis besteht, die drei Gedichte demselben Verfasser zuzuweisen. Eine positivere Lösung der Frage scheint mir kaum möglich, so lange nicht etwa irgend ein glücklicher Zufall ein äußeres Kriterium zu Tag fördert" (S. 200). Erna Fischer fügt dann noch hinzu: „es müßte denn sein, daß es der jungen Wissenschaft der Schallanalyse vorbehalten wäre, auch ohne ein solches zu einer endgültigen Entscheidung zu gelangen."

Und das ist wohl der Gesamteindruck: der Identitätsbeweis ist ungeheuer schwer. Aeußere Kriterien oder ausgeprägte dichterische Eigenheiten einer Persönlichkeit wären die brauchbarsten Beweisstücke. Alle anderen Kriterien sind unsicher. Gewiß führen gemeinsame parallele Verse und Versstücke weit. Wenn Karl Helm s. Zt. so weit ging, diese für das einzig sichere Kriterium zu erklären, so steht er heute nicht mehr ganz auf diesem Standpunkt, und man muß zugeben, daß gerade einzelne Reimpaare durch die Reime stark als Formeln verbreitet und gebraucht waren. Weslè und Rosenfeld bestätigen das. Wichtig ist die Frage nach dem Selbstzitat, die besonders Rosenfeld in methodisch wertvoller Weise angeschnitten hat. Wenn der Dichter sich in einem

16) Doch vgl. jetzt Steinger, Verfasserlexikon des dt. Mittelalters, hgg. von W. Stammler I (1931) 151.

17) ZsfdPh. 51 (1926) 46ff.

18) Diss. phil. Erlangen, 1926 (= Anglist. Forsch. 63). Grundsätzlich hat Hibler in der Anglia (N. F. 39, 254 folgende) zu einschlägigen Fragen Stellung genommen.

Digitized by Google

und demselben Werk sehr häufig zitiert, dann ist auch mit Selbstzitaten in einem späteren Werk zu rechnen, ebenso umgekehrt. Sehr wesentlich können Versparallelen für die Festlegung des relativen Zeitverhältnisses der beiden Dichtungen werden, wenn es nämlich gelingt, die Priorität eindeutig zu bestimmen. Daß alphabetische Wortlisten die Verfasserfragen nicht entscheiden können, dürfte feststehen, nachdem Bauer am Wortschatz von Erec und Iwein seine Untersuchungen vorgenommen hat[19]. Diese führten zu dem Ergebnis, daß verschiedener Wortbestand nicht als Beweis gegen die Verfassereinheit benutzt werden darf. Noch weniger aber kann der gleiche Wortbestand Verfassereinheit beweisen[20]. Methodisch wichtiger als solche Wortlisten sind Vergleichungen der Terminologie für bestimmte Sachgebiete, wie sie Wesle für Rolandslied und Kaiserchronik, Leitzmann für Dietrichs Flucht und Rabenschlacht, Oessenich für Elisabeth und Erlösung durchgeführt haben. Für sich besonders stehen Lieblingswörter, ferner kleine Partikeln, Konjunktionen u. ä.; ihnen kommt besondere Bedeutung zu. Doch wird damit schon das Gebiet des Stilistischen gestreift. Auch durch Untersuchung des Stils ist es wieder leichter möglich, Unterschiede aufzudecken, die die Verfassereinheit höchst unwahrscheinlich machen oder ausschließen, als so weitgehende Uebereinstimungen aufzuweisen, daß man ohne die Annahme des gleichen Verfassers nicht auskäme. Ueber Stilstatistik „niederer Ordnung" wurde oben gesprochen. Die „höhere" Stilistik muß versagen, sobald es sich nicht um ausgeprägte Persönlichkeiten handelt. Günstigenfalls kann man bei Werken zweiter Größe feststellen, daß die Verfasser Wolframnachahmer sind, aber das beweist nicht, daß es sich um einen Dichter handeln muß; und wenn der eine Gottfried, der andere Konrad von Würzburg in stilistischen Eigenheiten kopiert, so wäre umgekehrt noch denkbar, daß ein und derselbe Mann seinen Geschmack und seine Nachahmungsbemühungen zu verschiedenen Zeiten in verschiedene Richtungen gelenkt hat.

Bei der Metrik steht es so, daß verhältnismäßige Einheitlichkeit gleiche Zeit, gleiches Geschick und gleiches Vorbild wahrscheinlich machen, nicht aber Identität beweisen kann. Finden sich dagegen hier erhebliche Unterschiede, so wird man auf verschiedene Verfasser schließen dürfen.

Das Wichtigste dieser Vergleichskriterien sind immer noch die Reime. Allerdings sind nun gerade die Reimuntersuchungen in den letzten Jahren etwas in Verruf gekommen, zum Teil gewiß mit Recht[21]. Nach den neueren Erkenntnissen der Mundartforschung geht es nicht mehr an, wie man es früher getan hat, mit Hilfe der heutigen Mundartlinien mittelhochdeutsche Denkmäler in ein verhältnismäßig eng umgrenztes Gebiet festzulegen. Die Dialektlinien haben sich

19) Georg-Karl Bauer, Erlösung u. Elisabeth. Diss. phil. Würzburg 1928.
20) Vgl. meine Studien zur mitteldeutschen Bibelübersetzung 1929, S. 52f.
21) Vgl. K. Wagner, Zs.f.hd. Maa. 1921, 127ff.

Digitized by Google

verschoben, und es ist z. B. nicht gut möglich, wie das C. Schmidt tut[22], die Erlösung südlich von der Linie St.-Goarshausen, Limburg, Haiger zu setzen, weil sie lauter verschobene *Daz*-Formen zeigt. Wir wissen, daß die *Dat*-Formen in jener Zeit noch weiter südlich gegolten haben, wir wissen aber auch, daß die *Daz*-Formen bereits in den Trierer Raum über die *Dat*-Linie hinaus vorgedrungen waren, und damit kommen wir zu dem zweiten Einwand. Wenn ein Dichter bestimmte mundartliche Bindungen meidet, das wußte man ja schon früher, so ist damit nicht gesagt, daß er sich hier an seine Heimatmundart hält, sondern er gibt u. U. fremden Formen Eingang, er schreibt Schriftsprache. Dieses Nebeneinander von Mundartlichem und Hochsprachlichem, von Bodenständigem und Importiertem hat neuerdings Frings besonders stark betont[23]. Aber trotz dieser Einwände bleibt doch die Tatsache bestehen, daß mit der Sprache der Reime gearbeitet werden kann und gearbeitet werden muß. Sie haben vor den Formen, die in dem Versinnern auftreten, den unleugbaren Vorzug, daß sie, sofern dem Dichter das Streben nach reinem Reim beizumessen ist, über die Sprache des Dichters etwas Sicheres aussagen. Während wir bei Prosastücken, bei Formen aus dem Versinnern nur bis zur Sprache des Schreibers der betr. Handschrift vordringen, führt uns die Sprache der Reime über den Schreiber hinaus zum Dichter. Gewiß mögen viele Reime altertümliche Formen oder Wörter bewahrt haben, es mögen viele Bindungen aus anderen Gegenden entnommen sein: Es bleibt gleichwohl der Rest, der ein Bild der Sprache des Dichters verschafft. Man lehnt es mit Recht ab, über Verfassereinheit zu entscheiden, wenn nur einige sogenannte entscheidende Bindungen herangezogen werden. Wenn aber die ganze Reimweise berücksichtigt wird, so kann sie sehr wohl ein gewichtiges Wort in der Frage der Verfassereinheit sprechen. Allerdings muß wieder gesagt werden, daß in erster Linie auffallende Unterschiede aufgezeigt werden können, als Beweis gegen die Verfassereinheit. Wiederum ist es auch auf diesem Weg bedeutend schwerer, den gleichen Verfasser zu beweisen.

Ganz unmöglich ist es, wenn man nur einige hervorstechende Eigentümlichkeiten benutzt. Was heißt es schließlich, daß zwei Gedichte das Verbum *brengen* reimen, daß sie *sal* öfter als *sol* binden und daß sie *i* mit *e* reimen? Daß sie in Mitteldeutschland zu Hause sind, — mehr besagen die meisten derartigen Kriterien nicht; und selbst wenn es gelingt, mit Hilfe solch auffallender Reime auf einen bestimmten Teil Westmitteldeutschlands einzugrenzen, sagen wir z. B. auf das Gebiet zwischen Marburg, Gießen, Mainz, Frankfurt, Fulda, so gibt es wahrlich in diesem Bezirk genug Möglichkeiten, um zwei Dichter zweiter Güte zu annähernd gleicher Zeit unterzubringen.

Daß bei solchem Stand der Dinge natürlich oft die Möglichkeit besteht, daß beide Gedichte vom selben Verfasser stammen, ist

22) Elisabeth und Erlösung. Diss. phil. Marburg 1911, 32f.
23) Teuthonista 3 (1926/7) 100ff.

Digitized by Google

nicht zu leugnen, aber diese Möglichkeit besteht doch nur so lange, als nicht Dinge aufgezeigt werden, die gegen die gemeinsame Verfasserschaft sprechen. Dabei ist eines vorweg zu betonen: Die Aufgabe ist ja nicht zu beweisen, daß zwei anonym überlieferte Dichtungen nicht vom selben Verfasser sein können, sondern zuerst muß doch überhaupt einmal bewiesen werden, daß sie vom selben Dichter stammen.

Wenn ich jetzt dazu übergehe, im Falle von Elisabeth und Erlösung im Einzelnen die grundsätzlichen Ausführungen zu erhärten, so ist daher meine Aufgabe zunächst rein kritisch. Ich habe zu fragen, ob die Versuche, Erlösung und Elisabeth dem gleichen Verfasser zuzuschreiben, als gelungene Beweise angesehen werden können oder mindestens zur höchsten Wahrscheinlichkeit gekommen sind. Wenn das nicht der Fall ist, dann wird in zweiter Linie zu fragen sein, ob sich Gesichtspunkte anführen lassen, die gegen die Verfassereinheit sprechen, ja die diese Verfassereinheit sogar unmöglich machen. Ist das so, dann wird man, auch ohne „ein grämlicher Pedant" zu sein, nicht wagen, von Verfassereinheit zu reden[24].

B. Spezieller Teil: Elisabeth und Erlösung.

I. Die Geschichte des Problems.

Daß Elisabeth und Erlösung bis jetzt nicht als Werke eines Verfassers erwiesen sind, zeigt ein Ueberblick über die Geschichte des Problems. Karl Bartsch hatte zuerst in seinem Aufsatz Germania 7,1 ff. (1862) die Verfassereinheit nachzuweisen gesucht (während er bei seiner Ausgabe[25] noch nicht daran dachte). Er führte die üblichen Gründe an, einige auffallende Reimbindungen, parallele Verse, metrische Eigenheiten und vor allen Dingen Wortschatzgleichungen. Bartsch kannte die Elisabeth nur im Auszug; keines dieser Kapitel hat er daher erschöpfend behandelt, und so war es eine Leichtigkeit für die späteren Untersuchungen von Leitzmann[26] und anderen, die methodische Unzulänglichkeit des Bartsch'schen Aufsatzes darzutun. Vor allem zeigt er, daß Bartsch bewußt alles übergeht, was seiner These ungünstig ist; er wußte zudem nicht einmal, daß für die Elisabeth das lateinische Werk des Dietrich von Apolda als Vorlage gedient hat. Obwohl das Rieger bekannt war, als er seine Ausgabe der Elisabeth herausbrachte[27], und obwohl er zu einer ganz anderen zeitlichen und örtlichen Ansetzung dieses Werks gelangen mußte, hat er gleichwohl an Bartschs These festgehalten und auf dem Titelblatt seiner Ausgabe

24) E. Schröder, Bespr. v. Ad. Bachs Ausgabe: „Die Gedichte des Verfassers der Schlacht bei Göllheim", Göttinger Gelehrte Anzeigen 1930, Nr. 6, S. 209ff.

25) Quedlinburg und Leipzig 1857 (Bibl. d. ges. dt. National-Literatur 37).

26) Beiträge 38, 529ff.

27) Bibl. des Literar. Vereins 90, 1868.

Digitized by Google

„das Leben der heiligen Elisabeth" als „vom Verfasser der Erlösung" bezeichnet. Als dann Konrad Zwierzina in seinen bekannten mittelhochdeutschen Studien[28] auf erhebliche Unterschiede zwischen dem Reimgebrauch der Elisabeth und der Erlösung stieß (— das war bei genauerer Untersuchung nicht anders möglich) hat er doch nicht die Bartschsche These angefochten. Vielmehr suchte er sie dadurch zu stützen, daß er eine Entwicklung in der Reimkunst des Dichters annahm. Er meinte die auffallenden Unterschiede im Reimgebrauch mit der Annahme erklären zu können, daß der Dichter im früheren Werk, in der Erlösung, stärker abhängig gewesen sei von fremden Vorbildern und daher weniger den seiner eigenen Mundart entsprechenden Formen Zutritt im Reim gestattet habe; in der späteren Elisabeth habe er dann sich freier gegeben und mehr seine eigenen Formen verwandt[29]. Demgegenüber muß aber betont werden, daß andere Reime genau die gegenteilige Entwicklung voraussetzen würden. Der Dichter der Erlösung hat nämlich gewisse grobe mundartliche Formen im Reim (z. B. *fauer* (Feuer), *wassen* (wachsen)), die bei der Elisabeth vollkommen fehlen. Hier müßte man also ansetzen (was auch theoretisch durchaus denkbar ist), daß der Dichter sich in seinem älteren Werk mundartliche Reime gestattet habe, die er dann bei fortgeschrittener Kunst, und nachdem er sich an fremden Vorbildern geschult hatte, nicht mehr zuließ[30]. Zwierzinas These setzt vor allem auch voraus, daß ein merklicher Zwischenraum zwischen Elisabeth und Erlösung liegt. Dieser zeitliche Abstand wird in der Hauptsache auf Grund der Reime angesetzt, eben der Reime, für die man dann den selben Dichter nur dann annehmen kann, wenn sie zeitlich auseinander liegen. Unbesehen hat man diese zeitliche Auseinanderrückung auch späterhin angenommen; und doch müßte man erst einmal versuchen, die beiden Denkmäler unabhängig von einander zeitlich festzulegen.

Als erster hat C. Schmidt[31] im Vorübergehen Zweifel an der gemeinsamen Verfasserschaft geäußert, und Friedrich Vogt[32], der diese Arbeit angeregt hatte, setzt in seiner Literaturgeschichte auch ein zweifelndes „Wohl" zu Bartschs Auffassung. Energisch hat sich erst Leitzmann[33] gegen die Verfassereinheit geäußert; doch hat er zum Beweis des Gegenteils nur Wortlisten vorgebracht. Diese zeigen eindeutig, wie parteiisch Bartsch seine früheren Wortlisten aufgestellt hatte; sie genügen jedoch nicht, um die Zweiheit der Verfasser zu beweisen. Im letzten Jahrzehnt ist dann die Debatte neu

28) ZsfdA. 44,1 ff. und 345 ff.; 45,19 ff.

29) Vgl. ZsfdA. 44,401 Anm.; 45,63, 77 Anm. 1 und 99.

30) Zu Zwierzinas These vgl. auch Siegel 104 f. Ich werde in einzelnen Fällen bei der Untersuchung der Reime näher auf Zwierzinas Meinung eingehen.

31) Diss. Marburg 1911.

32) Grundriß II, 1^2, 127.

33) Beitr. 38 (1913) 529 ff. Ihm schließt sich auch H. Schneider an (Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung 1925, 469).

Digitized by Google

und kräftig aufgelebt. Die Arbeiten von Ilse Siegel[34] und Maria Oessenich[35] gehen nicht näher auf die Einheitsthese ein. Sie liefern in vorbereitenden Studien wertvolles Material für die endgültige Entscheidung des Streites; beiden ist jedoch offenbar auf Grund ihrer genauen Kenntnis des Stoffs die Verfassereinheit zweifelhaft. Die Entscheidung suchte schließlich 1929 Georg-Karl Bauer herbeizuführen[36]; und zwar kommt er wieder zu einer Bejahung der Verfassereinheit. Mit seinen Ausführungen werde ich mich besonders im stilistischen Teil befassen. Ganz kürzlich hat sich Eduard Sievers auch von der schallanalytischen Seite her im Vorbeigehen zu dem Problem geäußert[37]. Er stellt fest, daß man sich für die Identität der Dichter von Erlösung und Elisabeth auf die Gleichheit der Personalkurven, der Taktfüllkurven und der Stimmart berufen dürfe. Auf meine persönliche Frage, ob Gleichheit dieser Kurven unbedingt in jedem Falle Identität beweisen müßte, gab mir Sievers zu, daß das nicht unbedingt nötig, aber im höchsten Grade wahrscheinlich sei. Verschieden ist nach Sievers' Untersuchungen der Querindex der beiden Dichtungen, und zwar wächst dieser Index von der Erlösung bis zur Elisabeth erheblich an; das bedeutet, wenn ich Sievers recht verstehe, daß der Dichter der Elisabeth bedeutend breiter gebaut war, als der der Erlösung, d. h. bei Annahme des gleichen Dichters muß eine starke körperliche Veränderung, also ein erheblicher Zeitabstand zwischen beiden Werken angesetzt werden. Wieder also kommen wir hier zu der nicht bewiesenen zeitlichen Auseinanderrückung und zwar, wie Sievers feststellt, zu einer sehr beträchtlichen Auseinanderrückung der beiden Denkmäler, weil der Indexsprung, wieder nach Sievers' Angabe, sehr erheblich ist.

Da diese zeitliche Auseinanderrückung, wie wir gesehen haben, eine ganz ausschlaggebende Rolle für die These der Verfassereinheit spielt, will ich im Folgenden zunächst versuchen, Elisabeth und Erlösung örtlich und zeitlich unabhängig von einander wie auch im Verhältnis zu einander festzulegen. Sodann werde ich auf die Vergleichung der einzelnen Kriterien, Reime, Metrik, Wortschatz, Stil eingehen. Im Anschluß daran will ich schließlich versuchen, etwas über die Persönlichkeiten auszusagen, die hinter den Gedichten stehen.

34) Reimuntersuchungen zum Leben der Heil. Elisabeth. Diss. Heidelberg (Masch.) 1923.

35) Das mhd. Gedicht von der heil. Elisabeth und seine Quelle. Handschr. Diss. Bonn 1921.

36) Erlösung u. Elisabeth. Diss. Würzburg 1929.

37) Beitr. 54 (1930) 308.

Digitized by Google

II. Versuch örtlicher und zeitlicher Festlegung von Elisabeth und Erlösung.

1. Versuch einer relativen und einer absoluten örtlichen Festlegung.

a) Relative Lokalisierung durch die Reime.

Ich habe schon S. 151 f. betont, daß es nicht möglich ist, mittelhochdeutsche Dichtungen mit Hilfe der heutigen Dialektlinien räumlich einwandfrei einzuordnen. So ist der Versuch C. Schmidts[38], die Erlösung mit Hilfe der fehlenden *dat*-Reime und mehrfach vorhandenen *daz*- und *diz*-Reime u. a. ins „Rheinfränkische" zu setzen, heute als überholt abzulehnen. Dagegen bleibt sehr wohl die Möglichkeit bestehen, daß wir die beiden mittelhochdeutschen Dichtungen relativ, d. h. im Verhältnis zueinander, räumlich einordnen; wenn ich das eine Gedicht in das Gebiet bringe, in dem altes *ei* zu *ā*, das andere in dasjenige, in dem altes *ei* zu *ē* entwickelt ist, so sind die beiden Dichtungen relativ auseinander gebracht, auch wenn heute die Linie, die *ā* < *ei* von *ē* < *ei* trennt, anders verläuft. Als solch grobmundartliche Reime nenne ich nur wenige, und zwar nur solche, bei denen nicht anzunehmen ist, daß sie aus fremden Mundarten, durch Streben nach hochsprachlichen Formen, eingeführt sind.

1) *h* schwindet zwischen Vokalen in der Erlösung: *gâhen, nâhen, vâhen, empfâhen; sehen, geschehen, jehen, ziehen, vliehen* werden einsilbig gereimt. Wenn man bei *sehen, geschehen, jehen* auch an den Reimtypus ◡◡ denken könnte, so spricht doch der Reim *4984 stên : gesên* für Kontraktion auch jener Fälle. Beim Typus *âhe* wird die Kontraktion außer durch den Rhythmus (1606, 2390, 6106) durch die Bindung mit *hân, getân, gân, stân, wân* bewiesen (77, 4286, 4415,75. 5398. 5884. 6058. 6544.) Kontraktion des Typus *iehe* > *î* ist durch den Rhythmus erwiesen 2565,172 und 4254. In der Elisabeth ist in keinem dieser Fälle Kontraktion belegt. (Vgl. Siegel zu §§ 75, 87, 103, 203 u. Bartsch Anm. zu vs. 455 der Erlös.) Zwierzina hat der Erscheinung seine Aufmerksamkeit zugewendet[39], ohne eine Erklärung des großen Unterschieds zu geben. Er scheint für möglich zu halten, daß die Formen der Erlösung aus Oberdeutschland importiert sind.

2) Die Erlösung reimt späteres hochsprachliches *hs* auf *ss;* d. h. sie kennt im Reime nicht die Form *-hs-*, die vor dem vordringenden *ss* zurückweicht[40]. Schon Siegel stellt fest (§ 209), daß hier die Verhältnisse zwischen Elisabeth und Erlösung auseinander gehen. Die Elisabeth bindet den Typus *-hs-* nur in sich: 3009 *flahses : wahses;* 4299. 4353 *Sahsen : gewahsen.* Dagegen Erlösung 455 *gewassen : tripassen;* 5176 *was* (3. sg praet) : *was* („Wachs"). Die Bindung des Typus *-hs-* in sich fehlt in der Erlösung.

Leider übersehen wir die Verbreitung des vordringenden *ss* noch nicht im Einzelnen; wenn die von Wagner versprochene zweite Hälfte

38) a. a. O. S. 32ff.
39) ZsfdA. 44,402 Anm. u. 45,63 und Anm. 1.
40) Vgl. K. Wagner, Dt. Sprachlandschaften 39 und Teuthonista II, 30f.

Digitized by Google

seines Teuthonista-Aufsatzes vorliegt, werden wir vielleicht klarer sehen. Keinesfalls kann aber das Verhalten des Erlösungsdichters durch Entlehnung „oberdeutscher Tradition" erklärt werden. Der im 9. Jahrhundert in den Rheinlanden und in Nordwestdeutschland durchgeführte Wandel *hs* > *ss* „greift im 10. Jahrh. über nach Nassau . . . im 12. Jahrh. nach dem Unterelsaß, nach Hessen, Thüringen und Franken, im 12. bis 15. Jahrh. folgen Oberelsaß und Schwaben, während sich die Bewegung in Bayern totläuft"[41]. Schon Siegel stellt fest, daß der Elisabeth-Dichter, „falls er die bequemen Reimformen *was* (st. *wahs*), *flas* (st. *flahs*) gesprochen hätte", die seltenen Wörter mit *hs* sicherlich nicht nur unter sich gereimt hätte. Ist nun aus diesem Grund *hs* als die Form des Elisabeth-Dichters anzusehen, so kann der Unterschied auch nicht mit der Entwicklungstheorie erklärt werden. Denn wenn schon in der Erlösung die *ss*-Formen eingedrungen sind, so müßten sie erst recht in der Elisabeth vorhanden sein.

3) In der Elisabeth schwindet *h* in der Gruppe *rht*; 11× reimt *worte : forhte,* 1× *gerte : Berhte* (vgl. Siegel § 202a). In der Erlösung ist nur einmal *vorhte* mit *worte* gebunden.

4) In der Elisabeth reimt *iu : öu;* 7 × erscheint die Bindung *giude : fröude* (4377. 1955. 5551. 6399. 7747. 9053. 10207). Die Erlösung kennt diesen Reim nicht. Reime auf unumgelautetes *froude* sind wohl schwer möglich; daher fehlt das Wort im Reim der Erlösung.

5) Dagegen reimt die Erlösung *iu : û*, was die Elisabeth vermeidet. Erlösung 2330 *sûr : fiur;* 3616 *ruch : iuch;* 631 *bûwen : riuwen*[42].

6) Die Erlösung reimt 8× *voget : got;* die Elisabeth nie.

Es zeigt sich also, daß eine ganze Anzahl von grob mundartlichen Reimen große Unterschiede zwischen Elisabeth und Erlösung aufzeigen, und es ist sehr wichtig zu betonen, daß sich diese keineswegs mit der Entwicklungstheorie erklären lassen.

b) Versuch absoluter örtlicher Festlegung durch andere Kriterien.

Als äußere Anhaltspunkte für die Heimat der Elisabeth ergeben sich die folgenden. In Vers 2194 wird neben Thüringen auch Hessen genannt als Land, über das Hermann nach seines Vaters Tod regiert habe. Die Quelle nennt nur Thüringen. Vers 9722 setzt der Elisabeth-Dichter gegen seine Quelle bei der Erwähnung von Marburg und Elisabeth hinzu, daß ihr Münster dort in Marburg in Würde steht. Es würde gut dazu passen, daß Sievers auf Grund schallanalytischer Kriterien ebenfalls die Elisabeth nach Marburg setzt[43]. Sievers stellt fest, daß Marburg immer in steigtoniger Form verwandt wird, während thüringische und andere Ortsnamen falltonig intoniert werden.

41) Wagner, Sprachlandschaften 39.

42) Eine genaue Beurteilung der räumlichen Verteilung wird in Kürze möglich sein, wenn die Arbeit von E. Mertes, „ahd. *iu* ohne Umlaut im Dialektgebiet des Deutschen Reichs", vollständig vorliegt. Der erste Teil erscheint soeben nach Abschluß meines Manuskripts in Teuthonista 6, 3/4, S. 161 ff.

43) Beitr. 54, 308 ff.

Digitized by Google

Nach dem, was er Beiträge 52, 198ff. über die spezifischen Intonationsveränderungen erörtert hat, treten diese da ein, „wo eine intime persönliche Beziehung zwischen Sprecher und Ort, Land, Volk usw. besteht." Der These von Sievers scheint eines zu widersprechen. Ilse Siegel macht darauf aufmerksam (S. X, Anm.), daß der Elisabeth-Dichter gegen seine Quelle Vs. 52 *in Thuringia* mit *hie ze lande* wiedergibt; er setzt ferner Vs. 9469/70 bei der Erwähnung von Marburg die Bezeichnung *in Hessen* zu. Sievers erklärt diese Stellen so, daß der Dichter, als er das schrieb, vorübergehend von Marburg abwesend war. Rieger setzt auf Grund von Erwähnungen der Prämonstratenser und des Erzengels Michael den Dichter in das Prämonstratenser-Kloster Altenberg bei Wetzlar, das dem Erzengel Michael geweiht war[44], und dem die Tochter der heiligen Elisabeth, Gertrud, in den entscheidenden Jahren vorstand. Sievers bemerkt ausdrücklich gegen Rieger, daß klanglich nichts für „nähere Beziehungen des Dichters zu den Prämonstratensern oder zur Verehrung des h. Michael" spreche[45].

Für die Erlösung finden wir leider wieder keinerlei äußere Anhaltspunkte, die zu einer örtlichen Festlegung helfen könnten. Vs. 5689 (6109) werden die blühenden Weinberge erwähnt; aber das braucht nicht an den Rhein zu führen, da im Mittelalter in Oberhessen, in Nassau, im Lahntal Wein gebaut wurde. An einer anderen Stelle (Vs. 893 ff.) zeigt der Dichter intimste Kenntnisse der Schiffahrt; auch das könnte neben dem Rhein, an den man zuerst denkt, auf Lahn oder Mosel, auch auf Binnenseen bezogen werden. Das Bild, das der Dichter hier weit ausspinnt, ist übrigens sonst in der geistlichen Literatur bekannt.

c) Örtliche Festlegung auf Grund der Hss.-Verbreitung.

Auch die Verbreitung der erhaltenen Hss. erlaubt keine engere Lokalisierung der Erlösung. B_1 und P gehören in den Mainz-Trierer Raum (Mainz, Nassau?); B_2 wahrscheinlich nach Rheinhessen, N ins Neckartal bei Hirschhorn, T in die Nähe von Trier; die Büdinger Bruchstücke und das späte Zeugnis des Schauspiels weisen in die Wetterau und nach Gießen. Höchstens kann man wieder den relativen Schluß ziehen, daß die Erlösung mehr nach Westen und Süden, die Elisabeth mehr nach Norden führt[46].

Für die relative Festlegung ist es im Ganzen besonders wesentlich, daß mehrere Kriterien in die gleiche Richtung weisen. Wie die Verteilung der Hss. der Erlösung mehr nach Süden und Westen führt, so scheinen auch einige der Reime die Grenze so zu ziehen, daß die Elisabeth im Norden, die Erlösung mehr im Süden bleibt.

44) Ausgabe der Elis. S. 59/60.

45) a. a. O. S. 311.

46) Für die Hss. der Elis. nennt man Hessen (A vielleicht Marburg?; B, a); Frankfurt (C); nordwestl. Hessen und Waldeck (b; vgl. ZfdA. 54, 425); Pfalz (D).

Digitized by Google

2. Absolute zeitliche Festlegung der Gedichte.

Bartsch setzte beide bald nach 1250 und fügte hinzu: „welches von beiden das frühere ist, läßt sich nicht bestimmt sagen“[47]. Er neigte dazu, die Elisabeth später zu setzen, weil zu dieser Annahme auch die größere Gewandtheit stimme, die der Dichter in der Elisabeth verrate. Zwischen 1250 und 1275 denkt er sich die Entstehungszeit für beide Dichtungen. Den Ansatz Goedekes: Erlösung um 1300, lehnte er ab. Bartschs Urteil ist für die Elisabeth heute einwandfrei als falsch erwiesen. Die Quelle des Elisabethdichters, das Werk Dietrichs von Apolda, ist zwischen 1287 und 1297 entstanden. Zudem wird der terminus post quem für die Elisabeth durch den Vers 2208 festgelegt. Hier wird Gertrud, die Tochter der heil. Elisabeth und Äbtissin des Klosters Altenberg bei Wetzlar, als verstorben erwähnt. Ihr Todesjahr ist 1297; nach 1297 muß also die Elisabeth geschrieben sein.

Leider verfügen wir wieder für die Erlösung nicht über so sichere und glatte Datierungsmöglichkeiten. Immerhin glaube ich doch, daß auch hier Einiges ausgesagt werden kann und zwar auf Grund der theologischen Erörterungen. Der Dichter der Erlösung neigt dazu, zwischen die fortlaufende Erzählung der Erlösungsgeschichte dogmatische Exkurse einzufügen. So spricht er z. B. an einer ganzen Reihe von Stellen ausführlich über die Trinität. Ich kann nicht alle diese Stellen hier anführen; nur die umfangreichste und wichtigste sei dargeboten[48].

5973 (5553) sie lêrten unde predegeden
glauben hân an einen got,
der aller dinge hât gebot,
wie die drîvaldekeit
hât êwecliche underscheit
unde eine einekeit doch hât.
Einfalt und drîfalt sie stât.
5980 Jâ der sun und auch der vader,
und der heilge geist ir gader
drî an drîn persônen sint
an der persônen underbint
und sint doch alle drî al ein,
5985 Mê noch minre ist ir kein;
Wan die gotliche gewalt
ist allez einlich und drivalt.
An persônen sind ir drî,
Wie einic doch ir wesen sî.

47) Gegen Bartsch wandte schon Kelle ein: „Vielleicht ist die Entstehungszeit (Mitte des 13. Jahrhs.) etwas zu hoch hinaufgerückt“; K. hielt es für möglich, daß die Erlösung Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhs. entstanden sei.

48) K. G. Bauer hat gerade diese Stelle als nachträglich eingefügt angesehen. Da die beste Hs. B_1 und ebenso die neugefundene Hs. B_2 die Stelle genauso wie N bringen, sind Bauers Bedenken hinfällig.

Digitized by Google

Die persônen sunderlich
gar eigentliche scheident sich
an sunderlicher krefte,
an sunder eigenschefte.
Mêr joch minre ist ir kein,
ir drîer wesen ist al ein.
Hie mac man prûfen wunder:
persônen drî besunder
machent alle ein einekeit
wesende an der gotheit.
Drî persônen sint ein got.
Wie doch der vader hât gebot
und der sun die wîsheit,
der geist des willen sûzekeit:
wîsheit, wille und auch gebot
ist allez doch ein einig got.
glîch êwic, glîch gewaldic,
gar einlich, gar drivaldic.
Der vader anegênde ist got,
wie er habe doch gebot;
got ist auch wâre sun,
wie er wîsheit muge dûn;
got ist auch der heilege geist,
wie hê des willen hât dermeist.
Wîsheit wille und auch gebot
ist aber doch ein einig got.
Ir wesen nicht endriet sich,
wie die persônen sunderlich
haben alle ir sunder kraft
und alle ir sunder eigenschaft.
Einlich ist ir wesen ie,
diz eineget und driet sie.
Der sun enphînc die menschheit
nâch des geistes sûzekeit,
dâ gap der vader zû gebot.
Sus sint die drî ein einig got.
Sus ist daz êwecliche leben
einlich und drîlich underweben
ebenêwic, ebenhêr.
Seht daz was dirre herren lêr,
diz predegeden und lêrten sie.

Aus dieser Stelle (wie auch aus einer ganzen Reihe anderer[49]) ergeben sich verschiedene wichtige Teile der Trinitätsauffassung des

49) 363ff., 699f., 742f., 778f., 945f., 1035f., 1197f., 1224f., 2478f., 2988f.; auch über andere dogmatische Ansichten hat der Erlösungsdichter ausführliche Darstellungen, die er als Exkurse in die Erlösungsgeschichte einfügt. Der Elisabethdichter, der auch Gelegenheit hätte, solche Exkurse anzubringen, tut es nirgends.

Digitized by Google

Dichters, mit deren Hilfe man vielleicht etwas über seine Zeit aussagen kann. Bei der ungeheuren Kompliziertheit dieses Problems wird man sich vor allzu weitgreifenden Hoffnungen hüten müssen. Der Dichter wird im Ganzen die übliche Trinitätslehre vertreten, und es wird sehr schwierig sein, über die allgemeinen und nichts für die Datierung ergebenden Tatsachen hinaus zu Einzelheiten seiner Trinitätsauffassung vorzudringen. Aber in gewissem Umfang, so hoffe ich, gelingt es doch. Verschiedene Tatsachen werden in der Erörterung des Dogmas so oft und so kräftig hervorgehoben, daß man annehmen muß, hier habe der Dichter in umkämpften Punkten bewußt Stellung genommen.

1) Zunächst fällt die starke Betonung des Unterschiedes zwischen *wesen* und *person* auf. Die Stellungnahme des Dichters setzt vor allem die Kämpfe voraus, die auf Abälards Lehren folgten, also Bernhards von Clairvaux und der Victoriner Auffassungen. Doch kommen wir damit noch zu keiner für uns brauchbaren Datierung; ebensowenig ist das der Fall, wenn wir feststellen, daß die deutliche Unterscheidung zwischen *wesen* und *person* nach Petrus Lombardus' Zeit führt. Wesentlich ist die folgende Überlegung. Das vierte Laterankonzil erhob im Jahre 1215 die Lehren des Petrus Lombardus zum Dogma: „Nos autem sacro et universali concilio approbante, credimus et confitemur cum Petro Lombardo, quod una quaedam res est, incomprehensibilis quidem inaestimabilis, quae veraciter est Pater et Filius et Spiritus sanctus, tres simul personae, ac singulatim quaelibet earundem". Schwane, dessen Kirchengeschichte ich das Zitat entnehme, fügt hinzu[50]: „Das Verhältnis der Einheit des Wesens zur Dreiheit der Personen ist in diesem dogmatischen Decrete aufs genaueste ausgeprägt, die Einfachheit bei der Dreipersönlichkeit Gottes auf das deutlichste hervorgehoben und dadurch jeder Gedanke an eine Verdoppelung oder gar Verdreifachung Gottes ausgeschlossen. . . "

Nach dem vierten Laterankonzil kam die Debatte zunächst zur Ruhe. Sie lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts insofern neu auf, als die großen Lehrer der Dominikaner und Franziskaner neue Gesichtspunkte geltend machten, vielfach in der Form, daß sie die Sentenzen des Petrus Lombardus glossierten. Gegen Ende des Jahrhunderts sind wieder Gegensätze zu spüren. Nach den Untersuchungen von A. Stohr sind in der mittelalterlichen Trinitätslehre zwei Linien zu erkennen[51]; die eine führt von den Griechen über Richard von St. Victor, Alexander von Hales zu Bonaventura; die andere, „lateinische" über Augustin und den Lombarden zu Albertus Magnus und Thomas von Aquino. Zwischen diesen beiden Gruppen fanden aufs Neue Diskussionen über die Einzelheiten der Trinitätslehre statt, nach Lombardus zwischen Bonaventura auf der einen, Albertus Magnus und seinen Schülern, Ulrich von Straßburg und Thomas von Aquino auf der anderen Seite. Dazu stimmt, und darauf kommt es für uns besonders an, die Feststellung Schwanes, daß die Debatte über das Trinitätsproblem

50) Bd. 3 (1882) S. 162.

51) Die Trinitätslehre der heiligen Bonaventura (1923) S. 33. Vgl. dazu P. Brunner, Zs. f. Kirchengesch. 47, 570.

Digitized by Google

in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und vor allem gegen sein Ende hin erneut aufgenommen wird. Auch danach wäre das Gedicht erst in das spätere 13. Jahrhundert zu setzen.

2) Wie der Dichter immer wieder und wieder den Unterschied zwischen *wesen* und *person* betont, so legt er offenbar auch ganz besonderen Nachdruck auf die Tatsache der Gleichheit von Gott Vater, Sohn und Heilger Geist: *ir kein ist minner oder mêr* kehrt immer noch einmal wieder; *ebenewic, ebenhêr, glîch êwic, glîch gewaldic* werden mehrfach als Epitheta gehäuft. Und zwar wird diese Gleichheit offenbar aus der Wesensidentität abgeleitet (vgl. vs. 5983-87; 5994/5). Das würde mehr auf die Seite der „Lateiner" (aus den oben genannten beiden Reihen) weisen[52].

Doch wage ich in diesem schwierigen Gebiet keine endgültige Entscheidung, zumal ein weiterer auffallender Punkt vielleicht eher wieder auf die Griechen weisen dürfte.

3) Auffallend ist nämlich das im Vers 6008 stehende *anegênde: der vader anegênde ist got* ist vielleicht als Wiedergabe von Bonaventuras *primitas* zu interpretieren. (Vgl. P. Brunner, Theolog. Rundschau N. F. 2, 1930, 284/5.) Den Primitätsgedanken bezeichnet Stohr[53] als die „beherrschende Idee" von Bonaventuras Trinitätslehre.

Ich bilde mir nicht ein, durch diese kurzen Hinweise das schwierige Problem gelöst zu haben; dazu muß eine ganz umfassende Betrachtung der gesamten theologischen Auffassung des Dichters angestellt werden. Vor allem wäre es nötig, auch die Aeußerungen über Sündenfall und Gnade, über die Satisfaktionstheorie u. a. näher zu prüfen und mit den Summen der Zeit zu vergleichen. Dann würden sich vielleicht die Einzelheiten genauer klären lassen. Hier kam es auch nur auf ein allgemeines Ergebnis an; nämlich auf die Feststellung, daß derartige theologische Erörterungen in der zweiten Hälfte und gegen Ende des Jahrhunderts wieder aufgenommen wurden.

Jedenfalls scheint mir soviel aus diesen Darlegungen hervorzugehen, daß die Entstehung des Gedichts mehr in das letzte Viertel des Jahrhunderts als in seine erste Hälfte oder um 1250 verwiesen wird.

3. Die relative zeitliche Festlegung.

Kommen wir so für die absolute zeitliche Festlegung zu Ergebnissen, die die Voraussetzungen der Entwicklungstheorien von Zwierzina, Bauer und Sievers erschüttern, so zwingt die relative zeitliche Festlegung, völlig die Folge Erlösung / Elisabeth abzulehnen. Das Mittel dazu sind die Parallelstellen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die Parallelen zwischen Elisabeth und Erlösung lange nicht so zahlreich sind, wie sie z. B. Rosenfeld bei Ulrich von Eschenbach und dem Herzog Ernst D nachgewiesen hat; dabei

52) Vgl. Brunner, Zs. f. Kirchengesch. 47 (N. F. 10) 570.
53) a. a. O. S. 78.

Digitized by Google

ist wichtig, daß sich der Erlösungsdichter innerhalb der Erlösung oft wiederholt; d. h. also, obwohl er das Selbstzitat in ziemlichem Umfange kennt, zitiert er in der Elisabeth sein angeblich früheres Werk verhältnismäßig wenig. Dazu kommt, daß die meisten Stellen Verspaare sind, die sich ohne weiteres auch sonst finden, die also nicht beweisen, daß die beiden Dichter einander benutzt haben. Es bleibt allerdings eine Zahl von Parallelstellen, die Beziehungen zwischen beiden Werken zur Voraussetzung haben; Bauer läßt fünf Stellen aus Bartschs Liste gelten, und er fügt noch eine Anzahl neuer Parallelen hinzu. Nach eingehender Prüfung des Wortlauts kann ich weder alle 5 Stellen, die Bauer aus Bartsch beibehält, noch auch sämtliche Parallelen, die Bauer neu beibringt, gelten lassen. Auf der anderen Seite scheidet Bauer ganz sichere Fälle aus. Daher stelle ich nochmals alle diejenigen Parallelen aus Erlösung und Elisabeth zusammen, in denen mir tatsächlich Berührungen vorzuliegen scheinen. Von vornherein scheide ich alle Fälle aus, die nicht unbedingt durch Verwandtschaft erklärt werden müssen, also vor allem alles Formelhafte. Ueber Bauer gehe ich hinaus, wenn ich außer den von ihm übergangenen Stellen Bartschs die folgenden weglasse: Elis. 348 — Erlös. 6066; Elis. 359 — Erlös. 415; Elis. 361— Erlös. 1626; Elis. 373 — Erlös. 4796; Elis. 369 — Erlös. 1806; Elis. 433 — Erlös. 4285; Elis. 470 — Erlös. 4043 (Bauer gibt zu, daß die Stelle wenig beweiskräftig ist); Elis. 386 — Erlös. 4045; Elis. 472 — Erlös. 424; Elis. 475 — Erlös. 4061; Elis. 488 — Erlös. 5548.

Von den Stellen, die Bauer neu beibringt (S. 32 ff.), halte ich die folgenden für nicht beweiskräftig: Elis. 297— Erlös. 1220; Elis. 3276 — Erlös. 3054; Elis. 69 — Erlös. 101 und 104; Elis. 450 — Erlös. 3249; Elis. 217 — Erlös. 3578 (Bauer sagt selbst: „es gibt allerdings kaum ein anderes Reimwort"); Elis. 7070 — Erlös. 3843; Elis. 4349 — Erlös. 4346; Elis. 2547 und 10003 — Erlös. 4780; Elis. 4607 — Erlös. 5410 und 5705; Elis. 9822 u. ä. — Erlös. 6274.

Dagegen lege ich allergrößten Wert auf die Beiziehung einer Reihe von Parallelen, die Bartsch beigebracht hatte, Bauer aber streicht. Denn es ist falsch, wenn dieser alle die Stellen wegfallen läßt, in denen die Elisabeth auf ihrer Vorlage beruht. Gerade diejenigen Stellen, die die Elisabeth bestimmt aus der Vorlage hat und doch mit der Erlösung teilt, sind geeignet, uns Fingerzeige über das zeitliche Verhältnis zu geben. Ganz objektiv muß auch bei ihnen zunächst nur gefragt werden: setzen sie Berührung zwischen den beiden Gedichten voraus oder nicht? Wenn sie, so wie die anderen Stellen, die Bauer stehen läßt, Zusammenhang unbedingt voraussetzen, dann ist meiner Meinung nach bewiesen, daß der Erlösungsdichter die Elisabeth benutzt hat; denn diese Stellen sagen etwas über die Priorität aus, während die anderen, in denen sich Elisabeth und Erlösung berühren, ohne daß Beziehungen zur Vorlage der Elisabeth da sind, eine Entscheidung über die Priorität nicht erlauben.

Digitized by Google

Bestimmt verwandt sind die folgenden Stellen:

Elis.	Erlös.	Dietrich von Apolda
111 (Bartsch 347)	1978	ohne Vorlage
213/4 (351)	115/6	ohne direkte Vorlage (I, 1 Abs. 3)
359/60 (355)	3160/1	ohne Vorlage
555/6 (360)	2248 u. 2414	„ „
598 (362)	4471	„ „
10352 (486)	5232	ohne direkte Vorlage
949 (366)	4794	
963 (366)	4827	mit Vorlage I, 5 (S. 112)
2216 (375)	3469	mit Vorlage II, 5 (S. 125)
4501 (403)	1347	mit Vorlage IV, 3 (S. 134)
9161f. (469)	5726	mit Vorlage VIII, 3 (S. 147)
6157 (469)	4782	mit Vorlage VIII, 3 (S. 147)
9691 (479)	4212	mit Vorlage, aber ich würde diese Stelle überhaupt nicht beiziehen
10099 (481)	4242	
10085 (481)	1107	mit Vorlage VIII, 11, wörtlich für Vs. 10086/87 (gegen Bauer)
10143 (482)	2683	mit Vorlage VIII, 11 (S. 151) 11043 u. 45 wörtlich; die Formel *hôchgewaltig, manigvalt* ist Flickvers
2837	1261	mit Vorlage II, 10 (S. 126) das Reimwort gibt die Vorlage!
4599	2240	mit Vorlage IV, 4 (S. 131) das Reimwort gibt die Vorlage
2424 u. 2405	2485	mit Vorlage II, 7 (S. 125)
419	2565, 105	ohne genaue Vorlage, aber Anlaß zu freier Wiedergabe I, 1 (S. 119)
2087	2846	mit Vorlage II, 5 (S. 124); in der Erlösung Verlegenheitsreim (so Bauer!)
5513	3164	mit ungenauer Wiedergabe der Vorlage V, 1 (S. 135)
399 (u. 583)	32333 2498	ohne Vorlage
1306	4030	mit Vorlage I, 7 (S. 121)
6711, 10270 u. 10303	4032	in allen Stellen der Elis. mit Vorlage VI, 3 (S. 139) u. VIII, 13 (S. 151);
4359	4378	ohne Vorlage
9645	6418	mit Vorlage VIII, 6 (S. 149).

Wie ich schon oben sagte, erlauben die Parallelen in der Mehrzahl nicht, die Prioritätsfrage zu entscheiden. Dies ist nur da klar möglich, wo die Elisabeth ihrer Vorlage folgt: Das ist an einer ganzen Reihe von Stellen der Fall; und hier gibt es nur eine Möglichkeit für die zeitliche Anordnung: der Elisabethdichter hat die

Digitized by Google

betr. Stelle auf Grund der Vorlage geschaffen, der Erlösungsdichter übernimmt sie. Haben wir aber für eine Reihe von Fällen in dieser Weise Einblick in das Prioritätsverhältnis gewonnen, dann ist es auch für die aus sich heraus nicht zu klärenden Stellen entschieden. Ich lasse die beweisenden Parallelen folgen:

Dieterich		Elisabeth		Erlösung	
I, 5	gladiusque dominicae passionis pertransierat eius animam delicatam	963	wande ein bitterliches swert was durch ir zarten sele wert mit gewalt gedrungen	4827	daz durch ir sele mûze gên iedoch ein bitterlîchez swert; der gûte meinte ez herwert.
II, 5	impletis purgationis suae diebus, relicto fastu, ibat siquidem per difficilem casti descensum via dura et saxosa ad Ecclesiam, remotam, portans infantulum.	2215 f.	daz sie dan nach gewonheit solde nâch den vierzic dagen ir kindelîn zu kirchen dragen . . . von der burge hin zu dal, da man zu kirchen komen sal.	3464 f.	Nû was ez in der alden ê gewonheit, die doch sider mê ist gehalden rehte wol, daz man zu kirchen komen sol nach dem kindelbette. Ein sun, swelch frauwe den hette, die solt in nâch den vierzic dagen dem priester in den tempel dragen
II, 5	Egrediebatur . . . (vir) coactus negotiis et per multa frequenter temporum spatia in longinquis regionibus morabatur	2085	daz der furste ir herre fur under wîlen ferre in deme lande here und dar: sîner dinge nam er war	2846	gar verre schal des kindes sage in dem lande her und dar, sô nâmen sie der dinge war

In Erlösung ist 2848 sachlich nicht begründeter Flickvers, während der entsprechende Vers in der Elis. genau der Vorlage entspricht.

Dieterich		Elisabeth		Erlösung	
IV, 3	perrexit dominus exultans, ut gigas ad currendam viam	4501	îlende als ein rise dût der zu loufe sînen mût ebene hât gesezzet	1347	eime risen glîch gemût der wunderlîche sprunge dût, der sînen wec wil gâhen
VI, 3	omnes mundanae possessiones et divitiae	6711	aller werltlicher rûm ir habe unde alle ir rîchtûm		
VIII, 13	mundi gloriam	10270	allen uppeclichen rûm und allen wereltrîchtûm		
VIII, 13	Ende: omnemque substatiam suam	10303	si hat auch al ir rîchtûm und allen wereltlîchen rûm	4032	er zeigte im allen rîchtûm und allen werltlichen rûm

Digitized by Google

Diese Parallele ist ganz besonders aufschlußreich. Die erste Stelle der Elisabeth (6711) übersetzt wörtlich die Vorlage: *omnes mundanae possessiones et divitiae.* Die beiden späteren Stellen haben in der Vorlage jedesmal nur Anlaß zu der Hälfte des Verspaars, 10270 *mundi gloriam* und 10303 *omnemque substantiam.* Die 6711 im unmittelbaren Anschluß an die Vorlage geformte Bindung *rum : richtum* wird nun als bequemer Reim zu Hilfe genommen. Die Erlös. entlehnt dann den Reim, und zwar schließt sich die Stelle der Erl. deutlich an die letzte Stelle der Elis. an. Aus diesem Grund hat ja auch Bauer, offenbar ganz unwillkürlich, die Reihenfolge der Elisabethbelege gerade umgekehrt, weil eben der Anschluß am leichtesten zu der letzten Elis.-Stelle gefunden werden kann. Aber dieser Weg führt von der Elisabeth zur Erlösung!

Dieterich	Elis.	Erlös.
VIII,$_{8}$ Tunc voces suavissimae (sine omni motu labiorum) in eius guttura audiebantur	9161 ff. ein gar wunneclîcher sanc in ir kelen sûze erclanc	5726 ff. von in ein sûze stimme erclanc sie sungen disen wundersanc
VIII,$_{11}$ Romanum imperium se inclinavit ad videndum	10143 Die here keiserlich gewalt hoch gewaltic manigvalt hat sich ir geseiget, zu sehene an geneiget.	2683 Sus hat die gotlich gewalt, hochgewaltic manicfali geneiget sich herntder

Es ist unnötig, daß ich die Parallelen alle in dieser Weise hierher stelle; vielmehr genügt es, daß sich in einigen Fällen einwandfrei zeigen läßt, daß die Elisabeth die Priorität hat. Und das, glaube ich, ist gelungen.

Damit ist den bisherigen Verfechtern der Verfassereinheit (Zwierzina, Bauer, Sievers) die Voraussetzung für ihre These genommen. Es ist anzusetzen, daß der Dichter der Erlösung kurz nach 1300 die gerade vollendete Elisabeth-Dichtung kennen lernte und für sein Werk benutzte[53a]. Die in den dogmatischen Erörterungen angedeuteten Möglichkeiten werden damit nachträglich auch von dieser Seite aus bestätigt.

Daß auch die übrigen Vergleichskriterien (Reime, Metrik, Wortschatz) neben gewissen Uebereinstimmungen doch überwiegend und in erheblicher Zahl Unterschiede erkennen lassen, wird niemand wundern, nachdem in dieser Weise die zeitliche Festlegung geschehen ist. Ich kann mich daher in diesen Kapiteln hier auf eine Auswahl des Wesentlichsten beschränken.

53a) Die Prager Hs. der Erlös., die nicht das Original ist, führt schon in den Anfang des 14. Jahrhs.

Digitized by Google

III. Die sekundären Vergleichskriterien.

1. Die Reime.

Ich habe eine vollständige Reimgrammatik der Erlösung hergestellt und die Ergebnisse Punkt für Punkt mit den Reimuntersuchungen verglichen, die J. Siegel für die Elisabeth geführt hat[54]. In über 300 Paragraphen sind die aus den Reimen erschließbaren Eigenheiten der Laut- und Formenlehre abgehandelt. Aus ihnen habe ich hier diejenigen auszuwählen versucht, die in besonders auffallender Weise Unterschiede zwischen den Dichtungen erkennen lassen. Ich hoffe, in absehbarer Zeit die ganze Reimgrammatik abdrucken zu können, und beziehe mich hier mit Paragraphenverweisen auf diese Gesamtuntersuchung. Sie ist so angelegt, daß die Anordnung von J. Siegel aus praktischen Gründen beibehalten ist, auch wenn einzelne der von Siegel gegebenen Paragraphen wegfallen; so verweisen die Paragraphenzahlen gleichzeitig auf die maschinenschriftliche Dissertation von Siegel. Vorweg erledige ich ein Kapitel, das Siegel nicht berücksichtigt hat, die Quantitätsveränderungen. Bei allen Zahlenangaben, die ich mache, ist zu beachten, daß das Verhältnis der Gedichte nach ihrem Umfang *2* : 3 ist (Erlös. etwa 7 000 Verse, Elis. etwa 10 500 Verse).

A. Aus der Lautlehre.

a) Zum Vokalismus.

I. Die Quantität der Laute betreffend.

Bartsch stellt Anm. zur Erlös. 2733 die Reime zusammen, die die Längung alter Kürzen beweisen. Wenn wir von *ligen, lichame* und Adjektiven auf *sam* absehen (darüber an anderer Stelle ausführlich), so bleiben die folgenden Typen: *-ebe, -ide, -obe, -oge, ure,* für die Längung anzusetzen ist. Das sind viel weniger als in der Elis., für die Rieger S. 21 die hergehörigen Reime zusammenstellt. Danach kommen für die Elis. dazu die Typen: *-ade, -age, -ede, -ege- -ere, -ibe, -ode.*

II. Die Qualität der Laute betreffend.

1) Umlaut.

§ 2. *offenbâr* als adj. 16× Elis, 2× Erlös.; als adv. 4× Elis, 10× Erl.
offenbaere als adj. 3× Elis, 2× Erlös.; als adv. 4× Elis, 0× Erl.
offenbâre als adj. 14× Elis, 0× Erlös.
Bei Herbort steht als Adj. nur *offenbâr,* als Adverb *offenbaere* und sporadisches *-âr* (Nachweise bei Siegel).

54) Fräulein Dr. Siegel danke ich auch an dieser Stelle bestens für freundliche Überlassung ihres Reimverzeichnisses, das in ihrer Dissertation nicht enthalten war.

Digitized by Google

§ 4. Adj. *swaere* je 4× bei Elis. und Erlös., adj. *swâr* fehlt.
Adj. *herte* 2× in Elis, 0× in Erl.; *hart* 0× in Elis, 2× in Erl.

§ 8. Adv. nâhe 4× in Elis, 0× in Erl.

§ 17. Partizip. Praet. von *legen* (vgl. Zwierzina, ZsfdA. 44,401 Anm.)vgl. unten § 117. In der Erlös. steht *gelegt* (2×) neben *gelaht* (4×), während die Elis. 20× *gelaht*, aber 0× *gelegt* reimt.

zu § 17 II. Die Erl. hat die abnorme Form *dachen* statt *denken*, die Elis. nicht kennt.

§ 38,2. Erlös. reimt *iu : u* 2330 *fûr* (Feuer) : *sûr* (sauer) 3616 *rûch* (rauh): *ûch* (euch); Elis. nicht.

§ 38,3. Erlös. 631 reimt *bûwen : riuwen;* Elis. nicht.

§ 40 ff. Elis. reimt 7× *fröude : giude;* Erlös. nicht (s. o.!).

§ 44 ff. Umlaut von *uo* in Erlös. anders als in Elis.; Siegel stellt fest (§ 44), daß „der Umlaut von *uo* größtenteils durchgeführt" ist. Erlös. hat sicher Rückumlaut in folgenden Fällen 437 *hengelrûten : glûten* (3. pl. praet. ind.) 4794 *unsûze* (adv.): *fûze* (acc. pl.) 3836 *guot* (adj.) : *behût* (part.).

2) Die einzelnen Vokale.

a, â.

§ 62. Elis. reimt die Nebensilbe *-sam* auf *âm*. Die Erlös. nicht. Dazu Zwierzina ZfdA. 45,98 f („die Erlösung wagt das lange *sâm(e)* noch nicht") und Siegel 122 Anm. 2 (mit wesentlichen Druckfehlerberichtigungen zu Zwierzinas Zitaten).

Erlös. reimt 19× *-sam : -am;* Elis. sehr oft.
Elis. reimt 4× *sam : âm;* Erlös. nie.
Erlös. reimt 1× *-sâme(n) : lichâme(n);* Elis. 8×
Elis. reimt 23× *-sâmen : -âmen* (im Hauptton); Erl. nie.

Herbort reimt *-sam* meist mit Kürze, aber auch mit Länge. Elis. würde also weiter nach Norden gehören.

§ 67. *sol/sal.*
Elis. reimt 30× *sol*, 29× *sal* (u. *salt*).
Elis. reimt 20× *sol*, 6× *sal.*

§ 75. Über die Kontraktion *von ahe* > *â* siehe oben S. 156!

e, ê.

§ 79 ff. *hërre* reimt in der Erlös. 12× auf *ërre* (von Zwierzinas *e*-Belegen ZfdA. 45, 23 A. 1 sind 3156 u. 5732 zu streichen). 5732 reimt *herren* : *mirren;* ebenso ist 383 *hêren* : *êren* bemerkenswert.

Elis. reimt *herre* nur auf ë.
Über *gên* und *stên* s. u.!
Sarrazên(e,en) reimt in der Erlös. 3650 6070, 2380 : *schin, latîne, schînen,* in der Elis. nicht.

§ 87. Über Kontraktion *ehe* > *ê* s. o. S. 156!

Digitized by Google

i, î.

§ 92 f. adv. auf *-lich, -liche;* vgl. Zwierzina ZfdA. 45,94 A. 5.

	Elis.	Erlös.
adv. auf *-liche* reimt in sich:	50 ×	4 ×
„ „ „ „ : adj. *rîche:*	39 ×	13 ×
	(+ 5 subst. *rîche*)	
„ „ „ „ : adj. *-rîche*	20 ×	1 ×
	(+ 18 subst. auf *-rîche*)	
adv. auf *-liche* erscheint im Ganzen im Reim	132 ×	18 ×
„ „ *-lich* „ „ „ „	6 ×	25 ×

§ 96. inf. *lîn* (ligen) Elis. 3 × Erlös. 0 ×.
flekt. Form *lît* Elis. u. Erlös. oft.
flekt. Form *liget* Elis. 0 ×, Erlös. 2 ×.
inf. *ligen* Elis. 2 ×, Erlös. 2 ×.

§ 100 Feminin-Suffix *—în, —inne*
Es reimt *—în* in Elis. 10×, Erlös. 8×.
Es reimt *—inne* in Elis. 31×, Erlös. 5×.

Zwierzina ZfdA. 95, 77 Anm. 1 sucht diese Verhältnisse durch die Entwicklung des Dichters zu erklären. Zu Zwierzinas Ausführungen ist manches hinzuzufügen. Das Mittelstück der Elis., in dem schon der Dichter „den Höhepunkt der Technik erreicht" und „mit seinen eigenen Formen *(inne)* sein Auslangen zu finden" sucht, schmilzt dadurch sehr zusammen, daß 1) der Reim 2053 *(minnecrîn : schrîn)* übersehen ist; daß 2) zwischen vs. 2535 u. 4070 weder *—în* noch *—inne*-Belege erscheinen. Ferner wäre zu beachten, daß fast alle Belege der Elis. auf *—inne* Reime auf *fürstinne* sind; diese Bindung kommt in der Erlösung überhaupt nicht vor.

§ 102a. In zwei Fremdwörtern ist in der Erlös. *e* vor *n* + Konsonant mit *i* gebunden: 459 *dinster : fenster* 2761 *kint : birment.* In Elis. nicht.

§ 103. Über die Kontraktion *iehe* > *î* vgl. oben S. 156!

o, ô.

Daß die Zahl der *ô*-Reime in der Erlösung „fast doppelt so stark" ist als in der Elisabeth, stellte E. Schroeder fest[55].

§ 108. Erlös. 3174 reimt *schône : plane;* Elis. nicht.
Die Überlieferung ist hier vielleicht verdorben.

ei.

Reime von *ci* < *age, ege* mit altem *ei.*

	Elis.	Erlös.		Elis.	Erlös.
geleit (part.): *-eit*	29	17	*leget* (ind.)	0	1
geleit „ : *geseit*	1	3	*gesagt* (pt.) : *magt*	6	13
geseit „ : *-eit*	3	3	*gesagt* „ : *behagt*	1	6
gelaht (= *geleit*)	10	4	*magt* : *behagt*	14	6
gelegt „	0	2	(usw.)		

55) Göttinger Nachrichten 1918, 419.

Digitized by Google

Zwierzina ZfdA. 44, 353, 354 A. 1, 358, 359 u. H. Fischer Zur Geschichte des Mhd. (Progr. 1889) sind dazu zu vergleichen. Meine Tabelle zeigt, daß manches sich anders verhält, als Zwierzina meinte. Erlös. hat nicht nur mehr *geseit : geleit* als Elis., sondern auch mehr *gesagt : magt, behagt.*

Ich möchte aus den gegebenen Belegen schließen, daß für Elis. *magt* die eigene Form ist (14× : *behagt!*), daß für Erlös. *meit* anzusetzen ist, sodaß die 3 Belege *geseit : geleit,* die 3 für *geseit: — eit* und die 13 für *gesagt : magt* zusammen zu fassen wären. Es blieben dann für *Erlös.* 6× *gesagt* neben 19× *geseit;* 6× *magt* neben 13× *meit.* Für Elis. dagegen wären 7 *gesagt* neben 4 *geseit,* 20 *magt* (neben 1 *meide*) zu stellen.

Auffallend ist der Unterschied	**geleit**	**gelaht :**	**geleget**
	Elis. 30	**Elis. 20**	**Elis. 0**
	Erlös. 20	**Erlös. 4**	**Erlös. 2**

Zwierzinas „*sagete* ist häufig" (a. a. O. 358) stimmt nicht; es fehlt in Elis. wie in Erlös.

i u.

§ 128 u. § 129. *iuw : uw* und *iu : û* s. o. S. 157!

§ 130. *iu : ôu* s. o. S. 157!

u o.

§ 135,1 ausl. *u : uo* Elis. 49×, Erlös. 28×; ausl. *uo : uo* Elis. 8×, Erlös. 9 ×.

§ 135,2. *sun : tuom* Elis. 3×, Erlös. 0×.
sun : tuon Erlös. 16×, Elis. 0×.
friunt : stuont Erlös. 8×, Elis. 3×.
friunde : -iunde Erlös. 0×, Elis. 4×.

b) Zum Konsonantismus.

n-Abfall.

§ 162a. Erlös. reimt 5710/11 *blûmen* (gen plur) : *rûme* (dat sg) Elis. kennt den *n*-Abfall beim Subst. nicht.

m b.

§ 168. Erlös. reimt *tump, krump:* lat. *-um; lamp: -sam,* Elis. nur *krümbe : ümbe.*

t-t : t.

§ 176. Die von Siegel aufgezählten Bindungen von inlautendem Dental nach Konsonant + Suffix-*t* auf einfaches *t* nach demselben Konsonanten (im ganzen 29 Bindungen) fehlen alle in Erlös.

§ 177. *—eit-te : eite* Erlös. 7×, Elis. 27×.

n g.

§ 195. *ng* reimt in sich Erlös. 10×, Elis. 74×.
ng : nc Erlös. 6×, Elis. 14×.
nc reimt in sich Erlös. 1 ×, Elis. 2 ×.

Schirokauers Darstellung Beitr. 48,103 stimmt nicht.

h.

§ 202. a) über den Reim *rht : rt* s. o. S. 157!
b) *bevalh : al* 4× in Elis., 0× in Erlös.
c) *hô : ô* in Elis. 3× lauter Adj.; Erlös. 8× (darunter 4 Adv.).
hôch : -ôch in Elis. 2× (adj.), Erlös. 0×.

Digitized by Google

§ 203. Über die Synkope *ahe* > *â* s. o. S. 156!
§ 204. Über *hs : ss* s. o. S. 157!
§ 208. Über *voget : got* s. o. S. 157!

B. Aus der Formenlehre.

Zum Substantiv.

§ 210. Die Dative der Ländernamen auf *—lant* reimt Erlös. nur ohne *—e,* die Elis. auch mit *—e.* Den dat. des einfachen Worts *lant* reimt Elis. nur mit —e, Erlös. 3× *lant,* 4× *lande.*

§ 213. Plural *kinde* fehlt in Erlös.; *kint* als Plur. reimt oft;
Plural *lande* fehlt in Erlös.; dagegen oft *lant* als Plural;
Plural *tiere* fehlt in Erlös.; dagegen 1× *tier* als Plural.

Alles umgekehrt wie in Elis.

§ 221. Die abnormen Plurale *münde* und *denke* fehlen in Erlös.; Elis. steht hier zu Herbort. Vgl. Siegel a. a. O.

§ 224. Dativ von *hûs* heißt in Elis. *hûse,* in Erlös. *hûs.*

§ 228. Erlös. reimt 23× *zustunt,* Elis. 6×;
dat. u. acc. von *wise* heißt in Elis. 29× *wise,* 1× (dat.) *wîs;* die Erlös. reimt 4× dat. *wîs,* 3× acc. *wîs;* daneben 1× dat. *wise,* 3× acc. *wise.*

§ 254 ff. *frist* erscheint in den obliquen Kasus in Elis. 18× flekt. 18× unflekt.; in Erlös. 15× flekt., 15× unflekt.

Auch bei anderen Feminina der Art zeigt sich in der Elisabeth eine größere Neigung zu den flektierten Formen. Die Erlös. hat dagegen Neigung zu Kurzformen; auch bei den Nominativen *pliht, geschiht, angesiht, aht* zeigt sich das.

Zum Adverb.

§ 274. *sît, siden, sint.* Zwierzina: „Die in der Technik noch unselbständigere, von oberdeutscher Tradition abhängige Erlösung wagt kein *sint*" (ZsfdA. 45,97). Aber auch zwischen *sider* und *sît* ist Unterschied vorhanden:
Elis. 8× *sît,* 1× *sider,* 5× *sint.*
Erlös. 2× *sît,* 3× *sider,* 0× *sint.*

§ 275. *mê, mêr, mêre* als Adverb.
Elis. 28× *mê,* 4× *mêr,* 27× *mêre.*
Erlös. 19× *mê,* 4× *mêr,* 5× *mêre.*

§ 276. *nâch, nâhe.*
nâch in Elis. nur in Wendungen wie *nâch ruofen;*
in Erlös. auch *hernâch* und *vor* und *nâch.*
nâhe, das Elis. öfter hat, fehlt in Erlös.

§ 283,9 *dan* reimt Elis. 4×, Erlös. 37×.

§ 285. *sâ* kennt Erlös. ebenfalls häufiger als Elis., die ihrerseits *iesâ* öfter hat:
Elis. 1× *sâ,* 12× *iesâ,* 0× *alsâ.*
Erlös. 7× *sâ,* 5× *iesâ,* 3× *alsâ.*

Digitized by Google

Zum Verbum.

§ 296. Erlös. reimt 1. sg. praes. ind. *-en* und zwar 2× bei *mi*-Verben, 6× bei anderen.
Elis. reimt *-e* und *-en*.

§ 303. 3. plur. praes. ind. Erlös. 7× *-n*, 2× *-nt*, Elis. 1× *-n*, 4× *-nt*.

§ 313. Erlös. hat *vân* (s. o. S. 156), daneben 1× *vangen*, Elis. *vâhen*.

§ 315. *sazte* (Elis 4×), *gesatzt* (Elis 2×), *gesetzet* (Elis 2×) fehlen in der Erlös.

§ 316,3 Grammatischer Wechsel *h* — *g*.
Erlös. reimt *gezigen* (part.) und *virzigen* (3. pl. praet.) auf *-igen*. Elis. kennt nur 2× die neutrale Bindung *verlihen : unverzihen*, für die Siegel a. a. O. mit Recht Ausgleich des grammatischen Wechsels erschließt.
Erlös. bindet 2× *ersluoc : truoc;* fehlt in Elis.
Erlös. bindet 4× *slage(n) : trage(n)* u. a., Elis nicht.

§ 318,4 Die starken Formen *schrei* (Elis 2×) und *schriwen* (Elis. 2×) fehlen in Erlös. Dagegen reimt diese das in der Elis. fehlende Partizip *geschrît* (wie auch das gleichfalls in Elis. fehlende *verspît*).

§ 318,6. *began, begunde.*

	Elis.		Erlös.	
began prägnant	7	45	5	7
began umschreibend	38		2	
begunde umschreibend	9		3	

§ 323 e. *sal/sol* s. o. S. 168!

§ 323 f. 1. 3. sg. praes. *mac* Erlös. 23×, Elis. 9×.

§ 329. 3. sg. ind. des Verb. subst. Erlös. reimt 1× *is : gewis*. Elis. nicht; 3. plur. praes. ind. Erlös. 1× *sîn*, 21× *sint*, Elis. 7× *sint*.

Der Infinitiv *sîn* steht in Elis. 49×, in Erlös. 52×; der Infinitiv *wesen* steht in Elis. 2×, in Erlös. 21×.
Das Gerundiv *wesene*, das Elis. 5 × hat, fehlt in Erlös.

§ 325. *wolte(n) : solte(n)* in Elis. 31×, Erlös. 17×.

§ 327. Inf. *hân* als Hilfsverb. in Elis. 3×, Erlös. 3×;
als Vollverb. in Elis. 22×, Erlös. 27×.
inf. *haben* als Vollverb. in Elis. 1×, Erlös. 7×.
3. sg. praes. ind. *hât* als Hilfsverb. in Elis. 21×, Erlös. 46×.
3. sg. praes. ind. *hât* als Vollverb. in Elis. 10×, Erlös. 17×.
1. plur. Praes. in Elis. 1×, Erlös. 4×;
2. plur. Praes. in Elis. 1×, Erlös. 4×;
3. plur. Praes. *hân* in Elis. nicht, in Erlös. 2×;
3. plur. Praes. *hânt* in Elis. 2×, in Erlös. 0×.
Auch bei den Praeterita von *hân* ergeben sich Unterschiede:

3. sg. ind.	*hatte*	*hâte*	*hette*	*haete*
Erlös.	3 Vollverba, 1 Hilfsv.	0	0	0
Elis.	3 Vollverba	20 Vollv.	7 Vollv.	4 Vollv.
		37 Hilfsv.	4 Hilfsv.	4 Hilfsv.

Digitized by Google

3. plur. ind. reimt Elis. 7×, Erlös. 3× *hâten.*
3. sg. conj. reimt Erlös. 3× *hette* als Vollverb., 4× *haete* (davon 1 Hilfsverb.); Elis. reimt 5× *hette* (davon 4× als Hilfsverb.) und 13× *haete* (davon 4× als Hilfsverb.); dazu kommen 2× *hetten* (3. plur. conj.) als Vollverb., 1× *hetten* als Hilfsverb.

Also im Ganzen erhebliche Unterschiede. Zwierzinas Bemerkungen (ZfdA. 44, 109 A. 1) treffen nicht zu.

§ 329. *gên, stên / gân, stân.*
Erlös. 23× *ê*, 53× *â*, 39× neutral;
Elis. 31× *ê*, 4× *â*, 20× neutral.

Bei den *ê*-Reimen der Elisabeth sind 29 Reime auf *Elisabet.* Aber auch in der Erlös. sind etwa 16 *ê*-Reime durch fremde Namen bedingt.

Zwierzinas Meinung (Zs. f. d. A. 44, 353 u. 45, 163), daß die *â*-Formen nicht die des Dichters sein könnten, ist wohl heute nicht mehr zu halten. Frings hat gezeigt, daß die *â*Form einst weitre nach Süden reichte, daß die *ê*-Formen erst im späteren Mittelalter von Süden her eingedrungen sind. (Vgl. Kulturströmungen 132—135; I. F. 45, 278.) Wir haben vielleicht mit Mischzustand zu rechnen, in dem beide Formen nebeneinander bestehen. Vgl. aber Siegels ausführliche Erörterungen, die sogar für Elis. die *â*-Form sichern wollen.

Im Ganzen, glaube ich, ergibt sich aus den angeführten Reimen ein recht erheblicher Unterschied zwischen dem Gebrauch der Elisabeth und der Erlösung. Diese Unterschiede fallen umso mehr ins Gewicht, als nach den Feststellungen des ersten Teils beide Gedichte innerhalb der gleichen zwanzig Jahre etwa entstanden sein müssen.

2. Zur Metrik.

Schon eine flüchtige Untersuchung über die Metrik von Elisabeth und Erlösung ergibt, daß die Behauptungen von Bartsch, Germania 7, 11 ff., zum Teil falsch sind. Wenn er z. B. erklärt, daß der Dichter „eine gewisse Vorliebe für den klingenden Reim zeige", so widerspricht das den Tatsachen. Nach Siegels Aufstellungen kommen in der Elisabeth auf etwa 2700 stumpfe Reime 2400 klingende, d. h. also im Durchschnitt auf etwa 300 stumpfe Reime je 270 klingende Reime. Das Verhältnis schwankt in den einzelnen 1000 Versen. Vor allen Dingen ergibt sich nur im 5. und 6. Tausend ein Überwiegen der klingenden Reime. Für die Erlösung habe ich festgestellt, daß im zweiten Tausend auf 377 stumpfe Reime nur 110 klingende Reime kommen, Im sechsten Tausend sind bei 361 stumpfen Reimen sogar nur 93 klingende; das bedeutet also einmal, daß der Dichter keineswegs die klingenden Reime bevorzugt; es bedeutet zweitens, daß wiederum ein ganz erheblicher Unterschied zwischen dem Gebrauch der Erlösung und der Elisabeth besteht. Vierhebig klingende Reime kommen in der ganzen Elisabeth nur dreimal vor. Im sechsten Tausend der Erlösung stehen allein drei. Der Auftakt in der Elisabeth ist nach Bartsch fast durchgängig einsilbig. In der Erlösung ist das

Digitized by Google

keineswegs der Fall. Die gleichen Reime sind wieder in der Elisabeth bedeutend häufiger als in der Erlösung.

In verschiedenen anderen Punkten weicht die Erlösung weniger stark von der Elisabeth ab. Was die Behandlung der Senkungen und des Auftaktes betrifft, so hat Rieger seiner Zeit für die Elisabeth festgestellt (Einl. der Ausgabe S. 12 ff.), daß sich ihr Dichter „hierin nicht mehr an Gottfried von Straßburg, sondern schon an Konrad von Würzburg" anschließt: 1) Eine Hebung, vor der die Senkung fehlt, soll danach nicht mehr auf schwaches *e* fallen; 2) die Senkung darf nicht zwischen zwei verschiedenen Wörtern, sondern nur innerhalb desselben Worts fehlen; 3) zweisilbiger Auftakt wird gemieden. Für alle diese Fälle stellt Rieger auch schon für die Elisabeth gewisse (allerdings sehr unbedeutende) Ausnahmen fest. Vielleicht sind sie für die Erlösung ein wenig zahlreicher; ich nenne für 1): 2371(61) *sît únser hérré niht mê* und 2853(2708) *mich dúnkét ich hân geséhen;* zu 2): 2756(2613) *dâ her Dâvit ûf sáz;* 2858(2711,$_2$) *dáz mir zû keiner stúnt;* 2860(2711,$_4$) *dés gip nur dînen rât;* 461 *dâ iht wérè;* zu 3) 507 *sie die hérren álle glíchè;* 2439(29) *hîne wége . .;* 2694(2565,$_{162}$) *daz sie über álle fraúwen wése;* 3043(2778) *durch der heiligén prophéten múnd.*

Diese Belege machen keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit, während Rieger offenbar alle Fälle aus der Elisabeth beigezogen hat. So bleiben doch auch hier bei der Erlösung mehr Freiheiten als bei der Elisabeth; das würde gut zu der Beobachtung stimmen, daß auch im Stil der Elisabeth-Dichter sich mehr an die Art Konrads von Würzburg, der Erlösungsdichter mehr an Gotfried anschließt. Aber auch wenn sich in der Prosodie und Metrik weniger Unterschiede zwischen den beiden Gedichten ergeben, darf das nicht auffallen. Es steht fest, daß der Erlösungsdichter die Elisabeth gekannt und benutzt hat; und so ist es nicht merkwürdig, wenn er sich auch in metrischen Dingen von ihr beeinflussen läßt. Größere Freiheit hat er sich offenbar gewahrt; eine ganze Reihe von Unterschieden bleibt auf jeden Fall auch im Metrischen bestehen.

3. Zum Wortschatz.

Bei der Heranziehung des Wortschatzes für die Verfasserfrage muß man mit größter Vorsicht arbeiten. Bauer hat im ersten Teil seiner Arbeit erwiesen, daß Unterschiede, wie sie Leitzmanns Wortlisten zeigen, bei sicher dem gleichen Dichter gehörenden Werken genau so festzustellen sind. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die von Leitzmann als evidenter Beweis gegen die Verfassereinheit aufgeführten Belege bei Annahme eines und desselben Verfassers „geradezu auffallend normal sind". Immerhin enthält Leitzmanns Liste einiges sehr Beachtenswerte[56], so die Feststellung, daß in der Eli-

56) Beitr. 38, 529 ff.

Digitized by Google

sabeth französische Sprachbrocken durchaus fehlen, während sie in der Erlösung häufig sind, wie der Gruß des Königs Herodes an die heiligen drei Könige (Vers 3232) *‚dê vô bênie'* oder der Gebrauch von *lesen* in der Bedeutung von sagen, erzählen, der in der Elisabeth nicht, in der Erlösung oft vorkommt[57] oder die Verbindung von *machen* mit Adjektiv in der Elisabeth ganz selten[57], in der Erlösung 20 mal belegt, oder die Bezeichnung Gottes durch *trehtin,* in der Erlösung 5 mal, in der Elisabeth garnicht belegt, wie schon Zwierzina festgestellt hatte. Gerade zu diesem Wort sei auf Wesles Bemerkung, Beiträge 248, 151, verwiesen, wonach für die Bezeichnung Gottes beim gleichen Dichter immer wieder dieselben Typen wiederkehren. „Hier müßte sich — ich zitiere Wesle — die Identität der Verfasser am schlagendsten zeigen lassen."

Bauer stellt noch andere Sinngruppen von Substantiven zusammen wie Münzen, Tiere, Musikinstrumente, Stoffe und Kleidung, Schmuck, Nahrung. Bei fast allen ergeben sich auffallende Verschiedenheiten; zum Teil sucht sie Bauer wieder durch Ansetzen der „Entwicklung" von Erlösung zu Elisabeth, z. T. aus „der Vorlage" der Erlösung zu erklären. Maßgebende Hinweise dürfte man sich schließlich noch von den Lieblingswörtern und von den schmückenden Beiwörtern versprechen, die die Dichter verwenden. Oessenich S. 71 und Bauer S. 27 ff., haben sie untersucht, und es ergeben sich sehr erhebliche Unterschiede im Gebrauch der beiden Dichter. Adjektive auf *-sam* finden sich in der Erlösung im Ganzen nur 29 mal, in der Elisabeth 150 mal. Im Ganzen ist der Dichter der Elisabeth viel freigebiger mit Beiwörtern als der der Erlösung. Oessenich stellt fest, daß sich der Elisabeth-Dichter selten mit dem bloßen Pronomen, mit Nomina wie die Frau oder die Fürstin begnügte; er wählt immer eines der ihm geläufigen Beiwörter und zwar im Gegensatz zu seiner lateinischen Quelle, die sehr sparsam mit Beiwörtern ist. Am häufigsten und am liebsten verwendet der Dichter der Elisabeth durch *und* verbundene zweigliedrige Gruppen, wie *sêlec und gût, sêlec und klâr, sêlec und mild, sêlec und jung* usw. Diese Zweigliedrigkeit ist, wie schon einmal an anderer Stelle festgestellt wurde, ein besonderes Kennzeichen des Elisabethdichters. Das Adjektiv *klâr* steht bei Oessenich an erster Stelle. Es erscheint im ersten Drittel der Elisabeth 27 mal als Attribut, in der ganzen Erlösung kommt es nur 6 mal vor. Es ist nicht verständlich, warum Bauer, der die Lieblingsepitheta der beiden Dichter vergleicht, *klâr* hier überhaupt nicht erwähnt. *Hêr* erscheint in den ersten tausend Versen der Elisabeth 8 mal. Weitere Belege gibt Oessenich nicht. In der ganzen Erlösung erscheint es nur 4 mal. Umgekehrt erscheint *lobelich* als besonderes Lieblingswort des Erlösungsdichters 30 mal in der Erlösung, aber nur 3 mal in der Elisabeth. Oessenich stellt

57) Vgl. die Einschränkungen, die Bauer S. 12/13 an Leitzmanns Liste vornimmt; trotzdem bleiben die Unterschiede auffallend.

Digitized by Google

allerdings fest, daß sowohl in der Verwendung der Adjektive auf *-sam* wie auch anderer Lieblingsepitheta der Elisabethdichter sich stark an Konrad von Würzburg anschließt. Die Elisabeth hat 95 Belege des Adjektivs *lobesam* im Reim gegen 20 der Erlösung. Die streng höfischen Dichter meiden diese Bindungen auf *-sam,* da sie zu bequeme Reimmöglichkeiten bieten, wie Haupt zu Engelhardt hervorgehoben hat. Die Zahl der Adjektive steigert sich im Ganzen in 500 Versen für die Erlösung von 125 bis zu 176, für die Elisabeth von 186 bis 235. Doch ist die Steigerung keine ununterbrochene Reihe. Auch die volksepischen Wörter haben Oessenich und Bauer untersucht. An auffallenden Verschiedenheiten nenne ich nur *gemeit* in Elisabeth 13 mal, in Erlösung 3 mal. *Helt* in Erlösung sehr oft (jeder auftretende Prophet wird z. B. als Held eingeführt), in der Elisabeth fehlt es. In der Erlösung fehlen ferner *ellenthaft, ellentlich, künne* und *verhauwen, vermessen, wîgant.* An höfischen Wörtern, die in der Erlösung fehlen, verzeichnet der Elisabethdichter *massenie* 4 mal, *sürkot* 4 mal, *baldekîn* sehr oft.

4. Der Stil.

Mit den letzten Bemerkungen sind schon Stilunterschiede besprochen worden. Für die Stilvergleichung stehen mir die wertvollen Sammlungen und Untersuchungen von Oessenich und Bauer zur Verfügung. Bauer hat seinerseits auf die Arbeit von Oessenich aufgebaut und sie für die Erlösung ergänzt. Er will die Einheit der Verfasser beweisen; es ist verständlich, daß er dabei die Gleichheiten zu stark betont, die Verschiedenheiten dagegen zu gering einschätzt. Ich versuche, die Verhältnisse auf das richtige Maß zurückzuführen. Dabei kann ich es mir ersparen, alle zweifelhaften und nichts beweisenden Einzelheiten noch einmal aufzuzählen. Vielmehr verweise ich ein für allemal im Ganzen auf das Material der genannten Arbeiten. Im Übrigen gehe ich so vor, daß ich zuerst Bauers positive Ergebnisse würdige und dann unabhängig von ihm die wesentlichen Unterschiede herauszuarbeiten suche, die in dem Stilgebrauch der beiden Dichtungen bestehen. Zuerst ein Wort über Bauers Methode. Ausgezeichnet und völlig überzeugend finde ich seinen Beweis, den er gegen die Brauchbarkeit der Wortschatzlisten führt. Ich habe schon oben davon gesprochen. Dagegen halte ich seine Heranziehung von Väterbuch und Passional K methodisch nicht für einwandfrei. Dieses Gedichtpaar ist deshalb besonders unglücklich gewählt, weil — Bauer stellt das S. 11, Anm. 1 selbst fest — auch für dieses Paar die Verfassereinheit nur angenommen wird, nicht gesichert ist; sie wird neuerdings sogar wieder stark bestritten. Daher können auffallende Unterschiede zwischen Elisabeth und Erlösung keinesfalls dadurch einleuchtend gemacht werden, daß sie (oder ähnliche) auch bei Passional K und Väterbuch erscheinen.

In Ganzen bleiben nach Bauers eigenen Ausführungen außer den Versparallelen (über die ich oben gesprochen habe) nur zwei Punk-

Digitized by Google

te, die Verfassereinheit beweisen könnten; der erste ist der Gebrauch der Anapher. Aber auch hier sind erhebliche Unterschiede. Das Verhältnis zwischen Erlös. u. Elis. ist *2*:4,8 statt *2*:3, wie es zu erwarten wäre. Dagegen hat die Erlös. beim Substantiv allein 24 × die Anapher, die Elis. nur 6 ×. Anapher von *all* und *kein* ergibt sich zu leicht, als daß man zu weitgehende Folgerungen daraus ziehen dürfte. Im Uebrigen wird die Fortgeschrittenheit des Anaphergebrauches in der Elis. wieder mit dem zeitlichen Abstand erklärt.

Besonderen Wert legt Bauer auf eine zweite Erscheinung, die Behandlung der direkten Rede (§ 59 ff.); und zwar untersucht er des Näheren die Einführungen der direkten Rede. Als Ergebnisse formuliert er (S. 69): 1. bei den vorgestellten Einführungen: „. . . so viel ist bewiesen, daß sie keineswegs gegen die Verfassereinheit . . . spricht". Gruppe *2* und 3 „gestatten keinerlei interessierende Schlüsse." Bei der spezielleren Untersuchung der vorgestellten Redeeinführung gelingt es Bauer, nur in einigen Erscheinungen Uebereinstimmungen zu erweisen, die in das Gebiet des Wortschatzes gehören; so die gleiche Verwendung von *zusprechen,* von *aber* bei der Wiederaufnahme der Rede, von *dugentliche* als adverbieller Beifügung. Neben Uebereinstimmungen finden sich auch hier auffallende Unterschiede. Besonders wichtig scheint es mir, daß die beiden Gedichte im Gebrauch von *alsus, also, sus, so* ganz wesentlich von einander abweichen. Die Anwendung der Entwicklungstheorie, zu der Bauer wieder seine Zuflucht nimmt, ist hier aber auch keine Erklärung.

Neben diesen wenigen Uebereinstimmungen, läßt sich eine ganze Reihe von Unterschieden feststellen. Bei Heraushebung der wichtigsten von ihnen bemühe ich mich im Folgenden, über die Einzelheiten hinaus zu übergeordneten Stileigenheiten vorzustoßen, aus denen heraus sich die einzelnen stilistischen Unterschiede verstehen lassen. Schon jener Unterschied im Gebrauch stehender Beiwörter deutet in eine Richtung, in die noch andere stilistische Eigenheiten weisen.

Die formelhaften Bezeichnungen der Gesamtheit, die die Elisabeth häufig zeigt, kennt die Erlösung kaum; Bauer wird dem hier bestehenden Material nicht voll gerecht (S. 48). Oessenich (55 ff.) stellt fest, daß die Elis. über ein Dutzend Mal die Formel *beide frouwen unde man* bringt (*2* × ohne *beide),* die Erlös. nur 1 ×. Zahlreiche ähnliche formelhafte Gruppen stehen außerdem in der Elis. daneben (vgl. Oessenich 55/6). Die Formel *die alten und die jungen* erscheint 6 × in der Elis., in der Erlös. fehlt sie. Je 2 × steht in Elis. und Erlös. *junc und alt* (Oessenich 55, Bauer 48). Zweigliedrige Gruppen wie *ritter unde frouwen, fursten unde frien, ritter unde knechte* belegt Oessenich (53) aus der Elis. ein Dutzend mal. Sie fehlen in der Erlös., obwohl die Gelegenheit, sie anzubringen, nicht so ganz selten ist, wie Bauer S. 48 meint.

Digitized by Google

Der Gesamteindruck ist der, daß der Elisabethdichter in viel größerem Umfang die zweigliedrigen Formeln verschiedener Art verwendet als der Erlösungsdichter. In dem Abschnitt „Breite der Darstellung" weist Oessenich (68 ff.) darauf hin, daß der Elis.-Dichter „viel Worte gebraucht, um wenig zu sagen". Es zeigt sich, daß bei all den Erscheinungen, die diese überflüssige Breite bedingen, die Elisabeth die Erlösung übertrifft.

Auch Bauer muß feststellen, daß die Erlös. „die nicht gehäuften Appositionen im allgemeinen schmuckloser baut" als die Elisabeth. „So können 50% davon mit ihrem Beziehungswort im selben Vers stehen, in der Elis. nur 8%." Wenn Bauer betont, daß die Erlös. fast alle Arten der Apposition auch kenne, sie nur sparsamer verwende als die Elis., „sodaß es sich weit mehr um quantitative als um qualitative Verschiedenheiten handelt" (S. 59), so ist ja gerade das das Entscheidende. Der Elisabeth-Dichter ist wortreicher, breiter, dieser Eindruck entsteht überall immer wieder. Ob man das mit einem Hinweis auf die Entwicklung abtun kann, scheint mir fraglich, ganz abgesehen davon, daß diese Entwicklung nicht besteht. Ganz unmöglich scheint mir das aber, wenn wir dem Elis.-Dichter mehrfach geringere Reimkunst nachweisen müssen. Aus Reimzwang trennt der Elis.-Dichter zusammengehörige Satzteile (Bauer 60):

9707 f. *da unser herre sîn gebot,*
der herre almechtige got,
wolde nun erzougen.

Die von Bauer beigebrachte Parallele aus der Erlös. steht auf ganz anderem Feld:

Her Moyses hernach entstunt,
der viel gedrûwe godes frunt.

Ganz zwanglos ergibt sich diese Stellung im Gegensatz zu jenen Elis.-Beispielen. Aber noch tollere Schachtelungen bringt der Elis.-Dichter, so Vs. 7526 und an anderen Stellen. Ebenfalls ganz unmögliche Wortstellungen hat die Elisabeth 1038, 2930, 3696, 7012, 8933; die Erlösung kennt derartiges nicht. Sie sind nur durch das mangelhafte Talent des Elisabeth-Dichters zu erklären. Aus demselben Grund befindet sich in der Elisabeth eine ganze Reihe von Flickwörtern und Flickversen, die in der Erlösung fehlen. Gewiß kennt auch die Erlösung manches derart (z. B. das weitverbreitete *iesa* oder auch das auffallende *überlût,* das die Erlösung 3 mal, die Elisabeth 4 mal verwendet). Aber daneben stehen doch zahlreiche Fälle, die in der Erlösung fehlen. *Weiz got* verwendet die Elisabeth mehrfach, die Erlösung nie. Für *iesâ gereit* gibt Oessenich 14 Belege. *Allermeist* steht in der Elisabeth 13 mal, in der Erlösung nur 3 mal. *in aller der geschicht* bezw. *in der geschicht* steht in der Elisabeth 4 mal, in der Erlösung 1 mal. In der Erlösung wird daneben noch ein weiteres *geschicht* im Reim verwendet, während die Elisabeth noch 4 Fälle kennt, in denen *geschicht* ebenfalls überflüssigerweise, noch 3 andere, in denen es sinnvoller Weise ver-

Digitized by Google

wendet wird. Schon Oessenich hat beobachtet (S. 86 f.), daß man „in der Legende eine gewisse Nachlässigkeit in der Versbildung der Reimpaare beobachten" kann . . . „manche Verse, die sozusagen inhaltslos sind oder sogar etwas mit dem Vorgehenden in Widerspruch stehen, sind nur des Reimworts wegen gesetzt." Hierher gehören versbildende Formeln: *nâch fründlichen sachen* Elisabeth 2 mal, *von disen selben sachen* Elisabeth 4 mal, außerdem noch 2 mal *von . . . sachen* mit anderem Beiwort; daneben hat die Erlösung nur 3 mal den Dativ *sachen* im Reim mit je einem anderen Beiwort. Die Elisabeth verwendet ferner 5 mal die Formel *al iesâ zû mâle*; die Erlösung kennt diesen Gebrauch nicht. *In disen selben stunden* steht in der Elisabeth 7 mal, in der Erlösung nur einmal als Versfüllung. *In dirre zît iz alsô quam,* steht 3 mal in der Elisabeth, daneben 1 mal in der Erlösung. *Hernâch ez aber also quam; sô ez beste mochte sîn* in der Elisabeth 3 mal, in der Erlösung nicht. Nebensätze mit *suln* wendet der Dichter „fast gedankenlos an" (Oessenich S. 67); wo das Reimwort *solde* sich einstellte, folgt auch rein mechanisch das entsprechende Reimwort *wolde* und umgekehrt. Diese Nebensätze . . . „sind für den Inhalt meist bedeutungslos, lediglich Flickverse" (ebenda). Aus dem Reimwörterbuch ergibt sich (s. oben S. 172), daß den 31 Reimen *solde / wolde* der Elisabeth nur 17 der gleichen Art in der Erlösung entsprechen. Noch stärker ist der Unterschied bei der formelhaften Umschreibung mit *began, begunde* (s. oben S. 172, § 318, 6); die Elisabeth verwendet sie 47 mal, die Erlösung nur 5 mal.

Gleichfalls aus Reimnot schiebt der Elisabeth-Dichter oft kurze Sätze mit ‚als' ein: *als ûch vorher ist geseit* (Oess. 59). In der Erlös. finde ich diese Formel nicht. Die Formel: *als ich iz las* belegt Oessenich für Elis. 13 ×; daneben 3 × *als ich lesen* und *hân gelesen;* Erlös. hat 2 × *als ich las.*

Auch die Umschreibungen mit dem Partizipium Praesentis braucht die Elisabeth viel häufiger als die Erlösung (Bauer 64), offenbar aus der gleichen reimtechnischen Unfähigkeit heraus.

Hat so der Elisabeth-Dichter gegenüber dem Autor der Erlösung in der Technik seiner Kunst große Mängel, so übertrifft ihn der Erlösungsdichter zugleich in einigen anderen künstlerischen Fähigkeiten ganz wesentlich. Vergleiche, Metaphern und Bilder bringt der Dichter der Elisabeth unabhängig von seiner Vorlage nur ganz selten. Sie sind in der Erlösung zahlreicher; man vergleiche etwa die reiche Fülle der Bilder, die der Dichter beim Marienlob anwendet. Wenn er auch hier viel Traditionelles bietet, so ist doch nicht zu erkennen, warum er nicht auch in der Elisabeth beim Lob der Heiligen ähnliche Bilder und Metaphern herbeiziehen sollte.

Die phonetischen Figuren, Wort- und Klangspiele lassen ebenfalls die beiden Dichtungen auseinandergehen. Oessenich stellt S. 37 fest, daß sich in der Elis. „kein einziges ausgeführtes

Digitized by Google

Wortspiel findet, wie sie Gottfried von Straßburg und Rudolf von Ems in so reichem Maß aufweisen." Daneben stellt Bauer für die Erlösung eine recht beträchtliche Zahl solcher Wortspiele zusammen (S. 48 f.), von denen einige vollständig in Gottfriedscher Manier durchgeführt sind, z. B. in der Einleitung V. 2—70 die 27-fache Wiederholung des Stammes *wunder* oder V. 2995—2519 die 11-malige Wiederkehr des Stammes *lop*.

Bauer erklärt die Wortspiele der Erlösung ganz richtig als Einwirkung Gottfriedscher Kunst. Gottfried war ohne Zweifel das künstlerische Vorbild des Erlösungsdichters. Der Dichter der Elisabeth hat viel eher Konrad von Würzburg als seinem Ideal nachzueifern versucht. Es ist nicht möglich, wie das Bauer versucht, die erheblichen Unterschiede, die sich hier zwischen Elisabeth und Erlösung auftun, mit der (garnicht bestehenden) zeitlichen Entwicklung und mit einer von Beginn der Erlösung bis zum Ende der Elisabeth durchgehenden Verminderung dieser Spielereien wegzuinterpretieren.

Obwohl schon oben gezeigt wurde, daß die Elisabeth v o r die Erlösung zu setzen ist, habe ich doch, um die Theorien von Zwierzina und Bauer zu widerlegen, stets darauf hingewiesen, wie wenig die tatsächlichen Verhältnisse zur Entwicklungsannahme (Erlösung Jugendwerk, Elisabeth Alterswerk) passen. Man könnte nach manchem der von mir angeführten stilistischen Vorzüge des Erlösungsdichters sogar dazu kommen, die Entwicklungsthese umzukehren: Elisabeth Jugendwerk, Erlösung Alterswerk. Die Reihenfolge Elisabeth-Erlösung habe ich allerdings selbst oben erwiesen; aber alle übrigen Voraussetzungen würden auch d i e s e r These fehlen. Wieder müßte bei den zahlreichen Unterschieden eine längere Zeitspanne zwischen beiden Gedichten liegen; das ist nach meinen Darlegungen (s. S. 159 ff.) nicht möglich. Es würde außerdem aber eine ganze Reihe von Unterschieden bleiben, die auch so nicht erklärt werden könnten; ganz abgesehen davon, daß ein Teil der von Zwierzina und Sievers vorgebrachten Argumente es ausschließt, am g l e i c h e n Dichter festzuhalten und dabei die Reihenfolge der Werke umzukehren.

IV. Zusammenfassendes über Kunst und Geistesart der beiden Dichter.

Wenn es auch unmöglich ist, ein genaues Bild von der G e i s t e s h a l t u n g der Persönlichkeiten zu gewinnen, die hinter den Gedichten stehen, so will ich doch versuchen, einige Hinweise zusammenzutragen. Den Elisabethdichter charakterisiert Oessenich (S. 93) auf Grund ihrer genauen Analyse als einen gewissenhaften Uebersetzer, den „seine Phantasie und seine Kenntnisse jedoch nicht befähigen, über das Gegebene hinauszugehen. . . . Er ist kein überlegener Geist, Humor und Ironie fehlen ihm gänzlich. Seine Legende hat etwas von der Einförmigkeit der Klosterzelle, in der sie

Digitized by Google

vielleicht entstanden ist." Von der Erlösung kann man das nicht sagen. Eine Bemerkung, wie die über das 3. Gebot, V. 6434

daz dritte mac man lihte tragen:
daz man iedoch die firdagen
gar fliziclichen halden sol.
daz hielde ein ieclich mensche wol

ist deutlich ironisch, und die Art, wie der Dichter etwa das Lob Mariä verkündigt, zeigt deutlich, daß er dem trockenen Elisabeth-Dichter weit überlegen ist. Ich sprach schon oben davon, daß der Erlösungsdichter dazu neigt, in die geschichtliche Darstellung größere dogmatische Erörterungen einzuflechten. In der Elisabeth ist keine einzige Stelle zu finden, wo sich der Dichter mit derartigen Problemen abgäbe. Das mag seinen Grund haben in der Anlehnung an die Vorlage; aber er schweift auch sonst ab; und er hat sozusagen auch bei der Erlösung für die geschichtliche Darstellung seine genau formulierte Vorlage. Bartsch charakterisiert den Erlösungsdichter als einen „Mann von gelehrter Bildung, der des Lateinischen mächtig war", von dem es sogar „anzunehmen ist, daß er lateinisch sprach." Rieger dagegen erklärt vom Elisabethdichter (S. 58), daß er ein schlechter Lateiner ist, dem Uebersetzungsfehler begegnen, „die lediglich auf Unkenntnis lateinischer Worte beruhen." Der Erlösungsdichter zeigt sich als Kenner des klassischen Altertums, er hat Kenntnisse in der Musik und so ausführliche Vertrautheit mit der Baukunst, daß Bartsch in der Einleitung seiner Ausgabe hier „den einzigen Fall eines dichtenden Künstlers in der höfischen Zeit finden zu können glaubt." Auch in der weltlichen Literatur weiß der Erlösungsdichter gut Bescheid, und er ist ein Kenner der höfischen Sitten. Für den Dichter der Elisabeth kann von all dem nur das Letzte gesagt werden, auch er kennt die höfischen Sitten und zeigt sogar diese Kenntnis viel häufiger als der Erlösungsdichter, wie das ja nach der Art seines Stoffes gut möglich ist. Im Ganzen gestattet sich der Elisabethdichter nur unwesentliche Erweiterungen seiner Vorlage und weicht kaum von seiner Quelle ab. Wo er es einmal wagt, erleidet er kläglichen Schiffbruch. Man vergleiche damit die gelungene Art, mit der der Erlösungsdichter die ganze Erlösungsgeschichte komponiert und um die als Vorspiel erforderlichen Szenen, den Streit der Tugenden vor Gottes Thron und die Prophezeiungen der Juden und Heiden, erweitert; oder wie er in garnicht aufdringlicher Weise in dieser geschichtlichen Erzählung das gesamte Dogma unterbringt; wie er z. B. die umfangreichste Erörterung über die Trinität sehr geschickt in die Erzählung der Pfingstereignisse und der Aussendung der Apostel einfügt, indem er sie den predigenden in den Mund legt. (Vs. 5873 (5553) ff. s. o. S. 159 f.!)

Auf die außerordentliche Verschiedenheit der gesamten Darstellungsart führte mich eine zunächst nebensächlich erscheinende Beobachtung im Reimgebrauch. Es fiel

Digitized by Google

mir auf, daß die Konjunktive des Praeteritums, die Siegel S. 19 und § 86 verzeichnet, fast alle im Reim der Erlösung fehlten. Ich suchte hinter die Ursache zu kommen und fand, daß nicht bloß Konjunktive, sondern auch andere einfache Präterita im Reim nicht vorhanden sind: es fehlen z. B. *zôch, vlôch, dêch, verzêch, verlêch,* die die Elisabeth alle kennt; *pflac* steht in Elisabeth 32 mal, in Erlösung 9 mal; *gienc* in Elisabeth 58 mal, in Erlösung 22 mal. Dafür stehen mehr Partizipia *gegangen* in Erlösung als in Elisabeth; ähnlich ist es bei *geschehen*: Prät. *geschah* Erlösung 20 mal, Elisabeth 32 mal, Partiz. *geschehen* Erlösung 14 mal, Elisabeth 9 mal. Das Hilfsverb *hât* steht in der Erlösung 53 mal im Reim, in der Elisabeth, die viel umfangreicher ist, nur 25 mal. All das schien mir darauf hinzudeuten, daß die Elisabeth in viel größerem Umfang als die Erlösung das einfache Praeteritum hat, während diese das umschriebene bevorzugt. Eine Ausdehnung auf das Versinnere bestätigte diese Vermutung allerdings nur teilweise. Es ergab sich nämlich als auffallendstes Ergebnis, daß die Erlösung viel mehr Praesentia hat als die Elisabeth. Bei näherem Zusehen erklärte sich das leicht; in der Erlösung spielen die direkten Reden eine ganz andere Rolle als in der Elisabeth. Denkt man an den Streit der Tugenden, so ist das ohne weiteres verständlich; ebenso in den Prophetenszenen etwa. Aber darüber hinaus ist in fast allen Stücken der Erlösung ein starkes Hervortreten der direkten Rede zu beobachten; auch der Dialog spielt eine hervorstechende Rolle. Die Erlösung ist viel stärker dramatisch gestaltet als die Elisabeth. Hier wird der trockene historische Bericht selten und dann immer nur kurz durch einige wenige direkte Reden unterbrochen. Die Erlösung wechselt aber auch dadurch ab, daß sie neben den Bericht der Ereignisse mehr Zustandsschilderungen, mehr Ergebnismitteilungen stellt; die Elisabeth eilt immer weiter, ihrer Quelle folgend, den Ereignissen nach. Man wende nicht ein, daß eben durch die Quelle der Elisabethdichter in ganz anderer Lage gewesen sei als der Autor der Erlösung. Auch dieser hat eine „Quelle" gehabt. Und er hätte ebenso gut die Erlösungsereignisse rein chronologisch-trocken als geschehen im Praeteritum erzählen können. Er tut es nirgends über längere Abschnitte hin. War der Elisabethdichter der gleiche Mann, so hätte er die endlosen Berichte in Praeteritalform irgendwo einmal unterbrochen; er hätte irgendeine Betrachtung, eine Abwechslung eingefügt.

So ergeben sich auch aus der Betrachtung der Persönlichkeiten und der Künstler recht verschiedene Bilder. Nach allem, was ich vorgebracht habe, möchte ich behaupten, daß der Dichter der Erlösung begabter und fähiger war als der der Elisabeth; er hat mehr Phantasie, er packt seinen Stoff tiefer und geht mehr an die Probleme; dazu ist er technisch viel gewandter. Vor allem aber ist auch das Kunstideal ein anderes: hier Gottfried von Straßburg, dort Konrad von Würzburg. Wieder wäre der einzige Ausweg die Entwicklungstheorie; aber auch sie scheidet ja aus, wie schon mehrfach betont wurde.

Digitized by Google

Nachdem feststeht, daß beide Dichtungen, in der Reihenfolge Elisabeth-Erlösung, innerhalb der ersten zwanzig Jahre etwa des 14. Jahrhunderts entstanden sind, ist keine Möglichkeit der Verfassereinheit mehr vorhanden.

GIESSEN FRIEDRICH MAURER

EINIGE BEMERKUNGEN ZUR NEUEREN ACKERMANNFORSCHUNG

Durch die mustergiltige, von Alois Bernt und Konrad Burdach besorgte Neuausgabe der Ackermanndichtung wurde das Interesse für diese von neuem geweckt und verstärkt. Je größer die Wertschätzung des Dichtwerkes ist, desto größer ist auch der Anreiz, an die in Dunkel gehüllte Verfasserpersönlichkeit heranzukommen. Angeregt durch K. Burdachs Buch „Der Dichter des Ackermann und seine Zeit" (1926) ging auch ich der Lösung dieser wichtigen Frage nach. Meine Arbeit wird im 3. Jahrgange des Jahrbuches des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen demnächst zur Veröffentlichung kommen. Hier möchte ich in aller Kürze andeuten, in welche Richtung meine Arbeitsergebnisse weisen, die von denen Burdachs und Bernts — in letzterem Falle zum Teile wenigstens — abweichen.

Dem adeligen Herrn Johannes Pflug von Rabenstein, der von Burdach für das Jahr 1384 als Registrator in der königlichen Kanzlei in Prag nachgewiesen und als der Verfasser des „Ackermann" angesehen wurde, kommt die Autorschaft nicht zu. Es konnte weiteres publiziertes Quellenmaterial, das Burdach entgangen ist, herangezogen und daraus folgendes entnommen werden:

1. Johannes Pflug v. R. war, bevor er in die Reichskanzlei eintrat, in dem erzbischöflichen Gerichte in Prag als Notar in Verwendung gestanden (1378—1382) und gehörte dem geistlichen Stande an.

2. Da Johannes Pflug schon 1351 als Zeuge angeführt wird, so war er im Entstehungsjahr der Dichtung (1400) bereits ein alter Mann, dem man kaum die junge, im Kindbette verstorbene Margarete zugesellen wird. Das war nicht der noch in der Vollkraft der Jahre stehende Dichter, der nach dem Hinscheiden Margaretes eine neuerliche Eheschließung nicht abwies.

3. Der geistliche Kanzleibeamte Pflug hatte zu der Stadt Saaz — und hier muß der Dichter unbedingt einen Teil seines Lebens zugebracht haben — keine nähere Beziehung. Der zu Beginn des 15. Jahrhunderts wiederholt unter den Saazer Geschworenen aufgeführte Johannes (Jesco) Rabstein war, wenn überhaupt ein Adeliger, kein Pflug. Nicht alle von „Rabensteinern" erzählenden Quellen dürfen, wie es Burdach getan hat, auf ein Geschlecht bezogen werden sondern auf drei verschiedene Geschlechter, die im Laufe der Zeit zur westböhmischen Burg Rabenstein in Beziehung traten und sich nach ihr nannten.

Alois Bernt traf, indem er, der älteren Forschung folgend, neuerlich den Blick auf die Saazer „Schulrektoren" und „Stadtnotare" lenkte,

Digitized by Google

das Richtige. Die Feststellung, daß mit den Namen Johannes de Tepla und Johannes de Sitbor ein- und dieselbe Person gedeckt wird, trifft zu und ich werde in meinen Studien, die mit Bernts Forschungen zeitlich zusammenfielen, weitere Argumente anführen, die jene Identität, die übrigens bereits 1892 Ferd. Tadra vertrat, außer allen Zweifel stellen.

Gleich Bernt kam ich weiter zu dem Ergebnis, daß Johannes von Schüttewa, der gelehrte Magister, der Schulrektor, Stadtnotar und öffentliche Notar, ganz die geistigen Qualitäten besaß, die der Ackermanndichter in seinem Werke verrät. Man wird den Dichter künftighin nach seinem Geburtsort Johannes von Schüttewa nennen und in ihm den ersten großen Böhmerwalddichter erkennen. Die Bezeichnung Johannes von Saaz war nur ein Notbehelf.

Abzulehnen ist jedoch, was Bernt über den späteren Lebensweg des Dichters in dieser Zeitschrift Bd. 55, 160 ff. u. 301 ff. vorgetragen hat. Es sind hier infolge nicht genügender Heranziehung der Literatur und publizierter Quellen mehrere falsche Identifizierungen unterlaufen. Verlockend mochte es wohl sein, den Johannes de Tepla, der in einem von der Prager Universitätskanzlei herrührenden und den Magister Johannes Hus betreffenden Akte (1411) als Zeuge genannt wird, als den Dichter anzusehen. Doch daß dieser Johannes als Priester vorgestellt wird, hätte zu größter Vorsicht mahnen sollen. Tatsächlich findet sich in der Prager Diözese anderweitig zum Jahre 1406 ein Priester Johannes de Tepla genannt.

Ähnlich steht es um die Gleichsetzung mit Johannes de Zacz und Johannes protonotarius praetorii, die zu Beginn der zwanziger Jahre des 15. Jh. in Prag als verläßliche Hussiten mit Gütern, die den vertriebenen Deutschen und der Geistlichkeit abgenommen worden waren, bedacht wurden, und schließlich mit Johannes dem Deutschen (Teutonicus) von Saaz, der als Führer taboritischer Richtung und als Unterhändler mit dem Baseler Konzil mehrfach, zum letzten Male 1434 erwähnt wird. In allen diesen letzten Fällen hätte es auffallen müssen, daß jene Namen (Johannes de Sitbor, Johannes de Tepla), unter denen uns der Notar früher immer begegnete, später gar nicht mehr gebraucht werden. Geht man der Sache weiter nach, so stellt sich heraus, daß die Quellenbelege, die Bernt vorlegte und auf eine Persönlichkeit beziehen wollte, auf fünf verschiedene Männer zu verteilen sind. Was im Besonderen den Johannes protonotarius praetorii betrifft, so sei bemerkt, daß hier der Notar der Altstadt Johannes Kapliczer von Poreschin in Betracht kommt.

Das stärkste Argument, das in Bernts Gedankengebäude Bresche schlägt und vor jedem weiteren Streite bewahrt, liefern die alten Stadtbücher der Neustadt Prag, wohin Johannes bekanntlich im Jahre 1411 als Notar berufen wurde. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß der Notar Johannes von Schüttewa im Jahre 1415 bereits gestorben war. In diesem Jahre werden des Dichters Witwe Klara und sein Sohn Georg aus Stadtbucheintragungen bekannt. Diese allen Kombinationen Bernts den Boden völlig entziehenden Angaben mußten aber nicht etwa erst durch archivalische Nachforschung ans Licht gebracht werden, sondern sie waren in Publikationen anzutreffen, die schon seit Jahren vorliegen.

Digitized by Google

Damit fällt Bernts überraschende Charakteristik unseres Dichters als eines deutschen Mannes, der sich völlig dem Taboritentum zuwendete und dieser radikalen Richtung durch viele Jahre hindurch ein hervorragender Führer und Vorkämpfer war. Zu verhindern, daß dieses zum Teile falsche Lebensbild des großen Meisters im Vorstellungskreis seiner Freunde auch nur kurze Zeit Raum gewinne, das war der Zweck dieser Zeilen.

WIEN KARL BEER

DER DICHTER DES 'ACKERMANN'

Für die Erschließung der schönsten und merkwürdigsten deutschen Prosadichtung vor Goethes Werther, des Streitgespräches zwischen dem Ackermann und dem Tod, gebührt Konrad Burdach und Alois Bernt so großer Dank, daß er nicht geschmälert wird, wenn man nicht alle ihre Ergebnisse ohne weiteres annimmt. Ihre Forschungen sind so tiefgehend und weitblickend, daß auch auf Irrwegen Schönes gefunden wird. Wer möchte ‚Vom Mittelalter zur Reformation' III, 2, 1 missen, wenn auch die Familie Pflug von Rabenstein mit der ‚Ackermann'-Dichtung nichts zu tun hätte? Man liest mit Ertrag einige der Ausführungen Bernts über die Taboriten, wenn auch der taboritische Führer *Magister Johannes Teutonicus de Sacz,* der noch im Jahre 1432 bezeugt ist, unmöglich mit dem Dichter des ‚Ackermann', dem Stadtschreiber von Saaz, identisch sein kann[1], da dieser nämlich etwa 1414 gestorben ist.

Aus der Dichtung selbst wissen wir u. a., daß der Dichter *Johannes* hieß, daß er in Saaz lebte, daß er Schreiber war, und daß er im Jahre 1400 seine Frau *Margarethe* verlor.

Gleichsetzung mit jenem *Johannes,* der 1383—1411 Stadtschreiber von Saaz war und danach in Prager Neustadt dasselbe Amt bekleidete, ist zwingend notwendig. Allerdings wird im angegebenen Zeitraum als Stadtschreiber von Saaz sowohl *Johannes (Henslini) de Sitbor* als *Johannes Tepla* genannt; daß aber diese beiden identisch sind, hat schon im Jahre 1892 Tadra erwiesen in einem Werke, dessen Benutzung durch Forscher auf diesem Gebiete nicht fern liegt, nämlich in dem grundlegenden Buche: „Kanzler und Schreiber in den böhmischen Ländern unter den Königen Johann, Karl IV. und Wenzel IV. aus dem luxemburgischen Stamm" (F. Tadra, Kanceláře a písaři v zemích českých za králů Jana, Karla IV. a Václava IV. z rodu Lucemburského = „Abhandlungen der Böhmischen Akademie" Rozpravy České akademie I, 1, 2 Prag 1892). Außer andern bedeutenden Nachrichten über diesen Stadtschreiber[2]) steht hier auf S. 168 folgendes:

„Sowohl in Saaz als in Prag wechseln die Namen *Johannes de Sitbor* und *Johannes de (?) Tepla.* Daß es in der Neustadt Prag im

1) Alois Bernt, Forschungen zum 'Ackermann aus Böhmen', Zs. 55,160ff. und besonders 301ff.

2) Die guten Register sowohl bei Tadra als im gleich zu nennenden Buch von Tomek erleichtern das Auffinden der einschlägigen Stellen.

Digitized by Google

Amte des Stadtschreibers in aufeinanderfolgenden Jahren, ja, gleichzeitig, zwei *Johannes* gegeben hätte, die früher Stadtschreiber von Saaz waren, läßt sich nicht leicht denken; es ist deshalb unzweifelhaft, daß *„Johannes de (?) Tepla"* schon in Saaz diesen Namen abwechselnd mit *„Johannes de Sitbor"* verwendete, und daß er in Prag entweder mit dem einen oder dem andern Namen benannt wurde, wie auch bei andern Personen zu beobachten ist (z. B. bei dem obersten Schreiber der Landtafeln, Nikolaus von Prag, oder beim Protonotar der Altstadt, Johann von Weilburg)". Bernt zieht a. a. O. 186 ff. ganz dieselben Folgerungen.

Tadra hat allerdings den Stadtschreiber *Johannes* mit dem Dichter des ‚Ackermann' nicht identifiziert. Ebensowenig W. W. Tomek, der in seiner zwölfbändigen ‚Geschichte der Stadt Prag' (Dějepis města Prahy. Prag 1855—1903), wie zu vermuten war, wertvolle Zeugnisse über die Prager Zeit des Stadtschreibers Johannes bringt. Das ist sehr bezeichnend, denn vor Burdach und Bernt war der ‚Ackermann' eben unbekannt! Anderseits: sobald man erkannt hat, daß der ‚Ackermann'-Dichter Stadtschreiber in Saaz (und danach in Prag) war, ist Benutzung der Werke von Tadra und Tomek selbstverständlich.

Nun hat denn auch schon vor vier Jahren F. M. Bartoš jenen *Johannes Tepla* (alias *de Sitbor*) mit dem Dichter *Johannes* gleichgesetzt und — nach Tadra und Tomek — die wichtigsten Daten mitgeteilt. Da die Veröffentlichung aber in der Sonntagsbeilage der „Prager Presse"[3] stattfand, d. h. an einem Ort, der nur durch Zufall entdeckt wird[4] (weshalb denn auch selbst Bernt den Aufsatz nicht gekannt hat), so mögen hier — nach erneuter Untersuchung der Werke von Tadra und Tomek — die wichtigsten Ergebnisse mitgeteilt werden, besonders die von Bernt nicht beachteten Nachrichten, die auf die Prager Zeit und damit auf das Lebensende des Dichters Bezug haben.

Dieser war, wie auch Bernt weiß, im Jahre 1411 Stadtschreiber von Prager Neustadt geworden. Zwei Jahre später, 1413, erkrankte er ernstlich. Obwohl sich zwei Bewerber schon gemeldet hatten, beschlossen Rat und Gemeinde jedoch, den Stadtschreiber im Amte zu belassen und nur für die Zeit seiner Krankheit einen geeigneten Stellvertreter zu ernennen; vgl. Tadra S. 159[5].

3) ‚Prager Presse'. Beilage ‚Dichtung und Welt' 27./7. 1927.

4) Ich verdanke den Hinweis Prof. A. Kraus in Prag. Meine schwachen tschechischen Kenntnisse sind durch Dr. W. Zombat-Zombatfalva hilfreich unterstützt worden.

5) Wenceslao Knyez magistro civium existente maior communitas convocata fuit propter ardua negocia civitatis magistro Johanne civitatis notario tunc languente. Extunc domini consules communitati de duobus stilum civitatis impetrantibus proposuerunt, deliberacione solempni facta tam domini quam communitas in hoc concorditer persisterunt, quod Johannes propter infirmitatem ab officio stili civilis amoveri non debeat temporibus vite eius, ita tamen quod tempore infirmitatis valentem preessendum in consilio constituere debeat loco sui. Actum sabbato ante Invocavit dominicam a. d. 1413 presentibus etc. . . . (Lib. Nov. civit. contractum, čís. 11 ve dskách z.). Auf derselben Seite bespricht Tadra den Vorgang.

Digitized by Google

Johannes hat indessen sein Amt kaum wieder antreten können, denn in dem Stadtbuch von Prager Neustadt finden wir 1415 Erwähnung eines „Georg, Sohn des verstorbenen Johannes, des Protonotars unserer Stadt": *Georgius filius olim Johannis protonotarii nostre civitatis*[6].

A. a. O. berichtet Tadra weiter (nach Tomek a. a. O. Bd. V, 87): „R. 1415 připomíná se vdova jeho Klára, im Jahre 1415 wird seine Witwe Klara erwähnt". An späterer Stelle seiner Geschichte der Stadt Prag hat Tomek ausführlich dargelegt, wie das Haus Nr. 93 auf der Neustadt im Jahre 1411 von dem neuernannten Stadtschreiber *Johannes de Sitbor* angekauft, im Jahre 1415 dann von *domina Clara,* der Witwe des Protonotars *Johannes Tepla,* verkauft wurde. Hieraus läßt sich, wie es schon Bartoš tut, mit völliger Sicherheit folgern, daß *Johannes Tepla* (alias *Johannes Henslini de Sitbor*), Stadtschreiber erst in Saaz, dann in Prag, und Dichter des ‚Ackermann', etwa 1414 (zwischen 1413 und 1415) gestorben ist.

Wichtiger für das Verständnis der Dichtung ist nun an sich die zweite aus diesen Urkunden zu erschließende Tatsache: daß der Dichter bei seinem Tod verheiratet war. Die in der Dichtung enthaltene Klage über den Tod seiner Frau muß also entweder eine rhetorische Fiktion sein — wie Burdach und nach ihm Bartoš erwägen —, oder er hat nach dem Tod der *Margarethe* die *domina Clara* geheiratet. Nur die zweite Möglichkeit besteht meiner Meinung nach zu Recht.

Die Dichtung des Johannes von Saaz ist eine Konfession, ist die Auslösung seelischen Aufruhrs, der dichterische Ausdruck einer Krise, während der er bald dem Überschwang des Leidgefühls, bald der Übermacht zynischen Betrachtens erlegen wäre, die er aber doch zuletzt bewältigt, so daß er das Leben, das tätige Dasein, fortsetzen kann, weil er nämlich dreifachen Trost findet: erstens einen, der ihm die Weltordnung wieder zurechtrückt: wichtiger als die furchterregende Wahrheit, daß alles Leben mit dem Tode endet, ist die Platonische Erkenntnis, daß aus dem Tode immer neues Leben erstehen muß (31, 24). Der zweite Trost, der mit Religion nichts zu tun hat[7], sondern nur mit dem Erdenleben, ist dieser: es ist von wenig Belang, in welchem Stande du wirkst, aber wichtig ist: Gutes tun, friedsam sein, ein reines Gewissen haben (32, 48). Der dritte Trost, der vielleicht am schwersten zu erkämpfen war, ist dieser: die Trauer um deine verstorbene Frau darfst du nicht mit Zweifeln über die Weltordnung oder mit persönlichen Schwierigkeiten deines Lebens verquicken, deine Trauer hat nur Bezug auf dich, auf sie — und auf Gott. Der Schluß der Anrufung des weisen und unbegreiflichen Weltenlenkers, des gütigen Lebensvernichters und Seelenerhalters, ist: *Mich rewet Margarethe, mein auserweltes weib.*

Die Ehe mit *Margarethe* ist eine sehr glückliche gewesen, so sehr, daß ihre gewaltsame Auflösung in dem sonst gefestigten Manne eine uni-

6) Tadra a. a. O. 168.

7) Anders die Anmerkung Burdachs zu 32,47—52. In diesem Zusammenhang bemerke ich: Kap. 33, das Urteil Gottes, bedeutet für die Gedankenwelt des Dichters sehr wenig, für den formellen Aufbau der Dichtung sehr viel.

Digitized by Google

verselle Krise hervorruft. Ein Dichter, der einen Stoff sucht, könnte sich allerdings die Situation so zurecht legen: Ich gebe jedoch zu, daß es mir merkwürdig vorkommt, daß man die Klänge echter Trauer, die liebevollen Erinnerungen, die vom Standpunkt der freien Erfindung unnützen und unnütz verhüllten Wirklichkeitsangaben (14 13. 4, 6) verkennen kann; aber das kann also der berufenste Kenner jener Zeit und ihrer Literatur. Man könnte sich ferner sicher auch vorstellen, daß ein Dichter, der eine derartige Krise schildern will, den von der Trauer um den Verlust seiner Frau überwältigten verzweifelten Mann die Frauen überhaupt schmähen läßt. Aber warum tut er das nicht nur mit grimmiger Satire und verbissenem Sarkasmus, sondern mit Humor (Kap. 28)? Und warum läßt er ihn eine neue Ehe erwägen, nicht nur dialektisch (und noch dazu schnell abgewiesen: 12, 11 ff. mit Kap. 13 verglichen), sondern mit offenbarer Zuneigung 27, 15 ff.? —Es ist doch das natürliche, dies alles als Wirklichkeitsreflexe aufzufassen, als Schilderungen eines Mannes, der tatsächlich die Krise durchlebt, die geliebte Frau verloren und eine neue Ehe erwogen hat oder noch erwägt. Wird er je wieder ein wurzelfestes Dasein finden können außer in neuer Ehe? Aber wird er eine neue Frau finden, mit der er glücklich werden kann? Oder wird er eine Böse an sich binden, die ihn am Tage meistert und in der Nacht unendlich quält: *der nacht gebrechen sei alle vergessen* (28, 32) — so daß ihm der Tod doppeltes Unglück bringen würde?

Ich glaube, daß der wahrscheinlichste Gesichtspunkt für diese seine Betrachtungen der ist, daß er die Zweifel überwunden und die neue Ehe schon beschlossen hat. Auch so hat sich die Krise gelöst, bevor die Dichtung möglich wurde. Und so gesehen kommt nun sehr erwünscht der Beleg, daß es — nach dem Tode der armen *Margarethe* — eine *domina Clara* gegeben hat, bei der er Trost suchte.

KOPENHAGEN L. L. HAMMERICH

ZUR PERSON DES ACKERMANNDICHTERS

Während meine ‚Ackermannforschungen' in dieser Zeitschrift (55, 160 ff., 301 ff.) erschienen, sandte mir Herr Professor F. M. Bartoš, Prag, ein im Juli 1927 von ihm in der ‚Prager Presse' veröffentlichtes Feuilleton über den „Ackermann aus Böhmen", worin er wertvolle Notizen aus den Büchern tschechischer Forscher verwertete, die meine Aufstellung über die Identität der beiden Johannes von Saaz zweifelhaft machten. Ich vermochte die bezüglichen Eintragungen in den Prager Stadtbüchern, auf die sich die Bemerkungen von Tadra und Tomek stützen, nicht nachzuprüfen, bis ich, von Herrn Prof. Bartoš in liebenswürdigster Weise unterstützt, im Prager

Digitized by Google

dtarchiv jene zwei Stadtbücher einsehen konnte, die Notizen über Jones de Sytbor enthielten. Herr Prof. Bartoš vermittelte mir auch die tützung des von unserem Dichter im J. 1404 geschriebenen Hieronymusiziums, das sich im Prager Nationalmuseum befindet. Ihm und Herrn dtarchivar Dr. Vojtíšek und Herrn Museumsdirektor Dr. Wolf bin ich weitherziges Entgegenkommen zu besonderem Danke verpflichtet. Ich e im Folgenden das neue Material zur Person unseres Dichters der ssenschaft vor.

Von dem nach der Prager Neustadt berufenen[1] Saazer Stadtnotar igister Johannes wurde dort im Jahre 1411 ein neuer Band des Stadtiches *(liber contractuum)* angelegt, Großfolio, der heute unter Nr. 2079 t Archiv der Hauptstadt Prag, Altstadt, verwahrt wird[2]. Dort steht auf l. 3 (A[2] nach alter Paginierung): *Anno domini millesimo quadringentesimo ndecimo datus est iste liber sabbato ante Bartholomie, regnante serenissimo rincipe domino Wencesloo, Romanorum et Bohemie rege. erant quoque unc* folgen die Namen der Ratsmitglieder *jurati consules Noue ciuitatis Pragensis, Johanne de Sitbor ciuitatis notario existente.* Darnach wurde dieses Buch am 22. August 1411 von dem Stadtschreiber Johannes von Sitbor begonnen; doch ist nur ein Teil der Eintragungen von seiner Hand, die dazwischen mit anderen wechselt, weil er selber nicht einmal zwei Jahre im Amte gewesen ist.

In dem Stadtbuch *(liber iudiciorum)* der Neustadt Prag[3], ebenfalls aufbewahrt im Archiv der Altstadt Prag, unter Nr. 2074, findet sich S. 27 alter Paginierung die Eintragung: *Johannes de Sitbor notarius noue ciuitatis Pragensis emit domum cum area pro se, heredibus et successoribus suis, erga Annam monialem monasterii beati Francisci in maiori ciuitate Pragensi, cui adiudicata fuit vendendum, cumque ipsa esset claustralis clausa. fratri Jeclino de krumlom et Katherine Relicte Voconis potestatem plenariam contulit, eandem domum cum quatuor sexagenis grossorum census, quem eadem monialis super domo pretacta ad vite tempora obtinebat, resignandi et condescendendi. domum quidem, sitam inter domos Georgii Loyownik et Johannis clientis intermedie, habendum, tenendum et hereditarie possidendum, saluo censu quatuor sexag. gross. Leonardo studenti vlterius persoluendis, pro septuaginta sexagenis grossorum, cuius pecunie eidem moniali triginta sexag. gross., que eam pro censu et retentis censibus concernebant, sunt plenarie persoluta.* Folgen die Bürgen und die Klausel. Zur Feststellung des Tages für den Hauskauf dient die Eintragung auf Bl. 26b: *iudicium feria quarta ante festum Laurencii ... Anno domini MCCCCXI.* Also bereits am 5. August 1411, kurz nach seinem Amtsantritt in Prag, hat Johannes ein Haus erworben.

1) Vgl. diese Zeitschrift 55, 186ff.

2) Beschreibung von J. Čelakovsky, *Soupis rukopisů chovaných v archivu král. hlav. města Prahy. č. 1. V Praze 1907*, p. 87 unter Nr. 85. Vgl. F. Tadra, *Kanceláře a písaři v zemích českých* (1310—1420) („Kanzleien und Notare in den böhmischen Ländern"). *V Praze 1892*, p. 161 u. p. 168.

3) Vgl. Čelakovsky, a. a. O. p. 83 unter Nr. 81.

Digitized by Google

In dem bereits angeführten Neustädter Stadtbuch Nr. 2079 findet sich auf Seite 39b folgende Eintragung[4]: *Wenceslao Knyez magistro ciuium existente maior communitas conuocata fuit propter ardua negocia ciuitatis magistro Johanne ciuitatis notario tunc languente. Extunc domini consules communitati de duobus stilum ciuitatis impetrantibus proposuerunt. Deliberacione solempni facta tam domini quam communitas in hoc concorditer perstiterunt, quod Johannes propter infirmitatem ab officio stili ciuitatis amoueri non debeat temporibus vite eius, ita tamen, quod tempore infirmitatis ualentem socium preessendum in consilio constituere debeat loco sui. Actum sabbato ante Invocavit dominicam anno domini MCCCCXIII,* folgen die Namen des Rates. Aus dieser Eintragung geht hervor, daß unser Magister Johannes in seinem Amte als Stadtnotar erkrankt war, und daß ihm am 11. März 1413 der Rat der Neustadt Prag den Besitz seiner Stelle für Lebenszeit zusicherte, jedoch sollte er für einen tauglichen Vertreter Sorge tragen. Das alles würde keine meiner Aufstellungen beeinträchtigen, nur ergänzen; die folgende Notiz zwingt jedoch zur Annahme, daß unser Dichter wohl schon im Jahre 1414 verstorben ist.

In dem bereits angeführten *liber iudiciorum* Nr. 2074 steht auf Seite 111 alter Paginierung folgendes: *Paulus miles de Genssteyn emit domum cum area pro se et successoribus suis erga dominam Claram relictam olim Johannis Teple protonotarii Noue ciuitatis Pragensis et Georgium filium ipsius, sitam inter domos Georgii Loyownik et Jacobi domini regis familiaris, pro LXXXXV sexag. demptis XL grossis, omni jure, prout ipsi vendentes tenuerunt et possederunt, saluo censu IIII sexag. gross. Disbrigant testamentarii Andreas prothonotarius predicte ciuitatis, Nicolaus decani et Petrus Ssilhan.* Zur zeitlichen Feststellung dieses Kaufes dient die Eintragung auf dem vorausgehenden Blatte 110: *iudicium primum Bannitum feria quarta post Georgii. Anno domini MCCCCXV.* Also am 24. April 1415 wurde von Frau Klara, der Witwe des Johannes Tepla, Protonotarius der Neustadt Prag, und ihrem Sohne Georg das ihnen gehörige Haus verkauft. Daß es dasselbe Haus gewesen ist, das Johannes von Sitbor im Jahre 1411 angekauft hat, ergibt sich aus der Angabe der Nachbarhäuser, wenn auch das eine den Besitzer gewechselt hat[5]. Aus der Eintragung geht mit Gewißheit hervor, daß Magister Johannes zwischen dem 11. März 1413 und dem 24. April 1415 verstorben ist. Tadra a. a. O. S. 168 nennt für das Jahr 1414 einen Notarius Nikolaus in der Neustadt Prag, doch besagt dies nichts Wesentliches, da vermutlich immer zwei Stadtschreiber das Amt verwalteten. Aus der eben angeführten Eintragung geht hervor, daß 1415 ein Protonotar Andreas amtierte. Den Titel Protonotar hatte auch Johannes geführt. Von besonderer Wichtigkeit für das persönliche Leben unseres Johannes ist die Feststellung, daß er in zweiter Ehe mit einer Frau Klara verheiratet

4) Vgl. F. Tadra, *Kanceláře a písaři v zemích českých (1310—1420). V Praze 1892*, p. 159 Anmerk. 5.

5) Von demselben Hause redet noch eine Eintragung auf pag. 116 desselben Bandes: *Bohunko Cingulator ductus est super domum Georgii Loyownik, sitam inter domos Mikssonis Carnificis et Johannis olym prothonotarii Noue ciuitatis Pragensis, pro XL sex. gross.*

Digitized by Google

war und einen wahrscheinlich minderjährigen Sohn Georg hinterließ. Daß Johannes hier wieder Johannes Tepla heißt, ist ohne Bedenken. Die Identität von Johannes (de) Tepla und Johannes de Sitbor habe ich aus Saazer Urkunden nachgewiesen (s. diese Zeitschr. 55, 183 ff.) und war schon, mir unbekannt, von Tadra (a. a. O. S. 168) auf Grund der hier mitgeteilten Eintragungen angenommen worden. Die Notiz über den Kauf und Verkauf des Hauses hatte schon Tomek, *Základy starého místopisu Pražského* („Topographie des alten Prag") II. 79, 1870, ausgenützt. Johannes hat also auch in Prag beide Herkunftsbezeichnungen nebeneinander gebraucht. Von Interesse ist noch, daß der Käufer des Hauses der Familie des Erzbischofs Johann von Jenzenstein (gest. 1400) angehört, den wir in der Kennzeichnung der kirchlichen Verhältnisse wiederholt nennen mußten.

Durch diese Feststellungen ist meine Annahme hinfällig geworden, daß der zweite bedeutende Träger des Namens Johannes von Saaz, der Taboritenführer Johannes der Deutsche, mit unserem Dichter identisch sei, wie ich in dieser Zeitschrift 55, 313 ff. angenommen habe. Nicht hinfällig wird jedoch, was ich von Johannes von Saaz, dem Magister, auf der einen Seite, und was ich von dem Schriftsteller und Diplomaten der taboritischen Partei, von Johannes dem Deutschen von Saaz, auf der andern Seite gesagt und urkundlich festgestellt habe. Wir haben also kurz nacheinander zwei Männer desselben Namens, ausgestattet mit dem Wissen der Zeit, beide aus Saaz, beide Deutsche, was für den Dichter Johannes selbstverständlich ist, und was für den Taboriten Johannes den Deutschen besonders bezeugt ist. Daß ich die beiden identifizierte, insolange mir die Tatsache des frühzeitigen Todes des einen nicht bekannt war, lag zu nahe, denn zwei Männer von solcher Wirksamkeit in der Geistesgeschichte der hussitischen Epoche anzunehmen, kann nur die gesicherte Nachricht von dem Tode unseres Magisters erzwingen.

Der Taborit Johannes der Deutsche aus Saaz hat einen eucharistischen Traktat geschrieben, der auf die taboritische Lehre einen großen Einfluß nahm, ich habe darüber in der Zeitschrift 55, 314 f. berichtet. Mein dort ausgesprochener Wunsch, daß der Traktat in einer Handschrift aufgefunden und veröffentlicht werden möchte, ist bereits in Erfüllung gegangen. Herr Prof. F. M. Bartoš vermittelte mir das tschechisch geschriebene Werk von J. Sedlák, *Táborské traktáty eucharistické. V. Brně 1918,* worin unter einer Reihe ähnlicher hussitischer Schriften an erster Stelle des Johannes von Saaz lateinischer *tractatulus* (S. 1—20 der Textabdrucke) mitgeteilt erscheint. Prof. Bartoš hat in seiner Dissertation zu den Anfängen des Peter Chelčický *(Časopis Musea kral. českého)* 1914, S. 310 f., es wahrscheinlich gemacht, daß der Traktat des Johannes im Jahre 1422 entstanden sei. An der Identität dieses taboritischen Schriftstellers Johann des Deutschen und des taboritischen Diplomaten, der im Herbst 1432 als Vertreter seiner Partei zum Konzil von Basel reiste (vgl. diese Zeitschr. 55, 321 ff.), ist jedoch nicht zu zweifeln, wenn wir nicht eine dritte führende Persönlichkeit dieses Namens konstruieren wollen. Dieser letztere wird immer Johannes von Saaz genannt, mehrmals auch Bürger von Saaz. Die Identität ist gegeben, weil der früher als Johannes der Deutsche aus Saaz genannte

Digitized by Google

Verfasser des taboritischen Traktates im Anfang des Jahres 1433 als Johann der Deutsche, Priester der taboritischen Partei der „Waisen", am Baseler Konzil anwesend ist (vgl. diese Zeitschr. 55, 323).

Ich habe schon oben erwähnt, daß Magister Johannes im Jahre 1404 ein Offizium des hl. Hieronymus geschrieben hat. Im tschechischen Nationalmuseum zu Prag wird unter XII. A 18 (Nr. 3157)[6] ein Großfolioband in altem Einband, von dem die Schließen abgelöst sind, aufbewahrt, der auf 21 Blättern (45 × 30 cm) ein von der Hand des Johannes de Sitbor kunstvoll geschriebenes und mit farbigem Eingangsbild in figural geschmücktem Rankenwerk und ferner mit farbigen Initialen und roten und goldenen Hervorhebungen prächtig hergestelltes latein. Offizium des hl. Hieronymus[7] enthält. Nach dem Vermerk des Schreibers Bl. 20a unten und 20b wurde es im Jahre 1404 nach Eger gewidmet. Da dieses Buch aus der Hand unseres Ackermanndichters gewiß nicht ohne Interesse ist, stelle ich diese letzte Eintragung her: *Cunctipotentis dei ad honorem ob reuerenciamque eximii doctoris beati Ieronimi necnon ad preces Nicolai, dicti Czychner, erectoris et principalis fundatoris altaris beati Jeronimi in ecclesia Egrensi, eciam ad postulacionem Nicolai Hasenczagl, ciuium in Egra, Johannes, notarius et rector scolarium in Zacz, tabellio imperialis, hanc hystoriam cum legenda ad predictum altare de nouo erectum donauit, deputauit et perhenniter assignauit, sic quod in eodem loco reuerencia beato Jeronimo et animabus salus perpetue augeatur exindeque eternaliter laus sit deo, qui dignetur omnibus hoc factum promouentibus, augentibus, instaurantibus et defensantibus in requie eterna retribuciones disponere gaudiosas. Anno autem domini Millesimo CCCC⁰ IIII⁰ hec hystoria prescripto altari est annexa.*

In send Jeronimum err.
Ich dy hystorie kerr[8]*.*
Gen Eger in di werden stat.
Da er eyn newn Alter hat.
Under Nikl Czychners bewe.
Di arbeit yn nymer rewe.
Send Jeronymus schik ym lon.
Dort oben in dem hôchsten tron.
Daz ym vnd vns das wyderfar.
Amen sprech Cristum glawbens schar.

Von Interesse sind dabei die deutschen Verszeilen. Daß der Ackermanndichter, von dessen freier Gesinnung wir in dieser Zeitschr. 55, 177 u. ö. geredet haben, ein im Wesen kirchliches Werk ausführt, bedarf keiner

6) Beschreibung bei F. M. Bartoš, *Soupis rukopisů národního Musea v Praze (Catalogus manuscriptorum Musaei nationalis Pragensis)* Bd. II., 1927, S. 215.

7) Über die besondere Verehrung des hl. Hieronymus im 14. Jhdt. hat K. Burdach an verschiedenen Stellen seiner Schriften kennzeichnende Bemerkungen gemacht.

8) Bartoš liest *err : ken*, was dem Augenschein entspricht; zu erwarten ist *ere : kere*.

Digitized by Google

Erklärung: dem kundigen und angesehenen Stadtschreiber war es eine Sache des Einkommens wie sein Schulunterricht. Zu der Widmung sei noch bemerkt. Die Hasenzagel gehören zu den ältesten Bürgergeschlechtern von Eger. 1408 verkauft Nikolaus H. sein Haus in Eger. Ein Nikolaus H. wird wegen Schädigung eines Geistlichen im Jahre 1410 vor das geistliche Gericht in Passau gefordert (Schlesinger, Saazer Urkundenbuch Nr. 335.336). Nikolaus Ziechner der Ältere stiftet im Jahre 1400 anläßlich seines letzten Willens eine ewige Messe und einen Kelch. Dieser ältere Ziechner ist also vielleicht auch der Stifter des Altars. Übrigens heißt auch sein Sohn Nikolaus. Von der Errichtung des Altars und der Widmung des Prachtwerkes unseres Johannes wissen die Egerer Quellen nichts, soweit sie mir aus den Auszügen des Herrn Archivars Dr. Karl Siegl zukamen.

Noch eine Urkunde kann ich veröffentlichen, die die Person unseres Dichters betrifft. Das erste der zwei Formelbücher der Stadtbibliothek Breslau, Nr. 379, enthält auf Bl. 143b einen Brief des Erzpriesters Leonhard an den Pfarrer Cubiko der Kirche in Mutyn wegen dessen eigennütziger Durchführung des Testamentes des Henslin von Sytbor, des Vaters unseres Saazer Stadtschreibers Johannes. Leonhard gibt sich darin als Vetter unseres Dichters. Der Brief ist von der Hand unseres Johannes in sein Formelbuch eingetragen und erscheint auch in demselben Bande im zweiten Breslauer Formelbuch, das, von anderer Hand geschrieben, in das erste eingeschaltet ist, auf Bl. 125a. Der Brief ist undatiert wie die meisten anderen urkundlichen und brieflichen Eintragungen der beiden Formelbücher. Er lautet: *Leonardus Archiplebanus ecclesie sancte Marie de Valle Lauentinensi in Karynthia situata Cubiconi, plebano ecclesie in Mutyn, fauorem sique merebitur cum oracionibus omne bonum. Pragensi in ciuitate et alibi valencium virorum fidedignis relacionibus sum edoctus, eciam vicinorum districtus tui declaracione veridica intellexi, qualiter de domini Henslini de Sytbor* [*Schutbar* im 2. Formelbuch] *awunculi mei felicis recordacionis testamento, cum quodam alio meliori, tamen nescio si vocatus te intromiseris dispensandum ipsumque testamentum tui sit marsupii repletum, sed Johanni notario ciuitatis Zacensis cum fratre eius, filiorum* (lies *filiis*) *ipsius, penitus destructum. constat tamen mihi et cuilibet, qui ipsum nouit, eum semper fuisse de ditioribus recensitum, quamuis filiis ipsius bonorum suorum id, quod tibi placuit, tribuisti. et licet de bonis ipsius fusaueris et neueris omnia, que tua inercia adoptauit, deuentum est ad vestes, quas adhuc friuole restituere non intendis. O auaricia intermina, o loculi dulces, o iocunda pecunia, quomodo eciam sacerdotum precordia obsedisti, ea fortissime constringendo. nam ubi deberent sacerdotes sanctam ecclesiam attrito dente rodere, orphanorum sudoribus cupiunt saturari, vere melius erat illis in nemoribus spolia perpetrare, et ubi deberent testamenta eis fideliter commissa dirigere promouendo, ea nituntur subprimere ventres suos de ipsis viliter insaccando. Sit tibi uel cuilibet tali breuis uita et miseria infinita. memento quoque mei, nisi cum dictis orphanis concordaueris, ipsos totaliter euadendo. agnoscet dedecus tota Boemia tuum. nec nobiles de Rosenberk, quos versucia circumuenisti, latebit tua impia intencio nostris epistolis declarata. eciam congnoscet talia bene potens*

Digitized by Google

imperator Karolus Romanorum. et tu rescies, quia eciam astute wlpes luporum falcastris tempore obtruncantur.

Für das äußere Leben unseres Johannes ist daraus freilich nicht viel zu gewinnen. Sein Vater Henslin war ein wohlhabender Mann. Der zweimalige Ausdruck *orphani* läßt vermuten, daß er frühzeitig verstorben ist, und daß der Brief geschrieben wurde, als Johannes noch unmündig war. Auch die Nennung Karls IV. (gest. 1378) würde zu unseren sonst erschlossenen Daten (vgl. diese Zeitschr. 55, 188) stimmen. Dem widerspricht aber der Zusatz zu dem Namen Johannes *„notarius civitatis Zacensis"*, der er nach unserer Kenntnis erst 1383 geworden ist. Vielleicht darf man annehmen, daß Johannes bei der Eintragung des älteren Briefes in sein um 1400 angelegtes Formelbuch den für diese spätere Zeit richtigen und ihm geläufigen Zusatz *„notarius"* hat einfließen lassen, wie denn auch *filiorum* statt *filiis* und *noueris* statt *neueris* Zeichen lässiger Schreibung ist. Aus dem Briefe erfahren wir noch, daß Johannes einen Bruder gehabt hat, daß beide von einem eigennützigen Priester um den größten Teil ihres Erbe betrogen worden sind. Die Beziehung zu den Rosenbergern müßte noch geklärt werden. An dem Tatsächlichen des Briefinhaltes ist im übrigen nicht zu zweifeln, wie ja die Formelbücher des Johannes, besonders das in Saaz aufbewahrte, eine große Zahl wichtiger Urkunden der Stadt überliefern. Der Empfänger des Briefes, der arge Priester Kubiko, hat wirklich gelebt[9]. *Jacobus dictus Cubik, rector eccles. paroch. in Mutyna,* gründet am 10. Okt. 1400 einen Altar in seiner Kirche[10]. Er war also um diese Zeit noch im Amte. *Mutyn, Mutyna* ist *Mutěnín*, die tschechische Bezeichnung für das deutsche Muttersdorf bei Hostau im westlichen Böhmen, also in demselben Bezirke wie Schüttwa (Sytbor), von woher sich der Vater unseres Dichters schreibt. Der Wohnort des Erzpriesters Leonhard im Lavanttale, in Kärnten, ist das heutige St. Marein, eine Stunde von Wolfsberg entfernt; es ist eine der ältesten Pfarrkirchen des Tales.

9) Ein Angehöriger des Minoritenklosters in Saaz, Kubico, wird im Testament seines Vaters Nikolaus, Bürgers in Saaz, im Jahre 1380 genannt (Schlesinger, Urkundenbuch Nr. 132).

10) *Liber erectionum VI.* (1927) S. 193f., herausgeg. von A. Podlaha.

KAADEN (BÖHNEN) ALOIS BERNT

Digitized by Google

ERWACHE FRIEDERIKE!

Der glückliche Gedanke Theodor Maurers[1], das als ‚Morgenständchen' bezeichnete Sesenheimer Lied Goethes durch Ausscheiden dreier Strophen, die er dem Dichter Lenz zuwies, in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen, hat bei den Gelehrten die gebührende Beachtung und Anerkennung gefunden. Und in der Tat, erst in dieser verkürzten Fassung stellt es sich in seiner volkstümlichen Einfachheit, seiner natürlichen Frische, seiner Grazie und Schalkhaftigkeit ebenbürtig neben die besten Erzeugnisse des Sesenheimer Liebesfrühlings, der dem jungen Dichter zum erstenmal zu einem garnicht gedachten, nur aus der Fülle des Herzens strömenden Gesange die Lippen öffnete. Morgendlich, frühlinghaft ist der Ton, der hier erklingt: wahrlich, dieses kleine Lied, ein „sprach- und klanggewordenes Liebeserlebnis", zeugt für sich selbst. Erst jetzt, mit der Dreizahl seiner Strophen, wird auch die Parallele, die man öfters gezogen, mit dem aus Frankfurt Friederiken übersandten Gedicht „Ein grauer, trüber Morgen" vollkommen. Aber bei aller Familienähnlichkeit welch ein Unterschied in Ton und Stimmung! Dort alles in Wehmut getaucht, daß dem Leser die Tränen in die Augen treten, hier Glücksgefühl, sprudelnde Lebenslust und ein dadurch erweckter schalkhafter Humor.

Ich stehe nicht an, Maurers Zurückführung unseres Liedes auf seine erste Form als ein gesichertes Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung anzusehen. In dieser Überzeugung hat mich auch die Bekämpfung seiner These durch Edward Schroeder[2] eher bestärkt als wankend gemacht. In keinem Punkte vermag ich mich dessen Ausführungen anzuschließen. Indessen an einer Autorität wie Schroeder kann man nicht achtlos vorübergehen. Ich nehme daher noch einmal die Erörterung der Frage auf, da ich glaube, durch neue Argumente den Beweis für die Richtigkeit der Maurerschen Vermutung endgültig liefern zu können.

Vor etwa einem Menschenalter entbrannte zwischen Goetheforschern ein Streit über die Urheberschaft der Sesenheimer Lieder. Da die Beweisführung sich hauptsächlich auf ästhetische Werturteile und sonstige subjektive Gründe stützte, konnte die Kontroverse: Goethe oder Lenz? nicht zu einer allgemein anerkannten Entscheidung gebracht werden. Es war daher ein gesunder und überaus fruchtbarer Gedanke Schroeders[3], die Untersuchung auf eine solidere Basis dadurch zu stellen, daß er die von der klassischen Philologie ausgebildete und von den Germanisten übernom-

1) ‚Die Sesenheimer Lieder, eine kritische Studie', Straßburg 1907. In den ‚Beiträgen zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen' VII.

2) ‚Sesenheimer Studien' im ‚Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft'. VI, 1919.

3) ‚Die Sesenheimer Gedichte von Goethe und Lenz' in den ‚Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse'. 1905.

Digitized by Google

mene Methode der Textkritik auf diese moderne Überlieferung anwandte. Wenn er dabei für unser Gedicht zu keinem Ergebnis gelangte, so lag der Grund nicht, wie er meinte, am Mangel an einschlägigem Material, sondern daran, daß er das benutzte Material nicht voll verwertete, ja wichtige Beweisstücke ganz übersah. In seiner ersten grundlegenden Untersuchung bemühte er sich, die Frage, wer der Schreiber des von Heinrich Kruse kopierten Manuskripts gewesen sei, durch sorgfältige Prüfung der Orthographie und Interpunktion zu lösen, kam aber nur zu dem Resultat: „In der Orthographie ist nichts entschieden Lenzisches, aber auch nichts, was bestimmt auf Goethe hinwiese. Die Interpunktion weicht deutlich von der Lenzens ab und zeigt Goethisches Gepräge". Aber als ihm Maurer sein Hauptargument für die letztere Behauptung entwunden hatte, mußte er sich in seiner zweiten Studie noch mehr bescheiden. Er faßte jetzt sein Urteil dahin zusammen: „Ich bleibe auch heute dabei: mit der Orthographie (und Interpunktion) läßt sich eine Entscheidung zwischen Goethe und Lenz nicht treffen!" Hier liegt der erste und folgenschwerste Irrtum in seiner Beweisführung. Von hier muß daher meine Untersuchung ausgehen. Ich kann dabei von der heiklen Frage der Interpunktion ganz absehen; die Betrachtung der Orthographie reicht hin, um festzustellen, daß nicht, wie Schroeder annimmt, Goethe, sondern Lenz der Schreiber des ‚Morgenständchens' war.

Gehen wir von dem Kriterium aus, das Schroeder in erster Linie für seine Ansicht ins Feld führt! „Die Schreibung ff nach langem Vokal", bemerkt er, „ist für Lenz ein festes orthographisches Gesetz". Daraus schließt er, daß das f in „Schlafe : Strafe" (Str. 6) nicht sowohl auf Lenz als auf Goethe hinweise, dem zwar auch das doppelte f nicht fremd gewesen sei, aber ebensowenig das einfache. Die Beobachtung ist richtig, nur hätte sie schärfer formuliert werden sollen. Das für Lenzens Orthographie aufgestellte Gesetz — besser wäre der Ausdruck „Regel", denn es finden sich nicht wenige Ausnahmen — gilt nur für den Inlaut und auch da nur vor Vokalen. Im Auslaut und vor Konsonanten steht, und zwar ausnahmslos, nach langen Vokalen und Diphthongen einfaches f. Ich wähle aus dem Material, das mir zu Gebote steht[4], als Beispiele nur solche Wörter, die in unserem Gedicht vorkommen. Es finden sich: ruffen, geruffen, aber Ruf, ruft, berief, sogar ruf ich; straffen, aber bestraft, strafbar; schlaffen, geschlaffen, entschlaffen, Schlaffengehen, aber Schlaf, schläfrig, schlief.

Ganz anders ist Goethes Gewöhnung. Er bedient sich nach langen Vokalen des ff nicht nur vor Vokalen, sondern auch vor

4) Ich habe von Schriftstücken von Lenzens eigner Hand benutzt sein ‚Tagebuch' (D. Rundschau 1877) und die ‚Moralische Bekehrung eines Poeten' (Goethe-Jahrbuch X). Bei Zitaten gebe ich die dem ersteren entnommenen mit R., die der letzteren mit G. J. und der Seitenzahl der Drucke an.

Digitized by Google

Konsonanten und im Auslaut, aber er ist in der Anwendung des Doppelkonsonanten viel weniger konsequent als Lenz. In einzelnen Wörtern finden wir zwar ff fast ausnahmslos, z. B. Lauff, lauffen, läufft, überläufft, lieff, geläuffig, Weitläuffigkeit, bei andern aber ist ein Schwanken zwischen f und ff nicht zu verkennen. Ich habe mir für die in unserem Gedicht vorkommenden Wortstämme aus Niederschriften von der Hand des jungen Goethe aus der Straßburger und den benachbarten Zeiten folgende Formen notiert: Ruf, rufen, zurückrufen, ruft, ruf ich, aber auch ruffe; Schlafe, schlafen, schlafende, aber Schlaff, schlaffende, schläfft. Nur mit f: Strafe, gestraft.

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß im ‚Morgenständchen' „ruft" (1. Str.), „entschläfst" (3. Str.), „Schlaf' (5. Str.) durchaus Lenzische Schreibformen sind, während man von Goethe ebensogut in ihnen ff erwarten dürfte. Dagegen verstößt in dem Reimpaare „Schlafe : Strafe", das wir in gleicher Schreibung in den ‚Mitschuldigen' wiederfinden, das einfache f entschieden gegen die von Lenz befolgte Regel. Schroeder hat also ein Recht, sich für seine Ansicht darauf zu berufen. Gleichwohl will er diesem Kriterium keinen entscheidenden Wert beimessen, denn sonst müßte er, wie er sagt, sich auch einwenden, daß die von Goethe bevorzugte Schreibung damals nicht „Träne", sondern „Trähne" war. Er hätte statt „bevorzugte" besser „stets befolgte" Schreibung gesagt; denn neben den zahllosen Belegen für „Trähne" in den verschiedensten Schriftstücken des jungen Goethe kommt das zweimalige „Träne" in dem Konzept seines Kondolenzbriefes an seine Großmutter wahrlich nicht in Betracht. Lenz dagegen schrieb mit gleicher Konsequenz „Träne", einmal (G. J. 53) „Thräne", niemals aber „Trähne". Die Beweiskraft der ihm widerstrebenden Schreibweise „Träne" (4. Str.) hält nun Schroeder, wie gesagt, durch das Gegengewicht von „Schlafe : Strafe" für völlig ausgeglichen. Ich kann dem nicht beipflichten, denn Schroeder übersieht zwar nicht, aber ignoriert zwei weitere Gewichte, die die Wagschale zu Lenzens Gunsten tief herabdrücken.

Einmal das „Zähen" in der 4. Strophe. Wenn Schroeder es beiseite schieben will mit der Begründung, daß er dafür bei Lenz keine Belege gefunden habe, so kann ich das nicht gelten lassen. Es genügt völlig der Nachweis, der sich erbringen läßt, daß Goethe stets „Zehe" geschrieben hat. Gerade aus seiner Straßburger Zeit haben wir in dem Brief vom 2. Juni 1770 ein Beispiel dafür, und es bedarf kaum des weiteren Hinweises auf die bekannte Stelle aus ‚Christel': „Das geht mir von dem Rückenmark bis an die große Zeh". Ist aber „Zähe" nicht Goethische Schreibung, so ist es eben die Lenzische.

Ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß die Schreibart „Eiß" (4. Str.) auf Lenz als Schreiber hinweist. Sie ist aus dessen handschriftlichem Nachlaß (R. 28) zu belegen, während wir bei

Digitized by Google

Goethe häufig und in den verschiedensten Zeiten der Form „Eis" begegnen. Ich erwähne aus der Frankfurter Periode aus Briefen an Boie, die Fahlmer, Bürger: „Eis-Bahn", „Eis-Hochzeit", „auf dem Eise", um von dem „Eislebenslied" ganz zu schweigen. Es geht nicht an, mit diesem Tatbestand sich, wie Schroeder es tut, einfach durch die Bemerkung abzufinden, die Schreibweise „Eiß" passe ebensogut zu Goethe wie zu Lenz[5].

Es sei bei dieser Gelegenheit noch auf ein anderes Argument aufmerksam gemacht! Bekanntlich hat Goethe für das ß und ss unserer heutigen Schrift das gleiche Zeichen gebraucht, das in den Drucken durch ss wiedergegeben zu werden pflegt. In unserem Gedicht finden wir die Reime „heiß : Eiß" (4. Str.) und „erblassen : verlassen" (5. Str.). Wäre Goethe der Schreiber desselben, so müßte der Kopist Kruse dessen Zeichen verschieden aufgelöst haben, was seiner Sorgfalt in der Wiedergabe des Vorgefundenen nicht ähnlich sieht. Dagegen entspricht die Unterscheidung zwischen ß und ss ganz dem Gebrauch in Lenzens handschriftlichem Nachlaß.

Die Nachprüfung des von Schroeder benutzten Materials hat, wie ich meine, erwiesen, daß seine Untersuchung nicht mit einem „non liquet" abschließen durfte. Lenz ist als Schreiber des Gedichtes „Erwache Friederike" hinlänglich kenntlich gemacht.

Seltsamerweise sind aber die stärksten Beweisstücke, die für Lenzens Herstellung der Niederschrift zu erbringen waren, von Schroeder gänzlich außer acht gelassen.

Nach Kösters von Schroeder mitgeteilter Kollation ist in der 2. Strophe zu lesen: „Unverzeyhlich". Eine weitgehende Vorliebe für y ist für Lenzens Orthographie charakteristisch; es finden sich bei ihm die Schreibformen Eyffer, Eingeweyde, verleyhe, prophe-

5) Schroeder beruft sich dabei auf Goethische Schreibformen wie „Greiß", „Weißheit" u. a. Gewiß finden wir bei Goethe ein merkwürdiges Schwanken in der Rechtschreibung einzelner Wörter zwischen Formen mit s u. ss, das sich aus dem Einfluß seiner heimischen Mundart erklärt, die zwischen scharfen und weichen s-Lauten nicht deutlich unterscheidet. Er schreibt „ich weiss" und „ich weis" ziemlich gleichmäßig, er schreibt „süs" und „süss" im Inlaut und Auslaut. Deshalb darf man jedoch noch nicht sagen, daß er bei der Anwendung von s und ss nach langen Vokalen lediglich seine Laune und das Ungefähr habe walten lassen. Man findet bei näherem Zusehen auch da eine bestimmte Gewöhnung. In Leipzig schreibt er fast stets „ich weiss", nur ganz ausnahmsweise, z. B. in „Gottweis", das einfache s, dann aber nimmt die andre Schreibung die Überhand. Man bemerkt ferner die allmählich sich verstärkende Neigung, im Auslaut s zu schreiben, auch wenn im Inlaut ss bevorzugt wird: gros, heis, sas, Grus, Gefäs, Fleis, Fus. Verfolgen wir z. B. das letzte dieser Wörter, so finden wir jene Schreibart in Briefen vom 6. 11. 68, 3. 2. 69, 27. 6. 70, ferner Bettfus, Ziegenfus, Fustritt, Fustapfen und nur einmal in der ganzen überschauten Zeit Fuss (Brief vom 27. 6. 70) unter dem Einfluß eines benachbarten Füsse. Wenn sich also auch, wie gesagt, bei einzelnen Worten eine gewisse orthographische Unsicherheit bemerkbar macht, so gilt das doch nicht gleichmäßig für alle oder nur die Mehrzahl, und es geht nicht an, aus rein theoretischen Erwägungen nach Belieben Goethe eine Schreibung zuzuschreiben, die von der tatsächlich nachweisbaren Gewöhnung durchaus abweicht.

Digitized by Google

zeyt, dementsprechend auch verzeyhen viermal (R. 286, 288, 292, G. J. 63) neben einmaligem verzeiht (R. 278). Goethe aber schreibt nie anders als „verzeihen". Belege dafür gibt es in den verschiedensten Schriftstücken massenhaft. In den ‚Mitschuldigen' allein habe ich etwa anderthalb Dutzend gezählt.

Nicht weniger erdrückend ist die Zahl der Belege bei Goethe für Doppel-e in dem Worte „schwer" und den davon abgeleiteten Bildungen „schwerlich", „beschwerlich" u. a. Die Schreibung „schwer" mit einfachem Vokal in der 6. Strophe unseres Gedichtes beweist also, daß nicht Goethe dasselbe geschrieben haben kann. Bei Lenz dagegen findet sich der Doppelvokal nicht („schwer" G. J. 61, 67. „beschweren" G. J. 62).

Kaum brauche ich noch auf die Schreibung „ja" in derselben Strophe hinzuweisen. Wer das Faksimile einer Niederschrift von Goethes Hand gesehen hat, dem hat sich das für j konsequent gesetzte i fest eingeprägt. Goethe schrieb ia.

Wer wird nach diesen Nachweisen noch bestreiten wollen, daß Lenz der Schreiber des ‚Morgenständchens' gewesen ist? Neben den zahlreichen, sehr ansehnlichen Aktiva in seinem Konto kommt das einzige Defizit „Schlafe : Strafe" kaum in Anrechnung. Aber eine exakte Beweisführung fordert freilich eine Erklärung, wie diese Formen in den Text gekommen sind. Ich kann mich zu diesem Zweck auf die Fälle berufen, wo in Lenzischen Handschriften sich f für ein erwartetes ff darbietet: Tiefen (G. J. 66), Teufel (R. 291) neben Teuffel (R. 274), ereyferte (G. J. 63), ausschweifenden (G. .J 49), ja sogar einschlafen (R. 288). Ein gleiches Abweichen von der Norm wäre also auch für unser Gedicht festzustellen. Vielleicht macht sich aber auch die Nachwirkung der Vorlage geltend, die Lenz vor Augen hatte — Goethe ist ja der Verfasser der 6. Strophe —, sodaß das einfache f in den beiden Wörtern tatsächlich auf diesen zurückginge. —

Mit der Feststellung, daß Lenz der Schreiber des ‚Morgenständchens' ist, haben wir nun freilich noch nicht allzuviel erreicht. Zwar liegt die Schlußfolgerung nahe, daß, wenn Lenz das Gedicht geschrieben, er es auch verfaßt habe, wie sie ja für Nr. 3 und 4 der Sesenheimer Lieder gezogen und als berechtigt allgemein anerkannt ist. Aber für unser Lied trifft sie nicht zu. Einzelne seiner Strophen tragen eine zu starke Goethische Färbung, die man Lenz nicht zutrauen darf. Es ist der neue Goethe-Ton, der nach Brandes' Ausdruck dem Klang des Sagenschwertes gleicht, vernehmbar unter Hunderten.

Da Lenz später als Goethe nach Sesenheim kam, besteht ja auch die Möglichkeit, daß er ein Lied seines bewunderten und beneideten Freundes für Friederike noch einmal abgeschrieben habe. Aber auch davon kann keine Rede sein, daß das ganze Gedicht von Goethe herrühre. Zu viele Stellen desselben sind seinem Genius fremd. Maurer hat den einzigen gangbaren Weg gewiesen, indem er die These aufstellte, daß Lenz ein ursprünglich Goethisches

Digitized by Google

Lied durch Eindichtung erweitert habe, das in seiner neuen Redaktion von Lenzens Hand geschrieben vor uns liege. Indem er mit sicherem Gefühl den Anteil der beiden Dichter sonderte, hat er es in der Tat zuwege gebracht, daß in den Lenzischen Strophen alle die Geschmacklosigkeiten und Sprach-Unschönheiten enthalten sind, an denen Kenner des Goethischen Stils und Goethischer Ausdrucksmöglichkeiten so begründeten Anstoß genommen haben; ferner alle die sentimentalen und dazu unwahren Gefühlsergüsse, die man mit der Frohnatur des damals von Lebensgefühl übersprudelnden Goethe garnicht vereinen kann. Maurer hat zudem noch ein übriges getan und, worin ihm bereits Bielschowsky voranging, aus Lenzischen Schriften eine Anzahl von Stellen nachgewiesen, die mit der Ausdrucksweise des Dichters der ausgesonderten drei Strophen eine auffallende Ähnlichkeit haben. Ich darf diese überzeugenden Feststellungen nicht wiederholen, begnüge mich vielmehr, sie durch eine von Maurer übersehene Parallele zu ergänzen. Die Worte der 5. Strophe: „Erröten und erblassen sieh mein Gesicht!" finden ihr Analogon in dem Gedicht ‚Petrarch' I: „Er stand errötend und erblassend da".

Schroeder will von dieser „zerfasernden Tüftelei" nichts wissen; aber er enthält sich ihrer doch auch nicht, wo sie zugunsten der Autorschaft Goethes verwendbar erscheint. Er verweist bezüglich des Wortes „fühllos", das er mit Recht für das „fehllos" der Handschrift hergestellt wissen will, auf die bekannte Reimepistel Goethes an Friederike Oeser, wo auch die Verbindung „fühllos sehen" vorkommt. Er fügt hinzu: „fühllos" ist für den Dichter das Gegenteil von „fühlbar", für das er auch zwei Goethische Belege bringt. Aber dieser Nachweis ist von keiner Bedeutung, denn auch Lenz sind beide Worte nicht fremd. In dem Gedicht ‚An mein Herz" A lesen wir in der 13. Strophe „fühlbar" (so auch G. J. 55) und „An mein Herz" Bb in der 3. Strophe „kalt und fühllos". Daß Lenz letzteres Wort aus jener ihm ganz unbekannten Epistel entnommen haben könnte, ist natürlich ausgeschlossen.

Schroeder geht auf Maurers Begründung seiner These nicht näher ein. Er bemerkt nur, durch Ausschaltung der drei Strophen würden die anakreontischen Elemente des Liedes beseitigt, wodurch dasselbe unserem Geschmack entschieden mehr zusage. Aber gerade diese anakreontischen Bestandteile wiesen mehr auf Goethe hin als auf Lenz, dessen Lyrik nicht wie die Goethische durch die anakreontische Dichtung hindurchgegangen sei.

Wir wollen uns durch theoretische Erörterungen so allgemeiner Art, denen das Tatsächliche nur zu oft widerspricht, nicht beirren lassen und lieber dieses ins Auge fassen. Als anakreontische Elemente im einzelnen nennt Schroeder die Philomele, die schlafende Schöne (la belle dormante) und die scheltende Anrufung der Musen.

Digitized by Google

Daß Lenz sich des griechischen Namens für die Liebessängerin auch sonst bedient, ist schon von Maurer bemerkt worden. Dagegen wird man in der reichen Fülle von Dichtungen des jungen Goethe vergebens danach suchen. Erst in Weimar, als er, durch Herders Beschäftigung mit der griechischen Anthologie angeregt, sich der Abfassung von Epigrammen zuwandte, findet sich einmal, dieser Dichtungsgattung angepaßt, der Name „Philomele". Die Apostrophe der Muse ist bei Lenz, z. B. in seinem Gedichtzyklus ‚Die Landplagen', etwas ganz Gewöhnliches, indem sie bald als „junge, traurige", bald als „empfindliche" oder „schüchterne" Muse angegangen wird. Ebenso ist ihm die Bezeichnung der Geliebten als der „Schönen" ganz geläufig: „Die Schöne, die auf jungen Rosen des liebesbangen Maien liegt" (‚Die erste Frühlingspromenade') oder: „O Schönen, hört mir zu" (‚Der neue Amadis').

Dagegen vermeidet Goethe geflissentlich diese der Schäferpoesie entstammende, abgenutzte, tändelnde Bezeichnung, die offenbar seinem warmen Gefühl keinen genügenden Ausdruck zu geben vermag. Schon in dem Leipziger Gedicht ‚Die Nacht' hatte er das ursprüngliche „meiner Schönen" gestrichen und durch „meiner Liebsten" Aufenthalt ersetzt. In der ganzen Jugendlyrik Goethes gibt es kein Beispiel für diese Anrede der Geliebten, die er mit ihrem Vornamen oder mit Kosenamen wie Kind, Engel, Liebste benennt. Zum erstenmal lesen wir in dem Gedicht ‚An die Entfernte', das vor die Weimarer Zeit zu setzen wir keinen Anlaß haben: „Willst du, o Schöne, mir entfliehen?" Nun gar für die liebliche Friederike wäre die Anrede „O Schöne!" in Goethes Mund nach meinem Gefühl eine schlimme Stilwidrigkeit.

Auch der häufige Gebrauch des anakreontischen Wortes „Schlummer" — es kommt in den ausgeschalteten Strophen dreimal vor — scheint mir auf Lenz als Autor hinzudeuten. Goethe unterscheidet sehr genau zwischen den Synonymen „Schlummer" und „Schlaf". „Geschlafen hab' ich nicht, geschlummert nur", antwortet Elpenor auf die Anrede: „Dich hat der frühste Morgen aufgeweckt", und Ottilie erzählt Charlotten: „Mein Haupt lag auf deinen Knien; ich schlief nicht, ich wachte nicht; ich schlummerte" (Wahlv. II, 14). Bekannt ist auch das Epigramm ‚Die Geschwister', wo von „Schlummer und Schlaf, zwei Brüdern, zum Dienste der Götter berufen" gesagt wird, sie seien, von Prometheus dem menschlichen Geschlecht gesellt, zum Zwillingspaare Schlaf und Tod geworden. Danach ist Friederikens allzu fester Schlaf für Goethe kein „Schlummer". Er sagt in den ihm zugehörigen Versen: „du entschläfst immer fester", „die Nachtigall im Schlafe hast du versäumt"[6].

6) Man kann beobachten, wie die Unterscheidung in allen Goethischen Gedichten festgehalten wird. Der tiefe, gesunde, todähnliche Schlaf wird auch in der gehobenen Sprache nie als Schlummer bezeichnet (vgl. ‚Seefahrt', ‚Ilmenau', ‚Die Musageten'); dagegen drückt dieses Wort den leisen, sanften Schlaf

Digitized by Google

Ich glaube in Bekämpfung der gegensätzlichen Anschauung Schroeders durch Zusammenstellung einer Fülle von Tatsachen den Beweis erbracht zu haben — soweit das bei derartigen Erörterungen möglich ist —, daß die drei von Maurer ausgeschiedenen Strophen nicht Goethe zugesprochen werden dürfen. Sie tragen ganz und gar Lenzisches Gepräge. Doch fast hätte ich vergessen, daß Schroeder noch einen Trumpf in Händen hat. Es handelt sich um eines jener Argumente von starker, weil objektiver Beweiskraft, mit denen Schroeder an seine erste, textkritische Untersuchung herantrat. Wie er Orthographie und Interpunktion als Kriterien zur Feststellung der Schreiber der Sesenheimer Lieder benutzte, so die Bindung der Worte im Reim für die Autorfrage. Denn Goethe als mitteldeutscher Dichter folgt hierin anderen Gesetzen als der Livländer Lenz. Während z. B. für Goethe die Zeichen g und ch in ihrem Lautwert identisch sind, unterscheidet Lenz auf das sorgfältigste zwischen ihnen und bindet Silben mit g und ch nicht im Reime. So kommt Schroeder zu dem Satz: „Einen Reim wie heilig, unverzeyhlich (2. Str.) hätte sich Lenz in seinen gesunden Tagen nicht gestattet. Das ist ein echt Goethischer Reim"! Diese Überzeugung bekräftigt er in den „Sesenheimer Studien": „Es ist, wie ich nochmals betone, eine eminent Goethische, Lenz durchaus fremde Bindung. Das Paar „hoch : sog" als einziger in fast 4000 Reimzeilen aufgefundener Beleg für g : ch ist noch lange keine Stütze für „heilig : unverzeyhlich". Dem letzten Satze kann ich unbedingt zustimmen, wenn damit auf die Ungleichheit der beiden angezogenen Reimpaare hingewiesen werden soll. Nur müßte umgekehrt gesagt werden: die Bindung „heilig : unverzeyhlich" ist keine Stütze für „hoch : sog". Denn dieser Reim, der bei Goethe ganz unverfänglich wäre, muß allerdings bei Lenz auffallen, da das g in sog in Norddeutschland als Verschlußlaut gesprochen wird, hoch : sog also für ein norddeutsches Ohr ein unreiner Reim ist. Aber gilt das denn auch für die Endung -ig, die in der bayerischen Mundart zwar mit Verschlußlaut, im übrigen Deutschland aber mit der Spirans gesprochen wird? Ist diese Aussprache nicht für das Berliner Theater geradezu vorgeschrieben? Ja, wenn sich in unserem Gedicht heiliger : unverzeyhlicher reimten, wäre Schroeders Einwand zu beachten; aber Reime, die auf -ig : lich ausklingen, sind nur fürs Auge unrein, akustisch läßt sich dagegen nichts sagen. Warum sollte also Lenz sich ihrer enthalten haben? Geibel, der als Norddeutscher d : t, g : ch, s : ß scharf unterscheidet und nie in Reimen bindet, reimt doch z. B. in seinen ‚Neuen Gedichten' unbedenklich: „selig : befehl' ich", „lebendig : wend ich". Es sind selbstverständliche Ausnahmen von dem sonst streng befolgten Gesetz.

Nun hat aber Schroeder in seiner letzten Studie die Untersuchung noch auf ein ganz neues Geleise geschoben, indem

aus, der nur zu leicht in Wachen und Bewußtsein übergeht (vgl. ‚Hochzeitlied', ‚Der Gott und die Bajadere', ‚Morgenklagen', ‚Der Besuch'; Röm. Eleg. V.).

Digitized by Google

er unser Lied als Ganzes betrachtet wissen will und den Versuch macht, durch Interpretation seine ursprüngliche Einheit zu erweisen. Er verläßt damit freilich die sichere Grundlage, auf die er seiner Zeit die Forschung gestellt, und begibt sich selbst auf das Gebiet subjektiver Auffassungen, vor dessen Unsicherheit er einst gewarnt hatte. Das Mißliche dieser neuen Stellungnahme zu dem Problem zeigt sich denn auch bald darin, daß er sich über falsche Einstellung und mangelndes ästhetisches Verständnis seiner Gegner beklagen muß. „Da sind", sagt er von Bielschowsky und Maurer, „zwei gänzlich humorlose Menschen über ein humoristisches Gedicht geraten und wissen nun nicht, was sie damit anfangen sollen". Leider muß ich mich auch diesen humorlosen Menschen zuzählen, umsomehr als selbst die erklärenden Worte Schroeders mir den Sinn für den in dem Gedichte waltenden Humor nicht eröffnet haben. Die 4. und 5. Strophe sollen der „humoristischen Ausgestaltung der Situation" dienen. Aber schon die Art, wie das nachgewiesen wird, macht mißtrauisch. Da soll der Dichter „monologisieren", sich selbst „ironisieren", „affektieren", alles Dinge, für die gar kein Grund ersichtlich ist. Was in aller Welt sollte den im Besitz der Geliebten von hohem Glücks- und Selbstgefühl getragenen jungen Dichter veranlaßt haben, sich als einen schmachtenden Seladon à la Lenz darzustellen, dem schon beim Gedanken an die schlafende Schöne die süße Träne vom Auge rinnt! Nein, ich kann in diesen beiden Strophen nichts als einen Erguß Lenzens erkennen, der, wie er immer seine Person in den Vordergrund drängt, auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen kann, ohne unter die kräftigen und doch zarten Verse, mit denen Goethe der Geliebten huldigt, seine Sentiments und Überschwenglichkeiten einer mehr gedachten als gefühlten Liebe zu mischen. Diese Tränenseligkeit ist uns aus andern Gedichten Lenzens bekannt genug.

Wenn ich nun auch den humoristischen Charakter der 4. und 5. Strophe nicht anerkennen kann, bin ich doch nicht gemeint, dem Goethischen Lied den Humor ganz abzusprechen, vielmehr habe ich auf seine Schalkhaftigkeit gleich anfangs hingewiesen. Sie liegt in der Schlußstrophe. Siebs[7] erläutert diese mit den Worten: „Da ertappt sich der Sänger auf schlechten Versen, und mit feinem Humor rechtfertigt er sie: sie waren nur zur Strafe gesungen, weil du das Lied der Nachtigall versäumt hast; aber wie konnte ich auch anders singen? Du, meine Muse, schliefst". Er bezieht den von dem Dichter gegen seine Verse ausgesprochenen Tadel auf die innere Form des Gedichts und findet es bezeichnend, daß die erste Entschuldigung wegen der schlechten Reimereien, die er halb träumend geübt, gerade auf die „minderwertige" vierte Strophe folge. Die Eindichtung hat ihm die Erkenntnis des wahren Sinnes der Endstrophe verschlossen. Hätte er gewußt, daß

7) ‚Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz'. (‚Preußische Jahrbücher', 88. Bd. 1897).

Digitized by Google

diese sich ursprünglich an die Worte der 3. Strophe: „Am Busen deiner Schwester, Der für dich schlagt, Entschläfst du immer fester, Je mehr es tagt", anschloß, so wäre ihm gewiß der Gedanke gekommen, daß die Entschuldigung des über das schwere Joch des Reimes klagenden Dichters ganz einfach die äußere Form des Liedes betraf, das Scherzhaft-Gewaltsame des einen der in den angeführten Versen enthaltenen Reime.

Hat so der Dichter selbst die aus Reimnot zum Scherze ohne Umlaut gebildete Form „schlagt" schalkhaft entschuldigt, so fällt jeder Anlaß fort, sie mit Schroeder durch Änderung des entsprechenden Reimwortes „tagt" zu beseitigen. Zwar will Schroeder diese Änderung gar nicht als Konjektur, sondern als eine selbstverständliche graphische Regelung angesehen wissen, ja er ist von ihrer Unumgänglichkeit so überzeugt, daß er die von ihm geschaffene Form „tägt" in seiner ersten Untersuchung geradezu unter den Beweisen für die Autorschaft Goethes mit aufgezählt hat. In Wahrheit aber fehlt der Konjektur jede Unterlage. Erstlich würde Goethe, wenn er, wie bekannt, beim Schreiben die Umlautzeichen auch noch so oft weggelassen hat, in diesem Falle sich dieser „Unart" sicherlich enthalten haben, weil es ja darauf ankam, eine ganz ungewöhnliche Form eben durch jene Zeichen als solche kenntlich zu machen. Zweitens aber war die angenommene „Entgleisung" unsres Dichters aus dem Schriftdeutsch in die Frankfurter Mundart gar nicht möglich, weil er als der Sohn eines gebildeten, den ersten Gesellschaftsklassen angehörenden Hauses zwar in seiner Sprache von dem Dialekt seiner Heimat in gewissen Grenzen beeinflußt wurde, niemals aber das unverfälschte Idiom, das den unteren Volksklassen eignet, gesprochen hat: ein „sēcht" für „sagt" war ihm fremd. Drittens endlich gibt es ein von Schroeder konstruiertes „tägt" oder „dēcht" in der heutigen Frankfurter Mundart, wie dieser selbst zugibt, gar nicht und hat es gewiß nie gegeben.

Doch wir sind von Schroeders Interpretation des Gedichtes als einer durch Maurers Eingriff zerrissenen Einheit abgekommen. Er nennt die zweite Strophe schlechthin unentbehrlich, denn sie enthalte den Schlüssel zu der Situation, aus der heraus das Gedicht entstanden sei. Mit anderen Worten: das „Erwache!", das der Dichter Friederike zuruft, sei nur verständlich, wenn die Liebenden tags zuvor eine Verabredung, etwa zu einem gemeinsamen Spaziergang, getroffen hätten. Wer wollte bestreiten, daß eine solche Vereinbarung, wie sie ja Lenz ohne Zweifel annimmt, wirklich bestanden haben könne; aber mußte in diesem Falle denn notwendig in dem Gedichte darauf hingewiesen werden? War das Frühaufsein des jungen Dichters etwas so Seltsames, Außergewöhnliches, daß der Weckruf an Friederike einer solchen Verabredung zu seiner Erklärung bedurft hätte? Auf dem Lande steht man mit der Sonne auf. Konnte es nicht an jedem Morgen gesche-

Digitized by Google

hen, daß der leidenschaftliche Liebhaber einem etwas verspäteten Erscheinen der Geliebten mit sehnsüchtiger Ungeduld entgegensah? Ich glaube nicht, daß, wer das verkürzte Gedicht zum erstenmal hört oder liest, zu seinem Verständnis irgend etwas vermissen wird. Nun wendet aber Schroeder weiter ein, nicht die Möglichkeit der Entfernung einzelner Strophen aus einem Gedichte entscheide über die Berechtigung sie auszuscheiden, sondern eine einleuchtende Erklärung ihres nachträglichen Zustandekommens. Diese aber scheint ihm hier zu fehlen; er kann sich nicht vorstellen, wie die Lenz zugewiesenen Strophen in seinem Kopf hätten entstehen können. Meine Gedanken nehmen auch hier die entgegengesetzte Richtung. Mir will scheinen, daß es nur in ganz seltenen Fällen möglich sein wird, aus einem einheitlichen, wohlkomponierten Gedicht eine Anzahl von Strophen auszuscheiden, ohne daß der Zusammenhang darunter leidet, ja daß er sogar dadurch gewinnt. Daß diese Möglichkeit hier gegeben ist, spricht schon an sich für Maurers Verfahren. Anderseits ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß sich Lenz durch das Verhältnis, in das er sich zu Goethe setzte, immer wieder getrieben fühlte, mit diesem seinem Freunde, dessen höhere Genialität er nur widerwillig anerkannte, in einen dichterischen Wettstreit zu treten, so vor allem zu Ehren der auch von ihm angebeteten Friederike. Dabei benutzte er nun — abgesehen von der bereits erwähnten Erdichtung einer von den Liebenden getroffenen Verabredung — keine anderen Motive, als er sie bereits in Goethes Versen vorfand: aus der zweiten Goethischen Strophe die schlafende Schöne, aus der Schlußstrophe die Muse und die Nachtigall.

Was diese letztere betrifft, so hat man vielleicht bemerkt, daß ich noch mit keinem Worte des Widerspruchs gedacht habe, der zwischen dem „Horch! Philomelens Kummer schweigt heute still" in der zweiten Strophe und „Die Nachtigall im Schlafe hast du versäumt" in der sechsten bestehen soll, obwohl derselbe bei der Erörterung der Autorfrage eine hervorragende Rolle gespielt hat. Bielschowsky, der m. W. zuerst darauf hingewiesen hat, benutzte ihn als Hauptargument gegen die Annahme, daß Goethe der Verfasser des Gedichtes sei, denn ihm könne man einen solchen Widersinn nicht zutrauen. Maurer glaubt nun eine ausreichende Erklärung der Unstimmigkeit dadurch gefunden zu haben, daß er die eine Stelle Lenz, die andere Goethe zuweist. Aber wenn man Lenz, der doch wahrlich kein verächtlicher Dichter war, auch manche Geschmacklosigkeit zuschreiben darf, die Goethes harmonischer Natur fremd war, so hat man doch kein Recht, ihm auch Ungereimtheiten aufzubürden, wie einen solchen offensichtlichen Widerspruch, wenn er sich hier auch nur als Interpolator betätigte.

Einen viel schwereren Stand haben jenem Widerspruch gegenüber freilich die Verfechter der Einheit des ganzen Gedichts und der Autorschaft Goethes. Schroeder meint, der Dichter sei durch

Digitized by Google

die Freude an der Antithese, die er an beiden Stellen als wirksames Kunstmittel verwandt, zu dem Widerspruch geführt worden, den er vielleicht nicht einmal bemerkt habe, wie ja auch die Leser meist achtlos darüber hinweggingen. Das ist eine Verlegenheitserklärung, die sich gewiß nicht viele zu eigen machen werden. Aber noch viel weniger kann man das Verfahren billigen, wodurch Siebs den Widerspruch beiseite zu schieben sucht: „Die Nachtigall schweigt, weil du schläfst ... Hättest du nicht geschlafen, so würde sie gesungen haben; ergo hast du die Nachtigall im Schlafe versäumt". Ein bündiger Schluß! Doch sollte man solche Spitzfindigkeit bei der Erklärung Goethischer Gedichte, selbst schwieriger Stellen, beiseite lassen. Gleichwohl befindet sich Siebs, wie mir scheint, insoweit auf dem richtigen Weg, als er einen Widerspruch zwischen den beiden Stellen nicht anerkennen will.

Bei einigem Nachsinnen wird man sich sagen müssen, daß die dichterische Fiktion, die Nachtigall habe die ganze Nacht geschwiegen, weil Friederike am Morgen länger als gewöhnlich schlief, eine Unmöglichkeit ist. Sie konnte nur dahin gehen, daß jene aufgehört habe zu schlagen, verdrossen, weil das Mädchen schlief und sie nicht hören wollte. Nur dies können die Worte bedeuten: „Horch! Philomelens Kummer schweigt heute still, Weil dich der böse Schlummer nicht meiden will". Und genau betrachtet, besagen sie auch gar nichts andres. „Still schweigen" bedeutet nicht das nämliche wie „schweigen"; es ist ein Verstummen, nachdem man geredet hat, oder Stummbleiben, wenn man reden sollte oder müßte. Beides trifft auf die Nachtigall in unserem Falle zu. Der Dichter hat sie wohl noch am frühen Morgen gehört, aber nun hat sie ihren Gesang eingestellt; so sehr er auch lauscht, kein Ton dringt mehr an sein Ohr. Das „heute" aber erhält seinen Sinn durch das gestern, vorgestern oder sonst, wo die beiden Liebenden gemeinsam sich an dem sehnsüchtigen Gesang der Liebessängerin erfreuten.

Die angeführten Worte sind also nur eine Vorwegnahme der Goethischen Verse in der Schlußstrophe: „Die Nachtigall im Schlafe Hast du versäumt", nur daß Lenz, um Goethe zu übertrumpfen, ein Kompliment für Friederike damit verbindet, indem er sich seines Dichterrechts bedient, das in Wirklichkeit nur Gleichzeitige, den langen Schlaf des Mädchens und das Schweigen der Nachtigall, in ursächliche Verbindung zu bringen. Er hätte freilich in der Fassung des Gedankens glücklicher, das heißt hier: verständlicher sein können.

Ich stehe am Ende meiner Untersuchung. Möchte sie zur Klärung der vielumstrittenen Frage etwas beigetragen haben!

WIESBADEN HEINRICH SPIESS

Digitized by Google

MEISTER DER PROSA: JEAN PAUL

Der Begriff des Sprachschöpferischen umschließt vom Prediger über den Philosophen zum Dichter die ganze Skala sprachlicher Formationen, die in härtesten Willensaffekten, klarsten Intellektualreihen und weichsten lyrischen Gefühlsmodulationen ihre drei psychologischen Säulen hat. — Was heißt dichterische Prosa im engeren Sinn? — Sei es Roman oder Novelle, Tagebuch oder Skizze, Brief oder Bericht — immer wird, den drei psychologischen Grundfunktionen entsprechend, sich die dichterische Gestaltung als Synthese von Gehalt, Inhalt und Form geltend machen. Je nach dem Übergewicht eines derselben, modifiziert sich der Sprachschöpfer als Redner, Denker oder Dichter schlechthin. Das gleichzeitige Auftreten der drei Funktionen in einer Prose fordert also zur ersten vorläufigen Sonderung heraus. Sei das Ergebnis z. B. das Rednerische. Seine Struktur: Willensimpulse — Ethos — Gehalt. Die graphische Darstellung seines Auftriebs von innen: die Spirale. Der Schmuck der Fassade (freilich wie nur an einer solchen von Meisterhand, funktionell mitarbeitend): die rhetorischen Figuren. — Oder das Ergebnis wäre das Denkerische. Seine Struktur: Verstandesreihen — Beweis — Inhalt. Die graphische Darstellung seines Antriebs von Außen: die Kurve. Der Schmuck des Gebäudes: Vereinfachung, Hellermachen, Aufteilung des Raumes. — Oder zuletzt, wir fänden: das Dichterische. Seine Struktur: Gefühlskomplexe — Synthese — Form. Die graphische Darstellung seines Seins in sich: der Kreis. Sein wesentlicher Schmuck: das Malerische, das Musikalische, das Plastische.

Als Meister des Dichterischen in der Prosa ist Jean Paul unerreicht. Das Rätselhafte seines Wesens, die seltsame Mischung von skurrilem und heroischem Stil nötigt, nach Feststellung, daß seine Prosa im wesentlichen Gefühlsmasse, Dichtung, Form ist, zur weiteren Notiz, daß das kraus und humoristisch sprudelnde Wesen an ihm nur ein Modus seiner Weltbetrachtung ist: nämlich der, die Dinge geduckt in Erdennähe zu sehen, so nah wie ein Kurzsichtiger sie ohne Gläser sieht, ganz nahe ans Auge herangebracht. Daß diesem Sehverfahren und seiner Anwendung auf das Menschliche ein ethischer Unterton innewohnt, macht den Humor, dieses „Lächeln durch Tränen" so überaus wertvoll, zeigt aber auf der andern Seite, daß er, noch zu sehr mit Zwecken beladen, nicht rein jenes Dichterische des Stiles verkörpert, das bei Jean Paul wie goldene Adern durch Wust und Plunder immer wieder durchblitzt, und das wir seine lyrisch-heroische Prosa nennen. Es sind jene hauchhaft feinen Traumgebilde, die Stefan George veranlaßt haben, ihn den „Führer in dem Land der Wunder" zu nennen. Die folgende Untersuchung soll uns dem Werden des Wunders so nahe als möglich bringen.

Digitized by Google

Um die Gefühlskomplexe zu fassen, haben sich im schöpferischen Geist von jeher zwei Strukturen geltend gemacht; die eine: Überschneidung von Ebenen und — durch Übergreifen der einen in die andere — Verschiebung der Gewichte; z. B. Goethe an Frau v. Stein: „Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung. — Die Morgenluft so erquickend, der Duft zwischen den Felsen so schauerlich. Die Sonne so golden blickend als je. — Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen. — Nein! Es ist der Born, der nie versiegt. Das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht! Beste Frau, auch in Dir nicht, die du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe dich verlassen". Diese seltene Synthese von Herz und Landschaftsblick ist die kostbarste Struktur, die die Form der deutschen Sprache je erlebt hat und nur einmal erlebt hat, in Goethe. Es ist die Ineinanderschichtung geistiger Flächen. In der Assoziation des Gleichartigen wird der Sonnenaufgang dem Dichter zu einem Blick voll „Hoffnung, Erfüllung und Verheißung" der Geliebten; was erst noch rein berichtend Landschaftsblick ist, geht geheimnisvoll in eine andere Ebene hinüber und ist nun die Bitte an die Frau um Gewährung des Gleichen, was der Sonnenblick ihm gewährt. Dann wiederum zurückgebogen zur Natur: Morgenluft, Duft zwischen den Felsen, Sonne — und, nochmals umgewandt, „nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen". Plötzlich hinüberprojiziert: „das Feuer (Sonne oder Herz?), das nie verlischt . . ." Es ist eine Umschichtung der Wortgruppen, wie man sie heute, wie man sieht in Anlehnung an Altes, expressionistisch genannt hat, und die um so nachhaltiger wirkt, je mehr Ebenen sich da durcheinanderbauen. Besonders greifbar ist die Erscheinung auch beim Vers, in der Doppel-, Drei- und Mehrdeutigkeit eines Wortes, das die Brücke zu dem Hier und Drüben, einem Hin und Her bildet, und — gleichsam autokinetisch — den „Sinn" bewegt, und das Leben in dem Vers entfacht, vervielfältigt und steigert; z. B. Goethe, „Zwei Jünglingen zu einer Bergbesteigung":

„Ihr, vom Gestein hinauf zur Atmosphäre,
Gedenket mein! — Dem Höchsten Preis und Ehre"!

Das „Höchste" fängt hier plötzlich an, sich zu bewegen und zu verschieben, und verändert mit drei, ja vier sich immer mehr vergeistigenden Stufen der Deutung jedesmal vollkommen Kolorit und Sinn des Verses. Im gröbsten Begreifen gilt der Preis dem, der der Höchste wird auf dem erstiegenen Gipfel. Wer aber kennt nicht die Vorliebe des Dichters für atmosphärische Erscheinungen und Forschungen? So wird ihm die Atmosphäre dem Gestein gegenüber zum Höchsten, wiederum der Lage nach wie dem Ort. In dritter Vergeistigung schiebt sich das Höchste ganz abstrakt hinein: dem Höchsten, was im Aufwärtssteigen erreicht werden kann, nicht nur vom wirklichen Gestein zur wirklichen Atmosphäre, gibt er den Preis. Der wunderbarste „Sinn" aber ist zweifellos

Digitized by Google

der, daß der Dichter Gott, „dem Höchsten", die Ehre gibt, indem er den irdischen Vorgang ganz ins Spirituelle wendet, wo er in drei Worten einen dankerfüllten Blick nach rückwärts auf sein reiches Leben wirft: denn heute mußte, am Rande des Alters, der Greis die Jugend allein hinaufsteigen lassen, und mit einem Gedanken, der ihm von dort, der geliebten Höhe, gewidmet wird, ist er zufrieden: „Der Höchste" hat ihm ja ein ganzes Leben lang den köstlichen Genuß des Aufwärtssteigens gewährt.

Was bei Goethe sich im Wechsel von Satz und Wortbildern als metaphysische (da psychologisch nicht mehr zu deutende) Struktur erweist, tritt bei Brentano noch konzentrierter in die Erscheinung, wenn die Umschichtung innerhalb eines Satzes geschieht, also von Wort zu Wort, z. B. „die Nacht .... lag in dämmernder Liebe in den Gebüschen". Dämmert die Nacht? Dämmert die Liebe? Dämmern die Büsche? Die Analyse ist unmöglich, also ein ganz reiner synthetischer Akt.

Kleists wesentliches Kunstmittel ist gleichfalls die Schichtung, sie dient vor allem dazu, das ungeheure Tempo seiner Sprache zu erreichen, das Atemberaubende und zum Schluß sich Lösende. In der berühmten Szene im Klosterhof von Erlabrunn kommt der Satz vor, der einzigartig in der Literatur dasteht, und für Kleists Durchbauung der Sätze charakteristisch ist: „Kohlhaas, indem er sein Pferd zu ihr zurückwandte, fragte sie: ob sie sein Mandat erhalten? und, da die Dame, mit schwacher, kaum hörbarer Stimme, antwortete: „eben jetzt"! — „Wann"? — „Zwei Stunden, so wahr mir Gott helfe, nach des Junkers meines Vetters, bereits vollzogener Abreise!" — und Waldmann, der Knecht, zu dem Kohlhaas sich unter finsteren Blicken umkehrte, stotternd diesen Umstand bestätigte, indem er sagte, daß die Gewässer der Mulde vom Regen geschwellt, ihn verhindert hätten, früher, als eben jetzt, einzutreffen; so sammelte sich Kohlhaas . . "- Der Satz ist ein Wunderwerk in jeder Beziehung, vor allem aber der Vordersatz, der von „eben jetzt" bis „Abreise!" ein direktes selbständiges Gespräch in sich schließt, innerhalb eines indirekten Nebensatzes.

Wie das nicht nur einmal konstruktiv möglich ist, sondern, typisches Kunstmittel bei ihm, zur Synthese wird, bleibt des Dichters Geheimnis. Der Boden, auf dem es sich vollzieht, ist jene besondere Struktur der Gefühlskomplexe, die wir als metaphysisch bezeichnen.

Ein viertes Beispiel von Wort- und Satzgruppenkreuzung bietet Wilhelm Heinse in der „Amazonenschlacht", Kleists Tempo beinahe überbietend, da ohne Rückbiegungen, und auf die Kühnheit seiner Satzschichtung deshalb verzichtend. Aber er, wegen des erst äußerlich scheinbar bloßen Nebeneinanders der Wortgruppen, dann aber wegen des selbsttätigen Über- und Um- und Ineinandergreifens der Komplexe, er, der sonst reine Impressionist, dem modernen Expressionismus am meisten verwandt: „Ge-

Digitized by Google

walt in Männerschultern und Armen und Fäusten mit dem Mordgewehr, mit Brust und Knie: und in den Bäumen, dem immer anderen Satz und Strang und Wurf der Streitrosse, Feuerblick und Glut des Verfolgens, Wut und verzweifelte Rache des Entrinnenmüssens in höchstem Weibermute: Hauen und Stechen und Herunterreißen, Sturz in mancherlei Fall und Lage, samt den Rossen in den Strom, Blut und Wunden, Schwimmen und Sterben, Blöße und zerhauenes Gewand und herrliche Rüstung; wahrstes Kolorit und Wut und Angst, und Tod in Mann und Weib: höchstes Leben in vollem Schlachtgetümmel, unter furchtbarer Leuchte zerrissenen Morgenhimmels".—Was hier nebeneinander ist in Worten, ist inniger gebunden als sonst kunstvolles Satzgefüge. Es ist leicht zu sehen, daß hier eine Häufung von Abstrakten steht, die, jedes eine ganze Handlung darstellend, sich als eben solche durch Ineinandergreifen, Entgegenkommen und Weichenwollen kräftig verzahnen und, bewundernswert zum Schluß — daß bei so viel Aktion die Farbe nicht fehle!—ein Hinüberfühlen in die andere Gefühlsstruktur: ins Impressionistische. (Die beiden der Malerei entnommenen Begriffe haben natürlich ganz andere Inhalte als ihre moderne Anwendung. Wir fassen das Expressionistische und seinen Gegenpol als die beiden wesentlichen modernen Fühlformen überhaupt—modern im Gegensatz zu antik. Die herausgehobenen Beispiele sollen auch keineswegs Belege sein, daß die Fühl- und Schreibweise ihrer Schöpfer nur expressionistisch ist, vielmehr sollen sie als Schulbeispiele das eine Element deutlich machen, während nebenher, je oft vermischt damit, das andere gleichfalls vorhanden ist.)

Gegenüber der expressionistischen Funktion der Schichtung und Verhäkelung stellt sich das Impressionistische dar als Auflockerung, Raumgestaltung und Distanzierung, und zwar nach zwei Richtungen, in die Fläche und in die Tiefe. Mit der zweidimensionalen Distanzierung der Farb-, fast besser der Wortflecken, beginnt der Prozeß, oft, um sich darauf zu beschränken, oft, um durch ein Hintereinanderordnen der Flächen die kulissenartige Tiefenillusion hervorzurufen, die den Bildern von Manet und Trübner das Gepräge gibt. Bezeichnen wir die erstmalig durch synthetischen Akt geeinten Elemente—seien es Farbflächen oder seien es Worte—als „Figur" und sie, samt ihrer kontrapunktischen Setzung, als Bild, Gedicht oder Prosa, so kommen wir zu der wesentlichen neuen Erkenntnis im Impressionistischen, daß bei verschiedener Distanzierung der Elemente der „Figur", aber deren kontrapunktisch richtiger Wiederholung, derselbe Gegenstand in anderer Sehmethode, d. h. in anderem Stil, entsteht. Hier liegt die Wurzel—und am besten sichtbar in der Malerei —, weshalb zwei Künstler „verschieden" sehen, weshalb ein Stilleben von Van Gogh anders ist als dasselbe von Renoir.

Bei der zweiten Art der impressionistischen Einfühlung, der nämlich, Tiefe zu gewinnen, ist der hochgewählte Standpunkt

Digitized by Google

meist charakteristisch. Die Staffelung der Gruppen hintereinander ist das weitere Merkmal, und als Gegenstand deshalb der Blick in langgestreckte Täler und über Höhenzüge beliebt. Etwa Goethe, wieder an Frau v. Stein: „Hieroben! Wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte. In dem grausen linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wiesen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände und wie der Schatten des Schloßberges und Schlosses unten alles finster hält, und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt, wie die nackten Felsspitzen im Monde röten, und die lieblichen Auen und Täler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt!"

Das dritte besondere Kennzeichen dieser Betrachtungsweise ist, dem Auge noch einen Markstein auf dem Weg in den Raum zu geben und die Tiefe noch einmal zu teilen. Da steht beispielsweise bei Jean Paul mitten auf dem Weg ins Weite die Windmühle und läßt den Blick durch die Flügel gleiten, hinter denen die Staffelung sich fortsetzt: „So stand es, als beide abends eine halboffene Waldhöhe erstiegen, von der sie ein wunderbares Glorienland unter sich sahen, so freundlich und ausländisch, als sei es übriggeblieben aus einer Zeit, da noch die ganze Erde warm war und ein immergrünes Morgenland—es schien, so weit sie vor den Bäumen und vor der Abendsonne sehen konnten, ein aus der zusammentretenden Berg-Ecke unabsehlich nach Westen auseinanderlaufendes Thal zu sein—eine vor der Sonne mit den breiten Flügeln umschlagende buntgemalte Windmühle verwirrte das Auge, das das Gedränge von Abendlichtern, Gärten Schafen und Kindern sondern wollte—an beiden Abhängen hüteten weißgekleidete Kinder mit lang nachflatternden grünen Hutbändern—eine gefleckte Schweizerei ging im Wiesengrün am dunklen Bach—auf einem hochgewölbten Heuwagen fuhr eine wie zum Hochzeitsmahle gekleidete Bäurin und nebenher gingen Landleute im Sonntagsputz — die Sonne trat hinter eine Säulen-Reihe von runden Laubeichen, diesen deutschen Freiheits-Bäumen und Tempel-Pfeilern — und sie schwebten verklärt und vergrößert hoch im goldenen Blaue aufgezogen.—Jetzt sahen die betroffenen Wanderer das nahe beschattete holländische Dorf unten—wie aus zierlichen, bemalten Gartenhäusern zusammengerückt, mit einem Linden-Zirkel in der Mitte und einem jungen, blühenden Jäger nicht weit davon, oder eine Amazone, die mit der einen Hand ihren Hut voll Zweige abnahm und mit der anderen den Balken-Arm mit dem Eimer über den Born hoch aufsteigen ließ". — Gegenständlichkeit und Farbigkeit also, zwei grundlegende Voraussetzungen der dichterischen Prosa im engeren Sinn, charakterisieren demnach vor allem das impressionistische Element.

*

Die empirische Psychologie mit Wundt an der Spitze glaubt die Hauptbestandteile der dichterischen Imaginationskraft in den

Digitized by Google

Assoziationsvorgängen zu finden. Für nachahmende Dichtung einfühlender und reproduzierender Art ist das unbestritten richtig. Ja, es ist für die schöpferische Sprachphantasie insofern anzuerkennen, als die Assoziationen ihr das Material herbeischaffen. Aber während nun die mittelmäßige (schlechte?) Dichtungsart, die „Stimmungspoesie" in der Lyrik wie in der Prosa tatsächlich den psychologischen Kurs einhält, und von Assoziationen einmal getragen, sich bewußt weitertragen und gleiten läßt, weil sie so „immer mehr in Stimmung gerät" (denn wer sollte dem Walten der Assoziationen entgegentreten, es sei denn, daß ein Willensakt halt geböte), ich sage in Stimmung gerät, d. h. gefühlsselig, weich und verschwommen wird, geht der Flug der schöpferischen Imagination plötzlich über die Grenzen des psychologisch Ergründbaren hinaus. — Wohin? — Ins Metaphysische: es kommt jener Punkt, wo der Leser „gepackt" wird, wo er nicht mehr gleitet, sondern plötzlich verwandelt ist, wo er sich—ohne Übergang—tief erstaunt in einem anderen Seelenzustand wiederfindet, d. h. die Verzauberung im wörtlichen Sinne ist die „Seele" der Dichtung. Ist die Seele nun bei den Empirikern bloß „a bundle of associations", so verstehen wir jetzt erst Hofmannsthal, der das wahre Ich in den zutiefst erlittenen Verzauberungen fand. Die verwandelnde Wirkung ist also das Erste, was von der dichterischen Prosa zu fordern ist. Damit ist das Gebiet einigermaßen umgrenzt. Auf welchem Boden vollzieht sich nun der Zauber? Die Materie, aus der die beiden Hauptstrukturen der Dichtung zu Tage treten, ist die lebendige, mit Begriff und Anschauung beladene, immer wie ein Meer im Wogen befindliche Sprache.

*

Wenn die Sprache, was man zugeben kann, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel aufbieten wird, um das Letzte zu geben, so werden sich umgekehrt mit großer Wahrscheinlichkeit, da, wo das Letzte und Höchste, d. h. die oben erwähnte verwandelnde Wirkung erreicht ist, diese akustischen Möglichkeiten, d. h. musikalischen Elemente aufdecken lassen. Die sind natürlich viel weniger real greifbar und meßbar als in der Musik. Die beiden am sichersten zu diskutierenden Arten der musikalischen Sprachmaterie sind die rhythmische und die metrische Prosa. Darum nennen wir jene andere, gleichhfalls ganz mit Musik getränkte, aber schwebendere, hörbar schmeichelnde, sich aber flüchtig entziehende, die melodische Prosa. Sie ist bei weitem die zahlenmäßig überlegene. Ihr Wesen, das wir nur durch Ausschließung feststellen, ist dem Melodischen der Musik nur entfernt, oft nur vergleichsweise, verwandt. Denn was für das Melodische in der Musik charakteristisch ist, die Wiederholung des Haupttones, entzieht sich in der melodischen Prosa der Kontrolle. Dagegen sind die sonstigen Ähnlichkeiten unverkennbar: das Gefällige und sich dem Ohre Hingebende. Oft wird in einem metrischen Finale der

Digitized by Google

Grundakkord noch einmal wiederholt, wie etwa bei Kleist: „Dabei stand ein Gewitter dunkelschwarz mit vergoldeten Rändern im Hintergrund des Baues; dasselbe hatte sich in der Gegend von Aachen ausgedonnert, und, nachdem es noch einige kraftlose Blitze, gegen die Richtung, wo der Dom stand, geschleudert hatte, sank es, zu Dünsten aufgelöst, mißvergnügt murmelnd, im Osten herab". Besonders aufschlußreich bei Jean Paul: „Die Länder wurden Wolken —Neapel und Portici lagen verdeckt—das weite Himmelsblau umfing mich — ein hoher Nachtwind bog die Rauchsäule des Vulkans nieder, und führte sie, wechselnd beglänzt, in langen Wolken durch den reinen Äther fort" — wo die Wolke in den drei hastigen Daktylen noch nah am Krater, wirklich wechselnd glänzt, um dann im ebenmäßig wogenden Rhythmus von sechs Jamben sich langsam in die Nacht zu verlieren.

*

Zum ersten Male durchgängig zur Kunstform erhoben und gleich in prächtigster Blüte herrscht die rhythmische Prosa bei Jean Paul. — Rhythmen und Gruppen von Rhythmen türmen sich auf, bis der Atem sie nicht mehr faßt, um plötzlich abzubrechen und neu irgendwie wieder hochzukommen, oder um abschwellend zu verklingen, und wieder in Rhythmen und Gruppen von Rhythmen umgekehrt anzusteigen, dem Spielbetrieb des Ohres viel geneigter und kontrollierbarer als die melodische Prosa, und leichter als diese im Gedächtnis zu behalten und einzuprägen. Wenn dann beim Lesen solche Prosa oft rhythmischer zu sein scheint, als sie einer genaueren Nachprüfung silbenmäßig standhält, hat das denselben Grund wie bei der rhythmischen Lyrik: Sprache ist nicht nur akustisches Material, sondern mit Begriffen gefüllt, die schwer und leicht sein können, und die den Nachbarsilben an Gewicht nehmen und borgen. Versprosa aus den „Flegeljahren" von einer so erstaunlichen, rhythmischen Gesetzmäßigkeit, daß es scheinen könnte, die, im Folgenden von uns nur der Verdeutlichung wegen, einzeln numeriert hingestellten Sätze seien nicht ein lebendiges Ganzes, sondern einzeln ausgesuchte Beispiele, sollen unsere These beleuchten:

„Es wird allgemein angenommen und der Garten besetzt;

1. manches schöne Paar tut vielleicht nur als schlaf es,
   hält sich aber wirklich an der Hand.
2. Der glückliche Pfarrer geht einsam in den Beeten auf
   und ab.
3. Kühle und wenige Sternen kommen.

Digitized by Google

4. Seine Nachtviolen und Levkoien tun sich auf und duften stark, so hell es auch ist.

5. In Norden raucht vom ewigen Morgen des Pols eine goldhelle Dämmerung auf.

6. Der Pfarrer denkt an sein fernes Kindheitsdörfchen und an das Leben und Sehnen der Menschen, und wird still und voll genug.

7. Da greift die frische Morgensonne wieder in die Welt.

8. Mancher, der sie mit der Abendsonne vermengen will, tut die Augen wieder zu;

9. aber die Lerchen erklären alles und wecken die Lauben".

Eins, zwei und drei ist die Wiederholung derselben Gruppen, der Typus ist daktylisch im ersten, trochäisch im zweiten Teil. Bei eins ist der erste Teil freilich nicht rein. Mit den Gruppen vier und fünf wechselt der Typus und ist eingangs trochäisch, um dann in den Daktylus überzugehen, wobei die Gruppen der Trochäen und Daktylen abwechselnd kurz und lang sind. Sechs wieder Daktylen und Trochäen. Nun folgt in sieben eine prächtige, ganz reine jambische Gruppe, mit deren forschem Tempo das Leben erwacht, um mit der ebenso bewundernswerten daktylischen Gruppe von acht wieder ganz im beweglichen Morgen zu sein. Allen gemeinsam ist die wachsende Regelmäßigkeit gegen Ende der Sätze, die Steigerung des Tempos in den Tag.

Man hüte sich, zu glauben, daß jede rhythmische Prosa eine solche Untersuchung dulde. So obenaufgeschichtet liegen die Dinge nicht bei einer Materie von der Weichheit und imponderabilen Geistigkeit, wie die Sprache es ist. Um zu sehen, wie nicht nur das Lautgewicht, sondern auch der Inhalt der Begriffe die Dichtigkeit der Gruppe bestimmt, betrachte man nochmals den obigen Jambus: „Da greift die frische Morgensonne wieder in die Welt", um damit zu vergleichen: „Hinaus in eure Schatten, rege Wipfel". Man ist nicht weniger erstaunt, schließlich zu entdecken, daß es bei Jean Paul eine Zeile mit sieben Füßen ist, während es bei Goethe nur fünf sind, und doch ist das Gewebe der Goetheschen engmaschiger, geschlossener. Wie der geistige Gehalt die Dichtigkeit der Rhythmen, sagen wir ihre Wellenlänge, beeinflußt, so andererseits auch ihre formale Vollendung, so daß sie nicht immer so zu belegen sind, wie in dem obigen, guten Typus. Aber da sind dann andere erkennbare Momente rhythmischer Gesetzmäßig-

Digitized by Google

keit, die entschädigen. Vor allem die Periode, die nicht nur eine Eigentümlichkeit der rednerischen Prosa ist. Wodurch sie sich vor letzterer auszeichnet, ist die Einfachheit ihrer Konstruktion: sie zieht die Übersichtlichkeit des Nacheinander vor, was schon damit zusammenhängt, daß sie gegenständlicher Natur ist. Solche Perioden sind Gebäude von kaum weniger als zwanzig Zeilen. Ihre natürliche Zäsur liegt meist am Ende des zweiten Drittels, wo die Klimax dann abreißt oder sich senkt, so daß wir, wie beim Sonett, von einem Abgesang der Periode sprechen können. Auch da läßt sich der Charakter der Perioden noch feststellen, wo in der Aufreihung bewußt kleiner Sätze eine innere Einheit erreicht wird, deren äußerlicher Zusammenhalt die Ähnlichkeit des Gegenständlichen, deren wesentliche Bindung aber doch der immanente Rhythmus ist: „Es gibt zwischen den Alltags-Tagen des Lebens—wo der Regenbogen der Natur uns nur zerbrochen und als ein unförmlicher Klumpe am Horizont erscheint—zuweilen einige Schöpfungstage, wo sie sich in eine schöne Gestalt rundet und zusammenzieht, ja, wo sie lebendig wird und wie eine Seele uns anspricht. Heute hatte Albano diesen Tag zum ersten Mal. Ach, es gehen Jahre dahin und sie bringen keinen. Indem er so auf dem Bergrücken auf beiden Seiten dahinwandelte, flutete der Nord-Ost ihm immer voller entgegen;—ohne Wind war ihm eine Landschaft eine steife, festgenagelte Wandtapete—und wühlte das feste Land zum flüssigen um. Die nahen Bäume schüttelten sich wie Tauben süßschauernd in seinem Bade, aber in der Ferne standen die Wälder wie gerüstete Heere fest und ihre Gipfel wie Lanzen.—Majestätisch schwammen durch das Blau die silbernen Inseln, die Wolken, und auf der Erde schritten Schatten riesenhaft über Ströme und über Berge—im Thale blitzte die Rosana und rollte in den Eichenhain.—Er trat ins Thal hinab, die Weiden schäumten und ihr Same spielte in seiner Wolken-Flocke, eh' ihn die Erde befestigte—der Schwan dehnte wollüstig den langen Flügel, gepaarte Tauben ätzten sich vor Liebe, und überall lagen die Beete und Zweige voll heißer Mutterbrüste und Eier. Wie ein herrlich blauer Blumenstrauß schillerte in hohen Gräsern der Hals des ruhenden Pfaues.—Er trat unter die Eichen, die mit knotigen Armen den Himmel anfaßten und mit knotigen Wurzeln die Erde.—Die Rosana sprach allein mit dem brausenden Wald und fraß schäumend an Felsenstücken und am morschen Ufer—Nacht und Abend und Tag folgten einander im mystischen Hain. Er trat an den Fluß und ging mit ihm hinaus vor eine rege warme Ebene voll Dörfer, und aus ihnen klang der Sonntag, und aus den Ährenfeldern fuhren Lerchen und an den Bergen krochen Menschen-Steige hinauf, die Bäume regten sich als Lebendige und die fernen Menschen schienen festzuwurzeln und wurden nur Schößlinge an der tiefen Rinde des ungeheuren Lebensbaumes".——

Ein Merkmal, das die rhythmische Prosa mit der melodischen teilt — freilich ein ganz äußerliches Erkennungs-

Digitized by Google

merkmal—ist die Begrenztheit ihres Umfanges ähnlich dem des lyrischen Gedichts. Ebenso wie der Gefühlsuntergrund der Seele für Erosinhalte, wie Schmerz und Freude, nur in beschränktem Maße sich aufnahmefähig zeigt, ist er es auch für die Eidosinhalte, das Visuelle und Akustische, oder, wie in der rhythmischen Prosa, gar für die Verschmelzung beider. Da ist also eine natürliche Aufnahmegrenze gegeben. Aber auch die ästhetische Erwägung der polaren Empfindungswelt bestimmt den Dichter zu der antithetischen Setzung von Ebbe und Flut der Gefühle. Natürlich meist unbewußt. So ist das Wenige an wirklich dichterischem Sprachgut in dem doch umfangreichen Prosawerk Goethes zu erklären, und dem verhältnismäßig nicht umfangreicheren Jean Pauls oder ganz geringen Brentanos, während in gefühlsmäßig überspannten Naturen, wie bei der Bettina, ein fast regelmäßiger Wechsel von plastischer Darstellung und räsonnierenden Gedankengängen vorliegt.

Ein qualitativer Unterschied von der rhytmischen Prosa ist bei der metrischen nicht festzustellen, da eine Prosa, die rein metrisch wäre, entweder ein formal richtiges Gedicht oder ein Monstrum ist. Metrisch heißt hier, daß strecken-, ja satz- und periodenweise, dasselbe Metrum als gefühlsbildendes Mittel zur Anwendung kommt, ohne maniriert zu erscheinen. Reine Gedichte, und trotzdem nichts als edle Prosa, sind Zeilen wie diese:

⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ – | ⏑

1. Ich drängte mich durch den tauenden Wald hindurch und

⏑ – | ⏑ – | ⏑ ⏑ –

auf meine Straße hinaus—

⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑

2. ein prächtiges Morgenland faltete vor mir die glühenden

– ⏑ | –

Flügel auf.

In 1 acht Versfüße von je vier Jamben mit vier Anapästen regelmäßig abwechselnd. In 2 (gleichsam die zweite Verszeile) nebst einem Auftakt fünf ununterbrochene Daktylen. — Der Beispiele sind bei Jean Paul unzählige. Noch ein paar mögen zum Beleg hier stehen:

– ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ ⏑

„Flammend rollte der Fackelwagen die Bergstraße nach

⏑ | – ⏑ ⏑ | –

Italien hinan."

oder:

⏑ – | ⏑ – | ⏑ – | ⏑ – | ⏑ ‖ ⏑ – | ⏑ – | ⏑

„Die Nachbarschaft fährt an die Fenster. Die Extraposten

– | ⏑ – | ⏑ – | ⏑ – | ⏑ ‖ ⏑ – | ⏑ – | ⏑

kommen und die Pferde wiehern. Man liegt im Lärm am

– | ⏑ – | ⏑ –

Fenster und schläft ein".

Drei nebeneinanderliegende Sätze mit fünfzehn ununterbrochenen

Digitized by Google

Jamben. Das Erstaunliche ist, daß man es nur bei näherer Untersuchung bemerkt, daß die Metrik vom Dichter vielmehr verwandt wird, um dem Visuellen und Musikalischen ein dynamisches Element hinzuzufügen, mit der Schnelligkeit von einer Höhe plus vier Senkungen, dreimal wiederholt, rollt der Wagen die Alpenstraße hinan! Fünfzehn Jamben suggerieren im Auf und Ab der Atemzüge den langsam sich meldenden Schlummer. — Oder der Schlaf, noch über der Morgenwiese, mit dem Sonnenaufgang und der Bewegung der erwachenden Natur:

„als endlich sein belastet gehendes Auge sich auf den weißen
Flügeln eines Sommervogels tragen ließ, der ungehört und einsam
über bunte Blumen wogte und ans breite grüne Blatt sich wie
eine Ohrrose versilbend hing . . ., so fing der Himmel an zu brennen, der entflohenen Nacht loderte der nachschleifende Saum
ihres Mantels weg, und auf dem Rand der Erde lag, wie eine vom göttlichen Trone niedergesunkene Krone Gottes, die Sonne".

Nach dreiundzwanzig Jamben mit nur einer—als Finale notwendigen Unterbrechung hinter dem neunzehnten Versfuß setzt eine anapästische, fünfmal gegliederte Gruppe ein, die in der Gesetzmäßigkeit ihrer motorisch regressiven Konstruktion mathematisch zu nennen wäre, wenn ihr nicht in ihrer Grundlage für das imponderabil wechselnde Geschehen im Visuellen die schematische Härte genommen wäre.

*

Wer es unternähme, das hauchhaft feine Gewebe des Wortkunstwerks graphisch festhalten zu wollen, müßte naturgemäß scheitern. Denn die Integralrechnung metaphysischer Kurven muß noch erfunden werden. Aber das, was die Metaphysik der Gefühlsstrukturen uns oft näher bringt, nämlich das dichterische Mittel des Vergleichs, mag uns vielleicht auch in der Analyse unterstützen, um jene Gruppierung von Worten, die das kleinste (umfangmäßig) künstlerische Gebilde darstellt, sinnfällig zu machen. Es soll sich also nicht um die Projizierung geistiger Inhalte in die Kurve, sondern um eine Symbolisierung handeln, wenn wir sagen: seine graphische Form ist der Kreis. Die rednerische Prosa habe ihr Symbol in der Spirale! Ihre wie die Feder wirkende Materie ist die mit Willensimpulsen geladene Sprache, ihr Ziel ein Höhepunkt, der mit der beweiskräftig größeren Engstufigkeit der unten weiteren, dann immer enger, aber infolge der Willensaffekte aufwärtssteigend ihn umkreisenden Bewegung ganz oder annähernd erreicht wird. Da die Erreichung des Zieles der Zweck der rednerischen Prosa ist, so ist sie auch ganz von dieser Zielfreudigkeit erfüllt.

Digitized by Google

Wenn wir nun den Kreis als das Symbol des Dichterischen setzen, so verzichten wir damit von vornherein auf die der Federkraft der Spirale innewohnenden Zielstrebung. Das sich selbst genügende Ruhen ist also der erste sichere Vergleichspunkt zwischen Kreis und „Figur" (so wollen wir von jetzt an das kleinste dichterische Satzgebilde der Kürze halber nennen) und darin haben sie beide etwas mit dem Göttlichen gemein. Vor allem aber: so weit oder so eng das geistige Feld sein mag, das die Peripherie umspannt, immer steht diese in dem gleichen harmonischen Verhältnis zum metaphysischen Kern. Mittelpunkt, Fläche und Peripherie sind daher des weiteren die ähnlichen Momente, wobei der Mittelpunkt der letzte Urgrund des Gefühls, die Kreislinie die musikalisch-akustische Materie der Sprache ist, die von dem ausstrahlenden Kern ständig gespeist wird, und wobei die Rückstrahlungen nach innen die Fläche sind, d. h. nichts anderes als die „Bilder", das Geistige der Figur. Wird darum mit der Länge der Peripherie der Inhalt des Bildes größer, so wächst anderseits mit dem kleineren Umfang des Kreises die Dichtigkeit, Plastik und Symbolkraft der Figur; so kommt die Prosa ohne „Inhalt" zu ihrer hohen Anschaulichkeit. Auch hier ist Jean Paul wieder unbestrittener Meister. Es gibt Figurenfolgen von ihm, wo die gleichsam licht- und kraftdurchlässigen Wortperipherien sich in breiteren und engeren Ringen konzentrisch um den von innen strahlenden Kern legen, derart daß, mit der Bildkraft des vorigen Bildes das nächste getränkt, sich das Ganze zu dem musikalischen Wirrwarr und dem farbigen Bouquet aufbaut, das wir dichterische Prosa nennen (siehe S. 215). So wird das konzentrische Kreisbild zum Symbol der dichterischen Prosa, die in der Ebene liegt, dem Impressionistischen, und erklärt die synthetische Verbindung der einzelnen Figuren zu einem Ganzen als Hindurchgehung der ersten durch die zweite, der beiden durch die dritte usw., und, da wir ja die andere Gefühlsstruktur in der Durcheinanderschichtung der Ebenen fanden, wird die Kugel von selbst zum Symbol des expressionistischen Sprachleibs.

*

Die den neuen Untersuchungen stilistischer Probleme eigentümliche Scheidung von Phantasie und Imagination wird im großen und ganzen von uns angenommen: Phantasie als die Gabe der Vorstellung großer Zusammenhänge; Imagination als die schöpferische Kraft der Belebung jener Zusammenhänge und ihrer Grundbestandteile, der Figuren. Imagination ist also die eigentliche dichterische Begabung. Aber um noch näher an sie heranzukommen, muß der Phantasiebegriff erweitert werden. Gerade die dichterische Prosa, der das Inhaltliche nichts mehr bedeutet, zeigt, daß noch Elemente darin sind, die nicht zu den Figuren gehören, die doch allein der Gegenstand der Imagination sind. Man wirft die Frage auf, warum sie allein es sind? — Weil sie die reine Anschauung, zu der wir kommen wollen, verbürgen, während jene

Digitized by Google

anderen Elemente, wie wir zeigen wollen, konstruktiver Natur sind, und darum, wie die Phantasie im obigen Sinne, vom Intellekte angekränkelt sind. (Goethes Phantasiebegriff ist gleichbedeutend mit unserer Imagination). Reine Anschauung bei Jean Paul sind Figuren wie diese: „eine Fledermaus zischte nach einem grauen Nachtschmetterling", oder: „die Blitze erleuchten Schwanen, die unter lichttrunkenen Nebeln auf den Wellen schlafen". Um einer Figur wie der letzteren einen exponierten Platz, eine akzentuierte und damit wesentlichere Stelle einzuräumen, windet sich der Dichter auf einem spiralenförmig angelegten Parkweg, der selbst wieder unter dichterischen Figuren völlig verdeckt ist, eine Anhöhe hinauf. Der Gedanke dieses Aufstiegs und eines Oben zur Erreichung eines Zweckes, d. h. zur Setzung eines Unten, ist konstruktiv, intellektuell bedingt — Phantasie. Unter dem erweiterten Phantasiebegriff verstehen wir also die Schaffung von Situationen. Damit wird die Antithese als wesentliches Kunstmittel scheinbar in Frage gestellt. Wenn wir aber eine andere antithetische Konstellation bei Jean Paul, der überreich an solchen ist, näher ins Auge fassen, ergibt sich mit einem Mal ein grundlegender Unterschied innerhalb dieser Konzeptionsform: war jene konstruktiv, so ist die andere musikalisch, also bildnerisch anschaulicher Natur: „Da sank unnennbar beglückt, und wonneschwer der letzte Mensch dieser Nacht von den fünf Stufen seines himmlischen Bettes durch die Zweigvergitterung in das dunkle Blütendickicht hinein. Betaute Sprossen fielen kühlend an seine entzündete Stirne, er legte die zwei Arme ausgestreckt auf zwei Armlehnen von Zwergbäumen, und schloß entzückt die heißen Augenlider zu, und das Forttönen der Nachtigall und der fünf Quellen

⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ ‖ ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑

um ihn wehten ihn einige Strecken weit in den dämmernden

– | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ ⏑ ⏑

Wahnsinn des Traumes hinüber — aber die in Freudenjubel hi-

– | ⏑ ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ – | ⏑ –

nausschreiende Nachtigall schlug durch seinen Traum —".

Die Gesetzmäßigkeit anapästischer Ordnung, besonders in der Antistrophe, macht die Antithese hier sofort zu einem Kunstmittel ersten Ranges, während sie oben, und bei Jean Paul nicht selten, nur Kunstgriff ist. — Auch visueller Art kann die Antithese sein bei der richtigen Wahl von Hell und Dunkel, von Farbe und Schatten: „Dann schwankten die Glocken bang verstummend aus — er trat vom hellen Frühling in den dunklen Turm zurück — er heftete das Auge nur an die leere blaue Nacht vor ihm, in welche die ferne Erde nichts heraufwarf als zuweilen einen verwehten Schmetterling, eine vorbeikreuzende Schwalbe und eine vorüberwogende Taube". Bedingung für die künstlerische Antithese bleibt immer, daß sie aus den beiden Gefühlsstrukturen (Impressionismus und Expressionismus) oder ihrer sprachlichen Grundlage (der Melodie) erwachsen ist. Unter dieser Voraus-

Digitized by Google

setzung wird jede antithetische Setzung imaginativ. Da wird in sechs Figuren ein Erdbeben in der Campagna dargestellt: „Aber er und Gaspard fühlten sich jedesmal beklommen —

den stehenden See einer schwülen Schwefelluft glaubte man zu durchwaten, die sein Vater den Schwefelhütten von Baccano zuschrieb — er lechzte nach dem Schnee auf den fernen Bergen;

der Himmel war schwarzblau und still — einzelne hohe Wolken flogen pfeilschnell durch die stille Wüste;

ein Mann in der Ferne setzte eine ausgegrabene Urne wieder hin und betete ängstlich, gen Himmel blickend, seinen Rosenkranz — Albano wandte sich nach den Gebirgen, denen die Abendsonne, wie aufgelöst in stechendem Glanz, zusank". —

Hier wird in drei antithetischen Doppelfiguren, einer sinnlichen, einer dynamischen und einer ethischen der Versuch gemacht, die Situation von allen Seiten zu beleuchten. Dynamisch ist die zweite nicht mit Hinblick auf das Bewegungsmotiv, das auch optisch, also sinnlich, sein könnte, sondern mit Rücksicht auf ihre Verbindung mit der rhythmisch dynamischen Grundlage, der einzigen in diesen drei Paaren und vielleicht deswegen auch der einzigen wirklich imaginativen.

Konstruktionsantithesen scheiden also aus dem Imaginationsbegriff aus und gehören in den Phantasiekomplex. Solche Konstruktionsantithesen sind bei Jean Paul etwa die Wahl des Standpunktes: die Höhe, um assoziativ schon das Tal heranzuholen, ein Drinnen, um ebenso das Draußen räumlicher zu gestalten, also abstrakte, rein intellektuelle Methoden der Anschauung, denen erst durch die Figuren Fleisch und Blut gegeben wird. Antithetische Phantasie ist es, wenn Gianozzo so hoch im Ballon steigt, daß gleicherweise die Alpen mit dem Rhein und die ewige Stadt mit den Tempeln und Götterbildern so zusammengerückt werden, daß der Dichter sie gegenüberstellen und die Wirkung assoziativ steigern kann, mit andern Worten, solche Antithesen sind im Gegensatz zu den imaginativen nur psychologisch-intellektueller Art: Hilfskräfte.

*

Die Metapher umfaßt das weite Gebiet der Sprachgestalt, in dem ein Wort, eine Gruppe oder mehr hinüberprojiziert wird auf ein Ähnliches. Im Ähnlichen beruht das berühmte Tertium des Vergleichs, dessen intuitiv schnelle Aufnahme die Vorbedingung für das Erfassen dichterischer Anschaulichkeit ist und für das im Nachschaffen des Lesers sich einstellende Lustgefühl. In der Metapher hört man den Herzschlag der Figur und aller Mittel, die sie schaffen; denn letzten Endes ist auch die Imaginationsantithese nur ein stillschweigend vollzogenes Wiegen und Messen, allerdings ein solches von — Qualitäten; und das hebt sie über das Psychologische („nur Quantitäten sind meßbar") hinaus. Um

Digitized by Google

nur die akustische Antithese heranzuziehen, so ruht die Gegenüberstellung zweier Wortkomplexe, wie „in den dämmernden Wahnsinn des Traumes hinüber — aber die in Freudenjubel hinausschreiende Nachtigall schlug durch seinen Traum" mit den beiden Metren:

⏑⏑⏓ | ⏑⏑⏓ | ⏑⏑⏓ | ⏑⏑⏓ | ⏑‖⏑⏑⏑⏑⏓ | ⏑⏑⏑⏑⏓ | ⏑⏑⏑⏓ | ⏑⏑⏓ | ⏑⏓ | ⏑⏓

auf einem im Unterbewußtsein sich vollziehenden Vergleich. Wie die Antithese hat auch die Metapher neben psychologisch-intellektuellen Elementen im wesentlichen imaginative Struktur. — Die Deduktion auf rein psychologischem Boden fußender neuerer Stilisten, daß nämlich mit der Distanz der Vergleichspole die Bildhaftigkeit der Metapher wächst, gehört in das Kuriositätenkabinett der Literatur. Vielmehr, was wir oben von der symbolischen Darstellung der Figur, dem Kreis, sagten, gilt auch hier: mit dem größeren Umfang des vom geistigen Kern bestrahlten Feldes verflüchtigt sich die Substanz. Das gilt natürlich nicht für das Intellektuell-Psychologische. Denn die Setzung der Vergleichspole durch die Assoziation ist sicher um so besser, von je weiterer Ferne die Letztere heranschwebt, aus allerdings immer noch irdischer Ferne. Aber abgesehen davon, daß ganz andere Momente, das musikalische, dynamische, vor allem die Gefühlsstrukturen an der Schöpfung der Metapher beteiligt sind und damit ins Metaphysische weisen — es ist kaum Distanz zwischen den beiden Vergleichspunkten einer stark imaginativen Metapher, wie etwa bei Jean Paul: „Tauwolken, wie abgerissene Stücke aus Sommernächten, ziehen über den Gottesacker". Beide Pole sind, wenn nicht dieselben doch sehr nahe beieinander zu Hause. Womit freilich nicht gesagt ist, daß der konstruktive Akt der distanzierten Setzung nicht durch Zusammenschluß und Verbindung mit den musikalischen, visuellen und dynamischen Mitteln zur Synthese werden kann. Jean Paul, der Meister der Metapher, bekräftigt durchaus unsere Ansicht: „Als die Sonne wie eine lodernde Welt am Gerichtstage untersank ..."; „Der langsame eiserne Perpendikelschlag, gleichsam das Hin- und Hermähen der an die Uhr gehangenen Eisensense der Zeit ..." Die beiden Vergleichspole liegen hier jedesmal ganz nahe und die imaginative Kraft ist nicht zu bestreiten. So bleibt also nur die Möglichkeit, daß bei den vielen anderen, weither geholten Metaphern Jean Pauls die Anschaulichkeit nicht in der Distanz der Pole, sondern in deren sprachlicher Fundierung liegt, d. h., unabhängig von Maß und Ratio ist. Beispielsweise: „.... die Flammen (der Blitze) lodern golden nach in den tiefen Bäumen, wie Goldfische den brennenden Rücken aus dem Wasser drehen —"; „sie gingen zum Coliseo, dessen hohe zerspaltene Stirn im Mondlicht bleich herniederschaute ..."; „Victor sah hinüber zur Abendröte, die die Nacht wie eine Vorsteckrose vor den Busen ... vorgenommen hatte ..." Je weiter auseinander die Pole im Vorstellungsbereiche liegen, umsomehr nähert

Digitized by Google

sich die Metapher der Antithese und wird — von Phantasie- und Intellektelementen unterstützt — nur unter denselben Bedingungen wie diese imaginativ. — Die Länge und Art der Vergleiche ist für ihren synthetischen Wert ohne Belang. Jean Paul schafft sich aber aus der Differenzierung ihrer satzkonstruktiven Einordnung hervorragende stilistische Mittel. Der länger ausgeführte Vergleich entspringt dem Bewußtsein, daß mit einer Figur die letzte „Stufe" der Synthese kaum erreicht ist, daß aber anderseits mit der Einschränkung des Begrifflichen — je größer der Umfang, um so kleiner der Inhalt — sich die Anschauung verdichtet.

*

Wenn Philosophie als Grundlage der Wissenschaft einen Sinn haben soll, muß sie auch als Grundlage der Spezialdisziplinen— hier also der Stilwissenschaft—deren Belange rechtfertigen. Der Begriff der Synthese, von jeher der schwierigste im Denken wie im Fühlen (der Anschauung), verlangt also diesen kleinen Ausflug ins Kritische. Wir sind übrigens sofort mitten im Problem drin, wenn wir von Kants Begriffsbestimmung ausgehen, nach welchem die Synthese in der „wechselseitigen Einschließung und Ausschließung der Gegensätze" besteht, und Windelband deutet sie dahin, „daß dabei die manigfaltigsten Elemente trotz ihrer Vereinheitlichung in ihrer ganzen Bestimmtheit aufrecht erhalten werden". Und wenn neuerdings Guardini von dem eigentümlichen Verhältnis der Gegensätze spricht, in dem „jeweils zwei Momente einander ausschließen und doch wieder verbunden sind, ja, einander geradezu voraussetzen", erkennen wir sofort, daß es sich um die antithetische Energie zweier Pole handelt, die, wie durch ein Gummiband verbunden, Elastizität genug besitzen, sich zu distanzieren, ohne sich lösen zu können — es zerrisse denn. Das alles bleibt natürlich nur Umschreibung einer Realität, an die wir durch Definition so wenig herankommen wie an die Gottheit selber. In jedem Falle aber spricht es von der „antithetischen Struktur des Bewußtseins". Wenn wir nun von der Synthese als Denkfunktion zu einer solchen als Fühlfunktion kommen wollen, d. h. also, zur Grundlage der künstlerischen Konzeption, führt der Weg wiederum über Kant, über seine Bestimmungen von Begriff und Anschauung. Sind Anschauungen ohne Begriffe „blind", d. h. ist eine „reine" Anschauung und eine Synthese der Anschauung ohne Begriffe, ohne logisches Gerüst, möglich? Wir können das, entgegen Kant, bejahen, wenn wir von vornherein scheiden: anschauliche Wörter sind solche, die nicht „begriffen" zu werden brauchen, sondern die sich beim Klang sofort visuell—nicht optisch, denn dann unterständen sie tatsächlich den Kategorien — vor uns stellen. Es muß solche Anschauungen geben; betrachten wir beispielsweise das Wort „Brunnen". Bei dem einen Dichter entspringt er im Walde, bei dem anderen aus einer Mauer, usw., also ein Differenzierendes, Kategoriales, In-den-Raumeinordnendes, was uns aber nicht voranbringt, dem gegenüber jedoch ein Gemein-

Digitized by Google

sames besteht: das Schaurige, Kühldämmernde, Eisigsprühende. So viel wir ihrer vergleichen, bei Goethe, Jean Paul, Heinse, Bettina, Keller, Meyer, oder Villers, so verschieden sie in der Darstellung des Gegenstandes sind, so umfangreich oder kurz die Beschreibung ist, immer kulminiert sie im obigen sinnlich-übersinnlichen Schauern, einem Punkt, auf den der ganze Aufbau radienförmig zuläuft: dem synthetischen Punkt. Das spürbar Geheimnisvolle ist gleichsam seine Substanz, und solche Wörter sind substantiell zu nennen in Abgrenzung gegen die bloßen Konkreta, wie Pferd, Haus usw. Abstrakta aber sind wirklich „leer", ohne Anschauung, d. h., sie müssen durch diese erst plastisch gemacht werden, um „begriffen" werden zu können. Wie also durch die polare Setzung zweier begrifflicher Elemente die Denksynthese, so kommt durch die gleiche Setzung zweier substantieller Wörter die Fühlsynthese zustande, die Intuition. Intuition, das ist die Vermischung von Anschauungsbeständen, die, wie in einer Genesis, erst bei der Berührung zu leben anfangen, sich suchen und sich sondern, ohne sich je ganz finden oder ganz trennen zu können.—Die Synthese—und wir meinen jetzt immer die intuitive Fühlsynthese der Dichtung—wird außer von den reinen Substanzkomplexen freilich noch von einem zweiten, mächtigen Faktor bestimmt, ihrer akustisch-dynamischen Struktur. Ihre verschieden wiederkehrende und wechselnde Typenbildung gibt dem Stil im höchsten Maße das Gepräge. Bei Jean Paul ist ein vierfacher Typenbau besonders charakteristisch:

1. Pfauengefieder. 2. Gifthecken. 3. Wolkenflocke. 4. Blütenüberhüllung.

Man kann geradezu sagen, daß Typus 1 und 2 die synthetischen Säulen seines Stils sind. — Typus 1: Gartengewebe, Blütengestöber, Glockengeläute, Hirtengeschrei, Alpengebirge, Wagengefolge, Blütengeniste, Bienengewimmel, Sommergefilde, Schwalbengetobe, Blumengebüsch usw. usw. Bei diesem Typus stellt es sich heraus, daß die akustische Zäsur keineswegs mit der der Anschauungselemente zusammenfällt, sondern jeweils in das zweite Wort hinübergreift, wenn auch nur die Vorsilbe abtrennend, und so zur Durchwechselung der Bestandteile beiträgt.

Typus 2: Bergecke, Traumschlaf, Dampfsäule, Glanzbänder, Ohrrose, Lärmfeuer, Traumlandschaft, Marschsäule, Waldhöhe, Sturmglocke, Marktplätze, Stadtwüste, Weinblüte, Tonmücke, Bergschloß, Weltstern, Waldbrand usw. usw.—Die Möglichkeit kontrapunktischer Verwendung solcher melodischer Bestandteile schafft von vornherein eine musikalische Atmosphäre, und ihre bewußte oder unbewußte Anwendung macht Jean Pauls Prosa zum Schulbeispiel musikalischen Besessenseins.—Was nun aber die Energie der Synthese anlangt, so ist von Bedeutung, daß ihre Erlebnis-

Digitized by Google

möglichkeit von zwei wesentlichen Seiten aus eingeschränkt wird, und zwar erstens vom Disponiertsein des Empfängers für intuitive Bewußtseinsvorgänge, zweitens von der Gewohnheit. Der größte Feind der ersteren ist die mathematische Begabung. Diese ist im Wesen analytischer Art und nichts als denksynthetisch. Die Mathematik als Wissenschaft mechanisiert die Kurve. Die Ahnung aber, daß in ihrem letzten Fundamente, das kein Integral errechnet, Kurve und Kreis transzendente Gebilde sind, blieb so reinen Synthetikern des Gefühls vorbehalten wie Novalis.—Eine andere Hemmung bildet auch der Mangel an blitzartig-möglicher Konzentrationsfähigkeit.—Die Gewohnheit aber ist der Tod jeder synthetischen Emanation. Die Einmaligkeit des Erlebnisses (die allerseits zugegeben wird) hindert zwar nicht, daß auf reproduzierendem, vom Gedächtnis unterstützten Wege die Synthese nochmals auflebt, aber, gleichsam zwei sich spiegelnde Spiegel, stehen sich Empfänger und Sender gegenüber, um in vielfach hintereinander sich reflektierendem und wiederholendem Bilde immer blasser und blasser zu werden. Einer auf diese Art farblos gewordenen Wortsyntaxe gebührt mit Recht der mechanisierende Name „Kompositum", z. B. einem Wort wie „Eichenbäume", Welche Gefühls- und Anschauungsunterschiede von da bis zu einer Jean Paul'schen Bildung „Blütengeniste"! Und doch sind die Bestandteile isoliert bei dem ersten Wort mindestens so anschaulich wie bei dem zweiten. Daß aus dem begattenden Akt dieses dualistischen Prinzips „das zarte Seelchen" herausschwebt, ist das Geheimnis der Synthese. Wie bei der Antithese und beim Vergleich, ist auch bei der dualistischen Funktion der Synthese keineswegs die Entfernung der Pole bestimmend für die poetische Qualität. Distanz, Raumkategorisches, hat im Metaphysischen eben keine Geltung. Wir können scharf drei Arten des synthetischen Gegensatzes unterscheiden, 1. synthetisch-exclusive, in der sich die beiden Pole ausschließen, z. B. „Totentanz". 2. synthetisch-neutrale, in der die Pole in keinem Verhältnis zu einander stehen, z. B. „Gifthecke". 3. synthetisch-inclusive, wo der eine Bestandteil sich dem anderen subsummiert, z. B. „Sternennächte". Wenn die antithetisch-distanzierte Setzung der Begriffe bestimmend für die Qualität wäre, müßte eine so verblaßte exclusive mit weitester Spannung wie „Totentanz" einer so üppig vollen aber inclusiven wie „Blütengeniste" überlegen sein. Da die Synthese aus einer antithetischen Funktion entsteht, gilt für sie auch deren oberstes Gesetz: begriffliche Distanzierung bleibt Konstruktion gegenüber der dynamischen oder akustischen. Darum gibt Jean Paul zwei dynamisch-antithetischen Typen, wie Glockengeläute und Sturmglocke bei weitem den Vorzug vor dem Typus Morgenglocken. — Ist das „Kompositum" die einfachste Form der antithetischen Setzung, so liegt in der wortsyntaktischen Mannigfaltigkeit anderer Gruppierungen ein sich ins Unendliche wandelnder Reiz des Sprachschöpferischen. Ein Musterbeispiel attributiver Grup-

Digitized by Google

pierung bietet Goethe in den „Wahlverwandtschaften": „Das Krei-
sen des Kahnes, das Plätschern der Ruder, der über dem Wasser-
spiegel hinschauernde Windhauch, das Säuseln des Rohres, das
letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der ersten Sterne ..." Fast alle Figuren sind hier auf die schon oben beleuchtete, imaginativ sehr wirksame Antithese von Daktylus und Trochäus gestellt. — Um das „Kompositum", als die kleinste unteilbare synthetische Einheit, legen sich gleichsam in licht- und schalldurchlässigen Ringen die andern synthetischen Gruppen: doppelt und mehrgliedrige Adjektiva, verbale Verbindungen und satzsyntaktische Gebilde auf rhythmisch-antithetischer Grundlage. Die Kapitalforderung bleibt der konzentrische lichtdurchlässige Bau. Denn wenn die synthetische Figur des Kompositums nur ein Summand unter anderen Summanden größerer Gruppen wäre, stäken wir schon im Analytischen, und die Einfachheit des synthetischen Aktes, die ja erste Vorbedingung ist, wäre in Frage gestellt. Nur wenn, wie sich schon bei der Symbolisierung der Figuren ergab, sich die Verdichtung oder Nuancierung aus der Durchdringung der Synthesen erklärt, ist die Intuition gewährleistet.—Auch in der Gruppe Substantivum plus Adjektivum sind bei Jean Paul zwei Typen, die wesentlich überwiegen; einmal, wie beim Kompositum der daktylisch-trochäische, z. B. die fliegenden Trümmer, die rauchende Waldung, die struppigen Äste, der tauende Wald, die giftige Wolke, die steinernen Gassen, die einsame Säule, der schillernde Nebel, die delphische Höhle, das stäubende Zwergobst, elysischer Wahnsinn, die wächserne Traube, der mystische Hain und lärmende Dreschtennen. Dann aber besonders in Verbindung mit dem Trochäus ein Daktylus von dynamisch beschleunigtem Tempo: das aufprasselnde Rebhuhn, die vorbeikreuzende Schwalbe, das dämmernde Geniste, der aufgewühlte Glanz, ein unsichtbarer Sturm, das breitstehende Sternbild, die durchsichtigen Blitze. —

Eine andere, seinen Stil farbig und voll gestaltende Gruppierung ist die „Reihe", freilich ins Dichterische verwandelt durch die ihr erhöht zu Grunde liegende musikalische Resonanz: der quellende, geschwollene, dunkelgrüne Frühling; die rauchende bewegliche Welt; die schwere, gelbe Ernte; ein harter schwarzer Morgen; ein fremder, blasser Morgen; die lichte gereinigte Ebene; fette, helle Lindenknospen; der helle, liebend nahe, über ihn hereingesunkene Mond; mit scharfen, ungeregten, ungehörten Falkenschwingen. —

Digitized by Google

Wir nennen alle diese Bildungen Nominalsynthesen. Aus ihrem Zusammenwachsen und Durcheinanderbauen ergibt sich die schöne Vielfältigkeit der Anschauung, die wir in richtiger Harmonie zueinander und Verknüpfung durch das Verbum „Stil" nennen. Die Verbalsynthese ist der Kern der Intuition.

Ihr Merkmal ist das immerwährende Kreisen des Geistes um das Geheimnis ihrer Existenz. Im Rätselhaften des Ausdrucks hat sie oft ihr äußeres Kriterium: „Mancher Stern half sich heraus in die Dämmerung". „Er sah in das Dörfchen hinab, das zwischen feuchten Schatten glimmte". „So glimmte, so duftete, so lispelte, so zauberte niemals ein Tal". Die Schwierigkeit bei der Erklärung der Verbalsynthese besteht darin, daß hier jene Durchdringung bereits stattgefunden hat, die die scharfe Abgrenzung der antithetischen Pole nicht mehr ermöglicht. Denn nur selten ist der Bau so durchsichtig wie in dieser: „Nur die Pappeln wiegten leise die neugeborene Blüte des Weins, die in ihren Armen lag". Das Verbum setzt hier die Pappeln und die neugeborene Blüte in eine wechselnde „wiegende" Beziehung und veranschaulicht diese, indem es hüben die wiegenden Arme zu Ästen und drüben die Äste zu wiegenden Armen macht. Solcher fast symmetrischer Figuren gibt es bei Jean Paul viele: „in fünf blitzenden Teichen schwankten fünf dunklere Abendhimmel"! Nur zu scheinbarem Überfluß fünf hier und fünf dort. Bei genauerem Zusehen aber stellt sich die doppelte „fünf" als mehr heraus als nur ein symmetrierendes Mittel; vielmehr ist sie gleichzeitig gewichtverteilender Faktor der musikalischen Figur.—Erst im Gegensatz und Zusammenschluß der visuellen und musikalischen Form kommen wir wieder zu dem, was wir bisher immer als die antithetische Setzung im Wesen der Synthese erkannt haben: die fortwährende Regulierung der einen durch die andere und die wechselseitige Modifizierung des Musikalischen durch das Visuelle und nicht zuletzt die völlige Durchdringung beider. Aus der latenten, aber kontinuierlich wirkenden Tätigkeit dieses Ausgleichs ergibt sich eine innere Symmetrie, die das Wesen der Intuition zu sein scheint, einerlei, ob bei klassischer Linie oder göttlicher Fratze. Um es nochmals anders zu sagen: der Eingriff der musikalischen Korrektur ins Visuelle geht so weit, daß unter ihrem färbenden Ton das Wort „rot" sich zu „blau" zu wandeln imstande ist, im Dämmer der inneren Anschauung.

BERLIN AUGUST EWALD

Digitized by Google

HALMS NOVELLE „DAS AUGE GOTTES"

Der Unstern, der trotz glänzender Erfolge über dem Leben und Schaffen Friedrich Halms waltete, hat es verschuldet, daß seine Meisternovellen in der allgemeinen Schätzung nicht den ihnen gebührenden Platz einnehmen[1]. Die Tatsache erscheint um so seltsamer, als sich der Dichter, anders als in seiner Dramatik, durchaus im Zuge der vorwärtsschreitenden Entwicklung befindet. Was ihm im Drama nur teilweise gelang, die Ableitung des Geschehens aus den Charakteren, das ist in den Novellen erreicht worden: bewußt beschreitet Halm die von Kleist und Hebbel gewiesene Bahn, heimst aber in der Vergegenwärtigung der reichbewegten Umwelt zugleich den Ertrag seiner dramatischen Arbeit ein.

Bei Lebzeiten Halms ist bekanntlich nur eine seiner Novellen ans Licht getreten, die „Marzipanliese" (1854), in Darstellung und Sprache ersichtlich an Kleist geschult, das Spukhafte, ebenfalls nach Kleists Vorbild, mit strengster Sachlichkeit behandelnd, eine Glanzleistung klarer, eindringlicher Erzählungskunst. Je höhere Anforderungen Halm jedoch an sich stellte, je mehr er sich bemühte, von italienischen Novellisten, von Kleist und von Hebbel zu lernen, desto kritischer wurde er gegen seine eignen Arbeiten. Dazu kam seine verdüsterte Gemütsstimmung, vielleicht auch der Unwille darüber, daß die „Marzipanliese" unbeachtet geblieben war. So nimmt es nicht wunder, daß er keine der Erzählungen seiner Spätzeit mehr veröffentlicht hat. Erst aus seinem Nachlaß kamen, wie bekannt, mehrere Novellen des gereiften Dichters zu Tage, darunter die ausgezeichnete, leider nicht völlig abgeschlossene Erzählung: „Die Marquise von Quercy" (1867 ff.) und vor allem die Krone von Halms Schöpfungen: „Das Haus an der Veronabrücke" (1862—64).

Neben diesen Novellen des Fünfzig- und Sechzigjährigen fand sich im Nachlaß auch ein unveröffentlichtes Jugendwerk, die umfangreiche Erzählung: „Das Auge Gottes." Sie stammt aus dem Jahre 1826, also aus dem zwanzigsten Lebensjahre des Dichters. Nur die zweite Hälfte ist bisher in der von Pachler und Kuh besorgten Gesamtausgabe zugänglich, in der Emil Kuh die Novellen bearbeitet hat. Kuhs Verdienste um die deutsche Literatur, insbesondere um Hebbel, sind bekannt, aber die Grundsätze, die er bei der Wiedergabe der Novellen befolgte, kann der Philologe nicht loben. Zunächst ist kein Grund dafür vorhanden, in einer Gesamtausgabe die Hälfte eines wichtigen Jugendwerkes nur deshalb zu unterschlagen, weil ein Leser an der Breite der Exposition Anstoß nehmen könnte. Dann aber hat

1) Der Wunsch, an seinem Teile die Verbreitung dieser zu wenig gekannten Literaturschätze zu fördern, hat den Verfasser dieses Aufsatzes zur Veranstaltung einer handlichen und billigen Ausgabe der hervorragendsten drei Novellen veranlaßt, die in den „Weltgeist-Büchern" Berlin o. J. (1929) erschienen ist.

Digitized by Google

sich Kuh auch zum Zwecke des leichteren Verständnisses unübersichtlicher Perioden leise Eingriffe in den Text erlaubt, so daß erst eine kritische Ausgabe nach den Handschriften die wahre Gestalt dieser Novellen zeigen würde. Hier haben wir es nur mit der zuerst erwähnten Eigenmächtigkeit zu tun.

Der erste Teil der Erzählung: „Das Auge Gottes", den wir nur aus Kuhs summarischen Angaben kennen, hat folgenden Inhalt. Ein armer Adliger namens Ruprecht erbt von einem ausgestorbenen steirischen Adelsgeschlecht die Herrschaft Rossum. Diese befindet sich aber im schlechtesten Zustande, und der neue Herr sieht sich in allen seinen Erwartungen getäuscht. Fortan wird der bisher arme, aber in zufriedener Ruhe lebende Ruprecht nur von dem einen Gedanken beherrscht, Rossum wieder zu seinem alten Glanze zu erheben. Aber alle Versuche, die ehemaligen Hoheitsrechte wieder zu gewinnen, mißglücken; eine Beteiligung an dem Kriege des Papstes gegen Friedrich II. bringt nicht den erhofften Gewinn. Aus dem Feldzug kommt er heim und findet neues Unglück: sein treues Weib ist ihm gestorben, der Sohn ins Morgenland gezogen, Tochter und Pflegetochter haben in einem Kloster Zuflucht gefunden. Nun sitzt er verarmt, von Gläubigern bedrängt, in verzweifelter Stimmung auf seiner Burg. Da tritt der Umschwung ein, den der zweite vollständig vorliegende Teil erzählt.

Die Pflegetochter Ruprechts, die er einst als Findling bei sich aufgenommen, erweist sich als das von Zigeunern geraubte Kind des Herzogs Otto von Meran. Der tief bewegte Vater belohnt Ruprecht fürstlich, und dieser wird so in den Stand gesetzt, den Glanz seines Hauses wiederherzustellen. Alle seine Feinde wirft er erbarmungslos in den Staub, die widerspenstigen Vasallen und früheren Schuldner von Rossum zwingt er mit Gewalt zur Unterwerfung und zur Zahlung. Je höher sein Glück steigt, desto rücksichtsloser schreitet er seinen Weg; die Warnungen seines aus dem Morgenlande zurückgekehrten Sohnes verhallen ungehört. Als er jedoch auf dem Höhepunkt angekommen, Marschall von Steiermark und Schwiegervater des Herzogs Friedrich von Steiermark geworden ist, erfolgt der Zusammenbruch: Ruprecht erblindet, im halben Wahnsinn schwingt er sich auf sein Pferd und jagt mit ihm den Burghügel hinab; unter dem zerschmetterten Roß zieht man den entseelten Leichnam hervor.

Ganz folgerichtig läßt Halm die Hybris seines Helden immer stärker anwachsen, bis der durch den Verlauf der Erzählung vorbereitete und daher erwartete Sturz von der Höhe des Glückes erfolgt. Daß jedoch die Hybris der Anlage des Charakters entspricht, zeigt der Dichter dadurch, daß er die gleichen Anwandlungen bei Ruprecht schon in einer Zeit hervortreten läßt, in der das Glück seinen Sinn noch nicht verblendet hat. Um den Untergang seines Helden zu begründen, bedient sich Halm eines Motivs, das in der Erfindung scheinbar, in der Ausführung wirklich romantisch ist. Unmittelbar bevor sich Ruprechts Geschick zum Besseren wendet, wird er auf seiner

Digitized by Google

Burg in wilder Verzweiflung zum Gottesleugner und Gotteslästerer; in dieser Stimmung *vergeht er sich an einem in der Schloßkapelle befindlichen Bilde, das das Auge Gottes darstellt: er schießt einen Bolzen mitten in das Auge hinein,* und als sein alter Knappe sich schaudernd von dem Frevel abwendet, erklärt Ruprecht, daß er, falls es ein allmächtiges Wesen gäbe, gern dessen Zorn auf sich nehmen, *ja daß er mit seinen Nachkommen bis ins dreizehnte Glied erblinden wolle,* wenn nur die von ihm übernommene Herrschaft Rossum wieder das würde, was sie ehemals gewesen. Der Fluch verhallt nicht ungehört; dies bezeugt nicht bloß der ihn begleitende Aufruhr der Natur, sondern auch die Tatsache, daß das beschädigte Bild nicht wiederhergestellt werden kann, und erst der Geist von Ruprechts Frau in der Gestalt eines alten Pilgers erscheinen muß, um dem Heiligtum dauernd sein früheres Aussehen wiederzugeben. Aber die Strafe erfolgt in der Tat so, wie Ruprecht sie auf sich herabbeschworen: *er wird blind, und das gleiche Geschick trifft seine Nachkommen bis ins dreizehnte Glied.*

Die vorliegende Skizze muß darauf verzichten, das Urteil über die Erzählung, das selbstverständlich nur aus dem bisher allein zugänglichen zweiten Teil abgeleitet werden kann, im einzelnen zu begründen. Die großen Eigenschaften des gereiften Epikers künden sich schon in diesem Jugendwerk an. Auf der einen Seite strenge Objektivität des Erzählertons: der Dichter stellt sich den von ihm vorgeführten Gestalten und Geschehnissen wie ein unbeteiligter Zuschauer gegenüber; auf der anderen Seite Freude an der Schilderung des Zuständlichen: die Umwelt wird in bezeichnenden Zügen erfaßt und breit wiedergegeben, aber diese Bilder sind trotz ihrer Fülle und Farbigkeit niemals Selbstzweck, sondern sie werden ohne Zwang der Absicht dienstbar gemacht, der aus den Charakteren entwickelten Handlung zur vollen Lebenswahrheit zu verhelfen. Der zwingende Eindruck der Geschlossenheit wird jedoch hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß der Dichter an die Stelle der sorgfältig herausgearbeiteten Hauptgestalt mehr und mehr als entscheidende Macht das Schicksal schiebt, das sich mit unerbittlicher Notwendigkeit vollzieht und den verblendeten, scheinbar die eigenen Ziele verfolgenden Menschen zu seinem Werkzeug macht.

Schwerlich wären den Zeitgenossen die Vorzüge dieser Erzählung verborgen geblieben. Und das um so weniger, als der Stoff auf allgemeinen Anklang rechnen konnte. Zwar war die Vorliebe für den Ritterroman 1826 bereits im Schwinden begriffen, aber noch immer wirkte sie in den breiten Schichten so stark nach, daß sie den Eindruck der rein poetischen Eigenschaften unterstützt haben würde.

Daß Halm die meisten Novellen seiner Spätzeit der Welt vorenthielt, ist verständlich, und die Gründe dafür sind dargelegt worden. Wenn aber der zwanzigjährige, noch durch keine Bedenken beschwerte Dichter das gleiche Verfahren einschlug, so erscheint dies befremdlich. Weshalb hat der jugendliche Poet das vorzüglich ge-

Digitized by Google

glückte Werk nicht veröffentlicht, das ihm ohne weiteres einen Platz in der Reihe der ersten Erzähler gesichert haben würde?

Soweit bekannt, ist diese Frage noch nicht gestellt und daher auch noch nicht beantwortet worden. Aber ihre Beantwortung erweist sich als möglich. Ein Memoirenwerk bietet die Handhabe dazu und gibt zugleich darüber Aufschluß, welche Quelle der Dichter benutzte, oder besser, welche Tatsache ihm die Grundstütze seiner Erzählung geliefert hat.

Die in Betracht kommenden Lebenserinnerungen rühren von der Gräfin *Lulu Thürheim* her (1788—1864). Ursprünglich französisch geschrieben, liegen sie jetzt auch in einer guten deutschen Übersetzung vor (Mein Leben. Erinnerungen aus Österreichs großer Welt, hrg. von René van Rhyn. München 1913). Die Geschichte ihres eigenen, nicht immer glücklichen Lebens erweitert Lulu von Thürheim zu einer Darstellung der ganzen Zeit. Die Memoirenschreiberin verfügt über einen scharfen Blick und über eine ebenso scharfe Zunge. Sie schildert die höfische und diplomatische Welt, namentlich in den Tagen des Wiener Kongresses, und entwirft so in der Tat ein anziehendes, keineswegs geschmeichel[illegible] Bild. Für das geistige, insbesondere für das künstlerische Leben bringt sie keine Teilnahme auf.

Im ersten Bande dieser Memoiren (1804; S. 116 der deutschen Übersetzung) erzählt Lulu Thürheim folgendes: „Mein Vater machte dort (in Innsbruk) die Bekanntschaft der Familie des Grafen Tannenberg (1742—1810), die von einem unseligen Fluche betroffen war. Der größte Teil ihrer Kinder wurde im Alter zwischen 5 und 10 Jahren blind. Papa traf dort mehrere kleine Mädchen, dei bei seinem Eintritte sofort eine Arbeit vornahmen, um ihm ihre Blindheit zu verbergen. Der zwanzigjährige Sohn war ebenso blind wie sein Bruder und die Schwestern, von denen nur zwei das Augenlicht noch nicht verloren hatten. *Man erzählte, daß ihr Großvater ein gottloser und ungläubiger Mann gewesen, der sich einen Spaß damit machte, den Christusbildern die Augen auszustechen. Die Strafe für dieses Sakrileg dauerte nach derselben Erzählung während zweier Generationen.* Heute hat sie aufgehört."

Gewiß ist es verkehrt, aus jedem Wort- und Sachanklang eine Abhängigkeit erschließen zu wollen. Allein in diesem Falle erscheint die Übereinstimmung doch so zwingend, daß man unmöglich ein zufälliges oder ein durch gleiche Ursachen herbeigeführtes Zusammentreffen annehmen kann. Es kommt dazu, daß die angebliche Begründung des Blindseins der Grafenkinder gerade in *der* Gesellschaft verbreitet war, der Halm durch Geburt und Verkehr angehörte. Demnach wird angenommen werden dürfen: die in der österreichischen Aristokratie umlaufende seltsame Familiengeschichte ist auch Halm bekannt geworden; er hat die Fruchtbarkeit des in ihr enthaltenen poetischen Motivs erkannt und es durch seine Behandlung in eine höhere Sphäre erhoben. Als er aber dies Werk vollendet hatte, sind ihm offenbar Bedenken gekommen. Er fürchtete wohl, daß ihm die

Digitized by Google

Anknüpfung an die allgemein bekannten Vorgänge innerhalb einer angesehenen Familie als Taktlosigkeit, ja als Roheit ausgelegt werden könnte; die Furcht, Ärgernis zu erregen, wird ihn veranlaßt haben, die mit soviel Liebe ausgeführte Erzählung im Pulte zu behalten.

Die Frage liegt nahe, wie die weitere Entwicklung des *Epikers* Halm verlaufen wäre, wenn ihn diese äußeren Verhältnisse nicht an der Veröffentlichung gehindert hätten. Zwischen 1826 und 55 hat Halm nur noch einmal einen novellistischen Versuch gemacht. Allein dieser fand nicht den Beifall seines Lehrers und Beraters Michael Enk von der Burg; der Dichter hat die Handschrift wohl vernichtet und für lange Zeit der Prosanovelle abgesagt. Sicher würde der Verlauf sich ganz anders gestaltet haben, wenn Halm das „Auge Gottes" 1826 veröffentlicht hätte, und wenn das Werk, wie zu erwarten, beifällig aufgenommen worden wäre. Dann würde er wohl durch den Erfolg ermutigt worden sein, auf der gleichen Bahn fortzuschreiten, und es wäre dann wahrscheinlich zu einer stetigen Entwicklung dieses wichtigen Zweiges seiner Poesie gekommen. Daß dies nicht geschehen, muß angesichts der im „Auge Gottes" bereits erreichten Reife beklagt werden; Umsomehr erwächst aber dem Nachlebenden die Pflicht, für das Große einzutreten, das trotz dieses Abreißens des Fadens geleistet worden ist, damit dem Dichter der Platz gesichert wird, der ihm von rechtswegen zukommt.

BERLIN GEORG ELLINGER

NEMT FROWE DIESEN KRANZ

Eines der schönsten Lieder Walthers von der Vogelweide (74,20 ff. La.) ist in so heilloser Unordnung überliefert, daß es immer wieder die Herausgeber und schon die alten Sammler zum Nachdenken herausgefordert hat. So wie die fünf Strophen in A und (mit Wegfall der letzten) in E auf einander folgen, sind sie schlechterdings unverständlich und die Teilung in zwei Gruppen, d. h. doch wohl Lieder, die C vornimmt, kann uns nicht weiter helfen. Immerhin hat sie späteren Versuchen die Wege gewiesen: Lachmann hat ebenfalls eine Trennung, wenn auch an andrer Stelle vorgenommen, im übrigen mit Umstellungen gearbeitet, während Simrock die ursprüngliche Einheit und auch die alte „Ordnung" herstellte, bis auf eine Vertauschung der beiden lezten Strophen. Keine dieser Anordnungen ergibt ein künstlerisches Ganze, keine gewährt uns wirklichen Vollgenuß der Dichtung, deren Schönheit aus unzähligen Einzelheiten hervorleuchtet; alles weist gebieterisch auf eine wenn auch gegliederte Ganzheit hin, deren Reichtum und Eigenart nur die alten Abschreiber ratlos gegenüberstanden.

Der Bequemlichkeit wegen bezeichne ich die Strophen in ihrer überlieferten Reihenfolge mit a—e und lasse die Anfänge in der Textgestaltung bei Lachmann-v. Kraus folgen:

Digitized by Google

a: *Nemt, frowe diesen kranz*
b: *(Frowe), ir sit so wol getân*
c: *Si nam daz ich ir bôt* (hier beginnt in C das zweite Lied)
d: *Mir ist von ir geschehen*
e: *mich duhte daz mir nie* (fehlt in E)

Die Strophen sind unter einander gebunden durch einige äußere und einige innere Leitmotive, die einander mannigfach kreuzen.

Die inneren Motive sind:

Liebesgruß (a. b) und schamhafte Gewährung (c)
Erinnerung an volles Liebesglück (c. e)
Suchen der Geliebten (d)

Die äußeren Motive:

Tanz und Kranz: (a. b, auch d)
Blumen (a. b. In c: Blumen-Vergleiche. e)

An keiner dieser verbindenden Motive hat nur e i n e Strophe teil. Die Zusammengehörigkeit aller fünf Gesetze liegt sehr nahe, obwohl die einzelnen Züge, für sich genommen, natürlich auch in andern Liebesliedern, besonders aus dem Kreise der „niederen Minne", wiederkehren könnten. Dennoch fühlen wir beim Lesen, daß sie alle durch eine gemeinsame Atmosphäre gebunden sind. Aus dieser Atmosphäre heraus gilt es den „lyrischen Vorgang" zu erfassen.

Dieser Aufgabe wird die handschriftliche Anordnung keineswegs gerecht. Der Urheber dieser Anordnung, wie sie in A vorliegt, hat wohl bemerkt, daß der Dichter es mit einem Traumerlebnis zu tun hat, rückt aber die wirksame Pointe (e) an den Schluß des Ganzen und läßt dabei a l l e s Vohergehende wie einen Traum erscheinen. Dazu will die Erzählung aber nicht passen. Wahrscheinlich lagen die Strophen bereits in einer gewissen Unordnung vor und wurden nun nach recht äußerlichen Gesichtspunkten der beiden Strophen umgestellt. Dazu stimmt am Anfang die Vereinigung der beiden Strophen mit der einseitig geführten Unterredung, d. h. mit der A n r e d e des Sängers an die Geliebte. Eine derartige Steigerung eines Formmotivs, das dann verlassen wird (denn die ganz allgemeine Anrede in d hat nichts damit zu tun) streitet an sich gegen allen lyrischen Kunstgebrauch. Vor allem gehen die beiden Anreden von ganz verschiedenen Voraussetzungen aus und passen keineswegs (als eine an sich schon verdächtige Wiederholung) in die gleiche Situation. In a überreicht der Sänger seiner *frowe* den *kranz*, in b soll das *schapel* erst geflochten werden. Gleich danach (in c) wird dann gesagt, daß sie das Genommene mit Züchten annahm, während Strophe e auf das Anerbieten in b zu antworten scheint. Dazwischen aber steht in d das Suchen nach der entschwundenen Geliebten unter den Mädchen, die da tanzen.

Die Verwirrung wird damit nicht behoben, daß wir mit C hinter abc einen Schnitt machen. Wenn auch diese Gruppe zu einer sehr kümmerlichen Einheit zusammengefaßt werden kann, so stimmen d und e in keiner Weise zusammen; sie könnten eben so gut an ganz verschiedenen Stellen des lyrischen Corpus vereinzelt stehen, gewissermaßen als lyrische Impressionen, deren Drum und Dran vom Hörer erraten werden müßte. Das eine entspricht der lyrischen Uebung des Hochmittelalters so wenig wie das andere.

Digitized by Google

Aber auch der von Lachmann eingeschlagene Weg scheint mir nicht gangbar. Wohl trennt er die zweite Anredestrophe ganz richtig ab und macht aus den beiden Strophen a und c ein kleines erotisches Ereignislied mit einer feinen beziehungsreichen Wendung am Schlusse: *wirt mirs iht mêr, daz trage ich tougen.* Der ganze dichterische Vorgang erscheint etwas knapp behandelt, auf die Pointe hindrängend — zu der doch wieder die breite, in ganz anderm Ton gehaltene Liebesrede in a nicht so recht stimmt.

Weit schwieriger ist aber eine auch nur einigermaßen einheitliche Auffassung der Gruppe dbe. In d sucht der Sänger eine ihm entschwundene Geliebte aus vergangenen Tagen unter den Tänzerinnen, denen er ins Gesicht sehen möchte. Hat er die Vermißte plötzlich gefunden, die er 75,9 anredet? Zwischen der Schlußzeile von a und dem Anfang von b fehlt dann doch jeder Uebergang und vor allem die an dieser Stelle unvermeidliche Hervorhebung des Wiedersehens, die Erinnerung an das schon erlebte Glück. Der Traumschluß von e will endlich wenig zu dem Vorhergehenden passen, vor allem nicht zu dem sehr wachen, sinnlich eindringlichen Tanzbilde von d.

Die Neuordnung bei Wilmanns endlich, die in Wahrheit auf Simrock zurückgeht, und der sich auch Pfeiffer (= Bartsch), H. Paul und Wilmanns-Michels anschlossen, hält an der handschriftlichen Anordnung fest und setzt nur die beiden letzten Strophen um. Da bleibt u. a. die Schwierigkeit der beiden Eingangsstrophen bestehen, die sich logisch allenfalls, künstlerisch kaum aneinanderfügen lassen. Die beiden Schlußstrophen in der Folge e d geben freilich dem Ganzen eine sehr originale, ja bestechende Wendung: Alles bisher Erlebte war ein Traum, nun sucht der Sänger seine Traumliebe unter den tanzenden Mädchen. Ob er sie findet, bleibt unentschieden, das Ganze endet mit einem Wunsche. So läßt sich ein Zusammenhang allenfalls herstellen, doch tauchen außer den früher erwähnten neue Schwierigkeiten auf, sobald wir genauer hinsehen — so genau wie es eine dichterische Schöpfung von diesem Range verlangt. Zwischen dem Schluß von c und der Strophe e besteht kein innerer Zusammenhang. In c hat die Angeredete mit einer Neigung des Hauptes gelauscht: mehr will der Sänger nicht verraten. Und doch malt er dann in e ein strahlendes Liebesglück aus? Das mag ja der Willkürlichkeit eines Traumerlebnisses entsprechen, aber auf solche psychologische Merkwürdigkeiten ging die Dichtung Walthers nicht aus! —

Vielleicht können wir noch einen andern Weg zu einer vereinheitlichenden und wirklich einheitlichen, auch künstlerische Ansprüche befriedigenden Auffassung und Anordnung des Ueberlieferten vordringen. Wir scheiden grundsätzlich zwischen einem Traum- und einem Wacherlebnis des Sängers, der sich auf zwei verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit bewegt. Das Wacherlebnis erhält von dem Traum her seinen Hintergrund und bringt ihn zugleich zur Erfüllung: nicht so wie der Träumer sie sich gedacht hat und doch ganz im Sinne des erotischen Erlebens. Das Traumerlebnis, das sich erst am Schlusse als solches zu erkennen gibt, umfaßt die beiden Strophen a und e. Traumhaft springt die Erzählung von der ersten Begrüßung und von der Ueberreichung des Kranzes über zu der Szene unter dem Baum, der die Liebenden mit seinen Blüten bedeckt. Aus der zarten Verhaltenheit der einen Strophe ist jubelnde Freude geworden, die nicht mehr überboten werden kann; die

Digitized by Google

sich beim Erwachen in Dunst auflöst und doch im Herzen des Liebenden nachwirkt. In diesem Zusammenhange bedeutet das Aufwachen mehr als die ironische Abwendung von einem rasch verrauschenden Scheinglück.

Der Träumer trägt das Bild der *wol getânen maget* in seinem Herzen und sucht ihr Ebenbild unter den Lebenden. Dies der Inhalt der Uebergangsstrophe d. Während die Traumschilderung im wesentlichen mit Reden und Stimmungsmalerei auf unsre Phantasie wirkte, treten wir nun in das Reich des lebendigfarbigen dichterischen Bildes ein. Der Sänger beschränkt sich nicht mehr darauf, ein paar der wesentlichen Züge jeden für sich aufzutreiben, er läßt sich gehen und läßt uns an einer stark mimisch gesehenen Szene teilnehmen. Da wir uns leicht mit ihm gleichsetzen und mit ihm an die Tänzerinnen herantreten, ist hier jede Einführung der Anrede überflüssig, in die das Selbstgespräch sogleich übergeht: *frowe, dur iuwer güete rucket ûf die hüete;* auch eine Antwort wird nicht erwartet.

So ist denn auch die einführungslose Anrede in b verständlich. Sie bedeutet natürlich eine gewisse Wiederholung und doch eine Abwandlung von a (wie nachher die Strophe c in ähnlichem Verhältnis zu e steht). Wir sind in die Tageswelt eingeführt und nun kann der Dichter sich wieder freier gehen lassen, um den Augenblick reiner und reicher auszuschöpfen. Zugleich gehen wir aus dem Traumbereich der Liebe schlechtweg in den Wirklichkeitsbereich der vornehmen Liebe über. Der Sänger redet die Tänzerinnen im allgemeinen und die eine insbesondere als *frouwe* an; wir brauchen nicht zu denken, daß die Erwählte wirklich der Traumgeliebten gleiche. Sie macht nur auf den Sänger einen ganz ähnlichen Eindruck. (Vergl. die Wiederholung des *wol getân.*) Auch *schapel* muß wohl, gegenüber *kranz,* eine gewisse Steigerung bedeuten und dem Ton der Pastourelle entsprechen, den Wilmanns schon in der Anrede *Frouwe* fand. Auch das *kint daz êre hât* in der Schlußstrophe c scheint in diesen Zusammenhang zu gehören. Es ist nicht ganz klar, ob nach d angenommen werden soll, daß a l l e Tänzerinnen *under kranze* gehen („o sähe ich sie hier unter diesen Kranzträgerinnen"); vielleicht denkt der Sänger auch nur an d e n Kranz, den er im Traum der Geliebten überreicht hat („sähe ich sie doch wie jene unter dem Blumenkranze"). Auf alle Fälle will der Werbende jetzt seiner Geliebten einen Kranz von ausgesuchter Schönheit reichen. Wieder hält er sich näher an die Wirklichkeit als im Traumerlebnis, wo der Begriff des Blumenkranzes rasch in den eines mit Edelsteinen reich geschmückten Stirnbandes überzugehen scheint[1]. Hier quillt statt dessen die erotisch-sinnbildliche Vorstellung vom Blumenbrechen wieder mit einem Reichtum und mit einer Schönheit auf, wie kaum irgendwo anders in der ganzen Lyrik unsers Mittelalters.

Dieser glühenden und beziehungsreichen Werbung gegenüber bedeutet es keine Abschwächung, sondern eine innere Steigerung und Veredelung, wenn die angeredete *frowe* sie nur mit einem Neigen des Hauptes und mit zartem Erröten beantwortet. Unversehens gleitet die Darstellung in den Erlebniskreis der niederen Minne, des echten Liebesgenusses zurück, aber mit welcher unendlichen Zartheit! Das höchste Liebesglück wird nur angedeutet und mit dem Versprechen des *tougen tragens* auf die volle Höhe der höfischen Minne erhoben. So

1) Vergl. das Mhd. Wb. II b 85 unter *schapel;* dazu K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, S. 462 (2. Aufl. II S. 317).

Digitized by Google

endet das Ganze mit einer neuen Verschleierung der Wirklichkeit; dort der Traum, hier das Verschweigen des Letzten. Und wie die erste Hälfte, endet die zweite mit einem epigrammatischen Schlusse, der doch mehr bedeutet als eine geistreiche Wendung. In Wahrheit geht es um ein Ausklingen ins Unendliche.

Das Wirklichkeitserlebnis braucht dem Traumbild nicht zu weichen: es ist nicht nur anschaulicher und in sich gefestigter, es ist sicherer, bunter und vollsaftiger und zeugt von jenem kraftvollen, schöpferischen Realismus, der für die echten Liebesdichtung Walthers so bezeichnend ist. Wir haben hier eine merkwürdige Parallele aus dem erotischen Gebiete zu jenem eigentümlichen Verhältnis zwischen visionärem und realem Erleben, das Walthers Sprüche im „Reichston" kennzeichnet; man erinnert sich der Haltung des Dichters, der *ûf eime steine* sitzt und über menschliche Werthaltungen nachdenkt und der dabei eben so natürlich auf die deutschen Zustände seiner Zeit zu sprechen kommt, als wenn er in einem Gesichte alles zusammenfaßt, was auf Erden, in der Luft und im Wasser kreucht und fleucht und sonst sich regt, oder wenn dem inneren Auge des Forschenden alle Geheimnisse der Männer und der Frauen sich enthüllen. Immer steigen wir aus einer Sphäre des Feierlichen, Geheimnisvollen, der Welt oder doch dem Augenblick Entrückten hernieder zu dem kräftig pulsenden Leben der Gegenwart, und jedesmal entschädigt uns der Dichter für das, was seiner „zweiten Rede" an Wirklichkeit und Tiefe abzugehen scheint, durch eine kräftige, sinnlich-anschauliche, vor allem wirksam sich einprägende Formulierung. Sein Sang wird voller, mannhafter, durchdringender, ohne sich doch in Einzelheiten zu verlieren, und den Schluß macht jeweils eine spruchartige Wendung, der in unserm Gedicht die mehr schalkhafte Abdankung entsprach.

HAMBURG R. PETSCH

FRAGMENTE VON JACOB VAN MAERLANDS 'RIJMBIJBEL'

Die im Folgenden mitgeteilten Bruchstücke wurden in der Kreis- und Studienbibliothek zu Passau von Herrn Oberinspektor a. D. Carl von Douwe gelegentlich der Abnahme eines Einbanddeckels des 16. Jahrhunderts, der Druckschriftenmakulatur enthielt, gefunden und auf den Rat des Herrn Professors Heuwieser sowie mit Genehmigung des Leiters der Bibliothek, Herrn Professors Dr. Schmöller, mir zur Bestimmung und Veröffentlichung überschickt. All diesen Herren sei hiermit verbindlichst gedankt.

Die Verse entsprechen mit Lücken von fast stets 30 Versen zwei Partien aus Maerlands 'Rijmbijbel', nämlich v. 4682—4831 und 5581—5732 der Ausgabe von J. David. Sie stehn auf einem Pergamentstreifen, der aus der Mittelpartie eines Doppelblattes durch zwei, über das ganze Blatt geführte horizontale Schnitte gewonnen ist. Jede Seite ist doppelspaltig beschrieben, mit einer Schrift des 14. Jahrhunderts, die ursprünglich schön und deutlich war,

Digitized by Google

jetzt aber vielfach nur äußerst schwer, an manchen Stellen überhaupt nicht lesbar ist. Eine senkrechte rote Linie durchzieht jeden ersten Buchstaben der Zeilen. Die Verse sind abgesetzt.

Mein Abdruck gibt die Abkürzungen genau wieder, nicht dagegen die beiden verschiedenen Formen des *r* sowie den Wechsel von langem und rundem *s*, welch letzteres sich übrigens stets nur am Schluß eines Wortes findet. Die Interpunktion fehlt in der Handschrift vollkommen.

1ra Die ghescreuē was eñ wˢ.
Doe las hi al die wort mȝ staedē.
Si seidē dat sijt gˢne daedē,
Gods ghebode emˢmˢe.
Doe seide he 'dat hort ōse hˢe'.
Tierst dat dit ghedaē es,
Keerde tō berge moyses
Eñ aarō mede, seggic u,
Eñ naab eñ abiu,
Die beide aarōs kīdˢ warē,
Eñ ·LXX· andˢe wt ere scarē,
Vā isrl' die outst lieden.
Si q̄mē dˢ die palē sciedē.
Gode die riep moyses allene
Vtē anderē liedē ghemede

* * *

1rb Was die dore dˢ mē in ghīc.
Noyt wā ensach so diˢe dīc
Het was tusken lokē . . . .
(I)nt oestˢe inde, wildijt bekīnē,
Dat sc̄a sc̄oψ hiet,
Stoet ·I· kandelare wˢt gheen vˢdriet,
Dien ic wel gˢne prisen soude,
Al gemaect vā finē goude,
Mˢ met yseˢ ghestijft binnē.
In elke side, wildijt bekīnē,
Ghinghē wt ·III· telegē vā goude,
Inmiddē ·I·, dˢ mē op woude
Op elkē settē een goudē v(at),
Eñ olie vā olinē in dat.
Die vate dˢ mē mede I goet

* * *

1va (A)ndˢs ne atent ghene knapē,
(E)ñ bˢndē wieroec optē outaer.
(D)oe leide mē vˢsch broet wedˢ dˢ
(O)ptie tafele eñ nuwe wieroec,
(D)at lagˢ mede alle die weke oec.
(I)nmiddē vloere stōt ·I· outaer,
(A)l fijn goudijn, versch eñ clˢ,
(Daˢ) mē gode op te dienē plach,

Digitized by Google

(A)ls ic die wet bescreuē sach.
(D)at vorste deel, dat sca hiet,
(W)as ·XX· cubitꝰ lanc eñ elnȝ
(E)n ·X· hoech eñ ·X· wijt.
(D)es willic dat ghi sekˢ sijt.
(D)at westˢste deel hetē som
(D)ie boeke sca scoꝙ

* * *

1vb Vol mañā die goudē pot,
Die aarō vulde na gods gebod,
Eñ de tafele die god wilde geuē
Moyses mettˢ wet bescreuē,
Eñ aarōs roede, dˢ ic hˢ naer
Af scriuē sal wondˢ eñ wˢ,
Eñ dē tnomis die boec, die lach
In die arke menegē dach
Al tote osyas tidē, dats wˢ,
Dˢ ic af scriuē sal hˢ naer.
Ene goudine tafele decte darke,
Die hadde die selue ghewˢke
Aen die līgde eñ an die breide.
Dˢ op tie vordˢ hoeke beide
Stondē ·II· robine mȝ goude

* * *

2ra Die hē quackelē heeft bracht
Euē dicke metter cracht
Ene dach uˢt alom there.
Dˢ namē elc sinē ghere,
Die also ġt alse ptrisen warē
Entie atē si sondˢ sparen.
Mˢ eer die spise wˢt vˢteert,
Wˢt god erre te hen wˢt
Eñ sloech alle die liede doet
Die omt tfleesch maectē noet.
Dies nam die stat diē name dˢ aue
Vā beghˢnesse vā gᵘue.
Vā dˢ voerē si in nazarot.
Dˢ scoudē si, des warē si sot,
Marie eñ aarō moyses broedˢ

* * *

2rb Vandē gheslechte vā enocsē
III. gygante also groet,
Nie en saghē si hare genoet.
Si keerdē binnē ·XL· daghē.
Dˢ brachtē si doe ghedraghē,
Die hˢe calef eñ iosue,
An ene pertse dˢ si twe

Digitized by Google

Mede warē gheladē ghenoech,
Ene druuf waest datmē droech,
Ghebrokē vā enē wijngaerde.
Die druuf van grotˢ wˢde
Dat es ih's mariē kīt,
Diē ons god heeft hare ghesīt.
Die ptse eost cruce oft sijn moedˢ,
Die beide droeghē onsen broedˢ

* * *

2va 'Dat wi warē ī egyptē doet!
Betˢ wˢ ons noch ter noet
Te keerne te egyptē wˢt
Dan te stˢuene voor dat swˢt
Ēn mē ōse wiue eñ onse kindˢ
Iamˢlike sal dodē ghindˢ.
(Ma)kē wi hˢe metter vˢt!
(Die) ons leide te egyptē wˢt.'
Mˢ calef eñ iosue
Scuerdē hare cledˢ ontwe
Ēn seidē 'dat laet dor god
En steet nȝ ieghē tghebod.
Maect vā hē ghenē loghenaˢe,
Alse oft hē ōmogelijc waˢe
Dlant te geuene wios vˢnoyt'

* * *

2vb 'Eñ vā amalech die man.
Hˢ bi sijn ghekeert tˢ vˢt
Wedˢ tˢ wstenē wˢt:
Sine solē oec dare bestaē.
Ēn wet oec sondˢ waē,
Ghelijc dat si bīnē ·XL· daghē
Bespiet hebbē tslants ghelagē,
Soldi becopē wet vor waer
Vwe mesdaet ·XL· iaer.'
Dit seide dē volke moyses
Eñ si weendē alle des.
Tilike sijn si op ghestaē
Ēn seidē 'wi hebbē mesdaē
Dat wi in waenhopē warē.
Wi solē herde gherne varē'

* * *

MÜNCHEN CARL VON KRAUS

Digitized by Google

E. M. ARNDT UND HÖLDERLIN

Die neue, hervorragende Dissertation über „Arndt und die Geschichte" von Paul Hermann *Ruth* (Beiheft 18 der Historischen Zeitschrift, München 1930) ist keineswegs nur für den Historiker von Bedeutung. Auch der Germanist wird ihr vielfache Anregung und Belehrung entnehmen. Sie bietet eine ganze Reihe von Berichtigungen der bisherigen Arndtliteratur, denen man wohl meist wird zustimmen müssen. Besonders gefesselt hat mich der Nachweis, daß Arndt auch unter dem Einflusse Hölderlins gestanden hat. Seine Lyrik, die er zur Zeit seiner Verbindung mit Charlotte Bindemann geschrieben hat, zeigt manche Berührung mit Hölderlins Gedankenwelt (vgl. Ruth S. 18, 75, 81 f., 108, 125, 142 u. ö.). Auffällig ist schon, daß Arndt die Geliebte „Melition" nennt, was an Hölderlins „Melite" im Thalia-Fragment des „Hyperion" anklingt[1]. Ja, selbst Arndts Buchtiel „Geist der Zeit" ist wohl nicht ohne Beziehung zu Hölderlins Gedicht „Der Zeitgeist".

Ruth sucht nun vergeblich nach einem Bindeglied zwischen Arndt und Hölderlin. Es ist zweifellos in der Person des jungen Greifswalder Philosophieprofessors Friedrich Muhrbeck gefunden, über den ich in der Januarnummer der „Monatsblätter" der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde zu Stettin 1929 gehandelt habe und im Juliheft 1931 allerlei Ergänzungen folgen ließ. Ein langes Gedicht an Muhrbeck hat Arndt 1803 (Gedichte S. 253—274) und noch einmal 1805 (Fragmente über Menschenbildung, I 5—22) veröffentlicht, Briefe an Muhrbeck 1810 in seinen „Briefen an Freunde". In Zinkernagels Hölderlinausgabe Bd. 4 und 5 wird Muhrbeck oft erwähnt; über sein Leben vgl. man besonders die gründliche Arbeit von Karl Freye: C. U. Boehlendorff, der Freund Herbarts und Hölderlins (Langensalza 1913) und Euphorion 29. Bd. S. 372 ff.

1) Der Name „Melitta" begegnet später noch in Grillparzers Sappho" und in Spielhagens „Problematischen Naturen".

BARTH I. P. E. GÜLZOW

DAS URBILD DES PRINZEN VON HOMBURG

Daß Heinrich von Kleist sein Drama „Der Prinz von Homburg" auf die von der Geschichtswissenschaft als unwahr erkannte Überlieferung von der Fehrbelliner Schlacht gegründet hat, wie sie sich in den Werken Friedrichs des Großen findet, ist allgemein bekannt; ebenso auch, daß der historische Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg im Jahre 1675 bereits 42 Jahre zählte, ein künstliches Bein trug und in zweiter Ehe mit einer kurländischen Prinzessin, einer Nichte des Großen Kurfürsten, vermählt war. Es muß aber auffallen, daß die Vorgänge in den romantischen Schlußauftritten nicht schon längst als Widerspiegelung eines tatsächlichen Ereignisses erkannt zu sein scheinen.

Digitized by Google

Vergegenwärtigen wir uns den Ausklang des Schauspiels! Die Begnadigung des Prinzen wird in seiner Abwesenheit vom Kurfürsten bereits vorgenommen, nachdem jener, selber als Richter über seine Tat bestellt, zur Erkenntnis seiner Schuld und zu dem „unbeugsamen" Entschluß gekommen ist, das von ihm verletzte „heilige Gesetz des Kriegs" „durch einen freien Tod verherrlichen" zu wollen. Trotzdem aber wird der Held nächtlicherweile beim dumpfen Rasseln des Totenmarsches mit verbundenen Augen in den Schloßpark geführt und muß, als die Sonne der kurfürstlichen Gnade ihm endlich aufgeht, erwarten, daß die Kugeln des Exekutionskommandos seinen Leib durchlöchern werden. Nur das Geständnis des aller Erdenschwere schon ledigen Prinzen, er habe seine Rechnung mit der Welt beglichen, mildert dem miterlebenden Zuschauer das Abstoßende des Vorgangs und die unleugbare Grausamkeit des Kurfürsten.

Genau das Schicksal des Kleistschen Helden nun hat am 3. August 1808 morgens um sechs Uhr auf einer Wiese vor Eßlingen ein Offizier der württembergischen Jägergarde zu Pferde, der Oberleutnant Karl von François, erlitten. Wegen (angeblichen) Subordinationsverbrechens vom Kriegsgericht zum Tode durch Erschießen verurteilt, erhielt er auf der Richtstätte in dem Augenblick das Leben wiedergeschenkt, als er gewärtig sein mußte, es zu verlieren. Und auch darin noch gleicht das Los des württembergischen Offiziers dem von Kleists Prinzen: wird dieser in tiefste Verzweiflung gestürzt und zur äußersten Selbsterniedrigung gebracht durch den Anblick des bei Fackelschein für ihn ausgeworfenen Grabes, so fiel François' Auge, bevor die Binde mitleidig seine Stirn umschlang, auf den zur Aufnahme seiner Gebeine bestimmten Sarg, den er zuvor mit 7 Gulden und 30 Kreuzern hatte bezahlen müssen, wobei der Lohn für die Totengräber einbegriffen war.

Die Aufzeichnungen, die Karl von François — er ist 1855, fast 70 Jahre alt, als preußischer Generalleutnant a. D. in Potsdam gestorben — über diesen und andere Abschnitte seines bewegten Lebens hinterlassen hat, sind von seiner Tochter Clotilde von Schwartzkoppen bereits 1871/72 veröffentlicht worden und als Buch in 4. und 5. Auflage 1910 bei Eisenschmidt in Berlin erschienen[1]. Hier sei aus diesen lesenswerten Erinnerungen nur noch mitgeteilt, daß François auf Grund eines Zusammenstoßes verurteilt worden war, den er gelegentlich einer Ballfestlichkeit mit einem Rittmeister seines Regiments gehabt hatte.

Kann nun Kleist von dem eigenartigen Erlebnis des württembergischen Oberleutnants Kunde erlangt haben und kann diese seine Phantasie bei der Abfassung des „Prinzen von Homburg" befruchtet haben? Diese Doppelfrage ist zweifellos zu bejahen. In einem Briefe an seine Schwester Ulrike vom 19. März 1810 (Kleist-Ausgabe von Arnold Zweig in den Rösl-Klassikern, Bd. 4) erhofft der Dichter, sein der brandenburgischen Geschichte entnommenes Stück werde auf der Privatbühne des Prinzen Radziwill aufgeführt werden. Die Entstehung des Schauspiels fällt also — vgl. u. a. auch Witkops Kleist-Biographie, Seite 226 — unzweifelhaft in die Zeit von Kleists Aufenthalt in Dresden, wohin er Ende 1807 gekommen war und das er (Brief an Ulrike vom 3. Mai 1809) am 29. April 1809 wieder verließ. Nun hat zwar der „Dresdner Anzeiger", wie

1) Teilabdruck i. d. 1923 von Langewiesche her. Sammlung „Der Morgen" S. 74 ff. (Bücher der Rose).

Digitized by Google

eine Durchsicht ergibt, seinen Lesern jenes Ereignis vor Eßlingens Toren nicht mitgeteilt; es ist aber, was wir wieder von François selber (a. a. O. Seite 61) wissen, „mehrere Seiten lang" in einem „im Publikum verbreiteten", also gedruckten Gedichte besungen worden. Endlich: Karl von François stammte aus Niemegk (südlich von Bitterfeld) im älteren Königreich Sachsen und hat nach abenteuerlichster Flucht vom Hohenasperg, der den Begnadigten aufgenommen hatte, bis zum 1. Mai 1809 auf dem dortigen Familiengute bei seinem Bruder, dem Vater der bekannten Dichterin Luise von François, geweilt. Wird nun nicht das Schicksal des Landsmannes in der Dresdener Gesellschaft berechtigtes Aufsehen erregt haben und viel besprochen worden sein? Sollte es dann nicht auch die Teilnahme des damals in den Mauern der sächsischen Hauptstadt weilenden Dichters gefunden haben? Kann ihm nicht ein Exemplar des erwähnten Gedichtes in die Hände gefallen sein? — Ja, vielleicht haben Kleist und François sich sogar in Dresden persönlich kennengelernt, zumal da alte Waffenbrüderschaft sie verbinden konnte; hatte doch François von 1803 bis zum Tilsiter Frieden unter der preußischen Fahne gedient.

Gibt man aber zumindest die Bekanntschaft Kleists mit der sonderbaren Begnadigung des württembergischen Gardeoberleutnants zu, so bleibt noch zu erwägen, ob nicht möglicherweise dessen Erlebnis überhaupt im Dichter den Gedanken geweckt hat, mit Hebbels Worten „die sittliche Läuterung und Verklärung" seines Helden „durch die bloßen Schauer des Todes, durch seinen herein dunkelnden Schatten" zu bewirken. Jedenfalls ist das vorhin umrissene wirkliche Geschehen bei weitem eindrucksvoller als die bloße Drohung mit dem Standrecht, welche die historische Legende dem Großen Kurfürsten dem Sieger von Fehrbellin gegenüber in den Mund gelegt hat. — Dann aber ist Karl von François das wahre Urbild des Kleistschen Prinzen von Homburg.

FLENSBURG R. SCHMIDT

ZITATE BEI GRABBE

Bei Gelegenheit einer früheren Untersuchung über Gottfried Kellers Zitate (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 141, 24) habe ich einige allgemeine Bemerkungen über Zitate, ihre Bedeutung und ihre Wertung vorgelegt. Ich unterschied dort zwischen dem „wissenschaftlichen Zitat, das belegen und beweisen will" (ihm speziell hat Michael Bernays eine seiner geistvollen Abhandlungen gewidmet), auf der einen und dem „Stimmungszitat, das stimmen, färben, gefühlsmäßig beleuchten möchte", auf der andern Seite. Beim Stimmungszitat suchte ich dann weiter vier verschiedene Gruppen oder Arten von Zitaten zu trennen, von denen jede sich mehr von dem abstrakten Ideal des Zitats entfernt, bei jeder der Begriff mehr verschwimmt und schließlich nahezu ganz verloren geht: 1. Zitate mit korrekter Quellenangabe; 2. Zitate mit falscher Quellenangabe (so zitiert, um ein Beispiel aus der modernsten Literatur anzuführen, der zitatengewaltige Bülow in seinen Denkwürdigkeiten 1, 234 Verse aus Goethes „Sänger" als „ein bekanntes und schönes

Digitized by Google

Lied von Uhland"); 3. Zitate ohne Quellenangabe, der bei weitem häufigste Fall; 4. unbewußte Zitate, bei denen dem Zitierenden nicht nur mehr oder weniger unbekannt ist, wen er zitiert, sondern oft auch, daß er überhaupt sich eines Zitats bedient (Beispiele sind in der Konversation unserer Gebildeten Legion). Für das Genauere verweise ich auf die zitierte Abhandlung, die sich dann ausführlich mit den Zitaten Kellers beschäftigt.

Mit vollem Recht sagt Ploch (Grabbes Stellung in der deutschen Literatur S. 148): „Wo ist noch ein Dichter, der an Zitaten aus andern Dichtern so reich wäre wie Grabbe?" In seiner kurz vor dem Kriege in Bongs Verlag herausgekommenen Gesamtausgabe von Grabbes Werken und Briefen, die ich für eine sehr förderliche Leistung halte und durchaus höher werte, als Bergmann in seiner Rezension im Euphorion 22, 199 tut, hat Wukadinović den ersten Versuch gemacht, Grabbes Schriften durch Hinweise und Anmerkungen fortlaufend zu erläutern, und hierbei auch den Zitaten gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Was er nun auf diesem Gebiete mit oder ohne Absicht noch unerledigt gelassen hat oder was ihm in seinem Wesen als Zitat entgangen ist, suche ich im folgenden zu bestimmen. Ich zitiere Grabbe nach Grisebachs Ausgabe, füge aber in Klammern immer die entsprechende Stelle in Wukadinovićs Ausgabe hinzu.

„Wie hats Ihnen in Italien, dem Lande, wo die Steine sprechen, gefallen?" 1, 315 (1, 232). Hier schwebt der Anfang von Goethes erster römischer Elegie vor (Werke 1, 233): „Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!"

„Juchhei! dudeldumdei"! 1. 326 (1, 240): aus der Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager 484: „Heisa, juchheia! dudeldumdei!" — Hier sei angeschlossen, daß ein Zitat aus der gleichen Quelle bei Uhland von keinem Uhlandforscher bisher bemerkt worden ist. In einem Jugendbrief an Kerner vom Oktober 1807 bringt Uhland die scherzhaften Verse (Briefwechsel 1, 41 = Gedichte 2, 310): „Die Klöster sind ausgenommene Nester, Tübingen ist worden zu einem Trübingen, der Ammerhof zu einem Jammerhof, Lustenau zu einem Schmerzenau." Während die drei Schlußverse originelle Scherze im Stil des Kapuziners, d. h. Abrahams a Sancta Clara sind, ist die erste, den Ton angebende Zeile wörtlich aus Wallensteins Lager 517 geborgt. Weder Erich Schmidt noch Hartmann haben das angemerkt.

„Vivat Bacchus! Bacchus lebe! Bacchus war ein braver Mann" 1, 330 (1, 242), der Saufgesang des Schulmeisters in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", ist ein vielgesungenes Lied Pedrillos in Mozarts „Entführung aus dem Serail" Nr. 14 (vgl. auch Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert 2, 470).

In demselben Drama beginnt der Schulmeister einen Monolog mit den Tiraden 1, 338 (1, 248): „Die Sonne ist untergegangen, die müde Welt hat die gestirnte Schlafmütze aufgesetzt, die eine Erdenhälfte scheint jetzt tot, böse Träume schrecken hinterm Vorhang den unbeschützten Schlaf, die Zauberei beginnt den furchtbaren Dienst der bleichen Hekate, der Mord schleicht, aufgeschreckt von seinem heulenden Nachtwächter, dem Wolf, mit weit ausgeholten Räuberschritten an sein entsetzliches Geschäft." Der jambische Rhythmus verrät schon gleich den fremden Ursprung. Es ist eine Paraphrase aus Schillers Monolog des Macbeth 629 (2, 3):

Digitized by Google

„Jetzt scheint die eine Erdenhälfte tot
und böse Träume schrecken hinterm Vorhang
den unbeschützten Schlaf. Die Zauberei beginnt
den furchtbarn Dienst der bleichen Hekate
und, aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter,
dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste geht
mit groß, weit ausgeholten Räuberschritten
der Mord an sein entsetzliches Geschäft."

„Lord Byron sagt in seinem Don Juan etwas spöttisch, Shakespeare sei zur *fashion* geworden" 1, 437 (5, 22): so beginnt der Aufsatz „Über die Shakespearomanie." Dazu bemerkt Wukadinovič sonderbarer Weise (6, 243): „In Byrons „Don Juan" findet sich das angeführte Zitat nicht." In seiner Abhandlung über Grabbe und Byron hat Wiehr (*Journal of english and germanic philology* 7, 3, 141) ohne genauere Angabe als Quelle die Verse angeführt:

„'To be or not to be that is the question',
says Shakespeare, who just now is much in fashion."

Sie finden sich, wie mir Helene Richter freundlichst mitteilt, im Don Juan 9, 14.

Im Dezember 1829 schreibt Grabbe seinem Freunde und Verleger Kettembeil (4, 279 = 5, 339): „Sizilien ist in Heinrich VI. doch köstlich. Kennst Du den Homer darüber? ist benutzt". Das geht auf die Rede des Herdenbesitzers in dem genannten Drama: „Der Hirte wechselt hier mit Hirten: der, welcher hinaustreibt, hört das Rufen dessen, der hereintreibt, und ein Mann, der nicht schliefe, könnte sich doppelten Lohns erfreuen" 2, 392 (3, 217). Hier ist fast wörtlich Homers Schilderung des Lästrygonenlandes benutzt (Odysse 10, 82; ich zitiere Voss, da Grabbe sich an seine Übersetzung anschließt):

„Hier wechseln Hirten mit Hirten:
welcher heraustreibt, hört das Rufen des, der hereintreibt,
und ein Mann ohne Schlaf erfreute sich doppeltes Lohnes."

Vgl. auch Ploch S. 111 Anm.

„Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?" 3, 172 (4, 131). Das Lied entstammt Marmontels „Lucile", der in der Komposition Grétrys seit 1769 häufig aufgeführt wurde und äußerst populär war. Noch Bülow zitiert es (Denkwürdigkeiten 1, 103).

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!" 3, 173 (4, 131) ist der Anfang eines Lieds von Usteri, das in der hübschen Komposition eines Anonymus, den die Forschung bis heute nicht sicher hat feststellen können, seit seinem ersten Erscheinen 1793 fast ein Jahrhundert hindurch gesungen wurde (vgl. Friedlaender 2, 373).

„Wohl dem, der unversehens stirbt, sagt Caesar" 3, 197 (4, 307): so berichtet Plutarch im Leben Caesars 63.

„In der stillen Mitternacht, wo nur Schmerz und Liebe wacht" 3, 301 (4, 214). Hier schwebt der Anfang von Uzens Gedicht „Amor und sein Bruder" (Sämtliche poetische Werke S. 92 Sauer): „Um die stille Mitternacht, wann allein die Liebe wacht" im Bewußtsein.

„Nur Halbgebildete, die, wie Schiller kräftig, doch bezeichnend sagt, von kurzem Gedärm sein müssen . . ." 4, 21 (5, 129). Grabbe denkt an das Xenion 834:

Digitized by Google

„Geschwindschreiber.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren:
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!"

„Sie sind, mit Shakespeare zu reden, noch im frischen Tau der Jugend" 4, 32 (5, 136): „In der Früh' und frischem Tau der Jugend ist giftger Anhauch am gefährlichsten" sagt Laertes zu Ophelia im Hamlet 1, 3.

„Durch den, um mit Leicester in Maria Stuart zu reden, so gefährlich dornenvollen Pfad der shakespearischen Dichtersprache sich gut zu winden . . ." 4, 40 (5, 141): „Junger Mann, ihr seid zu rasch in so gefährlich dornenvoller Sache" sagt Leicester zu Mortimer in Maria Stuart 1868 (2, 8).

„Es ist noch immer zweifelhaft, ob Jean Jacques Rousseau nicht recht hat, wenn er im *Contrat social* behauptet: die Russen mußten in Asien, nicht in Europa ihre Kraft suchen und Peter der erste durfte ihre morgenländische Nationalität nicht zerstören" 4, 44 (5, 144): vgl. Rousseaus *Contrat social* 2, 8.

„Goethe selbst sagt ja, daß nur Lumpe bescheiden sind" 4, 135 (5, 204): „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat" Rechenschaft 71 (Werke 1, 143).

„Sat prata" 4, 208 (5, 280): *„Claudite jam rivos, pueri : sat prata biberunt"* Vergil, Bukolika 3, 111. — Aus Vergil stammt auch: *„Fuimus Troes"* 5, 264 (der Brief fehlt bei Grisebach), aus Aeneis 2, 325.

„Da nach Grimms Grammatik das Wort (Lord) aus dem niederdeutschen stammt, aus laif (laib, brod) und ort (herr), *ergo* brodherr" 4, 368 (6, 71): vgl. Grimm, Deutsche Grammatik 2, 405.

JENA ALBERT LEITZMANN

HEINRICH HEINES „ATTA TROLL" — EINE LITERARISCH-POLITISCHE SATIRE

Der „Atta Troll" bedeutet in gewissem Sinne einen Höhe- und Wendepunkt in Heinrich Heines dichterischem Schaffen. In keinem seiner Werke tritt die zwiespältige und in tausend Farben schillernde Persönlichkeit des Dichters so deutlich zutage, wie in diesem humoristisch-satirischen Epos, das gleich einem Hohlspiegel die mannigfachen Ausstrahlungen der Epoche auffängt, um sie in wunderlich verzerrten und gebrochenen Strahlen zu reflektieren.

Heine selbst urteilt in einem Briefe an Laube vom 7. Nov. 1843 über das Epos folgendermaßen: „Es ist . . . unter uns gesagt, das Bedeutendste, was ich in Versen geschrieben habe, Zeitbeziehungen die Fülle, kecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung, und es wird für das Publikum gewiss ein Evenement sein."

Die Dichtung entstand nach Heines persönlichen Angaben im Spätherbst 1841 — (Der Literarhistoriker Ernst Elster setzt die Entstehungszeit allerdings erst auf das Jahr 1842 an) — und erschien erst-

Digitized by Google

malig in der von Heinrich Laube redigierten „Zeitschrift für die elegante Welt", wo sie in vielen Nummern vom 4. Jan. bis 8. März 1843 fortlaufend gedruckt ward. In umgearbeiteter und erweiterter Fassung wurde das Epos in Buchform nebst einem von Heine in Paris verfaßten Vorwort 1847 im Verlage von Hoffmann und Campe. Hamburg, herausgegeben. Eine französische Prosaübersetzung des „Atta Troll" erschien noch zu Lebzeiten des Dichters, Paris 1847. Eine kritische Ausgabe des Epos veranstaltete Ernst Elster in seiner 1890 erschienenen Ausgabe der sämtlichen Werke Heinrich Heines, im Verlage des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien.

Der Inhalt der Dichtung sei hier in Kürze angedeutet. Atta Troll, der Held des Epos, ist ein Tanzbär, der mit seiner Bärengattin, der „schwarzen Mumma", unter Leitung eines Bärenführers auf Märkten und Dörfern seine Kunst zur Schau trägt. Der schlechten Behandlung überdrüssig, reißt sich Atta Troll auf dem Marktplatze von Cauterets — einem Bergstädtchen in den Pyrenäen — von der Kette los und entflieht in das Gebirge. Hier, in der Höhle bei seinen Kindern weilt Atta Troll „in dem Dunstkreis, in dem trüben Mißgeruche", stellt trübselige Betrachtungen an über Gott und Welt, Kunst und Leben und räsoniert in „frechem Gleichheitsschwindel" über die Grausamkeit und Schlechtigkeit des Menschen.

Kap. 8 „Hüte dich vor Menschendenkart,
Sie verdirbt dir Leib und Seele,
Unter allen Menschen gibt es
Keinen ordentlichen Menschen."

Das ist die Quintessenz seiner Lebenserfahrung, und darum die Ermahnung an seine Kinder:

Kap. 5 „Kinder! hütet euch vor jenen
Unbehaarten Mißgeschöpfen!
Meine Töchter! Traut nur keinem
Untier, welches Hosen trägt!"

Inzwischen hat aber die Jagd auf den entsprungenen Tanzbären schon begonnen. Der Dichter führt uns in die phantastisch-wilde Gebirgswelt der Pyrenäen. In Begleitung seines Führers Laskaro, von dem das Gerücht geht, daß er ein Toter sei und nur durch die Zauberkunst seiner Mutter, der alten Hexe Uraka, zu einem Scheinleben erweckt worden wäre, durchstreift der Dichter das Gebirge auf der Suche nach dem entsprungenen Atta Troll.

Unterwegs kehren die Jäger bei einem Fuhrmann ein, dessen zwei schöne Nichten Heine mit realistischen Farben schildert. Es folgt die liebliche Szene, in welcher Heine von der Begegnung mit den spielenden Kindern eines Dorfes erzählt, es folgen ferner Naturschilderungen der majestätischen Bergwelt, die die beiden Jäger auf ihren Streifzügen durchwandern.

Das 17. Kapitel führt uns in die Hütte der Hexe Uraka, in eine phantastische, unheimliche Umgebung, die Heine mit den glühenden

Digitized by Google

Farben des Romantikers vor unsere Phantasie malt. In der Hütte, die nach geheimnisvollen Kräutern und Zaubertränken duftet und von ausgestopften Vögeln und sonstigem Getier erfüllt ist, sitzt die unheimliche Hexe am Herdfeuer und salbt unter unaufhörlichem Murmeln des Drudensegens den Körper ihres toten Sohnes Laskaro mit der Zaubersalbe, um ihm neues Leben einzuflößen.

In dieser Hütte erlebt der Dichter um Mitternacht jene Vision, die den Inhalt des 18. Kapitels bildet. Es ist die berühmte Schilderung der wilden Jagd des Geisterheeres, das in der Johannisnacht an der Hütte der Hexe vorbeirast. Das alte, sagenhafte Gespensterheer, mit den Geistern einzelner berüchtigter, von der Mitwelt verdammter Großen — eines König Artus, Ogiers des Dänen, Karls des Zehnten u. a. — im Gefolge, tobt zur mitternächtlichen Stunde über die Höhen des Gebirges. Auch „William" und „unser Wolfgang" sind mit dabei, gefolgt von ihren kläglichen Kommentatoren Franz Horn und Hengstenberg.

In der Mitte des wilden Geisterzuges aber sieht man die drei Musen Heinescher Dichtung auf weißen Zeltern dahinjagen: die marmorblasse Diana, das Sinnbild des sinnenfrohen und schönheitsdurchtränkten Hellenentums, welches Heine zum Leitstern seiner Kunst- und Lebensgestaltung erkoren hatte; neben ihr die romantische Fee Abunde, von der es im Epos heißt, daß sie sich tagsüber auf einem Eiland verborgen halte,

„Ferne in dem stillen Meere
Der Romantik, nur erreichbar
Auf des Fabelrosses Flügeln;" —

und als dritte in diesem Kleeblatt die schöne Herodias, das Haupt Johannes des Täufers auf einer Schüssel vor sich hertragend. Diese Gestalt der Herodias ist die Verkörperung der dämonischen Gewalt weiblichen Zaubers, aber auch das Symbol weiblicher Falschheit und Untreue, wie Heine sie in seinem Leben vielfach in verhängnisvoller Weise erfahren mußte:

„Wird das Weib das Haupt begehren
Eines Manns, den sie nicht liebt?"

Im Anschluß an diese Szene folgt die Geschichte von dem Schwabendichter, der von der Hexe Uraka in einen Mops verwandelt ist und dem Dichter nächtlicherweile seine Leidensgeschichte berichtet.

In den folgenden Kapiteln wird die Bärenjagd geschildert. Atta Troll wird durch die Zauberkünste der Hexe aus seinem Versteck gelockt und fällt der Kugel Laskaros zum Opfer. Mumma aber, die Gattin des Bären, findet nach mancher Irrfahrt im Jardin des Plantes zu Paris eine lebenslängliche Versorgung und knüpft hier — des einstigen Gatten Atta Troll vergessend — ein zartes Liebesverhältnis zu einem sibirischen Eisbären an.

Digitized by Google

Den Schluß des kleinen Epos bildet das 27. Kapitel, das an Heines Freund Varnhagen von Ense gerichtet ist, und in welchem Heine noch einmal der eigenen Jugendzeit und seiner ersten von der Romantik beeinflußten Schaffensperiode gedenkt, um schließlich bei der Beurteilung der Gegenwart die Dichtung in die resigniert-wehmütigen Verse ausklingen zu lassen:

„Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte!" —

Soweit die Fabel der Handlung. Die einzelnen Kapitel, in spanischen reimlosen Vierzeilern geschrieben, reihen sich zwanglos aneinander. Das Ganze stellt ein lockeres Gefüge einzelner Episoden dar: wundervolle Szenen von höchster poetischer Gewalt und packender Anschaulichkeit wechseln mit humoristisch-satirischen Betrachtungen über den Zeitlauf. Der Dichter offenbart uns den ganzen blitzenden und funkelnden Reichtum seiner Gefühlswelt, alle Saiten dieser großen Dichterseele scheinen anzuklingen — von übersprudelndem Witz und beißendem Sarkasmus durch die ganze Skala der Empfindungen bis zur schauerlichen Tragik oder bis zur melancholischen Wehmut. Der Szenenwechsel ist oft überraschend, unvermittelt; aber gerade durch solche grellen Kontraste in den einzelnen aufeinanderfolgenden Szenen wird das Interesse wach erhalten, die Spannung gesteigert, der Reiz der Dichtung nur noch gehoben! Es sind „versifizierte Reisebilder", von denen R. M. Meyer in seiner „Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts" sagt, daß solche überhaupt die Grundform für alle größeren Dichtungen Heines seien.

Die Sprache des „Atta Troll" ist, trotz des reimlosen Metrums, von einer geradezu erstaunlichen Biegsamkeit und Elastizität, ja stellenweise sogar von einer eigenartigen Melodik. Und es gelingt dem Dichter, sowohl die grotesken Tanzszenen des plumpen Bären und andere Partien von unwiderstehlicher Komik, als auch die zartesten lyrischen Stimmungen in diesem Metrum zum Ausdruck zu bringen; ein Beweis für die eminente Sprachgewalt und das tiefe Sprachgefühl, über das der Dichter verfügte.

Heine selbst hat im Schlußkapitel des „Atta Troll" sein Opus in einzigartiger und unübertrefflicher Weise charakterisiert in den Versen:

„Klang das nicht wie Jugendträume,
Die ich träumte mit Chamisso
Und Brentano und Fouqué
In den blauen Mondscheinnächten?

Ist das nicht das fromme Läuten
Der verlornen Waldkapelle?
Klingelt schalkhaft nicht dazwischen
Die bekannte Schellenkappe?

Digitized by Google

In die Nachtigallenchöre
Bricht herein der Bärenbrummbaß,
Dumpf und grollend, dieser wechselt
Wieder ab mit Geisterlispeln! . . .

Ja, mein Freund, es sind die Klänge
Aus der längst verschollnen Traumzeit;
Nur daß oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton."

In der 1846 geschriebenen Vorrede sagt Heine von diesem Poem: „Ich schrieb dasselbe zu meiner eigenen Lust und Freude, in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe . . ." Heine gesteht in diesen Worten, daß er die vorliegende Dichtung bewußt und gewollt in der dichterischen Sprache der Romantik geschrieben habe, denn — wie er es in einem Briefe an Varnhagen vom 3. Jan. 1846 ausspricht: „Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den „Atta Troll", den Schwanengesang der untergehenden Periode." Und im Schlußkapitel des „Atta Troll" heißt es:

„Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik!
In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen."

Heine war sich dessen bewußt, daß er der letzte Erbe des romantischen Geistes sei, und daß er an der Schwelle einer neuen Zeit stehe, die nach neuen Zielen strebend und von neuen Idealen getragen, sich auch eine neue Kunstform schaffen müsse: den *Realismus*. In dem eben zitierten Brief an Varnhagen spricht Heine es aus: „Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft." —

In der Tat, Heinrich Heine nimmt in der deutschen Literatur eine eigenartige Doppelstellung ein: sowohl zeitlich als auch literarisch steht er auf der Grenzscheide zweier Literaturströmungen, zweier Kulturepochen, ja man darf sagen, zweier „Weltanschauungsebenen": auf der Grenzscheide der Romantik und des Realismus.

Auch im „Atta Troll" zeigt sich schon ein starker realistischer Einschlag. Neben Szenen von ausgesprochen romantischem Charakter, wie z. B. der der berühmten Gespensterjagd oder der nächtlichen Szene in der Hütte der unheimlichen Hexe, finden sich doch auch Szenen von echt realistischem Gepräge, so die Schilderung der beiden Nichten des Fährmannes oder auch die klaren und anschaulichen Schilderungen der Gebirgswelt, die derb realistischen Ausfälle gegen

Digitized by Google

lebende Zeitgenossen, die vielen Anspielungen auf die politischen Zustände in Deutschland u. a. m.

Der „Atta Troll" deutet somit in Heines poetischer Produktion einen Übergang von der Romantik zum Realismus an. In diesem Sinne ist eingangs das vorliegende Epos als ein Höhe- und Wendepunkt in Heines dichterischem Schaffen bezeichnet worden.

Es darf nun die Frage aufgeworfen werden: Was bezweckte Heine mit diesem satirischen Epos? Und gegen wen ist die in der Dichtung enthaltene Satire gerichtet?

Vorliegende Arbeit will weder einen Kommentar zum „Atta Troll" liefern, noch auch die Dichtung von rein ästhetischen und künstlerischen Gesichtspunkten aus würdigen. Es soll hier vielmehr der Versuch gemacht werden, den satirischen und polemischen Charakter der Dichtung aufzudecken, und den Nachweis zu führen, aus welchem Boden der „Atta Troll" entsprossen ist und in welchen politischen und literarischen Strömungen seine Wurzeln verankert liegen. Hierzu erweist es sich als notwendig, das Heinesche Epos in die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge seiner Entstehungsepoche hineinzurücken und die literarischen und politischen Strömungen zu charakterisieren, die die Entstehung dieser Satire in vieler Hinsicht bedingten.

Werfen wir daher einen Blick auf das vierte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, jene Zeit von 1830—40 (genauer 1832—1842), die der Entstehung des „Atta Troll" voranging.

Es ist die Zeit der Reaktion, nicht nur innerhalb der Deutschen Staaten, sondern in der Politik der europäischen kontinentalen Großmächte überhaupt. Hatte die große Französische Revolution die liberalen Ideen des 19. Jahrhunderts zum Leben erweckt, so waren es nach den drückenden Jahren der französischen Gewaltherrschaft die darauf folgenden Befreiungskriege von 1813—15, die den Deutschen den Beginn einer neuen Glanzepoche der deutschen Geschichte zu verkünden schienen. Ein großes, freies und einiges Deutschland, das alle Stämme deutscher Zunge zu einem einigen, unauflöslichen Ganzen zusammenschmieden sollte, — das war das Ziel, dem die besten und treuesten Deutschen jener Zeit, die bedeutendsten Männer der Epoche zustrebten.

Aber auf den großen Rausch der durch die Befreiungskriege hervorgerufenen Begeisterung sollte gar bald die tiefste Enttäuschung und Ernüchterung eintreten. Statt des heißersehnten, freien und mächtigen Deutschen Reiches entstand jenes lebensunfähige Scheingebilde des Deutschen Bundes, jener Versammlung von Vertretern der 39 souveränen Staaten, über die Heine in seinem „Atta Troll" die Lauge seines Spottes ausgießt, wenn er sie bei jeder Gelegenheit allesamt für einen einzigen Regenschirm oder auch für einen einzigen Schlafrock zu verschenken bereit ist:

Digitized by Google

Kap. 21. „„Einen Schlafrock! Sechsunddreißig
Könige für einen trocknen
Schlafrock!" rief ich, und es dampfte
Mir das nasse Hemd am Leibe." —

Wohl gab man die Hoffnungen auf ein geeintes Deutschland noch nicht auf, und die nun einsetzende Bewegung der deutschen Burschenschaftler gab der erlebten Enttäuschung zum Wartburgfeste am 18. Okt. 1817 beredten und entrüsteten Ausdruck. Jedoch der allmächtige Metternich hatte schon die Fanfaren zum Rückzug geblasen, und die „sechsunddreißig Könige" erwiesen sich als folgsam.

Die Ermordung Kotzebues seitens des liberalen Fanatikers Sand gab das Signal zur nun einsetzenden unseligen Demagogenhetze: die Reaktion hatte begonnen.

Aber freilich, der liberale Funke, den die Französische Revolution entzündet und welchen die Freiheitskriege zur hellen Flamme entfacht hatten, war nicht wieder zu verlöschen. Unter der Asche des reaktionären Druckes da schwelte und glimmte er weiter, und die Anhänger der liberalen Ideen sorgten getreulich dafür, daß er ständig geschürt werde.

„Ganz Europa spaltete sich gewissermaßen in zwei große Lager: auf der einen Seite standen die reaktionären Regierungen, gestützt auf die konservativen Kräfte und den romantischen Geist, auf der andern Seite die Vertreter der unbefriedigten, aber berechtigten nationalen und freiheitlichen Wünsche, von denen jedoch die nationalen ebenfalls von der hierbei in beiden Lagern wirkenden Romantik befruchtet wurden" (Franz Moldenhauer, Webers „Weltgeschichte" Bd. 4.).

Die Epoche, die der Entstehung des „Atta Troll" unmittelbar voranging, war die Zeit der politischen Lyrik, der politisch-liberalen Tendenzpoesie: 1841 erschienen Georg Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" und Hoffmann von Fallerslebens „Unpolitische Lieder"; 1842 (also gleichzeitig mit dem „Atta Troll") — Dingelstedts „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", und seit 1840 hatte auch Heine selbst seine glänzend geschriebenen „Zeitgedichte" erscheinen lassen.

Aber neben den erwähnten und einigen andern zum Teil wirklich bedeutenden Leistungen dieser Art erschien doch auch gleichzeitig eine Reihe völlig unbedeutender sogenannter „politischer" Gedichte; ja es hatte den Anschein, als ob man seine politischen Überzeugungen nur noch in Versen offenbaren könne. Die politische Poesie wurde „eine Profession, ein Tagesgeschäft", wie Hermann Marggraff — selbst ein Dichter jener Tage — bekannte. Außer dieser liberalen Tendenzlyrik überschwemmte die Presse jener Tage eine unabsehbare Pamphletliteratur: Flugschriften, Streitschriften, „offene" Briefe, Traktate jeder Art, die, zum Teil in flüssigem und geistreichem — Heine und Börne abgelerntem — Stile geschrieben, in den Kampf der Meinungen wirksam eingriffen.

Digitized by Google

Und der Literatur jener Zeit entsprachen auch die Männer, die sie vertraten. Zwei Typen sind für diese Epoche bezeichnend. Es ist einerseits der Typus des Revolutionärs und fanatischen Doktrinärs, als dessen klassischer Repräsentant Ludwig Börne bezeichnet werden kann; es ist der Typus des Neuerers, des Stürmers und Drängers, der das geistige und politische Leben Deutschlands gewaltsam in neue Bahnen zu lenken versucht. Und es ist zugleich der Typus des Demagogen, des Agitators und Aufrührers, der die Unzufriedenheit und den Mißmut in den untern sozialen Schichten, in den „Jammersphären der Gesellschaft" mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln schürt, der alles Heil von einer Revolution in Deutschland erhofft.

Und diesem Typus des Draufgängers, des rücksichtslosen Revolutionärs gegenüber steht der Typus des konservativen Staatsbürgers, des Reaktionärs, der mit allen Fasern seiner Seele an der „alten guten Zeit" hängt, und der von einer Revolution nichts wissen will, weil er in ihr nichts zu gewinnen hat, wohl aber alles zu verlieren fürchtet. Es ist zugleich der Typus des Lokalpatrioten, des Krähwinklers, des Philisters, wie er von den Schwabendichtern, von den Religiös-Tugendhaften im Lande, von den Anhängern der verklingenden Romantik, vom konservativen Adel und von vielen andern repräsentiert wurde.

Beiden Typen gemeinsam ist der *individualistische Zug* jener Zeit, der bei den Liberalen zum Teil in einem „Geniekultus", in einer ostentativen Verletzung aller gesellschaftlichen und sittlichen Normen zutage trat — man denke an Christian Grabbe, Robert Griepenkerl u. a. m. Bei den reaktionär gesinnten Elementen, bei den „Philistern" dagegen äußerte sich dieser Individualismus mehr in der Form des Lokalpatriotismus, in der Ablehnung fremder Tendenzen, in gesuchter und gewollter Beschränkung, ja oft auch in der Kultivierung eigener Schwächen und Lächerlichkeiten.

Neben diesem individualistischen Zuge aber gibt es noch ein zweites gemeinsames Merkmal, das für beide erwähnten Typen — für die Revolutionäre wie für die Reaktionäre — charakteristisch ist, und das ist der *Dilettantismus* jener Epoche, der sich in beiden Lagern kenntlich macht. Denn Dilettanten sind die meisten von ihnen, sowohl die Dichter der Schwäbischen Schule als auch die weitaus größte Mehrzahl der politischen Lyriker. R. M. Meyer nennt sie „Dilettanten der Genialität" und sagt von ihnen in seiner „Literatur des 19. Jahrhunderts", etwas Ungesundes und Überreiztes hafte den Söhnen dieser Jahre durchweg an: „Sie wollen, aber sie können nicht! Es sind Maler, die nicht malen können, und Politiker, die nicht regieren können" . . . mit einem Wort: es sind „falsche Titanen und echte Philister." —

Dieses ist in groben Umrissen das Bild der literarischen Epoche, in welche die Entstehung des „Atta Troll" fällt; und nur, wenn wir uns den eben skizzierten zeitgeschichtlichen Hintergrund für die Hei-

Digitized by Google

nesche Satire hinzudenken, gewinnen die polemischen Partien der Dichtung an Farbe und Gestalt, und der „Atta Troll" wird gleichsam ein transparentes Gemälde, aus dem die Lichter des zeitgeschichtlichen Hintergrundes in bunten Farbenspielen hervorleuchten.

Auf welcher Seite Heine in jenem eben angedeuteten Kampfe der Meinungen und Weltanschauungen stand, darüber läßt uns seine literarische Wirksamkeit während jener Epoche nicht den geringsten Zweifel übrig. Heines „Zeitgedichte" und schon seine 1826—30 bei Campe erschienenen „Reisebilder" bewiesen der Bundesregierung zur Genüge, daß sie es in Heine mit einem Gegner von eminentem Können und gewaltigen agitatorischen Fähigkeiten zu tun habe. Der Bundesrat hielt Heines schriftstellerische Wirksamkeit für so bedeutsam und zugleich für so verhängnisvoll, daß er in ihm das Haupt einer geheimen Verschwörung witterte und laut Beschluß der Bundesratsitzung vom 10. Dez. 1835 seine sämtlichen veröffentlichten und noch zu veröffentlichenden Schriften innerhalb der Grenzen des Deutschen Staatenbundes verbot!

Das gleiche Schicksal traf Heines Gesinnungsgenossen, die führenden Dichter der politischen Lyrik. Durch diesen Beschluß stempelte die Bundesregierung Heinrich Heine gewissermaßen amtlicherseits zum Haupt und Führer des „Jungen Deutschland" — einer literarischen Schule, die als eine solche in Wirklichkeit nie bestanden hat und nur in den furchtsamen Beamtenhirnen der reaktionären Regierung existierte!

Den Anstoß zu diesem gewaltsamen Vorgehen der Bundesregierung gab allerdings eine schamlose Denunziation, die von dem Literarhistoriker Wolfgang Menzel ausgegangen war. Menzel und seine Heimatsgenossen (Menzel war von Geburt ein Schlesier, hatte aber in Stuttgart gewissermaßen eine neue Heimat gefunden), die Dichter der Schwäbischen Schule, hatten — durch mancherlei vorausgegangene Spöttereien, die Heine sich diesen kleinen Geistern im Reiche der Kunst gegenüber erlaubt hatte, in ihrer Eitelkeit verletzt — gegen den Dichter der „Reisebilder" die gröbsten Anschuldigungen erhoben. Die gesamte konservative Presse, die Anhänger der Reaktion, der Klerus, die „Philister" und Tugendwächter, kurz alle diejenigen, welche in Heine den gefährlichen Revolutionär und frivolen Spötter sahen, verfehlten nicht, in diesen Chorus der Ankläger und Sittenrichter einzustimmen.

Man bezichtigte Heine der Gesinnungslosigkeit und Illoyalität der Regierung gegenüber; man behauptete, daß Heine die deutsche Nationalität verspotte; man suchte zu beweisen, daß Heine die Unzucht und Gotteslästerung predige, die Jugend verführe und die Emanzipation des Fleisches zu seinem Thema gemacht habe! Einer der schwäbischen Dichter namens Gustav Pfitzer hielt es sogar für möglich, Heines dichterische Qualitäten in Frage zu ziehen, jenes Dichtergenius, an dem — wie R. M. Meyer bemerkt — „jeder Zoll ein

Digitized by Google

Künstler" war! Menzel endlich spielte seinen letzten Trumpf aus und scheute sich nicht, Heines semitische Abstammung zum Gegenstande seines Gespöttes zu machen. Ja er bezeichnete das „Junge Deutschland" — zu dessen Gliedern Gutzkow, Laube, Börne, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt u. a. Heine damals noch in freundschaftlichen Beziehungen stand (zwischen Börne und Heine kam es allerdings schon 1835 zu einem völligen Bruch) — als ein „junges Palästina", als Ableger des franzosenfreundlichen, Deutschtum und Christenheit hassenden, heimatscheuen Judentums (Rudolf Fürst, „Heinrich Heines Leben, Werke und Briefe" S. 382).

Heine war nicht der Mann, der sich solche Beleidigungen ungestraft bieten ließ. Nach einem vergeblichen Versuch, Menzel vor die Pistole zu bekommen, griff Heine in berechtigter Erbitterung zur Feder, um seine eigene Ehre und die Ehre seiner Gesinnungsgenossen, der Jung-Deutschen, zu verteidigen. Im Jahre 1837 erschien die Streitschrift „Ueber den Denunzianten", die gegen Menzel gerichtet war und diesen der gerechten Verachtung der gesamten literarischen Welt preisgab.

Im „Schwabenspiegel" (1838) hielt Heine über die Dichter der Schwäbischen Schule ein literarisches Strafgericht ab, indem er ihre Stümperhaftigkeit und Beschränktheit an den Pranger stellte.

Aber der Erfolg dieser Schrift setzte Heine in peinliches Erstaunen. Denn nun mußte der Dichter völlig überraschend die Enttäuschung erleben, daß auch seine bisherigen Freunde, die Vertreter des Jungen Deutschland, sich von ihm zurückzogen. Die Liberalen mochten zu der Einsicht gekommen sein, daß sie sich durch ihre Verbindung mit Heine in den Augen der Regierung kompromittiert hatten, und rückten nun demonstrativ von dem als staatsfeindlich verschrieenen Dichter ab. Manch einer von ihnen mochte es — wie etwa Ludwig Börne — aus Überzeugung getan haben, die große Mehrzahl tat es aus feiger Rücksichtnahme auf die persönliche Sicherheit.

Auch aus dem Lager der Liberalen ertönten nun die Stimmen der pharisäischen „Tugendwächter", um die gegen Heine erhobenen Anschuldigungen noch zu vermehren. Freilich taten sie es zum Teil von einem andern Gesichtspunkt aus. Den Liberalen schien Heine immer noch ein verkappter Romantiker, ergo ein „Reaktionär" zu sein; er war ihnen in seinen politischen Überzeugungen noch nicht radikal und konsequent genug, er war ihnen zu wenig „Parteimann", er war in ihren Augen „nur" ein Talent und kein „Charakter", wie es die politischen Lyriker — aus Mangel an Talent — zu sein glaubten.

Es schien diesen Liberalen — und nicht ganz mit Unrecht —, als ob Heine auch mit den liberalen Ideen und Schlagworten oft nur ein frivoles Spiel treibe, und darum erhoben auch diese „Charakterhelden", diese „Römer", — wie Heine sie in der „Vorrede zum Atta Troll" spöttisch nennt — gegen den Dichter den Vorwurf „nicht bloß der literarischen, sondern auch der gesellschaftlichen Reaktion, ja der Verhöhnung heiligster Menschheitsideen". — „Sogar von jü-

Digitized by Google

discher Seite wurde Heine als der Verächter der Synagoge und der Bekämpfer des nazarenischen Mosaismus verketzert" (Rudolf Fürst).

So sah sich Heine — während er selbst in Paris, im Exil weilte — von seinen Heimatgenossen aufs gröbste verkannt, von seinen zahlreichen Feinden in verletzendster Weise beschimpft und geschmäht und von seinen bisherigen Freunden — treulos verlassen.

Nun beschloß Heine, mit seinen zahlreichen Gegnern eine summarische Abrechnung vorzunehmen und gleichzeitig seine eigene Stellungnahme zu den großen Zeitfragen seiner Epoche vor aller Welt zu offenbaren. Er wählte zur Ausführung seines Planes mit sicherem Instinkt eine Waffe, die ihm in unvergleichlicher Weise zu Gebote stand, und die zugleich — trotz Pfitzer und Konsorten! — den eklatanten Beweis für seine Gestaltungskraft und künstlerische Fähigkeit erbringen sollte. Heine entschloß sich für die poetische Form. So entstand die vorliegende Dichtung, der „Atta Troll" — mit dem Untertitel „Ein Sommernachtstraum". —

In der 1846 zu Paris geschriebenen Vorrede zum „Atta Troll" spricht sich Heine über die Beweggründe aus, die ihn zu dieser Dichtung veranlaßten, und gibt uns bedeutsame Aufschlüsse über die Literatur und politische Konstellation jener Tage. In der Vorrede heißt es: „Der Atta Troll entstand . . . zu einer Zeit, als die große Emeute, wo die verschiedenfarbigsten Feinde sich gegen mich zusammengerottet, noch nicht ganz ausgelärmt hatte . . . Bei jener Emeute, wo ich Krone und Kopf verlieren sollte, verlor ich keins von beiden, und die absurden Anschuldigungen, womit man den Pöbel gegen mich aufhetzte, sind seitdem, ohne daß ich mich zu einer Widerrede herabzulassen brauchte, aufs kläglichste verschollen."

Und an einer andern Stelle heißt es: „Damals blühte die sogenannte politische Dichtkunst. Die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität. Es erhub sich im deutschen Bardenhain ganz besonders jener vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ozean von Allgemeinheiten stürzte . . . Das Talent war damals eine sehr mißliche Begabung, denn es brachte in Verdacht der Charakterlosigkeit. Die scheelsüchtige Impotenz hatte endlich nach tausendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Übermütigen des Genius, sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: die braven Leute seien freilich in der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte

Digitized by Google

jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumpf! — . . . Bei den ewigen Göttern! damals galt es, die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie. Wie eine solche Vertretung das große Geschäft meines Lebens war, so habe ich sie am allerwenigsten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelassen, und sowohl Tonart als Stoff desselben war ein Protest gegen die Plebiszita der Tagestribünen." —

In diesen Worten des Dichters wird die Tendenz, die dem „Atta Troll" zu Grunde liegt, offen und rückhaltlos zum Ausdruck gebracht. Heine bezweckte mit diesem satirischen Epos ein Zweifaches: erstens galt es für Heine, „die unveräußerlichen Rechte des Geistes in der Poesie zu vertreten", und zweitens beabsichtigte der Dichter in dieser Satire einen Protest einzulegen gegen die plumpe Tendenzpoesie beider politischen Lager, die die Musen nur „als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität" zu beschäftigen wußte. Es ist also einerseits der Dilettantismus in der Kunst, gegen den der Dichter der Satire die Pfeile seines Spottes richtet, es sind „die braven Leute und schlechten Musikanten", deren Zahl in beiden literarischen Lagern Legion war; — und andererseits ist es die Tendenz in der Kunst, gegen die Heine als echter Künstler zu protestieren sich berufen und verpflichtet fühlte. Die Tendenzpoeten aller Richtungen, aller Parteien und aller politischen Glaubensbekenntnisse sind es, die unter dem Bilde des plumpen Tanzbären verspottet werden. Der „Atta Troll" ist somit, wie ein Zeitgenosse Heines, der Kritiker T. Althaus, beim Erscheinen der Buchausgabe des Epos 1847 sehr geistreich bemerkte, „ein Gedicht mit der Tendenz, alle Tendenz zu verhöhnen, romantisch, um durch die Romantik einen Protest gegen die lederne moderne Poesie einzulegen, grillenhaft mit Absicht, unbewußt mit Bewußtsein, frivol mit Ernst." —

In den folgenden Ausführungen sollen die rein polemischen Stellen der Dichtung und die vielen zeitgeschichtlichen Anspielungen — unter Verzicht auf detaillierte Erörterungen und Erklärungen — summarisch behandelt werden.

Drei in jener Zeit vorherrschende Gruppen oder Menschenklassen sind es vor allem, die im „Atta Troll" verhöhnt werden. Diese drei Gruppen sind: erstens die Dilettanten und Philister, zweitens die religiösen Schwärmer und pharisäischen Tugendwächter, und als dritte Gruppe alle diejenigen liberal Gesinnten, die in „nutzlosem Enthusiasmusdunst" von deutscher Einheit und Freiheit redeten, ohne den Willen zur Tat zu finden — angefangen von den Turnern und Burschenschaftlern bis zu den Vertretern des radikalen Kommunismus. Diese drei Gruppen decken sich natürlich weder mit den damaligen politischen Parteien, noch mit den einzelnen sozialen Ständen, noch auch mit den vorherrschenden literarischen „Schulen"; ich wähle diese willkürliche Einteilung lediglich aus Gründen der

Digitized by Google

Zweckmäßigkeit, wie sie mir bei der Behandlung des Themas geboten erscheinen.

Unter die Gruppe der Dilettanten gehören vor allem die Dichter der Schwäbischen Schule, von denen Justinus Kerner, Gustav Pfizer und Karl Mayer namentlich erwähnt werden; daneben ist es der Stuttgarter Lit.-Historiker Wolfgang Menzel, den Heine zwar der namentlichen Erwähnung für unwert hält, den er aber umso boshafter in seinem Epos abfertigt.

Heine, der die Schwaben schon in seinem 1838 erschienenen „Schwabenspiegel" durchgehechelt hatte, betrachtete die Glieder dieser Schule völlig als „quantité négligeable" und wendet darum im „Atta Troll" jenen „Dichterlingen" nur geringe Aufmerksamkeit zu. Schon im „Schwabenspiegel" hatte der Dichter sie als „die lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule" bezeichnet, die an seinen Liedern so viel „klauben und knuspern"; es sind „die guten Leutchen", die „hübsch patriotisch und gemütlich zu Hause bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelsuppen des teuren Vaterlandes". Heine nahm die Schwabendichter als Poeten gar nicht ernst, er behandelt sie mit jener lächelnden Ironie, mit jenem gutmütigen Spott, wie man etwa geistig Minderwertige zu behandeln pflegt. Die Schwabendichter werden im „Atta Troll" meist nur beiläufig erwähnt, gleichsam als wollte der Dichter auch dadurch, daß er sie so wenig beachtet, seine völlige Geringschätzung jener kleinen Poeten andeuten.

Wenn es im Epos von der Heimat heißt:

Kap. 14. „Bären gibt es dort in Menge,
Und ich wurde Bärenjäger.
Manchem zog ich dort das Fell
Ueber seine Bärenohren,
Wohl mitunter ward ich selber
Stark gezaust von Bärentatzen.
Doch mit schlechtgeleckten Tölpeln
Täglich mich herumzubalgen
In der teuern Heimat, dessen
Ward ich endlich überdrüssig"

— so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir diese Stelle hauptsächlich auf die Schwaben beziehen, mit denen Heine, wie erwähnt, eine unerquickliche literarische Fehde ausgefochten hatte, jenen Streit, von dem er im „Atta Troll" sagt, er habe manchen Kampf bestanden, wo er sich des Sieges schämte!

Gegen die Schwaben in corpore ist das 22. Kapitel der Satire gerichtet, in dem Heine den in einen Mops verwandelten Schwabendichter seine tragikomische Leidensgeschichte erzählen läßt. Der arme Schwabe hatte sich auf Anraten des Legationsrates Kölle zu einer Bildungsreise entschlossen, um sich „die rohe Kruste von den Beinen abzulaufen" und „die feinern Weltmannssitten anzuschleifen". Er gelangt auf dieser Reise in die Hütte der Hexe Uraka:

Digitized by Google

Kap. 22. „Bracht' ihr ein Empfehlungsschreiben
Von Justinus Kerner; dachte
Nicht daran, daß dieser Freund
In Verbindung steht mit Hexen."

Heine spielt hier auf Kerners Hinneigung zum Gespensterglauben und auf sein Buch „Die Seherin von Prevorst" (1829) an.

Die Hexe Uraka nahm den Schwaben freundlich auf, entbrannte aber bald für ihn in sinnlicher Liebe. Der tugendhafte Schwabe aber flehte:

Kap. 22. „. . . Ach, entschuld'gen
Sie, Madame, bin kein frivoler
Goetheaner, ich gehöre
Zu der Dichterschule Schwabens.

Sittlichkeit ist unsre Muse,
Und sie trägt von dickstem Leder
Unterhosen — Ach! vergreifen
Sie sich nicht an meiner Tugend!

Andre Dichter haben Geist,
Andre Phantasie, und andre
Leidenschaft, jedoch die Tugend
Haben wir, die Schwabendichter.

Das ist unser einz'ges Gut!
Rauben Sie mir nicht den sittlich
Religiösen Bettelmantel,
Welcher meine Blöße deckt!" —

Die Hexe aber verwandelte den tugendsamen Schwaben aus Rache über verschmähte Liebe in einen garstigen Mops. So klagt er denn:

Kap. 22. „Wär ich doch daheim geblieben,
Bei den trauten Schulgenossen!
Das sind keine Hexenmeister,
Sie bezaubern keinen Menschen.

Wär ich doch daheim geblieben
Bei Karl Mayer, bei den süßen
Gelbveiglein des Vaterlandes,
Bei den frommen Metzelsuppen!" —

Die empfindsame Klage kommt aber zu spät, denn niemand anders vermag den armen Mops zu entmopsen als allein eine reine Jungfrau, wenn sie folgende Bedingung erfüllt:

Kap. 22. „Diese reine Jungfrau muß
In der Nacht von Sankt-Silvester
Die Gedichte Gustav Pfizers
Lesen — ohne einzuschlafen!" —

Ist somit der Spott des Dichters gegen Karl Mayer und Justinus Kerner mehr harmlos-gutmütiger Art, so werden gegen Pfizer

Digitized by Google

doch schon schärfere Töne angeschlagen, und in völlig vernichtender Weise äußert sich Heine schließlich über den feigen und ehrlosen Menzel, der im Epos mit einer Wanze verglichen wird:

Kap. 11. „Schlimmer als der Zorn von tausend
Elephanten ist die Feindschaft
Einer einz'gen kleinen Wanze,
Die auf deinem Lager kriecht.

Mußt dich ruhig beißen lassen —
Das ist schlimm — Noch schlimmer ist es
Wenn du sie zerdrückst; der Mißduft
Quält dich dann die ganze Nacht.

Ja, das Schrecklichste auf Erden
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient —
Das Duell mit einer Wanze!" —

Außer den Schwabendichtern sind es selbstverständlich auch alle andern Dilettanten, die das Dichten „als Profession, als Tagesgeschäft" betrieben, über die sich Heine im Epos lustig macht.

Auf König Ludwig I. von Bayern, den Kunstmäzen Münchens, der seit seiner Thronbesteigung 1825 den Ruhm der bayerischen Hauptstadt als eines deutschen Athens begründete, hatte Heine schon in den „Zeitgedichten" einen Zyklus von „Lobgesängen" veröffentlicht, in denen er die hölzernen Reime des Königs verspottete; da heißt es in einem der „Zeitgedichte":

„Herr Ludwig ist ein großer Poet,
Und singt er, so stürzt Apollo
Vor ihm auf die Knie und bittet und fleht:
Halt ein, ich werde sonst toll, o!" —

Im „Atta Troll" versäumt es Heine natürlich nicht, auch auf Ludwig von Bayern anzuspielen. In jenen schwerfällig-holperigen Versen, wie sie die Gedichte Ludwigs von Bayern kennzeichneten, heißt es da vom Atta Troll:

Kap. 24. Auferstehn wird er im Liede,
Und sein Ruhm wird kolossal
Auf vierfüßigen Trochäen
Ueber diese Erde stelzen.

Der X X X setzt ihm
In Walhalla einst ein Denkmal,
Und darauf, im X X X
Lapidarstil, auch die Inschrift:

Atta Troll, Tendenzbär; sittlich
Religiös; als Gatte brünstig;
Durch Verführtsein von dem Zeitgeist,
Waldursprünglich Sanskülotte;

Digitized by Google

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust;
Manchmal auch gestunken habend;
Kein Talent, doch ein Charakter!" —

Derartige Anspielungen auf diese Gruppe der Dilettanten ließen sich noch in Fülle anführen. So behauptet der Tanzbär in Bezug auf den Geschichtsprofessor und preußischen Zensor Georg von Raumer:

Kap. 5. „In der Tanzkunst hab' ich selber
Es so weit gebracht, wie Raumer
In der Schreibkunst — schreibt er besser
Als ich tanze, ich, der Bär?" —

Auf den Germanisten und Turner Hans Ferdinand Maßmann sind die Verse gemünzt, die den jüngsten Sprößling des Tanzbären charakterisieren sollen:

Kap. 4. „. . . Ist ein genialer Jüngling,
Für Gymnastik sehr begabt,
Und er schlägt die Purzelbäume
Wie der Turnkunstmeister Maßmann.

Blüte autochthoner Bildung
Liebt er nur die Muttersprache,
Lernte nimmer den Jargon
Des Hellenen und des Römlings.

Frisch und frei und fromm und fröhlich,
Ist verhaßt ihm alle Seife,
Luxus des modernen Waschens
Wie dem Turnkunstmeister Maßmann." —

Der Lit.-Historiker und ehemalige Freund Heines Franz Horn wird in der Gespensterjagdszene, auf einem Esel reitend, in einer Situation vorgeführt, die von unwiderstehlicher Komik ist:

Kap. 18. „An der matten Betermiene,
An der frommen weißen Schlafmütz',
An der Seelenangst erkannt ich
Unsern alten Freund Franz Horn.

Weil er einst das Weltkind Shakespeare
Kommentiert, muß jetzt der Aermste
Nach dem Tode mit ihm reiten
Im Tumult der wilden Jagd!

Ach, mein stiller Franz muß reiten,
Er, der kaum gewagt zu gehen,
Er, der nur im Teegeschwätze
Und im Beten sich bewegte!" —

Der lässig-elegante Salonlöwe und Abenteurer Fürst Felix Lichnowsky, welcher zeitweilig in spanischen Kriegsdiensten gestanden hatte, der Vertreter des hohen Adels, wird im „Atta Troll" unter dem Namen Schnapphahnsky mit folgenden Versen bedacht:

Digitized by Google

Kap 23 „Heldenunglück rührt die Weiber,
Und im Antlitz unsres Helden
Lag, wie immer, der Finanznot
Blasse Wehmut, düstre Sorge.

Seine ganze Kriegeskasse,
Zweiundzwanzig Silbergroschen,
Die er mitgebracht nach Spanien,
Ward die Beute Esparteros. usw." —

Selbst Ferd. Freiligrath, der damals noch am Beginn seiner Dichterlaufbahn stand, bleibt im „Atta Troll" nicht unerwähnt. Freiligraths „Mohrenfürst" muß das Motto für die Dichtung hergeben und bildet den Grundakkord der Satire. Es waren die grellen Farbenkontraste, die gesuchten Reime, das orientalische — Viktor Hugo nachgeahmte — Milieu der Freiligrathschen Gedichte, die Heines Spottlust erregten. Etliche Jahre später, 1846, läßt Heine in der Vorrede zum Epos dem Dichter freilich Gerechtigkeit widerfahren und sagt ausdrücklich: „Ich schätze denselben hoch, zumal jetzt, und ich zähle ihn zu den bedeutendsten Dichtern, die seit der Juliusrevolution in Deutschland aufgetreten sind." —

Neben den Dilettanten sind es die sentimentalen und religiösnicht selten auch pharisäisch-tugendhaften Kritiker, die Heines stets übermütig-frivole Kunst als unmoralisch und gottlos verschrien hatten, gegen die der „Atta Troll" seine Spitze richtet. Auch die christlich-germanischen Deutschtümler, wie der erwähnte Maßmann, fallen unter diese Rubrik. Heines ganze künstlerische Wirksamkeit war ein Protest gegen diese engherzig-frommen Leute, die die Ansicht vertraten, die Dichtkunst dürfe sich nur mit den höchsten Problemen der Weltanschauung abgeben, sie sei gewissermaßen ein Kultus, eine Art Gottesdienst und dürfe nicht durch Frivolitäten entweiht werden. Im Hinblick auf diese Leute läßt Heine seinen Tendenzbären in die Klage ausbrechen:

Kap. 7. „Mich verletzte stets am meisten
Jenes sauersüße Zucken
Um das Maul — ganz unerträglich
Wirkt auf mich dies Menschenlächeln!

Immer lächeln sie! Sie lächeln
Selbst im Tanzen. Sie entweihen
Solchermaßen diese Kunst,
Die ein Kultus bleiben sollte.

Ja, der Tanz in alten Zeiten
War ein frommer Akt des Glaubens;
Um den Altar drehte heilig
Sich der priesterliche Reigen.

Also vor der Bundeslade
Tanzte weiland König David;

Digitized by Google

Tanzen war ein Gottesdienst,
War ein Beten mit den Beinen.

Aber selbst im Enthusiasmus
Lächeln sie. Ohnmächtig ist
Selbst die Tanzkunst, sie zu bessern,
Und sie bleiben stets frivol." —

Gegen diese Frommen und Tugendhaften sind auch die folgenden ironischen Verse gerichtet:

Kap. 8. „Selbst die Deutschen, einst die Bessern,
Selbst die Söhne Tuiskions,
Unsre Vettern aus der Urzeit,
Diese gleichfalls sind entartet.

Sind jetzt glaubenslos und gottlos,
Pred'gen gar den Atheismus —
Kind, mein Kind, nimm dich in acht
Vor dem Feuerbach und Bauer." —

Ludwig Feuerbach war bekanntlich ein „Freigeist", der in seinen philosophischen Schriften den Unsterblichkeitsglauben bekämpfte. Bruno Bauer dagegen hatte durch seine freisinnige Bibelkritik großes Aufsehen erregt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Angriffe dieser „Frommen" gegen Heine zum Teil nicht unbegründet waren, denn Heines zu jener Zeit veröffentlichte Dichtungen enthielten in der Tat nichts weniger als Psalmen und Bußlieder. Aber wir dürfen nicht außer acht lassen, daß hier zwei Weltanschauungen einander gegenüber standen. Heinrich Heine, der Sohn religiös-indifferenter Eltern, der freidenkende Jude, der zum Luthertum übergetreten war lediglich, um sich, wie er sagte „das Entreebillet für die europäische Kultur" zu lösen, — Heinrich Heine hatte nun eben für das ihm wesensfremde Dogma des Christentums nichts übrig!

Bekanntlich hatte Heine sich eine eigene Theorie zurechtgelegt, nach der alle Menschen nach ihrer Denkweise und seelischen Organisation in zwei Klassen zerfallen: in Hellenen und Nazarener, d. h. in Sensualisten und Spiritualisten. Oder, wie Ernst Elster das in seiner Heine-Biographie formuliert: „Die Menschheit zerfiel ihm in zwei Klassen: die sinnenfeindlichen, enggeistigen, mageren Nazarener und die weltfrohen, harmonisch-heiteren Griechen." — Heine selbst zählte sich seiner Kunst- und Lebensanschauung nach zu den „Hellenen" und huldigte unbedenklich dem frohen Lebensgenuß.

Dennoch konnte Heine auch religiöse Anschauungen respektieren, sie durften nur nicht so tendenziös und aufdringlich zur Schau getragen werden, wie es seine tugendsamen Sittenrichter taten.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß auch die Schwabendichter zum Teil unter die Kategorie jener Sittenrichter fielen, sagte doch Goethe in einem Brief an Zelter vom 5. Okt. 1831 in Bezug auf die Schwabendichter, daß diese sich sehr geschickt mit dem „sittig-religiös-poetischen Bettlermantel" zu bedecken wüßten.

Digitized by Google

Selbst Gutzkow, der Verfasser des damals als unsittlich verrufenen Romanes „Wally, die Zweiflerin", hatte es für möglich gehalten, in einem anmaßenden Brief vom 6. Aug. 1838 Heine zur Mäßigung und Milderung seiner Frivolitäten zu ermahnen! —

Wichtiger jedoch, als alle diese mokanten Ausfälle gegen die Schwabendichter und andere Miniaturpoeten, wichtiger als seine boshaft-frivolen Anspielungen auf die frommen Schwärmer und zahmen Tugendwächter sind die Partien des Epos, die auf die plumpe politische Tendenzpoesie Bezug nehmen. Denn der „Atta Troll", der Tendenzbär selbst, obwohl er die konträrsten Züge in sich vereinigt und gleichermaßen als das Symbol des deutsch-christlich-sentimentalen Burschenschaftlers als auch des radikalen Kommunisten anzusehen ist, bedeutet doch in erster Linie ein humoristisch-verzerrtes Spiegelbild der letzteren. Oder vielmehr, der Bär tanzt zwar wie ein Burschenschaftler, aber er redet wie ein Kommunist. Die kommunistisch-radikalen Züge im Charakter des Tanzbären sind bei weitem überwiegend.

In diesen kommunistisch-aufrührerischen Reden des Bären gilt der Spott der Tendenz — aber wohlgemerkt, wiederum der plumpen, in dilettantenhafter Weise zur Schau getragenen Tendenz — die sich in der Lyrik jener Jahre kundgab. In einer später von Heine unterdrückten Variante zum II. Kapitel des „Atta Troll" heißt es von dem Epos (Elster, Heines Werke, Bd. 2. S. 526):

„Sucht darin nicht die Vertretung
Hoher Vaterlandsintressen;
Diese wollen wir befördern,
Aber nur in guter Prosa.

Ja, in guter Prosa wollen
Wir das Joch der Knechtschaft brechen —
Doch in Versen, doch im Liede
Blüht uns längst die höchste Freiheit." —

Auch die Jungdeutschen verspottete Heine also, aber nur insofern, als sie Dilettanten waren, und nur insofern, als ihrem Reden und Wirken der Charakter des Phrasenhaften, Wortreichen anhaftete. Die Bedeutenderen unter den Jungdeutschen — Laube, Wienbarg, Theodor Mundt u. a. — werden im „Atta Troll" gar nicht, oder nur in geringem Maße angegriffen.

Einzig Ludwig Börne, der Bedeutendste unter diesen Fanatikern und Doktrinären, bildet hiervon eine Ausnahme. Denn Börne war es ja, der die Antithese von Talent und Charakter gefunden hatte. Schon 1832, gleich nach dem Erscheinen von Heines „Französischen Zuständen" hatte Börne in seinen „Briefen aus Paris" an Heine scharfe Kritik geübt und ihn der Gesinnungslosigkeit beschuldigt. Als dann Börne später in Pariser Zeitschriften Artikel gegen Heine veröffentlichte, so z. B. im „Reformateur" vom 30. Mai 1835 über Heines

Digitized by Google

Buch „De l'Allemagne", um Heine auch in Frankreich zu diskreditieren, da endete die anfangs herzliche Freundschaft Heines und Börnes mit einem völligen Zerwürfnis.

Börne, der strenge und fanatische Parteimann, der glühende Feind der Aristokraten und Reaktionäre, der Mann mit dem unverwüstlichen Optimismus, konnte Heines so ganz anders geartete Künstlernatur nicht verstehen! Börne und Heine bildeten eben absolute Gegensätze. Heine war Künstler, Börne war es nicht; Börne war Parteimann, und Heine hatte sich zeitlebens von einer Bindung an politische Parteien und an ein festumrissenes parteipolitisches Programm frei zu halten gewußt. Sagt er doch auch im „Atta Troll" von seinem Pegasus, er sei

Kap. 3. „. . . kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgertums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwut,
Das pathetisch stampft und wiehert!" —

Eben hierin aber sah Börne den Stein des Anstoßes, der ihn zu Ausfällen gegen Heine veranlaßte und ihn bewog, Heine — trotz seines Talentes — für charakterlos zu erklären. Gegen Börne richten sich also auch die schon zitierten Verse über den Charakter des Tanzbären:

„. . . sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust;
Manchmal auch gestunken habend,
Kein Talent, doch ein Charakter!" —

Aber Börne war doch — wenn auch in blindwütendem Fanatismus zu Extremen neigend — unter diesen radikalen Revolutionären und Agitatoren der bedeutendsten einer. Zum mindesten muß man zugeben, daß Börne wirklich ein Charakter war, ein Mann, der aufrichtig an die von ihm verfochtenen Ideen und Weltbeglückungspläne glaubte! Die vielen kleinen Geister und politischen Lärmmacher — auch unter den Pariser Emigranten, wie etwa der kommunistische Schneidergeselle W. Weitling u. a. — wußten selbst nicht recht, woran sie glaubten! Diese Phrasenhelden und „zahmen" Liberalen werden in den grotesken Sprüngen des plumpen Tanzbären aufs witzigste verhöhnt. Von überwältigender Komik ist jene Szene, wo Atta Troll seinen Kindern im Mondscheine die erlernten Tänze vorführt:

Kap. 4. „Uebermannt von Selbstbegeistrung,
Will er durch die Tat bekunden,
Daß er nicht ein armer Prahlhans,
Daß er wirklich groß als Tänzer —
Und vom Boden springt er plötzlich,
Stellt sich auf die Hintertatzen,
Und wie ehmals tanzt er wieder
Seinen Leibtanz, die Gavotte.

Digitized by Google

Stumm, mit aufgesperrten Schnauzen,
Schauen zu die Bärenjungen,
Wie der Vater hin und her springt
Wunderbar im Mondenscheine." —

Unvergleichlich sind auch die revolutionären Reden, die der gemütskrank in seiner Höhle liegende Bär gegen die bestehende Weltordnung führt. Ueber die kommunistischen Schlagworte von allgemeiner Gleichheit, Freiheit, Einheit, von Menschenrechten usw. stellt der Dichter — halb im Scherz, halb im Ernst — die witzigsten Betrachtungen an. Der Bär in seinem „Gleichheitsschwindel" negiert mit frecher Schnauze alle Vorrechte des Menschen, jener „Gattung, die den höhern Viehstand bildet." — Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daß Heine hiermit die Aristokratie seiner Zeit meinte.

Kap. 5. „Menschenrechte! Menschenrechte!
Wer hat euch damit belehnt?
Nimmer tat es die Natur,
Diese ist nicht unnatürlich.

Menschenrechte! Wer gab euch
Diese Privilegien?
Wahrlich, nimmer die Vernunft,
Die ist nicht so unvernünftig!" —

In dieser Weise philosophiert der Bär weiter, indem er sich auf seinem Lager wälzt:

Kap. 6. „Kinder, uns gehört die Zukunft!
Dächte jeder Bär wie ich,
Mit vereinten Kräften würden
Wir bekämpfen die Tyrannen. . . .

Einheit, Einheit ist das erste
Zeitbedürfnis. Einzeln wurden
Wir geknechtet, doch verbündet
Uebertölpeln wir die Zwingherrn.

Einheit! Einheit! und wir siegen,
Und es stürzt das Regiment
Schnöden Monopols! Wir stiften
Ein gerechtes Animalreich.

Grundgesetz sei volle Gleichheit
Aller Gotteskreaturen,
Ohne Unterschied des Glaubens
Und des Fells und des Geruches.

Strenge Gleichheit! Jeder Esel
Sei befugt zum höchsten Staatsamt,
Und der Löwe soll dagegen
Mit dem Sack zur Mühle traben." —

Und über das Eigentum heißt es:

Digitized by Google

Kap. 10. „Eigentum! Recht des Besitzes!
O des Diebstahls! O der Lüge!
Solch Gemisch von List und Unsinn
Konnte nur der Mensch erfinden.

Keine Eigentümer schuf
Die Natur, denn taschenlos,
Ohne Taschen in den Pelzen
Kommen wir zur Welt, wir alle." —

Es liegt auf der Hand, daß in diesen Versen und ähnlichen Anspielungen, an denen die Dichtung reich ist, auch die sozialen Ideen des Kommunismus verspottet werden. Und das mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, denn bekanntlich hatte Heine in seinen früheren Schriften ähnliche Theorien und Maximen, — wenn auch in gemilderter Form — selbst verfochten, ja mit glühender Begeisterung verkündet. Ein einziges Beispiel für viele sei hier angeführt. In der „Romantischen Schule" heißt es über den Glauben an den Fortschritt: „. . . Ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, daß diese Erde groß genug ist, daß sie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daß diese Erde uns alle anständig ernähren kann, wenn wir alle arbeiten und nicht einer auf Kosten des andern leben will; und daß wir nicht nötig haben, die größere und ärmere Klasse auf den Himmel zu verweisen." —

Diese Worte, die Heine 1833 schrieb, enthalten sie nicht im Grunde genommen im Keime alle jene Ideen, welche dann später von den Sozialtheoretikern und Kommunisten weiter ausgebaut und konsequenter zu Ende gedacht wurden?

In jener Epoche, als Heine sein Buch über „Die romantische Schule" schrieb, befand er sich unter dem Einfluß der damals in Paris aufgekommenen Lehren des Saint-Simonismus, einer neuen „Religion", die — wie Elster sagt — ein „industrielles Christentum" verkündete, das „dem allgemeinen wie dem individuellen Wohle besser zu genügen" versprach. Mit Bartholemy Prosper Enfantin, einem Apostel jener Lehre und Schüler Saint-Simons, trat Heine damals in persönliche Beziehungen.

Was bezweckte nun Heine mit dieser Verspottung kommunistischer Ideen im „Atta Troll"? Es hat fast den Anschein, als ob die Liberalen und die radikalen Kommunisten nicht ganz im Unrecht waren, wenn sie Heine — im Hinblick auf dessen frühere Anschauungen — nun der Verhöhnung (ihrer Meinung nach) „heiligster Menschheitsideen" bezichtigten und ihn der gesellschaftlichen Reaktion anklagten.

Zwar entgegnete Heine fünf Jahre später in seiner „Vorrede" zum Epos auf den Sturm der Entrüstung, den der „Atta Troll" bei seinem Erscheinen hervorgerufen hatte, folgendes: „Aber du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr be-

Digitized by Google

hauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es gibt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, daß selbst ein Apollo sich darin als eine Karrikatur abspiegeln muß und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott." —

Dennoch will es mir scheinen, als ob Heine in diesen Worten sich selbst täuschte; dennoch liegt in jenen satirischen Anspielungen auf die radikalgesinnten Neuerer mehr als bloße Satire! Ohne daß der Dichter sich dessen völlig bewußt war, dokumentierte er in diesen Ausfällen seine innere Abkehr von jenen radikalen Ideen, die seiner aristokratisch-künstlerischen Persönlichkeit nicht gemäß waren. Wenngleich es im 8. Kap. des Epos heißt:

„Mancher tugendhafte Bürger
Duftet schlecht auf Erden, während
Fürstenknechte mit Lavendel
Oder Ambra parfümiert sind.

Jungfräuliche Seelen gibt es,
Die nach grüner Seife riechen,
Und das Laster hat zuweilen
Sich mit Rosenöl gewaschen"

— so mußte Heine doch zugeben, daß ihm der Geruch dieser „grünen Seife" äußerst zuwider war! Der Mann, der von sich gesagt hatte, daß er sich die Hände waschen würde, wenn ihn das souveräne Volk mit einem Händedruck beehrt hätte, dieser Mann konnte im Grunde seines Herzens kein aufrichtiger Demokrat, noch weniger ein überzeugter Kommunist sein. Hier geraten wir in Heines Wesen auf klaffende Widersprüche. Hier liegt der unaufgeklärte Punkt in Heinrich Heines Charakter, der ihm schon zu seinen Lebzeiten zahlreiche Anfeindungen von seiten seiner Zeitgenossen eingetragen, der auch das Bild seiner Persönlichkeit der Nachwelt zu verdunkeln gedroht hat. Denn selten ist ein Dichter von seinen Zeitgenossen so sehr verkannt und angefeindet worden wie Heinrich Heine. Noch heute gilt von Heine — und von Heine sogar in besonderem Maße — das vielzitierte Wort: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." —

Der dänische Literaturkritiker Brandes glaubt diese Widersprüche in Heines Charakter deuten zu können; er sagt im VI. Bande seiner „Hauptströmungen" (10. Auflage, Berlin 1906, Verlag Barsdorf, S. 116): „Die Auslegung aber ist die, daß Heine zugleich ein großer Freiheitsverehrer und ein ausgeprägter Aristokrat war. Er besaß die ganze Liebe einer freiheitsdurstigen Natur zur Freiheit; er schmach-

Digitized by Google

tete nach Freiheit, er entbehrte und liebte sie von ganzer Seele, aber zugleich besaß er auch die Liebe der großen Natur für menschliche Größe und das rein nervöse Entsetzen der feinfühligen Natur vor jeder Mittelmäßigkeit überhaupt. Mit andern Worten: es war in Heinrich Heines Seele kein einziger konservativer Blutstropfen. Sein Blut war revolutionär. Aber es war in seiner Seele auch kein demokratischer Blutstropfen. Sein Blut war aristokratisch: er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen." —

In der Tat, eine bessere Erklärung für diese Widersprüche in Heines Charakter wird sich wohl schwerlich finden lassen. Heine fühlte sich durch und durch als Aristokrat und als Genie, und mit Überzeugung durfte er von sich die Worte sagen, die am Ende des 5. Kapitels stehen:

„Ja, ich bin ein Mensch, bin besser
Als die andern Säugetiere;
Die Intressen der Geburt
Werd ich nimmermehr verleugnen!" —

Heine war ein Genie, wie die damalige Epoche seit Goethes Tode keins wieder gehabt hatte, und im Bewußtsein seiner literarischen Bedeutung durfte er mit berechtigtem Stolz und lächelnder Verachtung auf die vielen kleinen Nörgler und Kritiker herabsehen, die an seinem Königspurpur zerrten:

Kap. 27. „Welch ein Zwitschern! Das sind Spatzen,
Pfennigslichtchen in den Krallen;
Sie gebärden sich wie Jovis
Adler mit dem Donnerkeil!" —

Ich nähere mich dem Schlusse meiner Ausführungen. Der „Atta Troll" ist eine Dichtung von solcher Fülle und Gedrängtheit, er enthält solch eine Menge von Anspielungen und Zeitbeziehungen, daß er sich im begrenzten Rahmen dieser Arbeit nicht ausschöpfen läßt.

Noch ein paar Hinweise seien mir gestattet. Werden in den grotesken Sprüngen und Redensarten des Tendenzbären vor allem die literarischen Zeitgenossen Heines verspottet, so enthält die Satire doch auch zahlreiche Anspielungen auf die politischen Zustände im Staate. Der „Atta Troll" ist zugleich eine politische Satire. Das 25. Kap. schildert den feierlichen Einzug der Jäger mit ihrer Jagdbeute ins Städtchen:

„Dreiunddreißig alte Weiber,
Auf dem Haupt die scharlachrote
Altbaskesische Kapuze,
Standen an des Dorfes Eingang . . .

Der Adjunkt des Maires hielt
Eine Rede vor dem Rathaus,
Als der Zug dorthin gelangte,
Und er sprach von vielen Dingen —

Digitized by Google

Wie z. B. von dem Aufschwung
Der Marine, von der Presse,
Von der Runkelrübenfrage,
Von der Hyder der Parteisucht". usw.

In diesen und ähnlichen Stellen des Epos sind die satirischen Ausfälle gegen die „36 Könige", gegen den Adel, gegen die wortreichen Debatten im Bundesrat, kurz gegen das Treiben und Gebaren der Reaktion unverkennbar. Die unterdrückte Lage der Juden findet Erwähnung in jenen Versen, die über das Schicksal der Cagoten berichten u. a. m.

Ja, man könnte versucht sein, nicht nur den Tanzbären selbst, sondern auch alle andern in der Satire vorkommenden Personen symbolisch zu deuten. So könnte etwa Laskaro als der Vertreter der Regierungsgewalt gelten, als der Repräsentant der finstern Reaktion, der überlebten Staatsform, die nur noch ein trübes Scheinleben führt; die Hexe Uraka wäre dann als das Sinnbild des Katholizismus aufzufassen, jener — nach Heines Urteil — auf der asketischen mittelalterlichen Weltanschauung des Nazarenertums gegründeten Institution, die zu allen Zeiten und in jedem Staate das konservativste Element darstellte.

Dennoch bin ich der Meinung, daß solch eine streng durchgeführte Symbolik — so reizvoll auch der Gedanke scheinen mag, die Dichtung in diesem Sinne auszubeuten — nicht in der Absicht Heines gelegen hat. Wir dürfen vielmehr dem Dichter Glauben schenken, wenn er dieses Epos einen „Sommernachtstraum" nennt und im 3. Kap. behauptet:

„Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung!

Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppierend oder fliegend
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus." —

Der „Atta Troll" ist das Glaubensbekenntnis des Künstlers Heine, er ist das Bekenntnis des Dichters zum Grundsatze des „l'art pour l'art." — Im „Atta Troll" erstmalig spricht Heine das aus, was er spät genug als das eigentliche „große Geschäft seines Lebens" erkannt hatte: die Pflicht und Aufgabe, „die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie." Hätte Heine rechtzeitig diesen seinen Beruf erkannt, er wäre — wie Rudolf Fürst meint — „von fataler Anfeindung und fatalerer Kameradschaft" befreit geblieben.

So bedeutete der „Atta Troll" für den Dichter einen Akt der Selbstbefreiung. Über dem Streit der Parteien stehend, läßt Heine in diesem Epos in toller Laune seinem sprühenden Witze, seiner fun-

Digitized by Google

kelnden Phantasie die Zügel schießen und verspottet in gleicher Weise Liberale und Reaktionäre, christlich-germanische Deutschtümler und fanatische Kommunisten, Regierung und Opposition, Freunde und Gegner — ja am Ende gar sich selbst!

Kap. 27. „Wahnsinn, der sich klug gebärdet!
Weisheit, welche überschnappt!
Sterbeseufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter!" — — —

— Ja, das ist der ganze Heine, in seiner Lebensführung wie in seiner Kunst! In dieser Selbstpersiflage, in diesem geistreich witzigen Spiel mit den eigenen Gefühlen und Stimmungen, in diesem sprunghaften Wechsel von lächelnder Wehmut und faunischem Witz, in diesem frivolen Spott mit den höchsten Ideen des menschlichen Geistes, in dieser ständigen Selbstironie da offenbart sich der Romantiker Heine, die widerspruchsvollste Persönlichkeit in einer an Widersprüchen reichen Zeit!

Seine Zeitgenossen nannten ihn charakterlos; aber in dieser „Charakterlosigkeit" lagen Schwung und Stil, diese Charakterlosigkeit — das war Heines „Charakter".

Seine Zeitgenossen verstanden ihn nicht. Denn das Maß, mit dem Heine gemessen werden soll, war noch nicht gefunden. Eine neue Zeit mußte kommen, die diesem Mann gerecht zu werden vermochte. Den Menschen Heine mögen auch heute noch viele für charakterlos halten, dem Künstler Heine müssen wir unsere Anerkennung zollen.

Und einen Glanzpunkt im Schaffen dieses Künstlers bedeutet der „Atta Troll". Besseres ist Heine weder vorher noch nachher gelungen als dieses humoristische Epos, das an künstlerischer Bedeutung weit über die Dichtung seiner Zeitgenossen hinausragte und alles in den Schatten stellte, was an satirischer Produktion in jenem Zeitraum geleistet worden war.

So schuf Heine — der Romantiker und Realist zugleich war — auf der Grenzscheide zweier Kunstanschauungen stehend, „eine der tadellosesten Leistungen seines reichen Genius" (Ernst Elster) — ein Werk, das die Mitwelt, soweit sie sich getroffen fühlte, voller Entrüstung ablehnte, dem die Nachwelt die Anerkennung und gerechte Bewunderung nicht versagen kann.

LIBAU (LETTLAND) ADOLF PAUL

Digitized by Google

ZUM „SOLDATENLIED" KÖNIG WILHELM SASS GANZ HEITER

Str. 6. Als Napoleon das vernommen,
Ließ er gleich die Stiebeln kommen,
Die vordem sein Onkel trug.
Diese zog der Bonaparte
Grausam an, und auch der zarte
Lulu nach den seinen frug (1).

Das im August 1870 unter dem frischen Eindruck der politischen Ereignisse verfaßte Gedicht von Wolrad Kreusler ist ein echtes Zeitgedicht im besten und schlimmsten Sinne des Wortes. Nur aus diesem Charakter heraus sind die vielfachen Verzerrungen der geschichtlichen Wahrheit (z. B. in der Darstellung der berühmten Benedetti Episode) zu erklären und bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen. Die sechste Strophe ist, in unserer Zeit wenigstens, einigermaßen dunkel. Welche Stiefel Napoleons des Ersten hat der Dichter im Sinn, und warum grade die Stiefel? Und welche „Grausamkeit" ist mit ihrem Anziehen verbunden? Der Gedankengang, der den englischen Redensarten „to be in some one else's shoes", „to step into some one else's shoes" zugrunde liegt und an den man dabei denken könnte, erklärt den Text in diesem Zusammenhang nicht. Nur dies eine ist sicher, der Dichter hat dabei an große Soldatenstiefel gedacht, der kleinen Statur des ersten Napoleon ungeachtet. Das „Kommen lassen" der Stiefel und die angedeutete Grausamkeit erinnern eher an das bekannte Märchen vom Däumling und dem Menschenfresser, der sich bekanntlich seine Siebenmeilenstiefel von seiner Frau bringen läßt.

Nun berührt es eigentümlich, daß eine Stelle in Victor Hugos ***Châtiments***, diesem grandiosesten Haßgesange seit Dantes Tode, sich ganz ähnlich über die Stiefel des ersten Napoleon, die nun der dritte anziehen will, ausläßt. Hier handelt es sich allerdings um wirkliche Siebenmeilenstiefel, wie man aus dem französischen Text ersehen kann, den ich hierher setze:

Napoléon III[2].

Donc c'est fait. Dût rugir de honte le canon,
Te voilà, nain immonde, accroupi sur ce nom!
Cette gloire est ton trou, ta bauge, ta demeure!
Toi qui n'as jamais pris la fortune qu'à l'heure.
Te voilà presque assis sur ce hautain sommet!
Sur le chapeau d'Essling tu plantes ton plumet;
Tu mets, petit Poucet, ces bottes de sept lieues;
Tu prends Napoléon dans les régions bleues;
Tu fais travailler l'oncle, et, perroquet ravi,
Grimper à ton perchoir l'aigle de Mondovi!
etc.

1) Ich zitiere nach Franz Lipperheide, ***Lieder zu Schutz und Trutz***, Berlin, 1870—71, IV, 169.

2) *Oeuvres Complètes de Victor Hugo. Poésie* IV (Paris, 1882), p. 291 f.

Digitized by Google

Das Gedicht wurde nach Victor Hugos Angabe noch 1853, also vor dem Krimkriege, verfaßt und in der ersten Auflage der *Châtiments* 1855 veröffentlicht. Der Ausdruck des Dichters hat hier seinen guten Sinn: die Siebenmeilenstiefel des ersten Napoleon, mit denen er im Sturmschritt den Kontinent durchquert hatte, werden nun von seinem unwürdigen Neffen angezogen, stehen demselben aber schlecht an.

Das französische Gedicht erklärt demnach die Dunkelheiten des deutschen, und wenn man, wie billig, den ungeheuren Widerhall in Betracht zieht, den die *Châtiments* nach Magenta und Solferino im nichtpreußischen Deutschland fanden, ist es schwer, den Schluß zu vermeiden, dieser Vers Hugos habe die Strophe des deutschen Liedes, wenn nicht direkt inspiriert, so doch mittelbar oder unmittelbar ihr diese eigentümliche Form verliehen.

BOSTON, MASS. ALEXANDER HAGGERTY KRAPPE

MHD. KOLZE

In seiner neulich erschienenen ausführlichen Arbeit „Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im dreizehnten Jahrhundert" (Mémoires de la Société néophilologique de Helsingfors VIII; 1929) S. 125 bemerkt Suolahti mit Recht, daß die lautliche Form von mhd. *kolze, golze* 'Fuß- und Beinbekleidung des Ritters, aber auch Strumpf der Frauen' noch nicht völlig aufgeklärt ist. Nicht nur deswegen darf dieses Wort Interesse beanspruchen, sondern vor allem weil es einen typischen Fall der Aufnahme höfischer Fremdwörter ins Mhd. darstellt, dessen *ol* = gemeinfrz. *al, au* freilich vereinzelt dasteht. Um in diesem Falle wirklich ins Klare zu kommen, gilt es alle Möglichkeiten ins Auge zu fassen und die nicht in Frage kommenden Schritt für Schritt wegzueliminieren.

Das mhd. *kolze* wird gewöhnlich als Entlehnung aus dem Afrz. aufgefaßt; nur selten wird latein. Provenienz angenommen, die in der Tat schon wegen des höfischen Charakters dieses Ausdrucks wenig wahrscheinlich ist. Wollen wir aber trotzdem auch diese Möglichkeit unter die Lupe nehmen, so stellt es sich heraus, daß latein. **calcea* jedenfalls bei direkter Entlehnung im Mhd. hätte *kalze* ergeben müssen.

Falls es sich wieder um eine direkte Entlehnung aus dem Frz. handeln würde, hätten wir die in Frankreich an der deutschen Grenze geltenden Formen zu berücksichtigen, und zwar etwa um die Wende des 11./12. Jh.s, da *kolze* im Mhd. bereits im 12. Jh. belegt ist. Wie bekannt, beginnt die Vokalisierung des vorkonsonantischen *l* in Nordfrankreich seit dem 12. Jh., und zwar zuerst gerade nach *a*[1]. Das latein. **calcea* ergibt somit im Zentralfrz. *chauce,* im Lothring. aber schwindet das vorkonsonantische *l.* Diese Formen können

1) Vgl. z. B. Schwan-Behrens, Gramm. d. Afrz. [12] (1925) § 174.

Digitized by Google

selbstverständlich beide ebenso wenig der mhd. zugrunde liegen. Ein anderes Kriterium, das anlautende *k* bzw. *g* (aus *k* entstanden), weist, wie schon längst festgestellt worden ist, auf eine nördlichere Gegend Frankreichs, entweder auf das Pikardische oder das Wallonische. Diese beiden Mundarten verhalten sich in Bezug auf das postvokalische vorkonsonantische *l* verschieden: das Pikardische vokalisiert, wobei *al* zu *au* wird, während im Wallonischen das *l* schwindet. Es kommen aber im Afrz. nicht selten Formen vor, in denen anstatt des zu erwartenden *au* ein *al* steht. In der Mehrzahl der Fälle ist dieses *al* als eine historische Orthographie für *au* anzusehen und hat folglich mit der Aussprache nichts zu tun; in einigen Wörtern wie z. B. afrz. *baldequin* kann es sich um Erhaltung des *l* in jungen Fremdwörtern oder in nicht-volkstümlichen Wörtern handeln. Nun gehört aber *kolze*, dessen frz. Entsprechung ein echtes Erbwort ist, als Benennung eines durchaus nicht seltenen Gegenstandes offenbar nicht zu den rein literarischen Entlehnungen aus dem Afrz.; zu berücksichtigen bleibt außerdem noch, daß sogar die historische afrz. Orthographie mit *l* nicht imstande ist, die mhd. Form zu erklären, da das mhd. *ol* gegenüber afrz. *al* diese Deutung verbietet. Im Wallonischen kommt freilich sporadisch *ol* für latein. vorkonsonantisches *al* vor[3], aber in diesem *ol* haben wir wohl doch nur eine Schreibung für ein auf wallonischem Boden, wo *l* zu schwinden pflegt, allerdings etwas unerwartetes *ou* aus *au* zu erblicken. Da, wie bereits hervorgehoben, mhd. *kolze* mit aller Wahrscheinlichkeit eine mündliche Entlehnung ist, darf die schon an und für sich wenig einleuchtende Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen diesen sporadischen wallonischen Formen und der mhd. außer Acht gelassen werden.

Es bleibt somit nur noch die Möglichkeit mittelniederländischer Vermittlung übrig. Daß sie für die höfischen Fremdwörter des Mhd. sehr häufig in Frage kommt, ist eine schon lange anerkannte Tatsache. Das in Bezug auf die höfische Kultur rückständige niederdeutsche Gebiet ist dabei von der Vermittlerrolle ausgeschlossen. Besonders nahe liegt gerade in diesem Falle die Annahme mndl. Vermittlung, da das Wort wegen des anlautenden *k* aus dem Pikardischen oder Wallonischen stammen muß, wenn wir die wenig wahrscheinliche Möglichkeit latein. Provenienz außer Acht lassen.

Im Mndl. hieß das Wort *couse, couce, couze, cause* nebst Var.; es war ein Fem. und wurde im Plur. gebraucht. Als Normalform hat *couse* zu gelten, wie denn das Wort auch im Nndl. *kous* heißt. Da die mndl. Form offenbar auf pikard. *cauche* zurückgeht, wird ihr **cauts(ch)e* vorausgegangen sein. Diese Form ergab dann — etwa über **couts(ch)e* (die belegte Form *couce* kann sowohl *coutse* als auch *couse* wiedergeben) — weiter *couse*[4]. Wenn wir nun von der mndl. Form bei der Erklärung der mhd. ausgehen, sieht die Sache folgendermaßen aus: Mndl. *ou* vor *d* und *t* entspricht in der Regel mhd. *ol* (z. B.

2) Vgl. hierzu auch Schönig, Roman. vorkonsantisches *l* in den heutigen frz. Mundarten (Beihefte z. Zeitschr. f. roman. Phiologie XLV; 1913).

3) Vgl. Wiese, Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor (1900) S. 8.

4) Der Übergang von *au* zu *ou* kommt auch in einigen anderen frz. Wörtern des Mndl. vor; vgl. Franck, Mittelniederländische Grammatik [2] § 119 und van der Meer, Historische Grammatik der niederländischen Sprache I § 221. Dieser Übergang ist eine Parallelerscheinung des mndl. Überganges von *al* + *d*, *t* > *ol*.

Digitized by Google

mndl. *goud* — mhd. *golt*, mndl. *hout* — mhd. *holz* usw.), was sich daraus erklärt, daß im Mndl. *ol* vor *d* und *t* zu *ou* wurde; desgleichen wurde auch *al* vor *d* und *t* über *ol*, welche Stufe in den ostmndl. Dialekten erhalten bleibt, zu *ou*[5]. Als nun das mndl. *kouse*, d. h. etwa ihre Vorstufe **coutse*, ins Mhd. übernommen wurde, lag es nahe, das *ou* nach der obenerwähnten Lautentsprechung im Mhd. in *ol* umzusetzen. — Falls aber trotz allem das mndl. Wort auf lat. **calcea* zurückgehen sollte, was Franck-v. Wijk (Etym. Wb.[2] s. v. *kous*) immer noch für möglich hält, wäre die Erklärung der mhd. Form mit der soeben vorgetragenen identisch; nur müßte man in diesem Falle noch mit der Möglichkeit rechnen, daß die bei latein. Provenienz dem mndl. *kouse* vorausgehende Stufe * *koltse* eventuell der mhd. zugrunde gelegen hätte, wobei also die Annahme einer Umsetzung *u* > *l* fortfallen würde.

Der Übergang von *al* + t > *ol* + t scheint außer im Mndd., wo er gang und gäbe war, während der mhd. Periode vor allem in einigen dem Ndl. benachbarten Teilen des Mfränk. häufig vorzukommen; Köln und Umgebung, das Haupteinfallstor des über Flandern kommenden nordfrz. Einflusses, hat bis heutzutage *al* beibehalten. Die sonst auf hd. Boden vorkommenden *ol*-Formen (über ihre Verbreitung etwa um 1880 vgl. Wrede, Berichte über Wenkers Sprachatlas IV im AfdA. 19 [1893] S. 99 ff.) sind, teils wegen ihrer geographischen Lage, teils wegen ihres jungen Ursprungs und ihres sporadischen Auftretens, für die Beurteilung des gegebenen Falles irrelevant; die *ol*-Enklave in Lothringen um Falkenberg und St. Avold kommt, außer wegen ihres geringen räumlichen Umfanges und wegen der chronologischen Schwierigkeiten, schon wegen ihrer südlichen Lage nicht in Frage: jenseits der Grenze zeigen die frz. Mundarten hier nicht mehr *c-*, sondern *ch-*. — Das mndd. *kolse* endlich läßt sich lautlich sowohl aus der mndl. Form *kouse* durch die Annahme einer Umsetzung des *u* > *l* erklären, als auch aus der mhd. Form *kolze*, in der die Lautgruppe *lz* durch die dem Mndd. geläufigere *ls* ersetzt worden wäre. Das in den mndd. Wörterbüchern vorhandene Material reicht nicht aus, um auf Grund verschiedener Kriterien (Art und Weise des Gebrauchs, gramm. Geschlecht u. a.) eine sichere Entscheidung zu treffen.

Im Mndl. belegt Salverda de Grave (De franse Woorden in het Nederlands [1906] S. 276) in 'De Oorlogen van Hertog Albrecht van Beiern' auch einmal die Form *kolse*, die er auf deutschen Einfluß zurückzuführen geneigt ist; außer ndd. Ursprung könnte hier auch ostmndl. in Frage kommen, da im Ostmndl. *ol* westmndl. *ou* vor *t* entspricht[6].

Ein mhd. Fremdwort wie *ribalt* 'Strolch' mit erhaltenem *a* vor *l* + *t* läßt die Frage offen, ob das Wort direkt aus dem Afrz., wo neben *ribaut* oft *ribalt* erscheint, oder durch mndl. Vermittlung ins Mhd. gelangt ist. Im letztgenannten Falle wäre das mndl. *au* (hier kommt sowohl *ribaut* als *ribout* vor) vor *l* im Mhd. in *al* umgesetzt worden. Die im Mndd. gebräuchliche Form *ribolt* erklärt sich unschwer aus mndd. Lautentwicklung, wobei *ribalt* der Ausgangspunkt wäre.

5) Vgl. z. B. Franck, Mndl. Gr. [2] § 50 und v. d. Meer, Hist. Gr. I 3 / 5.

6) Aus den obigen Ausführungen geht zur Genüge hervor, daß Franck-v. Wijk Et. Wb. [2] s. v. *kous* die mhd. und mndd. Formen mit *l* allzu einseitig beurteilt, indem er meint, daß wegen mhd. *kolze*, mndd. *kolse* auch mit der Möglichkeit lateinischen Ursprungs des ndl. Wortes ernstlich gerechnet werden muß.

Digitized by Google

— In dem mndl. *baldekijn* neben *baudekijn* hat sich das *l* in dem als fremder Bestandteil empfundenen mndl. Wort durch den Einfluß der frz. Entsprechung erhalten. Auch in Bezug auf das mhd. *baldekin* läßt die lautliche Form die Frage nach dem Wege der Entlehnung unentschieden.

TURKU (FINNLAND) EMIL ÖHMANN

HD. *ZETER*, ND. *IODUTE*

Clamor vim patientium, ut proximus quisque civis civi oppresso succurrat — so erklärt Frisch, Teutsch. lat. Wb. I, 489 das nd. Wort *jodute*. Dieselbe Erklärung könnte auch für hd. *zeter* gelten; denn *zeter* und *jodute* haben ursprünglich dieselbe gerichtliche Verwendung: bei Überfall, Mord, Raub oder Notzucht konnte der Geschädigte oder sein Vertreter, indem er in dem einen Gebiet *zeter*, in dem andern *jodute* rief, seine Mitbürger zur augenblicklichen tätigen Hilfe verpflichten: erscholl der Ruf, so durfte niemand in eigener Sache weiterkämpfen, jeder mußte sich dem gemeinsamen Kampf gegen den oder die Gewalttäter widmen; unmittelbar hiervon abgeleitet ist die Verwendung des *zeter/jodute* Rufes bei Erhebung der rechtlichen Klage gegen einen Gewalttäter (oder an späterer Stelle in einem solchen Verfahren); jünger ist die Verwendung als allgemeiner Klage-, Jammer- und Wehruf[1].

Der Ursprung von hd. *zeter* ist nicht ermittelt. Einige wollen vielleicht bei der zuerst von J. Grimm aufgestellten Etymologie „ziehet her" bleiben, aber Grimm hat diese selbst aufgegeben (RA. 877; IV 2, 518 f.); und die späteren Spezialforscher auf dem Gebiet des Hochdeutschen sind durch diese Etymologie nicht befriedigt; vgl. Wilmanns, Deutsche Gramm. II § 476,3; Weigand-Hirt, Dtsch. Wb. s. v.; Kluge, Etym. Wb. s. v. Ja, so wenig glauben diese Forscher daran, daß sie das gleichbedeutende und in ähnlicher Weise erklärte nd. *jodute* keiner Erwähnung würdigen[2].

Die niederdeutsche Spezialforschung dagegen erklärt *jodute* < *tiodute* < as. **tiohad ûta* „ziehet aus", indem die abnorme Lautentwicklung — denn as. **tiohad* ist sonst mnd. *têt* — durch die besondere Verwendung erklärt wird und die alten Nebenformen *teiodute (te iodute), toiodute (to iodute)* als Volksetymologien betrachtet werden. Dabei ist hd. *zeter* < *ziehet her* eine willkommene Stütze. Vgl. besonders van Helten, Zur altostfris. Lexicologie 333 und Zs. f. d. Wf. 11, 54; N. O. Heinertz, *Tiodute* (Nd. Jb. 36, 123—131); Mensing, Schleswig-holsteinisches Wb. s. v. *jauetuten;* auch die Bibliographie bei R. Schröder a. a. O. I 41.

1) Vgl. R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte [6], hg. v. Künssberg (1926) unter „Geschrei" (Landgeschrei, Waffengeschrei, Zetergeschrei) mit weiterer Literatur; auch die Anmerkung Burdachs zum „Ackermann aus Böhmen", Kap. 1.

2) In den beiden letzten Ausgaben von Kluge wird *jodute* erwähnt.

Digitized by Google

Es dürfte nun entschieden das richtige sein, beide Wörter zugleich zu behandeln — wie Grimm RA. a. a. O., oder wie Chr. Petersen in seinem wegen der Materialsammlung sehr schätzbaren Aufsatz *„Zioter (Zeter)* oder *Tiodute (Jodute)"* in den „Forschungen zur deutschen Geschichte", 6, 223—342; vgl. auch Schade, Altd. Wb. s. vv.

Wenn man durch die Gegenüberstellung von *zeter* und *jodute* eine Lösung für beide zu finden glaubt, so erübrigt es sich, auf diejenigen Deutungen einzugehen, die nur eins der beiden Wörter erklären (wie wenn *zeter* mit *zittern* oder nl. *teeder* „schwach" oder nd. *tüder* „Seil" verbunden wird, oder *jodute* eine Ableitung von *jô* sein soll u. ä.) — um so mehr als diese Vorschläge meistens nur zögernd und zweifelnd gemacht wurden; vgl. Grimm a. a. O.; Kluge a. a. O.; Stosch in Zs. f. d. Wf. 3, 361.

Wenn man also beide Wörter zugleich behandelt, so kann zunächst bemerkt werden, daß gewichtige Gründe für die alten Etymologien *zeter* = „ziehet her" und *tiodute* = „ziehet aus" zu sprechen scheinen, vor allem der Umstand, daß diese Wörter im Mittelalter sowohl im Süden als im Norden des im weiteren Sinn deutschen Sprachgebiets tatsächlich in der angegebenen Weise aufgefaßt wurden: das von Grimm, Gramm. III, 303 zitierte alemannische *ziehent herze* (= *herzuo*) *wâfenâ* MS. 2,66a läßt für den Süden kaum eine andere Deutung zu. Wenn ferner das Wismarer Stadtbuch aus dem Ende des 13. Jh.s die folgenden Eintragungen aufweist (p. 85) *Item iuuenis canistrator percussit nouercam suam post campanam, que clamauit: trahite foras! E ideo proscriptus est* und (p. 86) . . *pro liuore et sanguine et trahite foras* (Mecklenb. Urk.buch III, 285) — so liegt die Vermutung nahe, daß *trahite foras* ein *tiodute* übersetzen soll; ob die Vermutung richtig ist, wissen wir allerdings nicht. Endlich ist auch die von Richthofen, Altfries. Wb. 1085 herangezogene altfriesische Stelle Jur. 2,170 zu verwerten: *ende roept t i e u t a, t i e u t a, ende helpet mi myn gud weer to wynnen,* denn *tie uta* „egrediamini" (v. Helten a. a. O.) vertritt höchst wahrscheinlich die Art und Weise, wie das betreffende Wort im Friesischen aufgefaßt wurde.

Unglücklicherweise ist eine Form, die dem nd. *tiodute* einigermaßen entspricht, im Friesischen nur einmal vorhanden, und zwar in abweichender, sonderbarer Gestalt: in einem nur im Rüstringer Text überlieferten Teil der „Zusätze zu der siebzehnten Küre" heißt es (Richthofen 39, 19) . . . *and ma ther folath mith skrichta and mith tianutrofte.* Dieses *tiānūt* wollte Grimm, RA. a. a. O. in *tiādūt* verbessern, aber Richthofen, Altfries. Wb. erhebt Einspruch unter Berufung auf die Stelle mit *tie uta,* und van Helten erklärt a. a. O. *tiān-* aus **tioham* „egrediamur" oder *tiohēn* opt. „egrediamini", wobei der Schwund des auslautenden Nasals wegen der frühen Zusammenrückung nicht eingetreten wäre. Holthausen, Altfries. Wb. s. v., verweist auf v. Helten. Hierzu möchte ich bemerken, daß die von v. Helten selbst aufgegebene Deutung als Adhortativ **tioham* — „egrediamur" inhaltlich unmöglich ist, und daß der vermutete Optativ **tiohēn* syntaktisch auffällt. Man käme dem nd. *tiodute* (und dem hd. *zeter*) in der vorausgesetzten Bedeutung „ziehet aus" („ziehet her") näher, falls man annimmt, daß in *-nut* ein **-inūt* steckt, das sich zu *ūt* verhalten würde, wie das häufige *inūr* zu *ūr* — „über": aus **tiādinūt* könnte über **tiādnūt* (mit der im Fries. sehr stark entwickelten vortonigen Synkope) *tiānūt* entstehen, indem *-d-* vor *-n-* leicht schwindet; vgl. *berne* < *berdene* „Bürde", *hūning* „qualis(cunque)" < **hūdēn-enig.*

Digitized by Google

Wie es auch mit der vereinzelten Form *tiānūt* bestellt sein mag, so ist es jedenfalls sicher, daß das Wort im Fries. mit *tiā* — „ziehen" und *ūt* „aus" in Verbindung gesetzt worden ist — genau wie *zeter* im Alem. mit *ziehen* und *her*.

Im größten Teil des weiten sächsischen Gebietes findet man indessen eine andere Auffassung des Wortes: neben *tiodute* und zwar ebenso früh finden sich die Formen *te jodute* oder *to jodute* (auch als ein Wort geschrieben: *teiodhuite* 1302). Hier ist *te|to* für das mnd. Sprachgefühl die bekannte Präposition (= nhd. *zu*) gewesen. Das ersieht man teils aus dem entsprechenden Vokalwechsel (*te|to*), teils aus hochdeutschen Umschreibungen niederdeutscher Texte; so steht in der mitteldeutschen Königsberger Hs. des Richtsteigs (S. 196 und ähnlich S. 237 in der Ausgabe von Homeyer, Berlin 1857) dem *to iodute* des nd. Originals entsprechend *zcu iodutio* (*-io* ist die den Ruf verstärkende Silbe, wie in *zeterio, mordio* u. ä.; vgl. Kluge, Zs. f. d. Wf. 2, 47); und in Kanzow's Pomerania (zit. Petersen a. a. O. 239) steht *zu jodute*. Ist die Erklärung *tiodute* „ziehet aus" richtig, so muß also dieses *te|to iodute* als eine schon in altsächsischer Zeit entstandene Volksetymologie aufgefaßt werden; vgl. besonders v. Helten, Zs. f. d. Wf. 11, 54.

Die im späteren mnd. vorherrschende Form *jodute* ist vielleicht nicht nur durch Lauterleichterung aus *tjodute* hervorgegangen; sie kann auch aus *te|to jodute* durch Wegfall der Präposition entstanden sein (wie nhd. *kraft* < *in Kraft*).

Mit der Annahme einer Volksetymologie stimmt es gut, daß *jodute* (*te jodute*) auch als Name eines Nothelfers aufgefaßt worden ist. Eine Ortssage berichtet, daß die sächsischen Fürsten in der Schlacht am Welfesholz an der Wipper 1115 Kaiser Heinrich den Fünften dadurch besiegten, daß ein Standbild (oder eine eiserne Säule oder ein Weidenstamm) *„te jodute"* rief, weshalb dann dieses Standbild (u. s. w.) später Verehrung genoß. Die Sage findet sich zuerst bei Heinrich von Hervord (1377) in dessen Chronicon (hg. Potthast, Göttingen 1859), S. 141: *Decimo anno suo Henricus imperator Saxoniam sibi rebellem vastat . . . Cui . . . principes Saxonie . . . in Weleposholte occurrunt. Ubi . . . rex vincitur . . . In monimentum illius victorie et in eodem loco Saxones capellulam construxerunt. In qua statuam quasi virum armatum armis patrie locaverunt cum pilleo ferreo. Quam rustici de terra rudes sanctum T h e j o d u t h e nominant, quia tota gens Saxonum per t h e j o d u t h e illius de rege Henrico victoriam habuit.* Vgl. Petersen a. a. O. 227—236, wo auch die jüngere Überlieferung verzeichnet ist; Heinertz a. a. O. 125; bis ins 19. Jh. hat sich die Sage im Volksmund erhalten, s. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 492. Ähnliche Personifikationen finden sich auch anderswo: aus Delbrück westlich von Paderborn ist der Anfang eines Liedes überliefert:

S. Joduthe war ein heiliger Mann,
wie der feind kam, ging er voran.

Und bei Lehe und Spaden im Bremischen (hart an der Grenze des urspr. friesischen Wurstener Ländchens) hat man einen *Jeduthenberg* und die Sage von einem im Berge begrabenen *Jeduthe*, s. Petersen a. a. O. 236 f., und 277. Im Alt. Dän. ist *jodut* auch in der Bedeutung „Götze" oder „Götzenbild" bezeugt, s. Kalkar, Ordbog til det ældre danske Sprog II, 441 f.

Digitized by Google

Es ist augenscheinlich, daß die Personifikation eine jüngere Entwicklung ist; Petersen hat unglücklicherweise die persönliche Bedeutung für die ältere gehalten und hat daher im ersten Teil von *tiodute* und *„zioter (zeter)"* den Göttternamen ahd. *Ziu*, ae. *Tiw*, an. *Týr* sehen wollen.

Unter den von Petersen bei dieser Gelegenheit angeführten Quellen gibt es einige von besonderem lautlichen Interesse. In seinem Kommentar zu Gen. 49, 19 schreibt Luther: *In ditione Mansfeldensi, quae mihi patria est, exstat imago quaedam ad similitudinem gigantis sculpta, quae vocatur G e d u d, et narrant incolae bellum illic gestum esse inter episcopos* (!) *et Henricum sextum* (!) *et eo tempore auditum fuisse vocem G e d u d. Unde vero id ortum fuerit nescio, num incoluerint loca illa Judaei, an vero a Diabolo protectum sit.* (Exegetica opera latina, Erlanger Ausgabe 11, 268; Petersen zitiert eine Übersetzung). Dieselbe Form *gedut* findet sich 1546 bei Mich. Coelii (Petersen 232), und noch vor dem Ausgang des 16. Jh.'s haben wir aus meissnischen Quellen *gedutte, zedut* (latinisiert *cedutus*), *zedute, zedaute, zedauk* (Petersen 285; einige dieser Formen auch bei Müller-Fraureuth, Wb. d. obersächs. und erzgebirg. Mdaa, Dresden 1914, II, 701).

Petersen erklärt (s. 303) *zedutte* als Mischform zwischen *zeter* und *jodute*, aber die Sache verhält sich sicher anders. Zu Grunde liegt *tiǒˈdūte*. Es ist nicht verwunderlich, daß der Vokal der schwachen Silbe vor dem Akzent zu *e* [ə] abgeschwächt werden kann, vgl. oben S. 276 *jedute (< jodute)*. Der Anlaut *tj-* [tç-] ist dann offenbar als etwa gleichwertig mit dem palatalen Spiranten [ç] aufgefaßt worden; und da [ç] in diesen Gegenden der alte Lautwert des anlautenden g ist (vgl. Müller-Fraureuth I, 371), erklärt sich in dieser Weise die alte Schreibweise mit *ge-: gedud, gedut(te)*. Andererseits ist später die ungewöhnliche palatale Affricata durch die übliche dentale ersetzt worden (wie in *Zeisig* < *čisek;* vgl. auch *Tschappe/Zaupe* „Maiblume" und Zs. f. hd. Mdaa. 1908, 198), daher dann die jüngeren Formen mit *z-: zedut* usw.

Also ist das niederdeutsche Wort im ursprünglich nd. Mansfeldischen bewahrt geblieben, und es ist — als Ausruf — ins benachbarte Kolonistenland, ins Meissnische gedrungen.

Die Formen mit auslautendem *-e: jodute* usw. sind die gewöhnlichen; daneben kommt aber auch die apokopierte Form vor: Petersen zitiert a. a. O. S. 248 aus dem lübisch-livländischen Recht *(tho) joduht*, S. 238 aus einer braunschweigischen Quelle (Joh. Buschius, Reformatio monasteriorum Saxoniae) *joduth, jodugt*, und S. 271 aus Lübeck (17. Jh.) *joduth*. Die kürzere Form ist ins Nordische gedrungen: mschwed. *jadut*, nach Söderwall, Ordbok öfver Svenska medeltids-språket zuerst in Konung Alexander (1380; Hs. 1430); hier haben wir den häufigen Übergang eines vortonigen *o* in *a*, wie in *Saphie, kantoor* u. ä. (Sarauw, Nd. F. I, 331; Lasch, Mnd. Gr. § 35). Im älteren Dänischen findet man nach Kalkar a. a. O. nicht wenige Beispiele: *jodut* (15.—16. Jh.), *jovedud* (17. Jh.), *jowtut* (18. Jh.), *jowertut* (DgF III, 807a); im heutigen Dänisch ist das Wort nur dialektisch bekannt, vgl. Ordbog til det danske Sprog IX, 804 (Bornholm) und Feilberg, Ordbog over jyske Almuesmaal II, 37 *javetut* „en stymper, en ynkelig person" (südjütländ.). Die dänischen Formen mit Diphthong sind wohl aus den entsprechenden niederdeutschen in Schleswig-Holstein hervorgegangen; vgl. Mensing a. a. O. *(jauetuten, jowetuten)*.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist, daß die Formen mit besonders starker Entstellung der Laute *(jedut, gedut, zedut(te), zedauk, jadut, jowdut, javetut)* in Grenzgegenden oder nicht-niederdeutschen Gebieten zu Hause sind.

Es ist übrigens nicht so ganz selbstverständlich, daß die längere Form älter ist; denn wenn *tiodute* richtig als „ziehet aus" gedeutet wird, würde man hier vielleicht nicht das Adv. der Ruhe (wie got. *ûta*, ahd. *ûze*), sondern das der Richtung (wie got. *ût*, ahd. *ûz*) erwarten. Demgegenüber ist aber hervorzuheben, daß die beiden Klassen der Ortsadverbia im Niederdeutschen vermischt werden. Schon im Heliand findet sich einmal *ûta* als Richtungsadverb „heraus, nach auswärts hierher". Es ist 553, wo die Magier zu Herodes kommen:

. . . . . *endi he frâgoda sân,*
huilic sie ârundi ûta gibrâhti,
weros an thana wracsîd . . . . . .

Und im Mnl. sind die Adverbia *uut* und *ute* so ziemlich gleichwertig — wie *up* und *uppe*, *in* und *inne* (Franck, Mnl. Grammatik § 21,7).

Das hd. *zeter* hat lange nicht die Verbreitung wie das nd. *jodute*. Kluge macht (Etym. Wb. s. v.) auf ein wichtiges Zeugnis des 16. Jh. aufmerksam, wonach schwäb. *wauffen* = rhein. *mordenio* = Erfurt. *ceter* ist. Entscheidend ist die von Petersen S. 291 festgestellte Tatsache — die durch eine Durchsicht der von Petersen nicht benutzten „Weistümer" bestätigt wurde —, daß *zeter* fast nur in Thüringen und den hd. Siedlungsgebieten Meißen und Schlesien gerichtliche Verwendung fand; anderswo werden für das Geschrei andere Wörter gebraucht, so in Hessen *heil*, in Franken und Schwaben *mordio* oder *waffen (wapen)*. In Oberdeutschland ist das Rechtsinstitut des Geschreis z. T. frühzeitig ungebräuchlich geworden; dementsprechend scheint das Wort *zeter* den bair. alem. und fränk. Mdaa. zu fehlen. Die mhd. Überlieferung ist spärlich. Die älteste Belegstelle zeigt schon das Wort in abgeblasster Bedeutung, das ist die von Grimm, Gramm. III, 303 zitierte Minnesingerstelle *ziehter, wie rehte zart ist ir lip* M. S. II, 17 a.

Sonst haben die Wörterbücher (bes. Benecke-Müller-Zarncke, Lexer, Jelinek, Schmeller) wenig bemerkenswerte Formen, ein paar mal *zether*, sonst *zeter* oder die sicher sekundären Formen *zetar*, *zetter* und *zitter*; die Belege stammen vorwiegend aus Ostmitteldeutschland (einschließlich Böhmen). Bei Hans Sachs findet sich das Wort mehrfach, teils als *zet(t)er*, teils auch als *zötter* mit der häufigen Rundung (— wie *ôpil, pegrewffen, drûschl* usw., *hôt* = *het* „hatte" Fnsp. 10, 31). Ebenso kann dann vielleicht die bei Petersen s. 584 zitierte Form *zoetter* (1558 aus Frankenhausen, Schwarzburg-Rudolstadt) erklärt werden. Der Schwund des *h* im zweiten Teil von *zeter* (falls hier mit Recht das Adv. *her* vermutet wird) ist nicht im mindesten auffällig; vgl. Braune, Ahd. Gr. § 153a. 2; Paul, Deutsche Gr. II § 13.

Wo das Wort in neuerer Zeit mundartlich bewahrt ist, scheinen die mundartlichen Formen auf *zeter* zurückzugehen, vgl. Müller-Fraureuth a. a. O. und z. B. Hertel, Thüringer Sprachschatz: in Winterstein heißt „zetern" *zieder* — wie „sehen" *siè*, „stehen" *sdiè* und „Nähe" *nie* (S. 37); in Altenburg schimpft man *Ziderwandsd*, „Zeterwanst", wie man *gid* „geht", *gin* „gehn (3. pl.), *sir* „sehr" sagt (S. 49).

Digitized by Google

Diese hochdeutschen Formen sind ziemlich undurchsichtig. Nur das kann man sagen, daß *zeter* der Form *tiodut(e)* näher steht als der Form *(te/to) jodut(e),* und daß überhaupt keine der bislang betrachteten Formen gegen die Annahme, daß „ziehet her"/„ziehet aus" zugrunde liege und daß die nd. Formen mit Präposition alte Volksetymologien seien, zu streiten scheint.

Immerhin bleibt es auffällig, daß völlig durchsichtige und klare Wendungen, wie die vorauszusetzenden ahd. * *ziohat hera* und as. * *tiohad âta,* in ganz sinngemäßer Verwendung als Hilferufe so entstellt werden, daß daraus sonderbare Wörter entstehen, die wiederum merkwürdige Volksetymologien veranlassen: dabei ist die Deutung als Name (*S. Jodute*) leicht begreiflich, während die Entstellung eines den Sinn vollbefriedigenden Imperativs *tiohad uta* „ziehet aus" zu einer sinnlosen Präpositionsverbindung *te/to iodute* befremdlich ist. Aber so lange keine widersprechenden Formen in Anschlag zu bringen sind, muß man wohl oder übel bei der alten Deutung bleiben.

Es gibt aber tatsächlich Formen, die durch die bisherige Annahme nicht erklärt werden können.

In dem in einer thüringischen Hs. des 15. Jh.'s überlieferten meißnischen, im 14. Jh. verfaßten Rechtsbuch nach Distinktionen (hg. Ortloff, Jena 1836) heißt es Buch IV, Cap. VI, Dist. VII (S. 191): *Das geschry sal also luten: c z u y o t e r obir mynen — adder unsen ab ir me ist den eyner — morder und des landes morder, der unszen frunt von deme leben zcu deme tode bracht had, unde ober sine unrechte volleyst.*

Dieselbe Form findet sich in dem obenerwähnten sächsischen „Richtsteig Landrechts" (S. 196) Cap. 31: *So vure ene vor gerichte unde scrie uppe dem wege to iodute over minen morder edder wo de brake si, und over des landes rechte morder:* statt *to iodute* haben die meisten hochdeutschen Hss. des Textes *zcethir,* aber die (thüringische) Hs. Be hat *z c u y o t e r;* ebenso hat dieselbe Hs. Be Cap. 33 (S. 215) *z c u y o t h e r* und Cap. 35 (S. 237) *z c u y o t h i r.* Im Glossar (S. 541) hebt Homeyer mit Recht diese Formen als merkwürdig hervor, er vergleicht die Stelle bei Ortloff und sagt: „D a d a s n i e d e r s. *to* o d e r *te* d e m o b e r s. *zcu* e n t s p r i c h t, so bestätigen diese Formen die Vermutung Grimms RA. 878, daß *jodut* und *zeter* einander naheliegen und nur verschieden . . . . . abgeleitet sind".

Die einfach-scharfsinnige Beobachtung Homeyers wird durch eine von ihm nicht benutzte Nordhäuser Form bestätigt: in dem vor 1470 in Kraft getretenen Statut von Nordhausen (Die Gesetzsammlungen der Stadt Nordhausen . . . mitgeteilt von Dr. E. G. Förstemann. K. E. Förstemann, Neue Mitteilungen usw., 1841, 6, 2, 42 ff.) heißt es I. Buch 30 (S. 50): *V o n j o t h e r g e s c h r e y i n f r e v e l e. Der fruelichin eyn j o t e r geschrey macht, der gebit eyne margk vnde legit dri wochen inne.*

Während Petersen, der Homeyer vielleicht wenig benutzt und jedenfalls die Varianten nicht beachtet hat, augenscheinlich im Unrecht ist, wenn er S. 243 das *czuyoter* im Rechtsbuch nach Distinktionen als *zioter,* also eine ahd. Form, auffaßt und wenn er S. 303 die Nordhäuser Form *joter* für eine hd.-nd. Mischform erklärt, so verhält sich die Sache vielmehr so, daß von diesen Formen aus neues Licht auf die ganze Frage fällt. Denn, wenn *czu* in *czuyoter* usw.

Digitized by Google

der nd. Präp. *te/to* entspricht, so können wir die folgenden Gleichungen aufstellen:

$$\frac{czu\ yoter}{te/to\ jodute} = \frac{zeter}{tiodute} = \frac{joter}{jodute}$$

Das erste Paar, mit der Präposition, (*czu yoter, te/to jodute*) ist offenbar das älteste; in *joter, jodute* ist die Präposition weggefallen (vgl. oben S. 276); in *zeter, tiodute* ist dagegen die Präposition mit der darauf folgenden Rektion verschmolzen.

Nicht erschüttert wird die alte Annahme in bezug auf den Ausgang der beiden Wörter: da *-ute* als Adverb kaum zu verkennen ist, so bleibt es höchst wahrscheinlich, daß in *-er* das Adverb *her* steckt. Wenn wir die bekannten Größen einsetzen, so bedeutet *czuyoter* also „zu **jot* her" („her zu *jot*") und *te/to jodute* „zu **jod* heraus". Da eine Präposition vor ein substantivisches Nomen oder Pronomen gehört, wird in dem noch unbekannten *jŏt/jŏd* — ob der Vokal kurz oder lang ist, wissen wir nicht — ein solches stecken, und zwar muß es ein altes Wort sein, denn es hat die zu der hochdeutschen Lautverschiebung stimmende Konsonantenentsprechung (nd. *d*, hd. *t*). So weit kommt man durch die bloße Betrachtung der Formen. — Wenn wir dann die Bedeutung dieses *jŏd/jŏt* zu ermitteln suchen, so ist es wenig wahrscheinlich, daß darin ein Pronomen stecken sollte — es gibt keine irgendwie entsprechende Formen weder des *j*-Pronomens noch der pers. Pronomina der 1. Pers.. Steckt in *jŏd/jŏt* aber ein Substantiv, so liegt es auf der Hand, als Bedeutung entweder „Hilfe" oder „Kampf" zu vermuten. Nd. *jŏd* hd. *jŏt* wäre germ. **jud* oder **jaud*. Ein entsprechendes Wort findet sich innerhalb der germanischen Sprachen, soviel ich sehe, nirgends; aber außerhalb des Germ. haben wir die ie. Wurzel *ieudh* (Walde-Pokorny, Vgl. Wb. d. idg. Spr. I, 203 f.), die besonders in der Bedeutung „kämpfen, streiten" bekannt ist: ai. *yudhyati, yudhyate, yodhati* „kämpft"; *yudh*, f. „Kampf", m. „Kämpfer"; *yudhma* „Kämpfer", *yūdhvan* „kriegerisch"; av. *yūidycinti* „sie kämpfen; gr. (hom.) *ὑσμίνη* „Treffen, Schlachtgetummel" (dat. *ὑσμινι*); akelt. **jud-* „Kampf" in Mannsnamen wie acymr. *Judnerth;* alit. *judùs* „zanksüchtig", *judimas* „Zank"; lit. *jauda* „Verführung"; lett. *jauda* „Kraft"[3].

Es erleichtert die Anknüpfung der isolierten germ. Form, daß auch die kelt. und gr. Sprachen die Wurzel nur als Überbleibsel und in der genau entsprechenden Bedeutung „Kampf(getümmel)" bewahrt haben.

Als ursprüngliche Bedeutung von *zeter* und *jodute* ist somit „zum Kampf her" („her zum Kampf"), bezw. „zum Kampf heraus" anzunehmen; das stimmt zu der alten Verwendung als Notschrei bei Überfall; clamor vim patientium, ut proximus quisque civis civi oppresso succurrat.

Die sonderbare Entwicklung der beiden Wörter mit den Entstellungen und der frühen Volksetymologie — denn als eine solche erkennen wir jetzt die Deutung aus „ziehen" — ist leicht verständlich, wenn die Grundlage ein ganz isoliertes Wort war wie dieses **jŏd/jŏt*.

3) Über weitere Anknüpfungen vgl. Walde-Pokorny a. a. O. und die dort zitierte Literatur, besonders Baudouin de Courtenay JF. 21, 196 f.; Walde, Etym. Wb. d. lat. Spr. s. v. *lubeo;* H. Pedersen, Kelt. Gr. I, 65; auch Boisacq, Dict. étym. grecque s. v. *ὑσμινι*.

Digitized by Google

Von der alten Deutung bleibt wie gesagt die Erklärung von *-er* und *-ute* als die Adverbia *her* (ahd. *hera*) und *ute* (as. *ûta*) bestehen; nur ist die Bemerkung oben S. 278 über *ûta* „heraus" in Betracht zu ziehen.

Die genaue Form des Wortes nd. *jŏd-* hd. *jŏt-* ist kaum zu ermitteln. Wenn das fries. *tiānūt* richtig aus **tiād-inūt* gedeutet ist (worüber mehr gleich unten!), so ist, da fries. **iād-* germ. **jaud-* oder **jeud-* sein kann und da einem nd. *jŏd-* hd. *jŏt* ein germ. **jud-* oder **jaud-* zu grunde liegt, wahrscheinlich mit germ. **jaud-* zu rechnen; allein die fries. Form ist zu unsicher, um viel darauf zu bauen.

Auch Stammeszugehörigkeit oder Kasusendung ist nicht zu ermitteln: war in *jŏd-/jŏt-* in den vorauszusetzenden **ti jŏd ûta*, **zi jŏt hera* ein auslautender Vokal vorhanden, so hat dieser Vokal vor dem *u-* oder *h-* des Schlußwortes leicht schwinden können; es kann aber auch sein, daß die Kasusendung schon früh geschwunden ist wie in den (lang- oder mehrsilbigen) ahd. Formen *zi hûs, zi dorf, zi* (älter *az*) *êrist*.

Während nach dieser Erklärung die Formen mit regelmäßiger Entwicklung der Präposition nd. *te/to-iodute*, hd. *zu-joter* (thür. czuyoter) und ebenso die Formen mit Schwund der Präposition nd. *iodute* hd. *joter* ohne weiteres klar sind, bleibt noch über die zusammengezogenen Formen nd. *tiodute*, hd. *zeter* ein Wort zu sagen.

Die Zusammenziehung ist eingetreten, als die Präposition die Gestalt *ti*, bezw. *zi* hatte, und hat eine Vereinfachung der Druckakzente zur Voraussetzung. Aus **ti-jód-úta* ist **tjòdúta* > *tjodúte* = mnd. *tiodute* entstanden. Ebenso dann vielleicht im Fries.: **ti-jād-inūt* > **tjād-nūt* > *tjānut*, d. i. das überlieferte *tianut*. Zu bemerken ist hier, daß **tiād* in **tjādnūt* genau die Form des Imp. 2. Pl. von *tiā* „ziehen" hat, so daß im Fries. volksetymologische Auffassung des Worts als „zieht aus" so zu sagen unvermeidlich wird; vgl. oben S. 275.

In hd. **zi-jót-héra* kann ganz dieselbe Zusammenziehung wie im nd. nicht eintreten, weil *zj-* [*tç*] eine ungewöhnliche und harte Konsonantengruppe wäre; es entsteht — die Kurzsilbigkeit des Adverbs ist zu beachten! — **zi-jòt-héra* und daraus über **ziothera* mhd. **ziether* (das überlieferte *ziehter* kann nach mhd. Schreibweise hiermit gleichlautend sein). Die Entwicklung **zijothera* < **ziothera* ist wie in got. *þriþônds*, ahd. *driunt;* nur steht in *driunt* wegen der Nasalverbindung natürlich nicht *io*, sondern *iu*. Wenn **ziether* zu *zeter* wird, so hat sich der Vokal in derselben Weise entwickelt wie in *demut*, das gut thüringisch ist (vgl. z. B. die Düringische Chronik des Johann Rode; hier ist *demut* häufiger als *dymut*, und es kommen auch andere Formen mit [e] vor, z. B. *teir* (im Akrostichon)).

Eine Form wie mhd. **ziether* endlich konnte zu jener Zeit, da der Wegfall des *h* zwischen Vokalen schon im vollen Gange war, unschwer als „ziehet her" aufgefaßt werden (vgl. oben S. 275); unter gleichen Bedingungen also dieselbe volksetymologische Deutung wie im Friesischen.

„Wie wenn *tiodut* dem hochd. *zeter* näher läge, als man denkt, und beide bloß verschiedene Ableitung hätten . . .?", so schließt J. Grimm (RA. a. a. O.) seine Betrachtungen über *zeter* und *tiodute*. Der Altmeister hat, glaube ich, auch diesmal richtig geahnt.

KOPENHAGEN L. L. HAMMERICH

Digitized by Google

BRÜGE (PRIECHE, PRIECH), BRÜCKE

Der Bauernwagen wird in seinem auf dem Fahrgestell ruhenden Oberteil bei uns nach dem jeweiligen besonderen Bedürfnis vor allem in zwei Formen aufgebaut: 1. zu dem den Boden bildenden langen Bodendiel oder -brett — Diel ist bei uns noch wie ahd. und mhd. Masc. — werden lange Seitendiele oder -bretter aufgestellt; auch die beiden Schmalenden können noch durch „Kopfbretter" abgeschlossen werden; so erhalten wir den Diel- oder Kastenwagen.

2. für die Erntezeit, für das Einfahren von Getreide und Heu, treten an die Stelle der Seitendiele oder -bretter hohe, lange, liegende Leitern und rechtfertigen damit die Benennung des Erntewagens als Leiterwagen. Beim Diel- wie beim Leiterwagen ist es nötig, daß Diele und Leitern samt Bodenbrett gegen Umfallen und Verschiebungen gesichert, also besonders befestigt werden. Am Dielwagen geschieht das bei uns in folgender Weise: in der Mitte der Wagenlänge legt man quer über die aufgestellten Seitendielen einen Prügel, eine Stange von etwa 4—6 cm Durchmesser, befestigt an dem einen Ende eine Kette, führt diese unter dem Bodenbrett hindurch und zugleich um den Langbaum, welcher Vorder- und Hinterwagen verbindet, und schlingt sie auf der andern Wagenseite wieder um den Prügel, die Stange, von deren jenseitigem Ende sie ausgeht; ein durch die Kette gesteckter kurzer Knebel ermöglicht es, diese Kette mehr oder weniger zu spannen und dadurch das ganze Wagenobergestell zusammenzuhalten. Ganz ähnlich schlingt man die Kette unter dem Bodenbrett hinweg um die beiden Leitern des Erntewagens und den vorhin genannten Langbaum und kann sie dann wieder mit Hilfe eines Knebels, einer kurzen Stange nach Bedürfnis spannen, zusammenziehen. Der Spannknebel heißt heute im weitaus größten Teil der Pfalz *Reitel* oder mit vorgesetztem Bestimmungswort: Spann-, Wagen-, Binde-, Winde-, Sprießreitel, auch Reitelbengel, -hebel, -holz usw.; aber hier kommt es uns auf den Namen an, der, wenn wir wie bei den eben aufgeführten von der mundartlichen Lautung absehen, in der Gemeinsprache als *Brügreitel* anzusetzen ist; sein erster Teil wird meist *Briχ-* gesprochen, aber auch vereinzelt zu *Biχ-* (d. i. Bieg-) entstellt oder vielmehr umgedeutet. Die geschilderte Spannvorrichtung am Wagen anbringen heißt *ufbrìχə*, d. i. aufbrügen, und darnach kann der hier zur Sprache stehende Teil auch wieder Aufbrügreitel heißen. Brüg- oder Aufbrügreitel und aufbrügen treffen wir noch in etwas über 20 Orten in der südöstlichen Pfalz im Umkreis der Städte Bergzabern, Annweiler und Dahn; eingehende Untersuchungen der Wörterbuchkanzlei haben gezeigt, daß diese Gegend in der Ecke zwischen Bienwald und Pfälzerwald und mehr oder weniger weit in den Pfälzerwald (Nordfortsetzung des Wasgaus) hineinreichend für eine große Anzahl von Wörtern Rückzugs- und Restgebiet ist, d. h. daß sich hier im Mundartwortschatz (wie auch inbezug auf volkskundliche Dinge) noch mancherlei behauptet hat, was östlich und nördlich davon geschwunden ist, aber an Hand von alten Dokumenten und Zeugnissen dort für ältere Zeiten noch nachgewiesen werden kann. Auch die Tatsache, daß die Umdeutung von Brügreitel zu Biegreitel auftritt, steht mit dem Schwinden des alten Wortes in Zusammenhang. Auf jeden Fall dürfen wir annehmen, daß die Bildungen Brüg- oder

Digitized by Google

Aufbrügreitel und aufbrügen einmal viel weiter in der Pfalz verbreitet waren, vielleicht sogar in der ganzen Pfalz.

Das einfache Wort Brüge konnte ich trotz allen Suchens bis jetzt in der Pfalz noch nicht feststellen. Es wäre besonders wertvoll, weil damit der genaue Sinn von Brügreitel sofort klar gestellt werden könnte, was ohne diese Hilfe umständlich ist.

In der westlichen Pfalz heißt heute jene quer über die Seitendiele des Wagens gelegte und mit zur Befestigung der Wagenbretter dienende Stange vielfach *Brik*, d. i. Brücke und *ufbrigə*, d. i. aufbrücken, bedeutet 'jene Brücke samt Kette und Reitel am Wagen anbringen', wörtlich also 'die Brücke auflegen' und dementsprechend wäre also *ufbrī, ə* (aufbrügen) als 'die Brüge anbringen, auflegen' zu deuten und Brüge würde somit jene Querstange sein, jener 4—1 cm dicke, auf der Oberkante der Seitenbretter quer aufliegende Prügel oder Knüttel.

Unser Wort ist in der Schweiz als *Brügi* mit den Bedeutungen 'Knüppeldamm, Heuboden, Bohlen- oder Bretterfußboden, Bühne' usw. (nach dem Schweiz. Idiotikon) verbreitet und (nach Kluge-Götze, Etymol. Wb. d. d. Sprache) auf ahd. und germ. **brugī* zurückzuleiten wie das nächstverwandte Brücke auf germ. **brugjō(n)* und zu beiden ist wieder Prügel, mhd. *brügel* 'Holzscheit' zu stellen. Das Wb. von Kluge-Götze weist darauf hin, daß die ältesten germanischen Brücken Knüppeldämme waren und führt Bedeutungen des Wortes wie 'Landebrücke, Hafendamm, Knüppeldamm, Bretterfußboden, Bühne, Schaugerüst' usw. in andern deutschen Mundarten und andern germanischen Sprachen an. Hiezu würde das aus unserm Brügreitel und aufbrügen erschlossene Brüge im Sinne von 'Prügel, Stange' ganz gut passen, eine recht alte Bedeutung darstellen.

Schaut man die heutigen und nachweisbaren früheren Vorkommen des Wortes Brüge an, z. B. im Deutschen Wörterbuch unter der md.-ndd. Form unseres Wortes, die dort als Prieche, Priche erscheint, ferner in Weig.-Hirths Wb. und hält diese mit dem schweiz. Brügi zusammen, so liegt das pfälzische Gebiet, in dem oben Brügreitel und aufbrügen aufgezeigt wurden, in einer Lücke zwischen dem südlichen und den nördlichen Vorkommen in Deutschland. Nach den Nachweisen in den genannten Werken treffen wir das Wort einmal in Niederdeutschland von Brandenburg-Holstein-Ostfriesland bis nach Westfalen und zum andern in der Schweiz. Das pfälzische Vorkommen läßt es möglich erscheinen, daß wir es mit einem Wort zu tun haben, das wie eine Reihe anderer einmal über Nieder- und Westdeutschland hin in Geltung war. Vielleicht wären auch in den Lücken zwischen der Pfalz und den nördlichen und südlichen Verbreitungsgebieten noch Spuren festzustellen.

KAISERSLAUTERN E. CHRISTMANN

Digitized by Google

ZUR FRAGE DES MODUS IN DEUTSCHEN BEDINGUNGSNEBENSÄTZEN

Theoretisches

Ehe ich meine Beobachtungen betreffs des Modusgebrauchs in Bedingungsnebensätzen im modernen Deutsch vorlege, dürfte es angebracht sein, einige theoretische Probleme zu berühren, die mit dem Wesen der Bedingungssätze in engster Verbindung stehen.

A.

Warum wählt die Sprache in irrealen Bedingungssätzen gerade das Tempus *Präteritum* und nicht das Präsens? Warum wird das Präteritum als Irrealis der Gegenwart gewählt?

Schon in der Urzeit hat die Sprache ihre Wahl getroffen, und wir können deshalb hiervon nichts mit Bestimmtheit wissen. Wir müssen uns auf diesem Gebiete mit Vermutungen und Hypothesen begnügen, von denen eine höchstens etwas wahrscheinlicher ist als die andere. Der Umstand, daß einige Zeitformen der Ursprache verloren gegangen sind, macht die Lage noch schwieriger.

Ich werde hier die Ansichten verschiedener Forscher, unter denen sich auch klassische Philologen befinden, vorbringen und kritisch beleuchten, wobei ich es nicht unterlassen werde, meine eigene etwa abweichende Auffassung anzugeben.

J. Ch. A. Heyse: Deutsche Grammatik[26] (1900) S. 351: „Die Form der Vergangenheit in ich wäre, würde sein u. s. w. hat die Sprache für den konditionalen Begriff gewählt, durch ein richtiges Gefühl geleitet von der Analogie des Modusbegriffes mit dem der vergangenen Zeit. So wie nämlich das Vergangene nicht mehr wirklich ist, so ist auch der Inhalt der konditionalen Rede ein Nichtwirkliches. Die Präteritalform drückt also den in dem Konditionalis liegenden negativen Begriff aus; das Nichtwirklichsein des bloß hypothetisch Angenommenen wird als ein Vergangenes aufgefaßt." — Heyses Behauptung, daß das Nichtwirklichsein als ein Vergangenes aufgefaßt werde, ist anfechtbar. Das jetzt Wirkliche liegt gewiß nicht hinter uns, und das Gegenteil des jetzt Wirklichen natürlich auch nicht. Da das jetzt Wirkliche nicht als ein Vergangenes aufgefaßt wird, so kann das Gegenteil des jetzt Wirklichen auch nicht als ein Vergangenes aufgefaßt werden. Das Gegenteil des jetzt Wirklichen ist gerade dasselbe, was Heyse das Nichtwirklichsein nennt, z. B. *Wenn er reich wäre, würde er das Haus kaufen.* Das Nichtwirklichsein, das durch *reich wäre* zum Ausdruck kommt, wird gewiß nicht als ein Vergangenes aufgefaßt. Die Behauptung, das

Digitized by Google

Vergangene sei nicht mehr wirklich, ist auch zu beanstanden. Das Vergangene an und für sich hat eine Wirklichkeit, eine vergangene. Die Antike hat wohl eine Wirklichkeit?

Mir scheint der folgende Hergang wahrscheinlicher. Wenn jemand sagt: *Zu der Zeit war Herr X reich,* so bewirkt er durch das Präteritum, das Tempus der Vergangenheit, die Auffassung, daß das Reichsein aufgehört hat und jetzt vorüber ist. Das, was aufgehört hat, was nicht mehr existiert, steht im scharfen Gegensatz zu dem, was jetzt existiert, was jetzt ist. Die Aussage *Zu der Zeit war Herr X reich* bildet also gewissermaßen einen Gegensatz zur Aussage *Jetzt ist Herr X reich.* Als es sich in uralter Zeit darum handelte, die Zeitform des irrealen Bedingungssatzes zu wählen, lag das Präteritum eben deswegen sehr nahe, weil dieses Tempus den Eindruck eines Gegensatzes erweckte und sich aus diesem Grunde mit dem Begriff der Irrealität leicht verbinden ließ. Das Irreale bildet nämlich selbst einen Gegensatz — zum Wirklichen. Das Wichtige ist hier der Begriff des Gegensatzes. Dagegen kann man nicht sagen, daß das Nichtwirklichsein des hypothetisch Angenommenen als ein Vergangenes aufgefaßt werde.

B. Delbrück: Der germanische Optativ im Satzgefüge (Beiträge zur Gesch. der deutschen Spr. *29*, 201—304) S. *264*: „. . . man kommt oft in die Lage, das was an sich möglich wäre, im Augenblicke als ausgeschlossen zu betrachten. In dieser Lage stellt sich eine Neubildung ein, welche dem Gedanken der Möglichkeit noch den der Vergangenheit hinzufügt und also die Vorstellung erweckt, daß es mit der Möglichkeit vorbei ist." — Delbrück spricht von einem „Gedanken der Vergangenheit", und sein Erklärungsversuch gründet sich auf diesen „Gedanken der Vergangenheit." Er meint also, daß der Sprecher an die Vergangenheit denkt, wenn er eine gegenwärtige Irrealität ausdrücken will. Das widerstreitet aber der Erfahrung. Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts denkt gewiß nicht an die Vergangenheit, wenn er eine gegenwärtige Irrealität ausdrückt, und der Mensch der Urzeit tat es wahrscheinlich auch nicht. Warum sollte der letztere an die Vergangenheit gedacht haben?

A. Dittmar: Studien zur lateinischen Moduslehre (1897) S. 176: „Ich kann nicht in irrealem Sinne sagen: Wenn du fünf Minuten zu spät kommst, ist der Zug fort. Denn hier ergibt der Zusammenhang nicht, daß der Inhalt des Vordersatzes nicht wirklich eingetreten war. Wer einen Irrealis ausspricht, versetzt sich nämlich jedesmal in die Vergangenheit, wenn auch in eine, die nur um ein paar Sekunden zurückliegt. Der Sinn ist stets: Wenn in dem Augenblick, als die gegenteilige Vorstellung die Schwelle meines Bewußtseins überschritt, die und die Situation bestand . . . oder: Wenn in dem Augenblick, als eine Vorstellung die Schwelle meines Bewußtseins überschritt, die gegenteilige Situation bestand." — Dittmar stellt hier die anfechtbare Meinung dar: „Wer einen Irrealis ausspricht, versetzt sich jedesmal in die Vergangenheit." Das kann nicht

Digitized by Google

der Fall sein. Warum sollte man sich in die Vergangenheit zurückversetzen müssen, um das Nichtwirkliche, das Gegenteil der Wirklichkeit, aussprechen zu können? Das jetzt Wirkliche liegt, wie schon gesagt, nicht hinter uns, und das Gegenteil des jetzt Wirklichen auch nicht. „Jedesmal" sagt Dittmar, das heißt: Immer wenn wir eine Irrealität aussprechen, versetzen wir uns in die Vergangenheit. Das ist nicht glaublich. Dittmars Ausführung ist meines Erachtens nicht überzeugend.

J. Wackernagel: Vorlesungen über Syntax I (1920) S. 226: „Die Möglichkeit, das Imperfekt auf Gegenwärtiges anzuwenden, ist erst nach Homer gegeben. Diese Bedeutungsverschiebung ist nichts so absonderliches. Auch in den romanischen Sprachen sind vielfach Ausdrucksformen, die von Hause aus und in früheren Perioden dem Irrealis der Vergangenheit galten, schließlich auch als Irreale der Gegenwart gebraucht worden. Man wird wohl sagen dürfen, daß in solchen Fällen die Aufmerksamkeit des Sprechers nicht so sehr auf die Zeitstufe, als auf die durch die Ausdrucksform gegebene Irrealität gerichtet war und man daher ein solches irreales Präteritum überhaupt als Ausdruck der Irrealität anwandte, indem man die richtige temporale Beziehung dem Hörer überließ. Hienach können wir auch die Verschiebung im Griechischen begreifen." — In der Beweisführung Wackernagels sind kleine Gedankensprünge oder Lücken vorhanden. Im vierten Satz ist es gar nicht ersichtlich, warum die Aufmerksamkeit des Sprechers nicht so sehr auf die Zeitstufe als auf die durch die Ausdrucksform gegebene Irrealität gerichtet war. Diese Frage, die tatsächlich ein Grundpfeiler der ganzen Beweisführung ist, hat Wackernagel nicht beantwortet. Und weiter: Wie oder warum konnte man die richtige temporale Beziehung dem Hörer überlassen? Wenn man einen Vorgang der Gegenwart zum Ausdruck bringen will und dabei eine Zeitform der Vergangenheit anwendet, wie kann man dann ohne weiteres die richtige temporale Beziehung dem Hörer überlassen? Auch hier liegt eine Lücke vor. Meiner Meinung nach hat Wackernagel diese Hauptfrage nicht beantwortet: Warum wurde das Präteritum als Irrealis der Gegenwart gewählt?

Derselbe, S. 227: „Also, um ein lateinisches Beispiel zu bringen, heißt es bei Cicero ad Atticum XIII 26, 2 *etsi poteram remanere, tamen proficiscar,* wo wir übersetzen müssen „könnte ich auch jetzt hier bleiben, so werde ich doch abreisen." Warum *poteram* und nicht *possum*? Offenbar in Beziehung auf die Nichtwirklichkeit. Wie sollen wir das erklären? Es findet da eine ähnliche Verschiebung statt, wie die vorhin besprochene. Zunächst wurden solche Wendungen in Bezug auf die Vergangenheit gebraucht, wenn ein nicht verwirklichtes Sollen und Können gegeben war. Weil sich hiebei von selbst der Gedanke einstellte „aber es ist von der Möglichkeit kein Gebrauch gemacht, die Pflicht nicht befolgt worden", bekamen die Ausdrücke eine irreale Wertung für die Vergangenheit. Und nun erlangte das Moment der Irrealität das Übergewicht über

Digitized by Google

das temporale Bedeutungsmoment, und man griff zu diesen Ausdrücken auch dann, wenn man für die Gegenwart eine Irrealität ausdrücken wollte. So können wir uns den lateinischen und griechischen Gebrauch solcher Präterita klar machen." — Im achten Satz dieser Ausführung Wackernagels findet sich wieder ein Gedankensprung. Man muß sich nämlich hier fragen: Warum erlangte das Moment der Irrealität das Übergewicht über das temporale Bedeutungsmoment? Da Wackernagel uns keine Auskunft hierüber gegeben hat, hat er das Problem nicht gelöst.

Ich für mein Teil nehme lieber an, daß die Sprache sich einst bei der Tempuswahl in irrealen Bedingungssätzen aus folgenden Gründen für das Präteritum entschieden hat: Ein Ausdruck wie *er war reich* verursacht die Auffassung, daß das Reichsein aufgehört hat. Dieser Ausdruck bildet deshalb eine Art Gegensatz zum Ausdruck *er ist reich.* Das Nichtwirkliche bildet selbst einen Gegensatz, nämlich zum Wirklichen[1]. Deshalb ließ sich das Präteritum, das ja den Eindruck eines Gegensatzes hervorrief, besonders leicht mit dem Begriff des Nichtwirklichen verbinden. Oder mit anderen Worten: Das Nichtwirkliche bildet selbst einen Gegensatz und ließ sich deshalb ohne Schwierigkeit durch das gegensatzbezeichnende Präteritum ausdrücken. Durch seine Fähigkeit, an einen Gegensatz zu erinnern, war das Präteritum dazu prädisponiert, das Gegensatzverhältnis der Irrealität zu bezeichnen.

Dagegen glaube ich nicht, daß das Nichtwirklichsein als ein Vergangenes aufgefaßt wird (Heyse), oder daß der Sprecher an die Vergangenheit denkt (Delbrück), oder daß der Sprecher sich in die Vergangenheit versetzt (Dittmar).

Seit wann kann das Präteritum als Irrealis der Gegenwart auftreten? Hier verweise ich auf folgende Autoritäten:

J. Wackernagel: Vorlesungen über Syntax I 255: „Wie im klassischen Latein ist für den Irrealis der Gegenwart bereits Gotisch der präteritale Optativ zur Alleinherrschaft gelangt."

O. Behaghel: Die deutsche Sprache[4] 312: „Aber es scheint, daß weder im Indogermanischen noch im Germanischen ein solcher zeitlicher Unterschied zwischen Konjunktiv beziehungsweise Optativ des Präsens und den entsprechenden Vergangenheitsformen bestanden hat."

B.

Warum wählt die Sprache in irrealen Bedingungssätzen den Modus *Konjunktiv?*

Seit uralter Zeit hat ja der Konjunktiv die Funktion, einen Vorgang als etwas bloß Gedachtes hinzustellen. Im Bedingungsneben-

1) O. Jespersen: The Philosophy of Grammar S. 265 spricht einen ähnlichen Gedanken aus.

Digitized by Google

satz spricht der Redende seinen Gedanken, seine Meinung über eine Bedingung aus und bedarf zu diesem Zweck des Modus, der etwas bloß Gedachtes ausdrückt.

C.

Wie kommt es, daß das Präteritum Konj. *Präsensbedeeutung* hat?

Die Antwort auf diese Frage ist durch folgenden Zusatz zu meiner Darstellung im Mom. A gegeben: Im Moment A habe ich zu erklären versucht, warum das Präteritum als Irrealis der Gegenwart gewählt wurde. Da nun die durch den Nebensatz ausgedrückte Voraussetzung der Jetztzeit angehörte, d. h. in der gegenwärtigen Zeit lag, so erhielt das in diesem Satze gebrauchte Präteritum Konj. Präsensbedeutung.

Nach den Angaben von H. Paul: Deutsche Grammatik IV § 376, und L. Sütterlin: Die deutsche Sprache der Gegenwart[5] § 437, hat das Präter. Konj. erst im Mittelhochdeutschen die Beziehung auf die Vergangenheit ganz verloren.

D.

Worin besteht und wie entsteht die *Irrealität?*

Um diese Frage von einem neuen Gesichtspunkt aus betrachten zu können, wollen wir einen Einzelfall untersuchen. Jemand weiß, daß Herr X ein Haus gern kaufen will, aber das dazu nötige Geld nicht hat. Der Betreffende kann diese Gedanken folgendermaßen ausdrücken: *Wenn Herr X das nötige Geld hätte, würde er das Haus kaufen.* Hier setzt der Redende absichtlich und bewußt das Gegenteil der wirklichen Sachlage voraus — er weiß ja, daß Herr X das Geld nicht hat — und er verwendet bei diesem Voraussetzen das Tempus Präteritum und den Modus Konjunktiv aus Gründen, die ich im Mom. A und B oben dargelegt habe. Im Hauptsatze teilt er die Folge der Voraussetzung mit. Daß der Redende das Gegenteil der wirklichen Sachlage absichtlich voraussetzt, ersieht man daraus, daß er ein Verneinungswort in den Nebensatz einführt. Die wirkliche Sachlage oder die „Wirklichkeit" lautet etwa: *Herr X ist arm.* Diese Wirklichkeit bildet den Ausgangspunkt. Der Redende nimmt das Gegenteil an und führt dabei die Negation *„nicht"* in den neuen Satz ein. Der neue, irreale Satz lautet: *Wenn Herr X nicht arm wäre, würde er das Haus kaufen.* Die Wirklichkeit kann auch so lauten: *Herr X hat nicht Geld,* und der irreale Bedingungssatz lautet: *Wenn Herr X Geld hätte, würde er das Haus kaufen.* Auch in diesem letzten Falle hat der Redende eine Negation in den Nebensatz eingeführt. Zwei Verneinungsworte heben nämlich einander auf: *nicht nicht Geld haben = Geld haben.*

Digitized by Google

Bisweilen kennt der Redende die wirkliche Sachlage nicht, sondern geht von einer fingierten Wirklichkeit aus. Ein solcher Vorgang führt indessen dieselbe Wirkung herbei.

Infolge dieser absichtlichen Darstellung des Gegenteils der Wirklichkeit macht der Bedingungsnebensatz den Eindruck einer Nichtwirklichkeit, d. h. dieser Nebensatz drückt Irrealität aus. Der Hörer, der ja selbst gewohnt ist, das Gegenteil der Wirklichkeit vorauszusetzen und dabei Bedingungssätze mit dem Konj. Präter. zu bilden, versteht nämlich sogleich, daß der konjunktivische Nebensatz im Gegenteilsverhältnis zur Wirklichkeit steht. Die Irrealität leuchtet ihm sofort ein. Hier finden wir meiner Meinung nach auch die Antwort auf die von Wackernagel a. a. O. *226* nicht beantwortete Frage: Warum konnte man die richtige temporale Beziehung dem Hörer überlassen?

Die Irrealität ist also durch ein bewußtes Verfahren des Redenden zustande gekommen.

Die Verben, die undeutliche Konjunktivformen haben — z. B. die schwachen —, haben kein anderes sichtbares Zeichen für die gegenwärtige Irrealität als das Tempus Präteritum, d. h. sie bezeichnen die Irrealität nur durch das Tempus, z. B. *Wenn er das Kind liebte, würde er es nicht verlassen.*

Der häufige Gebrauch des Konj. Präter. in irrealen Bedingungssätzen hat wohl Anlaß dazu gegeben, daß diese Verbalform auch in einigen anderen Sätzen als ein Ausdruck der Irrealität aufgefaßt wird.

K. Brugmann: Kurze vergleichende Grammatik der indogerm. Spr. II 588: „Denn daß die für die Gegenwart vorgestellte Irrealität auf dem Präteritum beruht, daran lassen die anderen idg. Sprachen keinen Zweifel." — Brugmann behauptet hier, daß die Irrealität auf dem Präteritum beruht. Es wäre ebenso richtig, das Umgekehrte zu behaupten: daß das Präteritum auf der Irrealität beruht. Der Redende wählt beim Voraussetzen des Gegenteils der Wirklichkeit aus Gründen, die schon behandelt worden sind, das Präteritum. Vom Gerichtspunkt des Redenden aus beruht also das Präteritum auf der Irrealität. Der Hörer dagegen schließt aus dem Präteritum auf die Irrealität, d. h. vom Gesichtspunkt des Hörers aus beruht die Irrealität auf dem Präteritum.

E.

Wann bezeichnet der Konj. Präter. in Bedingungsnebensätzen eine *Nichtwirklichkeit*, und wann bezeichnet er eine *Ungewißheit*?

Der Nebensatz des Satzgefüges *Wenn er Geld hätte, würde er nach Berlin reisen* drückt eine Nichtwirklichkeit aus. Der Sprecher teilt dadurch dem Hörer mit, daß der betreffende Mann nicht Geld

Digitized by Google

hat. Dagegen drückt der Nebensatz des Satzgefüges *Wenn er ihn träfe, würde er ihm seine Meinung sagen* eine Ungewißheit aus. Der Sprecher und der Hörer sind beide darüber im ungewissen, ob der betreffende Mann „ihn" trifft oder nicht. Warum macht der letztere konjunktivische Bedingungsnebensatz einen ganz anderen Eindruck als der erstere? Der Begriff *Geld haben* und der Begriff *ihn treffen* liegen ja an sich in gleich hohem Grade im Bereich der Möglichkeit. Durch die Bedeutung oder den Begriffsinhalt der Verben wird der Unterschied also nicht verursacht. Wenn es sich um Funktionseigentümlichkeiten bei den Verben handelt, sollte man es nicht versäumen, die Aktionsart[2] der Verben zu untersuchen. Daß die Aktionsart des Nebensatzverbs für die Frage, mit der wir uns augenblicklich beschäftigen, von ausschlaggebender Bedeutung ist, hoffe ich durch die folgenden zwei Beispiele zeigen zu können: *Wenn er reich wäre, würde er das Haus kaufen* und *Wenn er reich würde, würde er das Haus kaufen.* Der Nebensatz des ersteren Beispiels drückt etwas Nichtwirkliches aus, aber der Nebensatz des letzteren Beispiels drückt etwas Ungewisses aus. Beide Beispiele sind vollkommen gleich, wenn man vom Verb des Nebensatzes absieht. Der erstere Nebensatz hat ein durativ[3]es Verb *sein,* der letztere aber hat ein momentanes Verb *werden.* Im ersteren Falle bezeichnet das Verb ein Fortdauern, im letzteren dagegen bezeichnet es ein Eintreten. Was in der Gegenwart fortdauert, kann kontrolliert werden, und der Redende kann das Gegenteil davon voraussetzen, d. h. er kann den Begriff negieren. Dagegen weiß niemand, ob die durch das momentane Verb bezeichnete Handlung in Zukunft eintreten wird oder nicht. Eine solche Handlung hat kein Gegenteil, und der Redende kann deshalb ein Gegenteil derselben nicht voraussetzen, d. h. er hat nichts zu negieren. Oder, um zu unseren Beispielen zurückzukehren: Der Redende kann wissen, daß ein Mann nicht reich ist und kann deshalb auch das Gegenteil voraussetzen. Aber der Redende kann nicht wissen, ob ein Mann reich wird oder nicht — das ist logisch unmöglich —, und deswegen kann er auch kein Gegenteil voraussetzen. Hierdurch entsteht der Eindruck der Ungewißheit.

Einen Sonderfall möchte ich hier hinzufügen. Wenn der Nebensatz das Subjekt des Hauptsatzverbs bildet, drückt der Konj. Präter. des Bedingungsnebensatzes immer eine Ungewißheit aus, z. B. *Es würde mich freuen, wenn er zufrieden wäre.* Als Nebensatzverb habe ich hier absichtlich ein durativ[3]es Verb gewählt, denn sonst hätte sich die Ungewißheit ebenso gut durch das oben angewandte Prinzip der Aktionsart erklären lassen. Beim Hören dieses Nebensatzes zieht man nicht den Schluß: „Aber er ist nicht zufrieden."

2) Über die Aktionsarten siehe u. a. H. W. Pollak: Studien zum germanischen verbum. I., Beiträge zur Geschichte der deutschen Spr., 44. Band, S. 353.

3) Ich wähle Noreens Terminologie: durativ und momentan.

Digitized by Google

Der Hörer ist über das Zufriedensein im ungewissen. Hier liegt keine Irrealität vor. Der Nebensatz ist in diesem Falle durch das Pronomen *es* im Hauptsatze vertreten, und der Hauptsatz teilt ein Urteil über die im Nebensatze aufgestellte Annahme mit. Mit dem obigen Beispiel gleichbedeutend ist diese Aussage: *Sein eventuelles Zufriedensein würde mich erfreuen.* Diese Aussage betrifft *sein Zufriedensein,* dagegen kann ein *Nichtzufriedensein* hier nicht in Betracht kommen. Kein Gegenteil wird hier vorausgesetzt, und eine Irrealität ist deshalb ausgeschlossen. — Bisweilen kann es auch in diesem Sonderfalle — wo der Nebensatz das Subjekt des Hauptsatzes bildet — wünschenswert erscheinen, etwas Nichtwirkliches auszudrücken. Wie ist denn das zu erreichen? In meinem Rundfunkapparat hörte ich neulich von Frankfurt am Main aus ein lehrreiches Beispiel für diese Erscheinung. Der Herr auf der Senderstation sagte: *Es wäre schade, wenn Rundfunkfreunde die Ausstellung nicht gesehen hätten.* Er war gerade beim Anpreisen verschiedener Geschäfte und Ausstellungen und wählte den Konj. Plusqu. im Nebensatze, weil diese Zeitform die Nichtwirklichkeit hervorhebt. Er wünschte nämlich den Hörern diesen Eindruck oder diese Auffassung beizubringen: *(Wirkliche) Rundfunkfreunde haben die Ausstellung gesehen (so interessant ist sie).* Diese Auffassung hätte er durch den Konj. Präter. *sähen* nicht hervorrufen können, weil in diesem Sonderfall der Konj. Präter. eine Irrealität nie ausdrückt. Aus einem Satzgefüge wie *Es wäre schade, wenn Rundfunkfreunde die Ausstellung nicht sähen* geht nicht der gewünschte Eindruck hervor: *Rundfunkfreunde sehen die Ausstellung.* Der Herr am Sendermikrophon wählte hier den Konj. Plusqu. *gesehen hätten* im richtigen Gefühl der Ausdrucksmöglichkeit dieser Zeitform. Das ist ja ein schönes Beispiel für die Anwendung eines wirkungsvollen, gut angebrachten Konj. Plusqu. im Dienste der Reklame.

Mehrere Forscher, u. a. L. Sütterlin und H. Paul, kennen die Tatsache nicht, daß durch den Konj. Präter. in Bedingungssätzen unter Umständen eine Ungewißheit bezeichnet wird. L. Sütterlin: Die deutsche Sprache der Gegenwart[5] § 447 S. 414, schreibt: „Darum steht der Konjunktiv des Präteritums seit der altdeutschen Zeit in folgenden Fällen, wo eine Nichtwirklichkeit bezeichnet werden soll: a) in Bedingungs- und Einräumungssätzen, die einen vorgestellten Fall als nie eintretend einführen." — Derselbe, § 224 S. 232: „Die Vergangenheitsform drückt dabei oft eine Möglichkeit aus, die als nicht eintretend bezeichnet werden soll (Irrealis). Sie ist vor allem üblich in Bedingungssätzen *(Ich wäre froh, wenn er käme).*" — Derselbe § 441 S. 408: „Ausschließlich vorhanden ist er (= der Konjunktiv) darum: 1. in irrealen Bedingungssätzen, die eine als nie eintretend gedachte Bedingung ausdrücken: *Wenn er käme, würde er sich sehr wundern* (aber er kommt nicht und wundert sich nicht)." — Sütterlin behauptet an den beiden letzten Belegstellen irrtümlich, daß der Satz *wenn er käme* eine als nie eintretend gedachte Bedingung ausdrücke. Das ist keineswegs der

Digitized by Google

Fall. Der betreffende Satz bezeichnet nur eine Ungewißheit. Ich habe oben den Grund dafür angegeben. An der letzten Belegstelle fügt Sütterlin in Klammern hinzu: „aber er kommt nicht". Auch das ist ein Irrtum. Der Satz *wenn er käme* ruft im Hörer gewiß nicht den Eindruck hervor: *aber er kommt nicht.* Sowohl der Sprecher als der Hörer sind darüber im ungewissen, ob „er" kommt oder nicht. Niemand kann es wissen. denn die Handlung fällt in die Zukunft. — Pauls Darstellung werde ich in einem anderen Zusammenhang berücksichtigen.

Wie verhält es sich denn mit dem Konjunktiv Plusquamperfekti? Bezeichnet der Konj. Plusqu. in Bedingungssätzen immer eine Nichtwirklichkeit, oder kann er auch eine Ungewißheit ausdrücken? Es verdient, besonders betont zu werden, daß der Konj. Plusqu. in diesen Sätzen unter allen Umständen — sowohl bei durativen als bei momentanen Verben — eine Nichtwirklichkeit ausdrückt, z. B. *Wenn er das gewußt* (bzw. *erfahren) hätte, wäre er gekommen.* Die Ursache dieser seltsamen Erscheinung ist wohl die: Eine in der Vergangenheit liegende Handlung kann, rein logisch betrachtet, immer kontrolliert werden. Der Redende kann somit immer das Gegenteil derselben voraussetzen. Natürlich kommt es oft vor, daß der Redende die wirkliche Sachlage nicht kennt, von der er bei der Bildung eines irrealen Satzgefüges ausgeht, oder mit anderen Worten, daß er von einer fingierten Wirklichkeit ausgeht. Das hat aber keinen Einfluß auf die Qualität des Satzes, denn vom logischen Gesichtspunkt aus betrachtet ist das Vergangene immer kontrollierbar.

Zum Schluß eine allgemeine Bemerkung. Wie wir gesehen haben, steht dem Redenden die Wahl zwischen Nichtwirklichkeit und Ungewißheit in jedem einzelnen Fall nicht frei. Er kann nicht nach Willkür den Nebensatzinhalt als nichtwirklich oder als ungewiß hinstellen, sondern er ist an feste Gesetze gebunden.

F.

Kann der Konj. Präter. in Bedingungssätzen etwas *Unwahrscheinliches* bezeichnen?

Einige Grammatiken führen in ihre Regeln über die Bedingungssätze den Begriff der Unwahrscheinlichkeit ein und meinen, daß die Erfüllung der Bedingung mitunter als unwahrscheinlich angesehen werden kann.

A. Engelien: Grammatik der neuhochdeutschen Sprache[5] § 136 S. 486: „Sobald aber die Erfüllung der Bedingung als unwahrscheinlich . . . angesehen werden soll, so stehn beide Verben in einer Präteritumsform des Konj."

G. Curme: A Grammar of the German Language[2] § 169, 2, E., S. 237: „The unreal potential is also used in conditional sentences in which the conclusion rests upon a condition that is not likely to be fulfilled . . ."

Digitized by Google

Eine solche Meinung entbehrt jeder Bedründung. In Bedingungssätzen kann niemals eine Unwahrscheinlichkeit zum Ausdruck kommen. Aus meiner Auseinandersetzung im Moment E oben dürfte zur Genüge hervorgehen, daß wir in konjunktivischen Bedingungssätzen nur mit zwei Effekten — Nichtwirklichkeit und Ungewißheit — zu rechnen haben.

G.

Wann bezieht sich der Konj. Präter. auf die *Gegenwart*, und wann bezieht er sich auf die *Zukunft?*

Ich habe schon im Moment E beiläufig darauf hingewiesen, daß der Konj. Präter. sich entweder auf die Gegenwart oder auf die Zukunft bezieht. Auch dieser Erscheinung liegt das Gesetz der Aktionsart zugrunde. Wenn das Verb momentane Aktionsart hat, bezeichnet der Konj. Präter. die Zukunft. Es ist wohlbekannt, daß das Präsens der momentanen Verben in der Regel Futurbedeutung hat. Aber nicht nur das Präsens, sondern natürlich auch der Konj. Präter. dieser Verben hat Futurbedeutung. Ich denke mir folgende Erklärung.

Bei den momentanen Verben handelt es sich um einen Vorgang, dessen Eintreten, d. h. dessen Anfangs- oder Endpunkt, man besonders ins Auge faßt. Das Zusammentreffen dieses Eintrittspunktes mit dem mathematischen Jetztpunkte läßt sich nicht genau feststellen. Die Zeit enteilt ja schnell. Ehe wir die Verbalform aussprechen können, ist der Jetztpunkt schon am Eintrittspunkte des Verbs vorübergeeilt und in die Vergangenheit übergegangen. Es ist uns nicht möglich, die Passage zu fixieren. Deshalb sehen wir dem Eintrittspunkte eines momentanen Verbs entgegen und verlegen ihn in die unmittelbare Zukunft. Das ist wohl der Grund dazu, daß der Konj. Präter. eines momentanen Verbs, z. B. *träfe*, Futurbedeutung hat.

Im Satze *wenn ich Geld hätte* bezeichnet das durative Verb *hätte* die Gegenwart, aber im Satze *wenn ich ihn träfe* bezeichnet das momentane Verb *träfe* die Zukunft.

Der Indikativ des Präteritums und des Plusquamperfekts.

In seiner großen deutschen Grammatik, IV § 463, gibt H. Paul folgenden Aufschluß über den Tempus- und Modusgebrauch in Bedingungssätzen: „Von jeher gilt als Regel, daß in dem bedingenden und dem bedingten Satze der gleiche Modus steht, entweder der Ind. Präs. (Perf.) oder der Konj. Prät. (Plusqu.). Im ersteren Falle wird die Verwirklichung als möglich gedacht. Wird sie als unmöglich gedacht, so muß der Konj. Prät. stehen, der dann schon im Ahd. keine präteritale Bedeutung mehr zu haben braucht und im

Digitized by Google

Nhd. überhaupt nicht mehr hat. Dies ist immer der Fall, wenn es sich um etwas Vergangenes handelt, was natürlich unabänderlich ist, wo wir jetzt den Konj. Plusqu. anwenden. Anders verhält es sich, wenn es sich um etwas Zukünftiges handelt. Dann kann der Konj. Prät. nicht bloß stehen, wenn die Verwirklichung als unmöglich hingestellt wird, sondern auch, wenn der Gegensatz zu der schon bestehenden Wirklichkeit scharf hervorgehoben werden soll. Es ergibt sich daraus, daß in bezug auf die Wahl des Modus der subjektiven Auffassung ein gewisser Spielraum bleibt." — Schon aus dem ersten Satz von Pauls Darlegung geht hervor, daß er den Indikativ Präteriti und den Indikativ Plusquamperfekti in Bedingungssätzen nicht kennt. Auf diesen Umstand möchte ich besonders aufmerksam machen. Das Wort „Dies" im vierten Satz bezieht sich wohl auf die Äußerung „die Verwirklichung wird als unmöglich gedacht." Im vierten Satz wird dann behauptet, daß die Verwirklichung i m m e r als unmöglich gedacht wird, wenn es sich um etwas Vergangenes handelt und daß man jetzt den Konj. Plusqu. in diesem Fall anwendet. Diese Behauptung ist nicht richtig. Ich werde hier zwei Belege vorbringen, in denen es sich um etwas Vergangenes handelt, in denen aber die Verwirklichung als unentschieden (nicht: als unmöglich) gedacht wird. Diese beiden Belege enthalten im Nebensatze den Indik. Präter. bzw. den Indik. Plusqu. (nicht: den Konj. Plusqu.):

Es war ein stummes, unauffälliges Spiel zwischen ihnen, und man mußte schon ziemlich grobe Nerven haben, wenn man seinem Zauber verschlossen b l i e b. (G. Hermann: Einen Sommer lang 127).

. . . bat sie ihn so dringend, ihr die Noten selbst zu bringen, daß der Doctor, wenn er es darauf a n g e l e g t h a t t e, einen günstigen Eindruck auf die junge Dame zu machen, mit seinem Erfolge ganz wohl zufrieden sein durfte. (F. Spielhagen: Problematische Naturen I 421).

Pauls Darstellung hat für meine beiden Belege keinen Platz. Wie schon oben gesagt, er kennt den Indik. Präter. und den Indik. Plusqu. in Bedingungsnebensätzen nicht. Pauls Aussage in dem letzten Satz, daß der subjektiven Auffassung ein gewisser Spielraum bleibe, kann sich nicht auf eine Verbalform der Vergangenheit beziehen, denn er hat ja in dem vierten Satz gesagt: „Dies ist immer der Fall, wenn es sich um etwas Vergangenes handelt". Wenn Paul weiter in seinem sechsten Satz mit „Gegensatz zu der schon bestehenden Wirklichkeit" dasselbe meint, was man Nichtwirklichkeit — das was mit der Wirklichkeit im Widerspruch steht — zu nennen pflegt, so sagt er hier aus, daß der Konj. Prät. steht, wenn die Verwirklichung als unmöglich hingestellt wird und wenn die Nichtwirklichkeit scharf hervorgehoben werden soll. Das bedeutet, daß Pauls Darstellung für das folgende Beispiel keinen Platz hat: *Es wäre mir lieb, wenn du das t ä t e s t.* In diesem Beispiel wird die Verwirklichung als ungewiß (nicht: als unmöglich) hingestellt. Der Redende stellt es als ungewiß hin, ob „du das tust" oder nicht.

Digitized by Google

Ich habe keine Ursache, hier auf den Gebrauch des Präsens und des Perfekts im einzelnen einzugehen, da im heutigen Deutsch von diesen Zeitformen in Bedingungssätzen der Indikativ in der Regel der einzig gebräuchliche Modus ist und die Moduswahl in diesem Falle deshalb nicht viel Interessantes bietet. Beiläufig möchte ich indessen darauf hinweisen, daß nach *es sei denn daß* und *falls* der Konj. Präsentis vereinzelt erscheint, z. B.:

Direkt einzugreifen hat es kaum eine Veranlassung, es sei denn, daß es sich darum handle, die mit Bezug auf Korea vorhandenen Handels- und Schiffahrtsrechte zu wahren. (Deutsche Rundschau, 2, 1894, S. 273, cit. Curme).

. . . als sie ihn gut zugedeckt und ihm die Birne der elektrischen Klingel auf das Tischchen an seiner Seite hingelegt, falls er etwas brauche, schlich sie sich verstohlen davon. (Ompteda: Cäcilie von Sarryn, 2. Kap., cit. Curme, Gr. 227).

Ordnen Sie an — falls jemand komme — daß er nicht vorgelassen werde. (B. von Suttner: Im Berghaus 47, cit. Curme).

Die Möglichkeit, daß die obigen mit *falls* eingeleiteten Sätze als indirekte Rede aufzufassen sind und daß der Konj. Präsentis sich hier dadurch erklären läßt, ist wohl nicht ganz ausgeschlossen.

Wenn man die mit *als ob* und *als wenn* eingeleiteten sogenannten konditionalen Vergleichssätze heranziehen und berücksichtigen will, kann man auch beiläufig erwähnen, daß der Konj. Präsentis in diesen Sätzen oft erscheint.

Er sieht aus, als ob er krank sei. (J. Ch. A. Heyse: Deutsche Grammatik [26] 555).

Es scheint, als wenn sie reich seien. (D. Sanders: Wb. der Hauptschwierigkeiten [31] 40).

Der Page Leubelfing schlug sich vor die Stirn, als klage er sich an. (K. F. Meyer, cit. Sütterlin: Die deutsche Sprache d. Geg. [b] 402).

Nachdem ich nun das Präsens im Vorübergehen berührt habe, werde ich meine Aufmerksamkeit dem Auftreten des Indik. Präter. und des Indik. Plusqu. in Bedingungssätzen zuwenden. Der zeitliche Unterschied zwischen diesen letztgenannten beiden Zeitformen ist natürlich hier derselbe wie in anderen Sätzen. Das Plusquamperfekt bezeichnet Vergangenheit in bezug auf eine durch das Präteritum ausgedrückte Handlung.

Um eine bessere Übersichtlichkeit zu gewinnen, teile ich meine Belege in Gruppen ein und nenne diesen ersten Typus Gruppe I.

Gruppe I.

Hier handelt es sich um logisch normale Bedingungssätze, d. h. hypothetische Urteile.

Sie schwieg. Sie hatte Angst, irgend etwas zu verraten, wenn sie noch weiter widersprach. Als sie miteinander die Treppen

Digitized by Google

hinabstiegen, versetzte sie . . . (R. Stratz: Du Schwert an meiner Linken 131).

Allein und ungeschützt hatte er sich mitten unter sie gewagt. Sie konnten sich an ihm vergreifen, wenn es im Plan des Höchsten lag. (H. Mann: Der Untertan 63).

. . . schwirrten die Töne eines seltsam-primitiven Marsches, urtümlich in seinen harten Tonbildungen, und den man nie vergessen konnte, wenn man ihn einmal gehört hatte. (G. Hermann: Einen Sommer lang 141).

Wenn also das Griechische nicht eine Verschiebung des Tempus eintreten lassen konnte, so mußte es sich auf andere Weise helfen. (B. Delbrück: Vergleichende Syntax der indogerm. Sprachen III, 439).

Der Sprecher versichert, daß merkwürdigerweise etwas eintrat oder eintreten mußte, wenn etwas anders eintrat. Der Zusammenhang lehrt, daß dieses Letztere auch wirklich eingetreten ist. (A. Dittmar: Studien zur lateinischen Moduslehre, Si-Sätze, 173).

Im zweiten Aufzuge aber sollte es noch besser kommen. Da war unter den Dienern auf der Burg einer im gelben Nankinganzug, der hieß Kasperl. Wenn dieser Bursche nicht lebendig war, so war noch niemals etwas lebendig gewesen; er machte die ungeheuersten Witze, so daß der ganze Saal vor Lachen bebte. (Th. Storm: Pole Poppenspäler 13).

Dieses rothe Gold — es brennt in meiner Hand wie glühende Kohlen. Lassen Sie mich, wie Sie mich fanden! Wenn das arme schmucklose Mädchen Ihre Liebe gewinnen konnte, so sehen Sie ja selbst, daß Armuth und Dürftigkeit sich recht gut mit Liebe verträgt. (F. Spielhagen: Problematische Naturen I 456).

Na, und Kaiser Wilhelm der Große! Von dem bitte ich es mir ganz energisch aus! Wenn der kein Werkzeug Gottes war, dann weiß Gott überhaupt nicht, was ein Werkzeug ist! (H. Mann: Der Untertan 165).

Hierzu kommen die oben angeführten Belege aus G. Hermann: Einen Sommer lang 127 und aus F. Spielhagen: Problematische Naturen I 421.

Wie alt ist diese in der philologischen Literatur unbeachtete Erscheinung? Natürlich muß man die alten und ältesten Schriftsteller methodisch exzerpieren, um eine zuverlässige Antwort darauf geben zu können. Aber auch ohne eine solche Untersuchung kann man behaupten, daß die Erscheinung wenigstens bis zu dem Zeitpunkt zurückreicht, wo der Konj. Präter. die Beziehung auf die Vergangenheit ganz verlor. Um eine in der Vergangenheit liegende Bedingung auszudrücken, die nicht als irreal hingestellt werden soll, hat der Redende keine Wahl mehr. Ihm steht nur der Indik. Präter. zur Verfügung.

Digitized by Google

Gruppe II.

Zur Gruppe II führe ich die konditionalen Konzessivsätze, die den Indik. Präter. oder den Indik. Plusqu. aufweisen. In diesen Satzgefügen enthält der Nebensatz eine Voraussetzung, die die Gültigkeit des Hauptsatzes nicht aufhebt Die konditionalen Konzessivsätze werden bekanntlich in bezug auf den Modusgebrauch ganz wie die normalen Bedingungssätze behandelt und müssen deshalb in diesem Zusammenhang auch berücksichtigt werden.

Felix selbst empfand dies einigermaßen, und wenn ihm der Knabe auch nicht gefährlich erschien, so war er ihm doch im hohen Grade unbequem. Wo Helene war, da war auch Bruno . . . (F. Spielhagen: Problematische Naturen I 484).

. . . dann kehrte er wieder in seine Stube zurück. Er hatte ihr verboten, an die Türe zu schleichen und zu fragen, ob er nicht bald käme, wenn es auch noch so spät wurde. (J. Wassermann: Das Gänsemännchen 224).

Leonore ließ sich überreden und kam nun wieder häufiger zu Daniel und Gertrud. Aber wenn es auch nicht gerade den Anschein hatte, daß Daniel ihr auswich, so redete er doch nur das Notwendige mit ihr. (Ibid. 229).

Dazu kam, daß er die Zurücksetzung, welche die Tochter von Seiten der Mutter bis dahin erfahren hatte, sehr wohl empfand, wenn er auch zu schwach gewesen war, Maßregeln dagegen zu ergreifen und vor allem der Hamburger Verbannung ein Ende zu machen. (F. Spielhagen: Problematische Naturen I 469).

Sie sprach jetzt nicht, wie einst, in dem Dialekt ihrer Heimat, nur ein leichter Anflug war ihr davon geblieben; denn waren ihre Eltern auch nicht mehr bis an unsere Küste hier hinabgekommen, so hatten sie sich doch meistens in dem mittleren Deutschland aufgehalten. (Th. Storm: Pole Poppenspäler 39).

Wie die folgenden Belegstellen zeigen, ist die Konjunktion *auch* entbehrlich.

Manchmal war die Versuchung groß, es zu verkündigen; einem, irgendeinem, und wenn es Herr Carovius sein mußte. (J. Wassermann: Das Gänsemännchen 511).

Er kannte dergleichen nicht, und wenn er es jemals gekannt hatte, erinnerte er sich nicht mehr daran. (Ibid. 495).

Zuweilen hört man die Ansicht aussprechen, daß der Indikativ deshalb hier auftrete, weil *wenn auch* einem *obgleich* gleichkomme. Diese Vermutung ist nicht stichhaltig. In einem mit *obgleich* eingeleiteten Nebensatz wird eine Tatsache mitgeteilt. Aber der mit *wenn auch* eingeleitete Nebensatz enthält nur eine Annahme, und die Moduswahl ist hier auf dieselbe Weise geregelt wie in den normalen Bedingungssätzen. Der Konjunktiv ist deshalb nicht selten, z. B.: *Wenn er auch ein großes Vermögen hätte, so wäre er doch nicht glücklich* (Morén: Tysk konstruktionslexikon 712). — *Wenn er*

Digitized by Google

auch nicht erkrankt wäre, so würde er doch schwerlich gekommen sein (Heyse-Lyon: D. Gr.[26] 559).

Gruppe III.

In der Gruppe III finden wir den Indik. Präter. und den Indik. Plusqu. in normalen Bedingungssätzen, die durch „stellvertretende Darstellung" ausgedrückt sind. Stellvertretende Darstellung[4] nenne ich die Ausdrucksweise, in der der Schriftsteller selbst eine geschilderte Person vertritt und so zu sagen dieser Person aus der Seele heraus redet. Andere Benennungen derselben Darstellungsweise sind „Erlebte Rede" (E. Lorck)[5], „Imperfekt der Rede" (E. Lerch), „Verschleierte Rede" (Th. Kalepky), „Style indirect libre" (Ch. Bally) usw.

Sie war erquickt und neu gekräftigt von der würzigen Kühle. Außerdem würde John Henry sie in ihrem Heim suchen, wenn er hier blieb. Aber er blieb ja nicht! Sie schüttelte im Gehen den Kopf. (R. Stratz: Alt-Heidelberg, du Feine 406).

Freilich . . . sie konnte ihm schreiben! Sie wollte es ja ohnedies! Gleich morgen früh! Aber wenn nun keine Antwort kam? Und wenn sie dann vielleicht nach einem Jahr in einer Zeitung von seiner Verlobung las, mit irgend einer Unbekannten, dann blieb ihr nur der eine grausame Trost . . . (Ibid. 458).

„Soll ich das sein?" . . . Sprachlos betrachtete sie lange das Bild, und zwar mit dem Gefühl eines Menschen, der nicht weiß, ob er sich freuen oder ärgern soll. Wenn sie wirklich so aussah, dann hatten alle Spiegel unten gelogen, und nur dieser Mensch hatte sie richtig erfaßt. (M. Kretzer: Berliner Skizzen 17).

Seiner guten Alten konnte es ja doch keinen Begriff von dem Eindruck geben, wenn er ihr diesen farblosen Abklatsch vorlegte. Ja, wenn er die Stimmung auf sie übertragen konnte, die ihn jetzt beherrschte, dann war alles gut. (H. Tovote: Nicht doch! 116).

Der Ausdruck des ersten Beleges: *Außerdem würde John Henry sie in ihrem Heim suchen, wenn er hier blieb* geht auf diesen Gedanken der betreffenden Person zurück: *Außerdem wird John Henry mich in meinem Heim suchen, wenn er hier bleibt.*

Selbstverständlich können auch konditionale Konzessivsätze durch „stellvertretende Darstellung" ausgedrückt werden:

Sie lachte sich verstohlen und triumphierend im Spiegel zu . . . und stellte dabei nicht ohne Genugthuung fest, daß sie heute besonders frisch und hübsch aussah. Aber dann wurde sie ernst. Vor

4) Diese Bezeichnung habe ich in einem Aufsatz in „Moderna Språk" 1918 S. 171 gewählt.

5) Siehe E. Lorck: Die Erlebte Rede. Eine sprachliche Untersuchung. Heidelberg 1921. Das Buch enthält auch eine kurze Bibliographie.

Digitized by Google

diesem Rahmen der Eitelkeit Fratzen schneiden, das war eines neuen Weibes wenig würdig, auch wenn es von Natur wohlgestaltet war. (R. Stratz: Alt-Heidelberg, du Feine 116).

* * *

Im Nachstehenden werde ich den Indik. Präter. in Bedingungsnebensätzen aufweisen, die in bezug auf ihre syntaktische Funktion von den obigen abweichen und auch untereinander verschieden sind. Sie werden infolgedessen als verschiedene Fälle behandelt und zu verschiedenen Gruppen zusammengestellt.

Gruppe IV.

Wahrscheinlich lebte er noch, wenn er fortfuhr, mittelmäßige Verse zu machen. (Goethe, cit. Sanders: Hauptschwierigkeiten [31] 77).

Wir Engländer, waren wir allein, bei Gott, wir hätten Orleans nicht verloren. (Schiller, cit. Sanders: Hauptschwierigkeiten [31] 77).

Kamt ihr nicht, so war ich verloren. (Dominik: Die Macht der Drei 70, cit. Heinertz).

Ich ging um ein Haar in die Falle, wenn du nicht da warst. (A. Dittmar: Studien zur lateinischen Moduslehre, Si-Sätze, 174).

Wenn ich das Los No. 107 zog, war ich jetzt ein reicher Mann. (Ibid. 175).

Wenn ich fünf Minuten später kam, war der Zug weg. (Ibid. 175).

Wenn er nicht zu Hilfe kam, war ich zweifellos verloren. (Ibid. 191).

Diese Satzgefüge sind eigentümlich, insofern der Indik. Präter. des Nebensatzes einen Konj. Plusqu. vertritt, d. h. die Sätze sind irreal. Der erste Beleg hat deshalb diese Bedeutung: *Wahrscheinlich hätte er noch gelebt, wenn er fortgefahren hätte, mittelmäßige Verse zu machen.* Durch die Wahl des Indik. Präter. anstatt des Konj. Plusqu. rückt der Schriftsteller gleichsam die im Nebensatze geschilderte Handlung aus dem fernen Gebiet der Nichtwirklichkeit und bringt sie dem Leser näher. Infolge dieses Annäherns wird der geschilderte Vorgang anschaulicher und greifbarer. Es handelt sich um eine stilistische Finesse, die übrigens im heutigen Deutsch recht selten ist. Der Indik. Präter. mit dieser Funktion kann in beiden Sätzen des Satzgefüges oder nur in einem auftreten. Diese Erscheinung wird in den meisten größeren Grammatiken mit zahlreichen Belegen aus den Klassikern behandelt.

Über die vorliegende syntaktische Erscheinung äußert sich D. Sanders: Wb. der Hauptschwierigkeiten [31] 77, folgendermaßen: „Auch kann in lebhafterem Vortrag statt des Konjunktivs Plusquamperfekti zuweilen der Indikativ stehn, indem, was unter einer Bedin-

Digitized by Google

gung hätte eintreten können, als schon Eingetretenes dargestellt wird." — Der Meinung des Verfassers, daß was unter einer Bedingung hätte eintreten können, als schon Eingetretenes dargestellt wird, kann ich nicht beistimmen, und zwar deshalb, weil in einem Bedingsnebensatz nie und nimmer etwas als schon Eingetretenes dargestellt werden kann. Das ist logisch eine Unmöglichkeit, wie ich in einem folgenden Abschnitt ausführlicher darlegen werde. Hiermit zu vergleichen ist der Ausspruch von A. Dittmar: Studien zur lateinischen Moduslehre 175: „Wenn ich das Rote Aß hatte, wart ihr verloren — spreche ich nur dann aus, wenn mir soeben zum Bewußtsein gekommen ist, daß ich das Rote Aß nicht habe, wenn also auf dem Tische Karten liegen, etwa die Rote Neun und die Rote Zehn." — Diese Behauptung Dittmars ist irreführend. Wenn mir soeben zum Bewußtsein gekommen ist, daß ich das Rote Aß nicht habe (NB. das Präsens), sage ich: *Wenn ich das Rote Aß hätte* (NB. der Konj. Präter.), *wäret ihr verloren.* Aber ich sage in diesem Falle durchaus nicht: *Wenn ich das Rote Aß hatte* (NB. der Indik. Präter.), *wart ihr verloren.* Der letzte Ausdruck ist, wie ich schon hervorgehoben habe, als eine rhetorische Wendung anzusehen, in welcher der Indik. Präter. *hatte* einem Konj. Plusqu. *gehabt hätte* inhaltlich gleichkommt.

J. Wackernagel: Vorlesungen über Syntax I 225: „. . . bei Schiller: *warf er das Schwert von sich, er war verloren.* Man beachte, daß es sich da überall um Vergangenes handelt. Durch die Indikativformen wird nur das streng logische Verhältnis der beiden Glieder, die Bindung des einen an das andere zum Ausdruck gebracht." — Als eine Begründung der Indikativformen ist Wackernagels Ausspruch nicht zutreffend. Gegen die Meinung Wackernagels, daß durch die Indikativformen nur das streng logische Verhältnis der beiden Glieder zum Ausdruck gebracht werde, läßt sich nämlich folgende Einwendung erheben: Das Verhältnis der beiden Glieder ist ebenso streng logisch bei der Anwendung konjunktivischer Verbalformen, z. B. *Wenn er das Schwert von sich geworfen hätte, wäre er verloren gewesen.* Es sind nicht die Indikativformen an sich, die die logische Stränge des Verhältnisses zustande bringen. Es ist für diese Strenge ganz belanglos, ob indikativische oder konjunktivische Verbalformen vorliegen.

* * *

Die Sätze, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, waren entweder normale konditionale Satzgefüge — in der Logik hypothetische Urteile genannt — oder konditionale Konzessivsätze. In einem hypothetischen Urteil enthält der Vordersatz (Nebensatz) eine Annahme, die eine Voraussetzung für den Inhalt des Nachsatzes (Hauptsatzes) bildet. Wir gehen nun weiter und werden zunächst Bedingungsnebensätze mit dem Indik. Präter. kennen lernen, die keine Voraussetzung für den Hauptsatzinhalt ausmachen. Der Nebensatz

Digitized by Google

und der Hauptsatz bilden also im folgenden ein Satzgefüge, das kein hypothetisches Urteil ist. Die Konsequenz oder der logische Zusammenhang zwischen dem Nebensatz und dem Hauptsatz fehlt. Diese Sätze könnten höchstens uneigentliche konditionale Satzgefüge genannt werden.

Gruppe V.

Wenn ich stumm blieb, geschah es nur, weil ich über ein Rätsel nachgrübelte. (G. Curme: A Grammar of the German Language [2] 600).

Wenn ich mein Haus und meiner Eltern Namen verbarg, o König, so war es Verlegenheit, nicht Mißtrauen. (Goethe, cit. Sanders: Hauptschwierigkeiten 76).

Und wenn es wirklich manchmal schien, als ob Bruno nur seiner schönen Cousine zu Liebe dem Einsiedlerleben entsagt habe, so konnte dies um so weniger auffallen, als Alle mehr oder weniger seit der Reise sich verändert hatten. (F. Spielhagen: Problematische Naturen I 427).

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es bloß aus Furcht vor dem Kaiser geschehen. (Schiller, cit. Blatz: Nhd. Gram. [3] II 1157).

Im Nebensatz des ersten Beleges bildet „meine Stummheit" keine Voraussetzung für das, was in dem anderen Teil der Periode ausgedrückt wird. Das Verhältnis ist hier ein umgekehrtes. Der Nebensatzinhalt „meine Stummheit" ist in der Tat eine Folge „meines Nachgrübelns über ein Rätsel."

Beim Durchlesen der obigen Sätze fühlt man sich im ersten Augenblick versucht zu glauben, daß der Nebensatz eine Tatsache ausdrücke. Bald findet man aber, daß dies nicht der Fall sein kann. Wenn der Verfasser des ersten Beleges eine Tatsache hätte darstellen wollen, so hätte er eine andere Ausdrucksweise gewählt, z. B.: *Ich blieb stumm, weil ich über ein Rätsel nachgrübelte,* oder dergleichen. Da nun der Verfasser einen Bedingungsnebensatz angewendet hat, so hat er sicher einen Grund dazu gehabt. Es ist ihm wünschenswert erschienen, eine harte, anmaßende Behauptung zu mildern. Dabei hat er den vortrefflichen Ausweg gefunden, diese Behauptung oder diesen Gedanken in einen Satz hineinzuzwängen, der keine Tatsache zum Ausdruck bringen kann. Da nun der Gedanke in einem Bedingungsnebensatz auftritt, hat er seinen Charakter als harte, anmaßende oder unsympathische Tatsache eingebüßt und zeigt sich im neuen Kleid als etwas Unentschiedenes, Problematisches — mit anderen Worten: erscheint bescheidener oder weniger herausfordernd. Es handelt sich also hier um eine rhetorische Wendung. Sätze dieser Art werden oft als eine Bestätigung der weit verbreiteten, aber irrtümlichen Meinung[6] angesehen, daß indikativi-

6) Blatz a. a. O., Curme a. a. O. und andere.

Digitized by Google

sche Bedingungsnebensätze eine Tatsache bezeichnen könnten. Meines Erachtens verhält es sich im Gegenteil so, daß der Schriftsteller einen Bedingungsnebensatz als Form seines Gedankens gerade deshalb wählt, weil dieser Satz eine Tatsache n i c h t ausdrücken kann.

Gruppe VI.

Wenn etwas das Schicksal entwaffnen k o n n t e, so war es diese Frage. (R. Stratz).

Auch hier liegt kein hypothetisches Urteil vor. Der Hauptsatz teilt uns nämlich nicht die Folge der im Nebensatze befindlichen Annahme mit.

Der Verfasser hat durch die Wahl der konditionalen Form einen entschiedenen Vorteil erzielt. Es ist ihm gelungen, einen gewissen Faktor besonders h e r v o r z u h e b e n und zu zeigen, daß dieser Faktor — in unserem Belege: *diese Frage* — von ungleich größerer Bedeutung für die Sachlage ist als alle anderen Faktoren. Wie kommt nun diese Hervorhebung zustande? Im Nebensatz erfährt der Leser, daß es problematisch war, ob überhaupt irgend eine Möglichkeit der „Entwaffnung des Schicksals" vorlag. Die Aussicht, etwas zu finden, was diese Entwaffnung ausführen konnte, war nicht groß. Dem Leser wird also im Nebensatz die Auffassung beigebracht, daß eine Schwierigkeit mit der Ausführung der Handlung verknüpft war, weil ja die Aussicht dazu gering war. Wenn der Leser dann zum Hauptsatz übergeht, erfährt er, daß ein einziger Faktor doch bessere Aussicht hatte als alle übrigen. Dieser Faktor erscheint nun dem Leser wegen der mit der Ausführung verbundenen Schwierigkeit als etwas in der betreffenden Hinsicht unvergleichlich Hervorragendes.

Ein Schriftsteller, der sich der eben erwähnten Ausdrucksweise bedient, behauptet dagegen natürlich nicht, daß der hervorgehobene Faktor die Handlung wirklich ausführt.

Gruppe VII.

Wenn der Frühling in Berlin nur eine Fabrikarbeiterin im Sonntagsstaat g e w e s e n w a r, wenn er in den Vororten selbstgefällig w a r wie eine Frau Rechnungsrat, so war er hier wie eine junge Schloßherrin. Hier arbeitete man nicht . . . (G. Herrmann: Einen Sommer lang 57).

Sein erstes dramatisches Hauptwerk war „Minna von Barnhelm". H a t t e er in seinen Kritiken die französische Theaterliteratur b e k ä m p f t, so zeigte er durch „Minna von Barnhelm" und die nachfolgenden Bühnenstücke den Weg, auf welchem man zu einer echten dramatischen Poesie gelangen könne. (Hentschel-Linke: Kleine Literaturkunde 33).

G i n g das Mittelalter von Gefühlshingabe aus, so drängt diese moderne Auffassung vor allem auf Willensentfaltung. (F. Lienhardt: Einführung in Goethes Faust 105).

Digitized by Google

. . . wußte es gestern herrliche Spiele zu beginnen, so schuf es vollends heute die anmuthigsten Wunder. (E. T. A. Hoffmann, cit. Paul: D. Gr. IV § 467).

Diese Sätze, die keine hypothetischen Urteile bilden, bezeichnen eine vergleichende Gegenüberstellung oder Entgegensetzung, „einerseits . . . anderseits", oder dergl. Die Konjunktion *während* liegt hier recht nahe und könnte auch in Frage kommen. Der Verfasser des ersten Beleges schrieb indessen nicht: *Während der Frühling in Berlin nur eine Fabrikarbeiterin im Sonntagsstaat gewesen war, . . . so war er hier wie eine junge Schloßherrin,* sondern er wählte statt dessen die Form des Bedingungsnebensatzes. Wenn er seinen Nebensatz mit der Konjunktion *während* eingeleitet hätte, so wäre die Faktizität dadurch hervorgehoben worden. Aber gerade das wollte der Verfasser offenbar vermeiden. Durch den Bedingungsnebensatz brachte er eine andere stilistische Wirkung zustande.

H. Paul: Deutsche Grammatik IV § 467, bringt mehrere Sätze dieser Art vor, doch ohne sie zu analysieren. Er scheint sie als gewöhnliche Während-Sätze zu betrachten.

Gruppe VIII.

Und nun war dieser reiche Geist zerstört! und diese hohe Intelligenz in des Wahnsinns öde Nacht versunken! Oswald erschien dies so ungeheuer, so unfaßbar, daß ihm war, als sei die Welt aus den Fugen gegangen: als müsse jetzt, nachdem diese erhabene Säule gestürzt, Alles in grause Trümmer zerfallen. Wenn dies geschehen konnte, was war dann noch unmöglich? Dann war ja auch wohl Freundschaft ein Märchen . . . (F. Spielhagen: Problematische Naturen I 443).

Wenn du es wußtest, warum antwortetest du dann nicht?

Aus stilistischen Gründen hat der Hauptsatz hier die Form eines Fragesatzes erhalten, der in keinem Folgeverhältnis zum Nebensatz steht. Der Verfasser hat den Fragesatz gewählt, um ausdrucksvoller und überzeugender wirken zu können. Ein Fragesatz stellt dem Leser das Ausgesagte anheim und sucht die Aufmerksamkeit und das teilnehmende Interesse des Lesers in höherem Grade und auf andere Weise zu gewinnen als ein Aussagesatz.

Vielleicht liegt hier eine Ellipse vor. Nach dem Nebensatz könnte man sich dann einen Hauptsatz wie *dann fragt man sich* oder dergl. denken.

* * *

Sind nun wirklich die obigen mit *wenn* eingeleiteten indikativischen Sätze Bedingungssätze? Sind nicht wenigstens einige davon Kausalsätze? fragt man sich. Eine solche Vermutung liegt recht nahe. Die normalen konditionalen Satzgefüge stimmen in gewisser Hinsicht mit den kausalen überein. Der konditionale Nebensatz und

Digitized by Google

der kausale Nebensatz enthalten beide einen Grund, dessen Folge im Hauptsatz auftritt. Der einzige Unterschied ist, daß der konditionale Nebensatz nur einen angenommenen Grund enthält. Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß die von mir angeführten indikativischen, mit *wenn* eingeleiteten Satzgefüge an Kausalsätze erinnern. Wenn man nun meine Belege als Kausalsätze ansieht, so fragt es sich, ob man dann auch bereit ist zu behaupten, daß *wenn* eine kausale Konjunktion sei. Dazu bin ich bereit.

Sollte man es dagegen vorziehen, einige von den betreffenden Sätzen für Temporalsätze zu halten, so gibt es ein gutes Mittel, die Frage zu entscheiden. Man übersetze die fraglichen Belege in eine fremde Sprache, die eine von der temporalen Konjunktion abweichende konditionale Konjunktion besitzt.

In seinem Streben nach Abwechslung in bezug auf die Form kann der Schriftsteller einen Gedanken als eine Annahme hinstellen. Er verwendet aus verschiedenen Gründen, die ich oben anzudeuten versucht habe, zu diesem Zweck einen Bedingungsnebenatz, den er bisweilen mit einem Hauptsatz verbindet, welcher das übliche Folgeverhältnis nicht ausdrückt. Dieses Verfahren erregt das Erstaunen des Lesers, der im Hauptsatz das nicht findet, was er erwartet. Der Schriftsteller erzielt hierdurch eine überraschende Wirkung, bringt eine neue stilistische Nuance hervor.

Wir müssen uns damit begnügen, diese uneigentlichen konditionalen Satzgefüge für das zu halten, was sie sind: unlogische Gebilde, die in das althergebrachte grammatische System nicht passen.

Wie ist die Moduswahl zu erklären?

Die meisten Nachschlagebücher und Grammatiken haben nichts über den Indikativ in Bedingungssätzen mitzuteilen, sie fragen nicht danach und interessieren sich nicht dafür.

Einige betrachten diesen Modus als eine Bezeichnung der Wirklichkeit, als ein Zeichen der Faktizität.

B. Delbrück: Germanische Syntax V, Germanische Konjunktionssätze 41: „Im Leben kommt natürlich nicht selten die Lage vor, daß jemand zuerst einen Punkt einer Bedingung als tatsächlich hinstellt und dann einen zweiten als möglich hinzufügt, z. B. *wenn ein Mann heiratet und dann etwa Kinder bekommt.* In diesem Fall wurde im Altgermanischen zuerst ein Indikativ, dann ein Optativ Präsentis gebraucht. Freilich kommt es ziemlich auf dasselbe hinaus, wenn man auch den zweiten Punkt als tatsächlich setzt, wie wir es jetzt tun."

J. Ch. A. Heyse: Deutsche Grammatik[26] 557: „Die Bedeutung und das Verhältnis des bedingenden Adverbialsatzes ist verschiedener Art. — Die Bedingung wird in diesem Falle entweder 1. objektiv als eine wirkliche Tatsache gesetzt; dann steht sowohl im Haupt-, als im Nebensatze der Indikativ."

Digitized by Google

Fr. Blatz: Neuhochdeutsche Grammatik[3] II 1154: „Bezeichnet der Redende die Voraussetzung, die der Konditionalsatz enthält, als eine unter Umständen wirklich stattfindende, so steht der Indikativ (realer Fall der Bedingung)."

Derselbe, 1157: „Der reale Bedingungssatz steht bisweilen, um eine wirkliche Tatsache auszudrücken."

G. Curme: A Grammar of the German Language[2] § 279 c. S. 600: „Mood. When the supposition is real the verb of the conditional clause is in the indic."

Die obengenannten Forscher behaupten also, daß das Verb im Indikativ steht, wenn der Bedingungssatz etwas Wirkliches ausdrückt. Das kann nicht richtig sein. Ein normales konditionales Satzgefüge ist, wie ich schon hervorgehoben habe, dasselbe, was in der Logik ein hypothetisches Urteil genannt wird. Durch ein hypothetisches Urteil wird der logische Zusammenhang des Vordersatzes mit dem Nachsatze ausgesprochen. — Wenn A ist, so ist B. Der Vordersatz (Nebensatz) enthält eine Annahme — NB. eine Annahme —, die eine Voraussetzung für den Inhalt des Hauptsatzes bildet. Eine Annahme bleibt immer eine Annahme. Was der Redende als eine Annahme hinstellt, kann er nicht gleichzeitig als eine Tatsache hinstellen. Das ist einleuchtend. Wenn wir die Sache logisch betrachten, finden wir also, daß ein Bedingungsnebensatz nie und nimmer etwas Wirkliches, Tatsächliches, ausdrücken kann.

Die Bezeichnung „der reale Bedingungssatz" (Blatz a. a. O. 1157) ist unter allen Umständen zu verwerfen. Es gibt nämlich keinen „realen Fall der Bedingung" (Blatz a. a. O. 1154) und keine realen Bedingungssätze[7].

Wir wollen versuchen, auch empirisch festzustellen, wie es sich hiermit verhält. Zu diesem Zweck bedienen wir uns der folgenden vier Beispiele, die als Typen angesehen werden können.

Nr. 1. Wenn es morgen regnet, komme ich nicht.

Nr. 2. Wenn er mich hat aufsuchen wollen, so ist er wahrscheinlich von dem Schneesturm überrascht worden.

Nr. 3. Man mußte ziemlich grobe Nerven haben, wenn man seinem Zauber verschlossen blieb (Hermann a. a: O.).

Nr. 4. Wenn er es darauf angelegt hatte, einen günstigen Eindruck . . . zu machen, durfte er mit seinem Erfolge wohl zufrieden sein (Spielhagen a. a. O.).

Der Nebensatz des ersten Beispieles *wenn es morgen regnet* enthält ja nichts Wirkliches. Es ist ja unentschieden, wie das Wetter am morgigen Tage wird. Es ist ebenso vollständig unentschieden, ob „er mich hat aufsuchen wollen" oder nicht (Beispiel Nr. 2), ob „man dem Zauber verschlossen blieb" oder nicht (Beispiel Nr. 3) und

7) Die Bezeichnung „reale Bedingung" ist natürlich ebenso unzweckmäßig, wenn sie in der Grammatik anderer Sprachen verwendet wird, z. B.: W. Streitberg: Gotisches Elementarbuch[2] S. 243 § 366: „Im Bedingungssatz steht der Indikativ, wenn die Bedingung als real charakterisiert werden soll."

Digitized by Google

ob „er es darauf angelegt hatte, einen günstigen Eindruck zu machen" oder nicht (Beispiel Nr. 4).

Ein besonders anschauliches Beispiel ist das folgende: *Sie schwieg. Sie hatte Angst, irgend etwas zu verraten, wenn sie noch weiter widersprach* (Stratz a. a. O.). Der Verfasser dieser Sprachprobe sagt mit deutlichen Worten, daß die betreffende Dame schwieg. Die oben angeführten Autoritäten, die den Modus Indikativ in Bedingungsnebensätzen als ein Zeichen der Faktizität ansehen, behaupten dagegen somit, daß die Dame „noch weiter widersprach." Ist das nicht ein bißchen stark?

Da nun der Indikativ in Bedingungssätzen nichts Wirkliches ausdrückt, wie ist dann, fragt man sich, die Moduswahl hier zu erklären und zu begründen? Meiner Meinung nach hat es damit folgende Bewandtnis.

Der Schriftsteller oder der Redende will bisweilen seine Auffassung von dem Inhalt eines Bedingungsnebensatzes ausdrücken und diesen als nichtwirklich beziehungsweise als ungewiß hinstellen. Er erreicht diesen Zweck dadurch, daß er den Konj. Präter. und den Konj. Plusqu. wählt. Hierdurch nimmt er zum Nebensatzinhalt Stellung. Der Konj. Präter. bezieht sich auf die Gegenwart oder die Zukunft, und der Konj. Plusqu. bezieht sich auf die Vergangenheit. Die Faktoren, die den Effekt „nichtwirklich" oder den Effekt „ungewiß" herbeiführen, sind im ersten Abschnitt Mom. E nachgewiesen worden.

Bei anderen Gelegenheiten will der Redende seine subjektive Meinung über die Beschaffenheit des Nebensatzinhaltes nicht aussprechen. Er wählt dann den Indikativ — den Modus der Moduslosigkeit. Durch den Indikativ drückt er eine bloße Annahme ohne subjektiven Anstrich aus. Hier liegt keine Stellungnahme dem Nebensatzinhalt gegenüber vor.

Man könnte sagen: Der Konjunktiv bildet einen subjektiven Fall — mit zwei Effekten —, und der Indikativ bildet einen objektiven Fall. Unter „objektiv" verstehe ich dann: „ohne Rücksicht auf persönliche Auffassung". In diesem Sinne kann man behaupten, daß der Redende durch den Indikativ objektiv eine Annahme ausdrückt. Indessen wird das Wort „objektiv" oft anders aufgefaßt. Es wird nämlich auch als „mit der wirklichen Sachlage übereinstimmend" gedeutet — z. B. eine objektive Schilderung. Eine solche Deutung gibt Anlaß zu dem oben beanstandeten Mißverständnis, daß der Inhalt des indikativischen Bedingungsnebensatzes als mit der wirklichen Sachlage übereinstimmend oder faktisch hingestellt werde. Da die Bezeichnung „objektiv" offenbar doppelsinnig ist und eine Verdrehung des ganzen Modusproblems herbeiführen kann, will ich auf derselben nicht bestehen.

Daß der indikativische Bedingungsnebensatz (siehe die Beispiele Nr. 1, 2, 3 und 4 oben) immer etwas Unentschiedenes enthält, ist auf den Umstand zurückzuführen, daß dieser Nebensatz eine Annahme

Digitized by Google

ist. Es hängt also mit dem Wesen des Bedingungsnebensatzes zusammen und hat nichts mit der Auffassung des Schriftstellers oder des Redenden zu tun. Dieses Prinzip werde ich weiter unten durch Beispiele erläutern.

Schon hier möchte ich darauf aufmerksam machen, daß ich die Ausdrücke „ungewiß" und „unentschieden" mit prägnanter Bedeutung gebrauche. „Ungewiß" steht, um anzugeben, daß der Schriftsteller oder der Redende „nicht weiß", wie es sich mit dem Nebensatzinhalt verhält. Den Ausdruck „unentschieden" verwende ich, um anzudeuten, daß es problematisch oder unentschieden ist, ob eine besprochene Handlung stattfindet oder nicht.

Um nicht zu weit abzuschweifen, muß ich darauf verzichten, die Umschreibung mit Hilfsverben zu behandeln.

Wir wollen nun die Wirkung des Konjunktivs mit der des Indikativs vergleichen. Um den Unterschied leichter überblicken zu können, nehme ich ein alltägliches und anschauliches Ereignis als Ausgangspunkt. Ein mit der Ausbesserung einer Dachrinne beschäftigter Blechschmied hängt hoch oben an einem Strick. Beim Anblick der gefährlichen Lage des Mannes kann ein Zuschauer sagen: *Wenn der Strick risse, wäre der Mann verloren.* Durch den Konj. Präter. im Nebensatze drückt nun der Redende seine subjektive Auffassung vom Nebensatzinhalt aus und stellt diesen als ungewiß hin, vielleicht mit einiger Gefühlsbetonung. Daß er den Eindruck der Ungewißheit hervorbringt, ist auf die momentane Aktionsart des Verbs *reißen* zurückzuführen. Niemand weiß, ob der Strick in Zukunft reißt. — Wenn der Zuschauer seine eigene Auffassung von der Möglichkeit eines Reißens oder von der Stärke des Strickes gar nicht aussprechen will, sondern nur eine bloße Annahme und deren Folge mitzuteilen wünscht, so gebraucht er den Indik. Präsentis und sagt: *Wenn der Strick reißt, ist der Mann verloren.* Der Redende hat nun seine eigene Meinung über den Nebensatzinhalt ausgeschaltet. Wie es mit dem Reißen des Strickes steht, bleibt unentschieden, da ja in jeder Annahme ohne subjektiven Anstrich das Verhältnis zur Wirklichkeit immer unentschieden bleibt.

Einige Zeit nachher kann der Zuschauer sich über die Lage des Blechschmiedes folgendermaßen äußern: *Wenn der Strick gerissen wäre, so wäre der Mann verloren gewesen.* Der Redende drückt nun durch den Konj. Plusqu. seine subjektive Auffassung vom Nebensatzinhalt aus und stellt diesen als nichtwirklich hin. Durch den Konjunktiv *gerissen wäre* teilt er dem Hörer mit, daß der Strick nicht riß. Der Zuschauer hat kontrolliert, daß der Strick nicht riß, und setzt das Gegenteil voraus. — Wenn derselbe Zuschauer, der nachher von dem Blechschmied erzählt, seine eigene Auffassung von der Möglichkeit eines Reißens nicht aussprechen wollte, sondern nur eine bloße Annahme und deren Folge mitzuteilen wünschte, würde er den Indik. Präter. gebrauchen und sagen: *Wenn der Strick riß, so war der Mann verloren.* Das letzte indikativische Beispiel kommt

Digitized by Google

dem Hörer recht gekünstelt und unnatürlich vor. Warum? Die Ursache ist diese: Es ist nicht zu vermuten, daß der Zuschauer, der ja selbst kontrolliert hatte, daß der Strick nicht riß, nun nachher diese seine Erfahrung ausschaltet und von derselben absieht und tut, als ob er kein Interesse dafür hätte und sich nicht darüber äußern wollte. Eine solche Situation ist sehr unwahrscheinlich und gekünstelt, und deshalb ist auch das Beispiel *Wenn der Strick riß, so war der Mann verloren* unnatürlich und gekünstelt.

Wie kommt es dann, daß das folgende indikativische Beispiel, das dem vorigen ähnlich ist, so natürlich klingt? *Sie konnten sich an ihm vergreifen, wenn es im Plan des Höchsten lag* (H. Mann a. a. O.). Warum ist gegen dieses Beispiel nichts einzuwenden? Da der Redende, d. h. der Verfasser, nicht weiß und nicht wissen kann, was im Plan des Höchsten liegt, so sieht er nun in seiner Erzählung vollständig von dem Inhalt dieses Planes ab und will keine eigene Auffassung von demselben aussprechen. Diese Situation ist ganz natürlich und einwandfrei, und die Sprachprobe ist darum auch natürlich und einwandfrei. Was im Plan des Höchsten lag, bleibt unentschieden.

Im unmittelbar Vorstehenden haben wir zwei Beispiele mit dem Indik. Präter. gesehen. Das Sprachgefühl lehnt das eine ab, findet aber das andere korrekt. Diese Tatsache erhält durch die von mir vorgelegte Modustheorie eine genügende Erklärung. Darin sehe ich einen Beweis für die Richtigkeit dieser Modustheorie.

In allen Belegen der Gruppen I—VIII im vorigen Abschnitt lassen sich die Indikativformen der Bedingungsnebensätze dadurch erklären, daß die Verfasser ihre subjektive Meinung über die Beschaffenheit des Nebensatzinhaltes nicht haben aussprechen wollen.

Die Tempusfolge

In konjunktivischen konditionalen Satzgefügen gibt es vier verschiedene Arten von Tempusfolge.

Der Konj. Präter. in beiden Sätzen: *Es wäre mir lieb, wenn du das tätest.*

Der Konj. Plusqu. in beiden Sätzen: *Wenn ich das gewußt hätte, so wäre ich gekommen.*

Der Konj. Präter. im Nebensatze und der Konj. Plusqu. im Hauptsatze: *Ich hätte dir das gestattet, wenn es zu deinem Vorteile wäre* (Paul).

Der Konj. Plusqu. im Nebensatze und der Konj. Präter. im Hauptsatze: *Wenn er nicht gewesen wäre, so wäre ich jetzt reich.*

Zuweilen erscheinen verschiedene Modi im Nebensatz und im Hauptsatz. Besonders häufig ist ein solcher Wechsel in den Satzgefügen, die in der Gruppe IV behandelt worden sind. Zahlreiche Be-

Digitized by Google

lege hierfür finden sich in den meisten Nachschlagebüchern. Ich führe deshalb hier nur zwei an.

Der Konj. Plusqu. im Nebensatz und der Indik. Präter. im Hauptsatz: *Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte.* (Schiller: Wilhelm Tell, III).

Der Indik. Präter. im Nebensatz und der Konj. Plusqu. im Hauptsatz: *Sie hätte ihn gewiß umgebracht, wenn er nicht versprach.* (Heine, cit. Paul: D. Gr. IV § 463).

Aber auch außerhalb der Gruppe IV erscheint ein Moduswechsel:

Der Indik. Präsentis im Nebensatz und der Konj. Präter. im Hauptsatz: *Wo aber wäre Wahrheit hier für dich, Wenn du sie nicht auf meinem Munde findest.* (Schiller, cit. Paul: D. Gr. IV § 463).

Der Konj. Präter. im Nebensatz und der Indik. Präsentis im Hauptsatz: *Stünd' Agamemnons Sohn dir gegenüber und du verlangtest, was sich nicht gebührt, so hat auch er ein Schwert.* (Goethe, cit. Sanders: Hauptschwierigkeiten 76).

Bisweilen erscheint im Hauptsatz ein optativer Konj. Präsentis, der eine Aufforderung ausdrückt, während der Nebensatz den Indik. Präsentis hat: *Wenn die Malerei die Schwester der Dichtkunst sein will, so sei sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester.* (A. Engelien: Gr. d. nhd. Spr.[5] 492).

Ahnt man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, ... so hüte man sich ... (Goethe, cit. Sanders: Hauptschwierigkeiten 76).

Vereinzelt findet sich im Hauptsatz ein potentialer Konjunktiv, der eine bescheidene Vermutung bezeichnet, während der Nebensatz den Indikativ aufweist: *War die Chaucersche Lautung milk und silk, so wären das wohl anglische Formen.* (Wild: Die Sprache der Chaucerhandschriften 79, cit. Bøgholm).

Oder umgekehrt: *Wäre es noch nicht auf die Post gegeben, so bitte ich es baldigst zu thun.* (Schiller, cit. Paul: D. Gr. IV § 463).

In indikativischen konditionalen Satzgefügen treten alle Arten der Tempusfolge auf, die in anderen indikativischen Satzgefügen mit denselben Zeitformen üblich sind. Belege habe ich schon in den vorigen Abschnitten dieser Untersuchung angeführt.

BORÅS EMIL LÅFTMAN

Digitized by Google

ANZEIGEN

Sachwörterbuch der Deutschkunde. Unter Förderung durch die Deutsche Akademie herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter und Prof. Dr. Ulrich Peters. Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1930. I. II.

Das Sachwörterbuch der Deutschkunde, das Hofstaetter und Peters in zwei starken Bänden von zusammen 1287 Seiten und einem besonderen Schlagwortregister vorlegen, entstand als ein Verlegerbuch. Schon 1914 ist Alfred Giesecke-Teubner mit dem Vorschlage, ein solches Werk zu schaffen, an die Herausgeber der Zeitschrift für den deutschen Unterricht herangetreten. Trotz mancher Zwischenfälle und Unterbrechungen erscheint es nun. Es hängt natürlich aufs engste mit den Deutschkunde-Bestrebungen zusammen, welche von Hofstaetter ausgingen, und deren Sprachrohr vorzugsweise der Teubnersche Verlag gewesen ist. Man darf das ruhig einmal sagen, denn es bedeutet keine Diffamierung; im Gegenteil erleben wir heute allerorten, daß große Bewegungen, auch solche geistiger Art, nur dadurch weiterkommen, daß sie von wirtschaftlichen „Personen" getragen werden. —

Wenn man der Arbeit, wie sie uns vorliegt, gerecht zu werden versuchen will, muß man vor allem eins bedenken: daß ihre Zielsetzung eine pädagogische ist. Erziehliche und Bildungsmomente stehen im Vordergrunde. Hofstaetter hat das in seinem Artikel „Deutschkunde" selbst unzweideutig ausgesprochen. Wir haben in einem Deutschkunde-Sachwörterbuch ein pädagogisches, kein germanistisches Werk vor uns.

Aber dies pädagogische Werk wurde geschaffen, und deshalb wies ich auf den geistigen Urheber hin, obwohl die Situation noch lange nicht klar ist. Ich will hier nicht vom Für und Wider sprechen; das muß an einem andern Ort entschieden werden. Ich möchte nur betonen, daß man die Lage, Grenzen und Ziele der Deutschkunde längst noch nicht so erarbeitete, wie es notwendig wäre, wenn man den Stoff in einem Sachwörterbuch zu sammeln sucht. Das Vorwort zum zweiten Bande gibt das ganz ehrlich zu. Wenn aber bei den Deutschkundlern noch keine rechte Klarheit herrscht, dann — scheint es mir zum mindesten verfrüht, ein solches Kompendium, das immer einen gewissen Abschluß gibt, herauszubringen. Denn es wird so „Bewegung" frühzeitig, während sie noch Bewegung ist, „Zustand". Und ihr natürlicher Ablauf wird unterbrochen, muß erstarren. Ein zweiter Punkt ist zu bedenken. Im Vorwort wird gesagt: „Wohl waren bereits im ersten Entwurf (von 1914) die wichtigsten kulturkundlichen Nachbargebiete berücksichtigt worden. Aber man hatte doch ursprünglich der Sprache und dem Schrifttum fast drei Viertel des Gesamtraumes zugewiesen. Jetzt (scil. nach dem Kriege) galt es, nicht nur für das germanische Altertum, die Volkskunde und die darstellende Kunst mehr Platz zu schaffen, sondern der Gedanke der „Konzentration" des Unterrichts forderte auch eine stärkere Berücksichtigung der Geschichte und der Erdkunde, der Religion und der Philosophie wie der Musik. Auch die Mathematik wie die Naturwissenschaften mußten in ihrer deutschkundlichen Bedeutung erfaßt werden" usw. usw. — Das will doch sagen, daß die Deutsch-

Digitized by Google

kunde, die ursprünglich vom Deutschunterricht herkam, über denselben hinausgewachsen ist. Daß die Deutschkunde heute ein Oberbegriff für alle Disziplinen werden will, zur „deutschen Schule" werden will. Auch dieser Versuch ist durch den Pädagogen zu erörtern. Der Germanist hat nur die Tatsache festzustellen. Wird die Deutschkunde ein Sammelbegriff, — nicht eine Disziplin, sondern Prinzip des Unterrichtes, wie man das gern zu formulieren pflegt, — dann muß notwendigerweise in einem Sachwörterbuch der Deutschkunde dieses Prinzip der „rote Faden" sein. Es muß in allen Artikeln deutlich werden, warum sie aus der Überfülle des Stoffes ausgewählt, warum sie für den Deutschkundeunterricht notwendig sind. Man könnte sogar verlangen, daß eine Andeutung geschähe, um welches Punktes willen man diesen oder jenen Stoff behandle, wo die Idee aufleuchte. Von dieser Notwendigkeit sind die Herausgeber auch überzeugt gewesen, wie aus dem Vorwort für den zweiten Band ersichtlich ist. Sie haben es aber unterlassen, die Forderung zu erfüllen, weil sie befürchten mußten, daß hier die Mitarbeiter versagen würden. So habe man sich in diesen Fällen (Architektur, Stoff- und Motivgeschichte) mit reinen Stoffangaben begnügt. Auch das erweist, daß der Versuch zu früh begonnen worden ist.

An wen nun wendet sich das Werk? — Das Vorwort sagt, man wolle „mit ihm jedem deutschkundlich arbeitenden Wissenschaftler, insonderheit aber jedem Lehrer ein Hilfsmittel in die Hand geben, das auf alle wissenschaftlichen wie unterrichtlichen Fragen der Deutschkunde eine erste Antwort gibt und, da wo diese nicht genügt, in einem sach- und aufgabengemäßen Schriftenverzeichnis weiterhilft". Also ein wissenschaftliches Werk für den Deutschkundelehrer.

Ich hoffe, es ist mir gelungen, den seltsam zwiespältigen Charakter des Werkes aufzuzeigen. Es geht von pädagogischen Zielsetzungen aus, die Haltung des Ganzen ist aber eine fachwissenschaftliche, will sagen, eine germanistische, volkskundliche, historische, kunsthistorische usw. Man stellt sich um; anstatt dem Interessierten aufzuzeigen: das oder das sind die für den Deutschkundler wichtigen Elemente, — begnügt man sich, schon oft Getanes zu wiederholen; man schafft ein Wörterbuch der Germanistik in Auswahl, der Kunstgeschichte usw. Man führt in alphabetischer Reihe die Stoffe an, die zu behandeln sind; aber man zeigt uns nicht, warum man gerade diesen oder jenen will, was von der Art des deutschen Menschen sich an ihm zeigen läßt.

Daraus ergibt sich nun, daß nicht so sehr der Pädagoge als der Fachwissenschaftler über den Wert und das Gelingen der einzelnen Artikel urteilen muß.

Ganz allgemein darf man vorerst behaupten: die einzelnen Artikel sind ungleichwertig; es finden sich neben vielen guten auch manche, die dürftig sind. Recht gut geschrieben sind fast durchweg die volkskundlichen Artikel. Ich nenne da als wichtig „Volkskunde" von A. Spamer, „Volksglaube" von E. Fehrle, „Märchen" von Bolte, und die Artikel Sartoris, Klappers, Fehrs, während z. B. Wehrhans „Sage" Bedenken erweckt. Ihm ist die Definition von „Sage", ihre Abgrenzung gegen das „Märchen" nicht recht geglückt. Die Literaturangaben sind ohne Wert; es fehlt die große Zaunertsche und Eichblatts Sagensammlung, die landschaftlichen Sammlungen durchaus, und was sonst steht, erscheint recht flüchtig. Von Laistner werden die Nebelsagen angeführt, während das viel wertvollere Werk „Rätsel der Sphinx" ausfällt. J. Lowags

Digitized by Google

„Schlesische Volks- und Bergmannssagen" hat Wehrhan sicher nie gesehen, sonst hätte er sie nicht angeführt. Die Literatur zur deutschen Kaisersage kennt Kampers nicht.

Daß, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, die volkskundlichen Artikel vortrefflich geraten sind, daß überhaupt Volkskunde so stark berücksichtigt worden ist, ist sicher nicht zufällig. Ich möchte meinen, hier spreche mit, was Hofstaetter als Weg und Ziel der deutschkundlichen Schularbeit kennzeichnete: die deutsche Bewegung, hinführend zur Gestaltung des deutschen Menschen. Wie es sich immer wieder zeigt, (vgl. auch „Deutsches Reich"), liegt die Gefahr sehr nahe, die deutsche Bewegung als eine „Romantik" aufzufassen: man sucht im hellen Mittelalter, im „unverdorbenen Volk" den deutschen Menschen. Das hat schon oft zur „Volkskunde" verlockt, und mag wohl auch hier im Hintergrunde stehen. Aber man kann nicht scharf genug betonen, daß eine romantisierende Volkskunde, die überdies nur eine Bauernkunde ist, nicht dem entspricht, was wir von einer Volks-Kunde erwarten müssen.

Viel einfacher als bei der Volkskunde liegt bei der Literaturgeschichte und reinen Germanistik der Fall. Es hat sich ja ein Kanon der Schriften ausgebildet, die in der Schule behandelt werden. Auf die beschränkt sich das Sachwörterbuch. Man wird die einzelnen Artikel passieren lassen können. Manches ist freilich dürftig. Ich denke da vor allem an „Beowulf". Dort wird, nach einigen einleitenden Bemerkungen, der Inhalt des Gedichtes angegeben und ein Datierungsversuch gemacht. Dann folgen Notizen über Übersetzungen und ein Verweis auf B.ten Brink, Geschichte der englischen Literatur. Mit keinem Wort wird Panzers Beowulf erwähnt, der, mag man zu ihm stehen, wie man will, sicher für das Gedicht und für die Deutschkunde von ausschlaggebendem Werte war.

Auch manche motivgeschichtlichen Artikel, — das räumen die Herausgeber selbst ein, — entsprechen nicht dem, was man gern möchte. Ich denke da z. B. an „Napoleon", wo das Verzeichnis der Napoleondichtungen zu wünschen übrig läßt. Brachvogel, Mysing, Richard Voß könnte man gern entbehren, wenn dafür auf das große Drama Carl Hauptmanns „Napoleon", auf sein Tedeum „Krieg", in dem Napoleon als ausgebrochener Staatsphantast nachlebt, verwiesen worden wäre. Hofstaetters „Utopie", um einen andern Fall zu bringen, nennt nach des Morus Utopia Johann Valentin Andreaes Reipublicae Christianopolitanae descriptio, und er glaubt, es sei nach Morus die nächste Schrift. In Wahrheit liegt aber manche andere zwischen den beiden; ich nenne als wichtigste nur Campanellas „Sonnenstaat", von dem auch Joh. Val. Andreaes Buch empfing und zehrte. Auch die utopischen Versuche phansophischer Kreise des 17. Jahrhunderts hätten erwähnt zu werden verdient. Doch das sind Unterlassungen, die keinen ernsthaften Schaden anzurichten vermögen. Gefährlicher scheint mir das, was manche zusammenfassenden Artikel bringen. Da findet sich etwa neben Bornkamms ganz ausgezeichneter „Mystik" ein Aufsatz „Religiöse Dichtung der Gegenwart", in dem die große, entscheidende Bedeutung von Dostojewski auf der einen und Francis Jammes auf der andern Seite nicht sichtbar wird, der Namen wie Hermann Stehr und H. Christaller zusammenstellt. (Ich darf dabei erwähnen, daß ähnliche groteske Wertungen auch in der neuen Auflage der RGG. geschehen sind.) In dem erwähnten Aufsatz wur-

Digitized by Google

de auch der große Abstand zwischen den beiden Generationen Rilke und Werfel verwischt, der Einfluß Pfemferts und der „Aktion" nicht erst erwähnt. Obwohl doch gerade aus dem Pfemfertschen Kreise der Anstoß zu den ethisierenden religiösen Dichtungen der Spätkriegszeit gekommen ist.

Man würde viele Seiten brauchen, wenn man in dieser Art fortfahren wollte, zu rügen und zu kritisieren. Das scheint mir nicht im Sinn der Anzeige zu liegen. Es kommt nicht darauf an, ein möglichst großes Herbar von Fehlern anzulegen, — daß solche vorhanden sind, ist, glaube ich, erwiesen, — sondern zu zeigen, was hier geschehen sollte. Was die Herausgeber mit ihrem Werk bezweckten. Wie die von ihnen gestellte oder ihnen gestellte Aufgabe zur Lösung getrieben worden ist, und welche Einwände gegen die Aufgabe und gegen den Lösungsversuch zu machen sind.

Ich habe keinen Zweifel gelassen, daß meiner Ansicht nach zwischen dem Plan und der Ausführung ein Widerspruch vorhanden ist. Daß man an einem andern Orte landete, als wo man landen wollte. Das scheint mir der entscheidende Fehler, der bei der Arbeit an dem Werke begangen wurde. Den auch die Menge der guten Einzelleistungen nicht auszugleichen vermag. Man hat uns ein Sachwörterbuch der Deutschkunde versprochen. Gewiß, es ist ein Sachwörterbuch geworden, das kann man nicht bestreiten; aber es liegt doch nicht nur daran, daß alle „Sachen" behandelt werden, mit denen die Deutschkunde rechnet; das ist schon längst geschehen, dafür braucht man kein neues Werk. Entscheidend ist meiner Ansicht nach vielmehr, daß die Beziehungen zwischen den „Sachen" und dem Bildungs-weg wie-wollen der Deutschkunde verdeutlicht werden. Nur dann kann man von einem Sachwörterbuch der Deutschkunde reden.

Ich bin deshalb der Meinung, daß man das Werk, so wie es heut vorliegt, als einen ersten Versuch zu werten hat. Als eine Vorarbeit. Freilich als eine notwendige Vorarbeit. Sie mußte erst einmal geschehen, und alle Möglichkeiten wie Konsequenzen mußten besprochen werden, ehe man daran gehen kann, *das* Sachwörterbuch der Deutschkunde zu schaffen.

Das, und hier scheint mir nun der größte Wert des Werks zu liegen, macht eins notwendig, — daß sich der Lehrer, gleich wo er unterrichte, — ernsthaft mit diesem Buch beschäftigt, sich mit den einzelnen Fragen auseinandersetzt, und endlich sein Teil dazu beiträgt, daß, wenn die Arbeit wieder aufgenommen wird, das anfangs gegebene Versprechen auch einzulösen ist. Als ein Programm, und eine Anweisung an alle, an welchen Punkten die Arbeit einzusetzen habe, möchte ich den Versuch gutheißen.

BRESLAU WILL-ERICH PEUCKERT

Digitized by Google

Karl Schultze-Jahde: Zur Gegenstandsbestimmung von Philologie und Literaturwissenschaft. Ein methodologischer Versuch. 8, 256 S., Ebering, Berlin 1928.

Erlebnis und Ausdruck. Vorfragen zur Literaturästhetik. 8, 152 S., ebenda 1929.

Ausdruckswerk und Stilbegriff. 8, 117 S., Junker und Dünnhaupt, Berlin 1930.

Man darf diese Schriftenreihe als den verzweifelten Versuch eines auf saubere Begriffsbildung und exaktwissenschaftliche Fundierung der eigenen Arbeit bedachten Literarhistorikers ansehen, das methodologische Chaos der Geisteswissenschaften von sich aus und für sich zu überwinden. Verzweifelt ist der Versuch, weil Schultze-Jahde, wie namentlich seine „Gegenstandsbestimmung" zeigt, ursprünglich den Umfang seines Beginnens gar nicht überblickte, sondern in der markscheiderischen Absicht auszog, sein Zuständigkeitsbereich abzugrenzen, aber sich im Handumdrehen in einem ausweglosen Gestrüpp höhnender Fragezeichen verstrickt fand. Nun schwingt Schultze-Jahde sein Urwaldmesser, um zunächst erste Pfade und Lichtungen auszuhauen, verliert dabei mehr als einmal die Richtung und kehrt immer wieder an seinen Ausgangsort zurück, um seine Arbeit unverdrossen von vorne zu beginnen. Kein vom Ehrgeiz des Systems getriebener Forscher kann sich heute eben ungestraft auf das methodologische Gebiet begeben, wo ihn auf Schritt und Tritt, um einen treffenden Ausdruck der französischen Soziologie zu gebrauchen, die „Rache des sekundären Phänomens" umlauert, es sei denn, er bringt den Mut zum Wesentlichen, d. h. einen vorgegebenen fixen Zielpunkt mit.

Nun verfügt Schultze-Jahde zweifellos über einen solchen Zielpunkt, mehr als es seine etwas unsichtigen Schriften auf den ersten Blick verraten, und mehr, als er selber sich dessen vielleicht bewußt ist. Er liegt zwar noch eine erhebliche Strecke jenseits des Inhalts der vorliegenden Schriften, ist aber „immanent" gegeben und lenkt heimlich die Schritte des Verfassers, der dadurch trotz seiner methodischen Zirkelgänge immer wieder ein Stück vorwärtskommt. Und wir wollen in der positiven Absicht, Schultze-Jahde zu einem entschiedeneren Vordringen und zu einem strafferen Ausrichten seiner „Vorfragen" auf das sich bereits deutlich abzeichnende Endergebnis zu ermuntern, seinen Zielpunkt klar herausstellen. Sein Bemühen um die methodologische Neubegründung der Literaturwissenschaft gilt vor allem der Sicherung des psychologischen und ästhetischen Unterbaus durch eine Psychologie, die im wesentlichen in den Bahnen Reiningers wandelt, und durch eine Kontemplationsästhetik, die Schultze-Jahde durch den Nachweis des Zustandserlebnisses als Gesamtkörpererlebnisses über die bisher erreichte Linie entscheidend weiterführt, aber sein eigentliches Ziel ist ein ganz anderes als eine neue Literaturästhetik auf psychologischer Grundlage: es besteht in nichts geringerem als in einer Soziologie der Geistesgeschichte. Das begründet die symptomatische Bedeutung dieser Schriften, die wir unbeschadet der Kritik, die an ihrem formalen Verfahren und an ihren Einzelergebnissen geübt werden kann, schon dank ihrem ernsten

Digitized by Google

Willen, die expressiven Wert- und Stimmungsbegriffe, die heute die Geisteswissenschaft beherrschen, durch eine logisch saubere Begriffssprache zu ersetzen, zu den förderlichsten methodologischen Beiträgen des letzten Jahrzehntes zählen müssen.

Die Frage nach ihrem Zielpunkt bedeutet aber nichts anderes als die Frage nach Schultze-Jahdes Standort im Methodenstreit der Gegenwart: es sei versucht, ihn zu bestimmen. Für den aufmerksamen Beobachter geisteswissenschaftlicher Strömungen ist es längst kein Geheimnis mehr, daß die von den Neukantianern in Abwehr des allzu naiven Positivismus eingeleitete, im wesentlichen auf die Begründung des kulturgeschichtlichen Forschungsbereiches als kausalfreien Reichs des Geistes abzielende „Revolution der Wissenschaft" (Troeltsch) sich methodisch totgelaufen hat und im Zustande verbrämter Liquidierung befindet. Aus Ursachen, die hier nicht erörtert werden können, bedeutet die rückläufige Pendelbewegung eine Rückbesinnung auf die ursprüngliche Ausgangsstellung, d. h. eine neuerliche Auseinandersetzung mit dem Positivismus, und diese den Willen zum geläuterten Ausgleich, genauer: den Einbruch gesellschaftswissenschaftlicher Denkformen in die Geisteswissenschaft. Wir sehen von der außerordentlich emsigen „Wissenssoziologie" und der nicht minder rührigen „Religionssoziologie" her das Problem der Strukturzusammenhänge zwischen „Unterbau" und „Oberbau" nun auch in ihr Blickfeld, vielfach sogar in den Mittelpunkt ihres forschenden Interesses vorrücken, ja es scheint sich sogar eine Annäherung der beiden polaren Standorte diesem Probleme gegenüber, des historischen Materialismus, der die Kausaldeterminiertheit des Bewußtseins durch das gesellschaftliche Sein lehrt, und der auf die Autonomie und Autarkie des geistigen Reiches eingeschworenen „reinen" Geisteswissenschaft, anzubahnen. Jedenfalls sind beiderseits ansehnliche Kräfte auf der Suche nach einer Kompromißformel, die den Brückenschlag von Ufer zu Ufer ermöglichen könnte.

Die Frankfurter Soziologenschule z. B. kommt bei grundsätzlicher Wahrung ihrer geisteswissenschaftlichen Haltung dem historischen Materialismus auf halbem Wege entgegen, indem sie den „Oberbau" in zwei strukturell verschiedene Sphären, eine „zivilisatorische" (Gesellschaft, Recht, Staat) und eine „kulturelle" (Kunst, Weltanschauung, Wissenschaft), zerlegt und an der Selbstentfaltung des Geistes nach immanenten Gesetzen nur innerhalb der stark eingeengten „Kultur"-Sphäre festhält, dagegen für die „Zivilisations"-Sphäre die Wirksamkeit der „materialistischen" These, daß nicht das Bewußtsein das Sein, sondern das Sein das Bewußtsein bestimme, rückhaltlos anerkennt. Namhafte Vertreter des historischen Materialismus quittieren dieses Entgegenkommen ihrerseits, indem sie die „materiellen" Produktivkräfte, in denen Marx die letzten und eigentlichen Triebkräfte des geschichtlichen Lebens sah, entmaterialisieren, den Materialismus überhaupt nur als zeitbedingte, rein terminologische Angelegenheit, um nicht zu sagen Entgleisung, auslegen und dem Kausalitätsbegriff eine philosophisch unverbindliche, auch für die Geisteswissenschaft annehmbare Deutung (Korrelation, Funktion u. dgl.) geben.

Wie immer man zu der hier sich andeutenden Kompromißmöglichkeit meritorisch stehen mag, so viel ist sicher, daß sich darin ein starkes Be-

Digitized by Google

dürfnis nach Überbrückung der in den letzten Jahrzehnten zwischen Natur und Geist und damit zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft aufgerissenen Kluft symptomatisch ausspricht. Auch sonst tritt ja der Wille zur Beseitigung des schroffen Wissenschaftsdualismus allenthalben zu Tage, vor allem in der erwähnten Durchdringung der Geisteswissenschaften mit gesellschaftskundlichen Grundbegriffen und Forschungsweisen.

Ja, die Soziologisierung der Geisteswissenschaften greift seit einigen Jahren so rasch um sich, daß schon wieder Stimmen laut werden, die vor der Ablösung des überwundenen „Psychologismus" durch den „Soziologismus" warnen. An einem so bedrohlichen Punkte halten wir nun allerdings noch lange nicht. Weit entfernt von der Erschöpfung ihrer äußersten methodischen Möglichkeiten, macht die gesellschaftskundliche Betrachtungsweise im geistesgeschichtlichen Raum bei uns vielmehr erst ihre ersten Gehversuche, und sie wird noch erhebliche Zeit benötigen, um den gewaltigen Vorsprung etwa der englischen und amerikanischen Forschung aufzuholen, schon weil die unerläßliche Voraussetzung großzügiger und fruchtbarer Anwendungsversuche: eine *geistesgeschichtliche Sozialpsychologie,* bei uns noch durchaus fehlt. Der eifrige Betrieb kann darüber nicht hinwegtäuschen, daß die Soziologie der Geistesgeschichte gegenständlich und methodisch noch in den Kinderschuhen steckt, herrscht doch, wie ich an anderer Stelle zeigen konnte, selbst über ihre Grundbegriffe vielfach eine so weitgehende Unklarheit, daß immanente Ideengeschichten als Sozialgeschichten, Charakteristiken des Theaterpublikums oder Betrachtungen über den Wandel des „Nachruhms" u. dgl. als sozialpsychologische Studien auftreten können und ein führender Literarhistoriker sogar Gesellschaft und — Geselligkeit verwechseln darf*. Von einer Soziologie der Geistesgeschichte wird man überhaupt erst reden können, bis es gelingt, gegebene Bewußtseinsformen aus entsprechenden Lebensformen und diese aus bestimmten Gesellschaftsformen abzuleiten, was eine eminent psychologische Aufgabe ist.

Die Bedeutung der methodologischen Schriften Schultze-Jahdes beruht nun darin, daß sie auf dem Wege zur Lösung dieser Aufgabe sind. Sie haben sie, wie gesagt, noch nicht gelöst, ja noch nicht einmal unmittelbar in Angriff genommen, wohl aber auf dem engeren Gebiete der Literaturwissenschaft die psychologischen Mittel für die Inangriffnahme bereit gestellt, u. zw. vor allem durch die Rückverweisung des gegenständlichen Forschungsinteresses auf das Zustandserlebnis und durch die scharfsinnige Zergliederung und Wesensbestimmung dieses psychischen Bestandes. Das ist ihr heimlicher Königsgedanke, gegen den die sonstigen theoretischen Bemühungen Schultze-Jahdes, namentlich seine in ihrer strengen Beschränkung auf den sprachlichen Ausdruck auch vom eigenen Standpunkt aus wohl kaum haltbare Definition der Literaturwissenschaft, seine an sich sehr interessante, aber praktisch nicht besonders förderliche Klärung des Stilbegriffs u. a., an Gewicht stark abfallen. Seine ganze methodische Fruchtbarkeit wird sich allerdings erst in der Anwendung auf konkrete geschichtliche Aufgaben größeren Ausmaßes erweisen, d. h. sobald Schultze-Jahde gezwungen sein wird, aus der „subjektologischen" in die „objektologische" oder, wie wir es

*) Gundolf : Goethe, S. 237 ff.

Digitized by Google

allgemeiner fassen wollen: aus der individual- in die sozialpsychologische Sphäre überzugreifen.

Aber eines zeigt sich schon jetzt: Die Auseinandersetzung zwischen „Geisteswissenschaft" und „Naturwissenschaft" war ein Streit im luftleeren Raum. Meines Erachtens ist es Schultze-Jahde gelungen, die begriffliche Unklarheit des konstruierten Gegensatzes durch den einfachen Rekurs auf die Frage „Was ist psychisch?" nachzuweisen. Er beantwortet sie so, daß er das Physische und das Psychische als Wechselbegriffe, als unterschiedliche Aspekte eines einheitlichen Vorganges faßt, indem man etwas, je nach dem Erlebnisvorgang, infolge der Struktur unseres Ichs bald von dieser, bald von jener Seite fassen muß, ohne daß das Einheitliche als Substrat oder als Drittes irgendwie faßbar wäre. Es gibt nicht einen Monismus oder Dualismus oder psychophysischen Zusammenhang von Wesenheiten verschiedener Art, sondern nur eine subjektologische und eine objektologische Betrachtungsweise an sich neutraler Vorgänge. Damit ist grundsätzlich die Grenze zwischen Geist und Natur aufgehoben und eine strikte Scheidung der Gebiete, die praktisch überhaupt nie durchgeführt werden konnte, unmöglich geworden. „Psychisch" ist lediglich das Subjektbezogene, keine Wesensmaterie, die Psychologie die Wissenschaft vom Subjekt und seinem Erlebnis. Daraus ergibt sich, daß die Literaturwissenschaft zwar vorwiegend subjektologisch verfährt, weil die Träger der Literatur eben Subjekte sind, keineswegs aber vor objektologischen Forschungsweisen, wo solche gangbar sind, halt zu machen gezwungen ist. Auch der „reinste" Geisteswissenschafter wird nicht darum herumkommen, beispielsweise Lautveränderungen in Zusammenhang mit Organveränderungen zu bringen oder für die Produktivität von Dichtern auch körperliche Dispositionen und finanzielle Verhältnisse als wirksam anzusehen. Mit Recht weist Schultze-Jahde in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die Rutzsche Konstitutionslehre, die in der Geisteswissenschaft so viel Anklang gefunden hat, keinen „geisteswissenschaftlichen" Erklärungsversuch, sondern eine ausgesprochen objektologische Betrachtungsweise darstellt. Umgekehrt kann selbst die Physik der Arbeit mit subjektologischen Bestandstücken nicht entraten, indem sie z. B. die Farben mit rot, blau usw. bezeichnet und den Körpern eine Trägheit oder dem Gas einen Druck zuspricht.

So weit Schultze-Jahde, der hier offensichtlich in den Bahnen der Erkenntniskritik Kants wandelt, was immerhin insofern vermerkenswert ist, als derselbe Kant, in dessen Namen die Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaft aufgerissen wurde, nun auch diesem Überbrückungsversuche Pate steht. Damit deuten wir aber gleichzeitig an, daß Schultze-Jahde, dessen methodologischer Ansatz auf den ersten Blick „positivistisch" oder gar „materialistisch" anmuten mag, durchaus im Zusammenhang des deutschen philosophischen Idealismus steht (und an seinem Standort allerdings einem „marxistischen" Methodologen wie dem ebenfalls unter Kants Gestirn sich bewegenden Max Adler begegnet). Aber seine idealistische Neutralitätserklärung angesichts des Natur- und Geist-Problems wird vom andern Ufer durchaus positiv beantwortet, u. zw. scheint mir am reinsten die Forderung Bertrand Russels in sie einzuschwingen, daß die Schwammbegriffe Geist und Materie aus der Wissenschaft endlich verschwinden und

Digitized by Google

durch „auf Ereignisse bezügliche Kausalgesetze" ersetzt werden. Russels Forderung stützt sich auf die Tatsache, daß das geisteswissenschaftliche (und vitalistische) Kronargument der „schöpferischen Synthese" durch den Emergenz-Begriff der modernen Physik unhaltbar geworden ist, weil die „stofflichen" Strukturen ebenso durch „emergente" Eigenschaften, d. h. solche Eigenschaften, die aus den Eigenschaften und Beziehungen ihrer Teile nicht erschließbar sind, konstituiert werden wie die „geistigen" Strukturen. Was letzten Endes nur das „objektologische" Ergänzungsbeweisverfahren zu Schultze-Jahdes „subjektologischer" Argumentation ist.

WIEN O. BENDA

Adolf v. Grolman. Literarische Betrachtung. Beiträge zur Praxis der Anschauung von Künstlerschicksal und Kunstform. Junker und Dünnhaupt Verl. Berlin 1930 (Neue Forschung. Bd. 6).

Durch die Schärfe und Unbekümmertheit des kritischen Urteils, die Vielfalt der Perspektiven, die vielschichtige Fundierung der Wertentscheidungen hat sich v. G. einen Namen gemacht gerade in dem wichtigen Zwischengebiet zwischen Wissenschaft und Leben, das von den Wenigsten sicher beschritten wird. Eine Reihe Aufsätze sind hier gesammelt, die meisten bereits in Zeitschriften erschienen. Die Auswahl erscheint den Stoffen nach zufällig. Tatsächlich kommt in jedem das Eigentümliche der Grolmanschen Eigenart eindeutig klar zum Ausdruck. Das gibt die innere Einheit.

Nicht ohne tieferen Sinn steht die wertvolle Arbeit über Sebastian Franck am Eingang. In diesem Bilde Francks spiegelt sich viel von G.'s eigenem Wesen wieder. Auch seine Schicksalsform scheint die Paradoxie. Auch er ist als Kritiker paradox, aus dem „Wissen um das Verhältnißmäßige in der Paradoxie des Seins". Eben dadurch ist er vielen ein Ärgernis, und er will es auch sein, aus einer verwickelten Gegensätzlichkeit zur „Utopie der objektiven Forschung" (S. 81). Das Paradoxe seiner Urteile aber ist nun nicht nur Zeugnis eines beweglichen, durch keinerlei „Kollektivdummheiten" gehemmten Geistes, sondern es entspringt dem Spürsinn für das Lebendig-Richtige und bringt stets das zentrale Problem in Bewegung. Dafür sind alle diese Aufsätze Beleg. An den Beispielen sei es aufgezeigt.

„Kleist und das Recht". Kann es etwas Paradoxeres geben als Kohlhaas anzusehen als den, der „schließlich Unrecht tut, wenn er es am wenigsten will"; „benommen, gebannt und mit fernen Augen"; gebannt von der Melancholie seiner klagendden Lieder um sein Recht"; ein „Mystiker des Rechts", wie der Dichter selbst, der „das Recht mit der Gewalt eines Erzengels herbeisehnt? — Dieser Kohlhaas, in dem sich in dämonischem Ausmaß und Übermaß Rachegefühl und Rechtsgefühl unlöslich mischen bis zur Hybris eines „Erzengels Michael", bis zur letzten kalten Rachetat, in

Digitized by Google

der er den Zettel verschlingt? Und trotzdem faßt dieser Begriff von dem Mystiker des Rechts hinüber über den Charakter und seinen Dämon in jene Schicht des Wunderbaren und Metaphysischen, aus der Kohlhaas seine letzte Rechtfertigung holt und die dann in der Zigeunerin ihren geheimnisvollen irdischen Boten sendet! Es ist der Blick in die Vielschichtigkeit des Kleistischen Werks, mit dem v. G. neue Tiefen aufdeckt an der hier ganz eigenwertig gewordenen „Verhältnismäßigkeit des Rechts", ohne daß er damit eigensinnig alles klären will.

Und ist es nicht ebenso paradox, bei Goethes von innen wachsender organischer Bildnerkunst auf Grund der Tieckschen Wendepunkttheorie einfach zu fordern, auch Goethes „Novelle" müsse einen Wendepunkt haben, und dann von einer bei Tieck nirgends geforderten formalen Symmetrie her weiter zu folgern: „Dieser Wendepunkt muß, wenn er einer sein soll, in der Mitte liegen"! Und trotzdem wird der genau als Mittelstück der Novelle ausgezählte Satz: „Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Anschein" zur „ACHSE" des Ganzen in einem weiten, die verschwiegene symbolische Alterskunst umfassend auslegenden Sinn, der den Wert des Landschaftlichen als seelische Symbolik ganz neu sehen lehrt und von da aus die Verhaltenheit des Altersstils überhaupt bis zu der feinsinnigen Einsicht in den widersprüchlichen Reiz der Altersmelancholie: „Soviel innere Not spricht für den, der zu hören versteht, aus der Novelle, daß die Mittelbarkeit, in der sich jene Not äußert, mehr als keusches Verschweigen, daß sie Wohltat ist". Abermals aber ist es das Äußerste an Paradoxie, daß v. G. diese einzigartige Goethische „Novelle" in ihrer sublimen und ganz singulären Altersschau als grundlegend hinstellt für die „Kunstform der Novelle" schlechthin, deren Entscheidendes sei, daß sie eine Achse habe [S. 121]. Trotzdem bringt v. G. gerade das Zentralthema der Novelle in Bewegung, indem er das Idealbild einer „strengen Novellenform" aufrichtet, dem gegenüber ihm die ganze moderne deutsche Novellistik als „Formzertrümmerung" erscheint. Mit dieser scharfen Antithese hat er die Diskussion über die Novelle neu und fruchtbar belebt"[1].

Hierbei zeigt sich allerdings eine Gefahr: eine sentimentalische Haltung zur Vergangenheit und zur Kultur, unter der sich ihm die „schöne Urform der romanischen Novelle" als Gesellschaftsnovelle schlechthin überhöht (S. 111, 130, 131)[1]. Und diese sentimentalische Haltung ist ein durchgehender Zug des Kritikers v. G. Unter ihr wird ihm die Interpretation von Mörikes Gedicht „Auf eine Lampe" (S. 71—75) zur tiefsinnigen Paraphrase (im Sinne S. Francks), in der er sein eigenes melancholisches Weltverhältnis entfaltet, das die „Umwelt" verneint. Oder er rückt den Literaturwissenschaftler von heute in das fragwürdige Licht einer Zeit, in der „Eros die Welt verlassen hat". Dieses Vorherrschen einer sentimentalischen Abwertung der Gegenwart könnte gefährlich werden für die Richtigkeit seiner intuitiven Paradoxieen, wenn v. G. nicht selber mit aktiver Energie die Probleme der Gegenwart durchaus positiv in seine Forschung einbezöge, z. B. die Auseinandersetzung gerade mit der Psychoanalyse

1) vergl. Sprengel, Z. f. d. B. 1929 S. 648; Pongs. Fr. d. Hochstift Jb. 1930, 226.

Digitized by Google

forderte. Dabei bewährt er abermals jenen Blick für das Paradoxe des Seins, der gleichzeitig die tiefe innere Widersprüchlichkeit der psychoanalytischen und literarhistorischen Methoden aufdeckt und zugleich die Möglichkeiten fruchtbarer Wechselwirkung diskutiert, um „die bleierne Last der übererbten und schiefen Vorurteile zu brechen (S. 91)"; zugleich aber wiederum dem melancholischen Bedenken Raum gibt, wie weit es „opportun und verantwortbar sei, althergebrachte biographische und literarische Vorurteile und Lügen zu entlarven" (S. 87). Diese Mischung von unterscheidender Schärfe, Vielheit der Perspektiven und Aufgeschlossenheit für die widersprüchliche Vielgestalt des Seins, die an Simmels Tiefblick erinnert — v. G. erwähnt ihn gern —, befähigt v. G. besonders für die kritische Erhellung tragischer Naturen in ihrer zwiespältigen Tiefe wie Sebastian Franck, Hölderlin; oder für in sich widersprüchliche Kunstformen wie den historischen Roman; oder für die Abgrenzung strittiger Bezirke wie die der psychoanalytischen Methode in ihren literarhistorischen Übergriffen. Bisweilen allerdings unterliegt auch v. G. unbewußt der Verführung des Paradoxen, wenn er z. B. ein so kalt berechnetes, virtuos auf die Sensation des Paradoxen gestelltes Werk wie Alfred Neumanns „Teufel" als ein „wirklich geniales Werk" auf den Schild hebt, das „Stifters Witiko an Gewalt des Ausdrucks und Weite des Blicks nahekomme". [102, 106.]

Man möchte wünschen, daß die außerordentliche und verdienstvolle Kritikertätigkeit, wie v. G. sie hier und heute vielerorts entfaltet, ihn nicht ganz von den größeren Plänen abzieht, die er gelegentlich in seinen Schriften als Ziele vor sich aufgerichtet hat, gemäß seinen früheren Büchern über Hölderlin und Stifters Romane, darin er vorbildlich seinen intuitiven Spürsinn mit wissenschaftlicher Systematik zu verbinden verstanden hat.

STUTTGART HERM. PONGS

Wilhelm Böhm, Hölderlin, I. II. 502 u. 830 Seiten. Niemeyer, Halle 1928 und 1930.

Wenn ein Mensch fast sein ganzes Leben, — wenn ein Gelehrter mehr denn 20 Jahre Arbeit fast ausschließlich an Hölderlin hingibt, wenn er ferner Hölderlins Werke in einer geschätzten Ausgabe schon vor langen Jahren dem Publikum vorgelegt hat und schließlich in seinen sonstigen Werken zur deutschen Literaturwissenschaft fast ausnahmslos irgendwie von Ferne wiederum um Hölderlin kreist, . . . so ist das eben nicht Einseitigkeit, sondern eine folgerichtige und ahnungvolle Haltung, die den größten Respekt verdient. Seit einigen Jahren haben wir eine üble Hölderlinmode, viele arbeiten an ihm herum, leider nicht nur Anfänger in der Wissenschaft, sondern auch allerlei Mediziner, Journalisten, Psychiater und sonstige Publizisten; von ihnen hat sich die exakte Forschung bisweilen blenden lassen, sodaß in ihrer Hölderlinforschung zur Zeit die größte Verwirrung herrscht. . . . . Aber als der Verf. des vorliegenden Werkes seinerzeit sich

Digitized by Google

um Hölderlin zu kümmern begann, da war es noch still im jetzt zertrampelten Bezirk; er hat bei seinem Gegenstand ausgehalten und unermüdlich sein großes biographisches Werk von über 1300 Druckseiten fortgeführt. Er hat es auch vollendet! Darüber wird man sich als Symptom und als Phänomen freuen, wird den Verf. beglückwünschen, daß er überhaupt bei diesem schweren Thema zu Rande kam, wird auch des Verlegers dankend gedenken, welcher ein so umfangreiches Werk mitermöglichte und riskierte. Die wissenschaftliche Forschung wird zwar in einem so umfangreichen Werk niemals ausschließlich Neues und Erschütterndes erwarten, sie wird aber auf eine Zusammenfassung hoffen, (falls eine solche beim gegenwärtigen Stande der Hölderlinforschung möglich ist), und wird interessiert auf die große „Biographie" hinschauen, weil seit langen Jahrzehnten eine solche Biographie nicht mehr geschrieben worden ist, wie ja das Zeitalter der Monographien sein eigenes Antlitz hat und sich von der biographischen Darstellung etwa in der Art von Hayms Herder, E. Schmidts Lessing, Munckers Klopstock usw. entschlossen abwandte. — Dieses alles muß eingangs ausdrücklich, mit Nachdruck und ein für alle Mal gesagt werden, und darf — man beurteile Böhms Werk, wie man wolle, — nie vergessen werden.

Mit dem gleichen Nachdruck aber muß, und das fällt menschlich wie sachlich schwer, ausgesprochen werden, daß dieses Riesenwerk zwar nicht in allen Einzelheiten, wohl aber als Ganzes und in vielen Teilen durchaus mißglückt ist, und daß die Hölderlinforschung nur sehr bedingt und nur in Teilen dadurch wirklich gefördert und geklärt wird. Das ist für alle Beteiligten sehr schmerzlich, vor allem für Jenen, der es aussprechen muß. Das große Werk als solches ist um 10 Jahre zu spät oder um 10 Jahre zu früh unternommen worden; es steht mitteninne in einer Krise der Hölderlin-anschauungen und -forschung, steht zu Unrecht mitteninne und ist ein großartiger Versuch, jedoch mit untauglichen Mitteln unternommen. Wer die deutsche Hölderlinforschung kennt (und das Ausland produziert nichts Nennenswertes zu diesem ihm absolut unverständlichen Thema) weiß, daß noch niemals innerhalb ihrer der Zeitpunkt für eine derartige Bilanz (Versuch einer darstellerischen Zusammenfassung) so ungünstig war wie gerade eben: um 1915 herum konnte man forschungsmäßig und wissenschaftspolitisch ein solches Werk wagen und logisch durchführen; was man damals von Hölderlin wußte (uns heute erscheint es karg und wertlos), war geeignet, als Bild und Überschau gefaßt zu werden; die frühere Hölderlinforschung war an ihren Rand und zu der Grenze ihrer Einsicht gekommen, und wenn sie auch, trotz Dilthey, voller Irrtümer, falschem Material, Fälschungen und Fahrlässigkeiten war, so bestand damals die technische Möglichkeit, das Vorhandene zu raffen, weil es wenig war und der Einsicht der Damaligen entsprach. Damals aber begann der große Aufschwung der Hölderlinforschung, der heute noch in seinen Anfängen ist, und bis jetzt im wesentlichen erst gezeigt hat, was alles noch zu leisten und zu klären sein wird. Dieser Aufschwung hat gezeigt, daß die Literatur zu Hölderlin vor 1915 so gut wie wertlos ist, daß sie von absurden Voraussetzungen ausgeht, daß sie verfälscht ist durch fables convenues und Einseitigkeiten, daß in ihr verjährte Literaturgeschichtsgespenster samt einem jahrhundertalten

Digitized by Google

Vorurteil grassieren, . . . und die letzten 15 Jahre Hölderlinforschung haben gezeigt, daß alles, aber auch alles völlig anders ist; vor allem arbeitet jetzt in der Hauptsache eine Generation, der Hölderlin nahe steht infolge all jener Ereignisse, die wir seit 1914 erlebt haben, Dinge, die mit Hölderlins Schicksalen und deren Voraussetzungen manche tiefe Verwandtschaft haben, und die alle Generationen seit Görres und Jung, vor allem aber jene seit 1870 nie und nimmer haben konnten. Die Menschen haben sich gewandelt, und dadurch kam die Hölderlinwelle (leider auch mit ihren unerfreulichen Seitenerscheinungen). Diese Menschen lesen Hölderlins Gedichte anders als die Söhne der Gründerzeit oder der Schererschule, sie erleben vor allem Hölderlins Leben als sein größtes Gedicht; man hat, auch wenn einige Psychiater es nicht wollen, doch ganz andere und wesentliche Vertiefungen der Einsicht in seelische und künstlerische Grenzzustände, . . . alles Dinge, die der Verf. hat wissen müssen, und die er hätte bedenken sollen: er hat trotzdem sein Werk geschrieben, und darin liegt eine große Tragik; er mochte nicht verzichten, er mochte sich nicht der mühsamen Fragestellung und der Fragebeantwortung anschließen, er wollte aufs Ganze gehen in unlogischer Zeit, nichtachtend der tatsächlichen Beginnslage der neuen Hölderlinforschung, und nun steht sein Werk mitten drin, zu viel für die Zeit vor 1915, zu wenig für die Zeit hernach; es ist umfangreich und gepflegt, aber es kann nicht vollständig und vor allem nicht kritisch sein, selbst wenn es zu den Streitfragen der Gegenwart in der Hölderlinforschung peinlich und exact Stellung nähme, was kaum und dann nur sehr gereizt und nebenbei hie und da geschieht. Es ist tragisch, daß Verf. sein stupendes Wissen um Hölderlin nicht an die Forderungen der Forschung mit ihrer — ganz gewiß oft nur mit Seufzen ertragenen Kleinarbeit — gewendet hat, es ist schade, daß er überhörte, was andere warnend rieten, es ist schade, daß er sich selbst vorgriff: denn die Hölderlinforschung ist jetzt auf dem Wege, die Hauptsache: Hölderlins Leben selbst wird langsam erhellt, und wenn Verf. hier an der Erhellung mitgearbeitet hätte, wenn er nicht stolz, fast hochmütig seinen eigenen, meist eigensinnigen Weg gegangen wäre, hätte es ihm vielleicht ein gütiges Geschick gegönnt, das Werk wirklich so zu schreiben, das jetzt, eine vorzeitig gebrochene, nur halbreife Frucht, — vorliegt, ein Etwas, das Respekt und Bedauern hervorruft.

Es kann sich jetzt an dieser Stelle nur um ein Gesamturteil und um eine allgemeine Anzeige des Werkes handeln; es in die unzähligen Einzelheiten, wo man zustimmt oder Bedenken trägt, zu verfolgen, ist nicht nur technisch unmöglich, es hieße auch, das Werk gleichsam nachzeichnend nochmals schreiben: und das eben ist beim gegenwärtigen Stand der Hölderlinforschung unmöglich, ist auch unlogisch. Das Hölderlinbild des Verf. gehört im allgemeinen in die Richtung der „konservativen" Hölderlinbetrachtung, unterscheidet sich von dieser aber in einem Punkte, wo Verf. nicht deutlich genug gelobt und unterstützt gehört: darin, daß er das eminent Männliche, Herbe, Heldenhafte und Kämpferische bei Hölderlin mit aller nur wünschenswerten Prägnanz immer wieder herausstellt, und energisch aufräumt mit jenem „Mimosenhaften", das ein Jahrhundert hindurch für Hölderlin galt. Im übrigen sieht Verf. in Hölderlin den Vollen-

Digitized by Google

der der Klassik (S. 680)[1] und es kommt ihm allenthalben auf Hölderlins „Gesamterscheinung als Ideendichter" an (S. 353). Nimmt man die wissenschaftlich nicht mehr brauchbare, weil zerredete und überstrapazierte Vokabel „Klassik" einmal hin, so bleibt die, von verschiedenen Beurteilern von je her gerügte Einseitigkeit des Verf., Hölderlins angebliches philosophisches systematisches Denkertum zu überschätzen (vergl. zu Bd. I. auch Böckmann im Anzeiger für deutsches Altertum, Bd. 1929. S. 38). Ferner: „mit aller Bestimmtheit ist für diese Biographie die Auffassung maßgeblich, daß Hölderlins Werk durch die Krankheit ein Torso geblieben ist" (S. 359). — Nimmt man das Interesse für Hölderlins systematisches Denkertum wirklich für wichtiger als sein Dichtertum und dichterisches Erleben, so beginnt dann erst hier die schwerste Frage, die oben schon berührt wurde: Hölderlins Krankheit, d. h. die einstweilen so gut wie völlig verhüllten Umstände, die durch die umfangreichsten Excurse über Wesen etwaiger Geisteskrankheit und auch durch Mitwirkung von Medizinern vorerst ungeklärt ist. Rundweg abzulehnen ist in dieser absolut achsenmäßigen Angelegenheit des Verf. Methode (S. 670): „Nachdem nun auch die Lebenschronik immer unausweichbarer zur Geschichte einer Geisteskrankheit sich auswuchs, ist es an der Zeit, die Führung der Darstellung an die Naturwissenschaft abzutreten, in der Hoffnung, daß der Rechtshandel, zu dem sich der Fall Hölderlin in der letzten Zeit zwischen den Richtungen ausgewachsen hat, nicht zum Siege einer Partei, sondern zu einem Vergleiche führen werde" . . . „abtreten" . . . „auswachsen" . . . „Vergleich" . . . Die Sache liegt so, daß erst einmal die Tatsachen gesammelt werden müssen, und daß d a n n man sich von einer Unsumme literarhistorischer Suggestionen frei mache (besonders Schiller, auch Goethe betr.), und daß dann, aber e r s t dann sich herausstelle, inwieweit Hölderlin mit den vorerst noch so stumpfen und vorschnell angewendeten Kategorien einer plumpen, Künstlerdasein nicht ahnenden Psychologie bzw. Psychiatrie überhaupt erreicht oder bemessen werden kann.

Es erheben sich nun zwei Fragen: 1. ist in dem Werke das Ergebnis der Hölderlin-problematik und -forschung seit 1915 vollständig und gründlich verarbeitet (nicht bloß in Auswahl zitiert)? und 2. stellt das Werk — so oder so — eine Biographie dar? Unter Wiederholung des eingangs Gesagten ist es leider an dem, daß beide Fragen verneint werden müssen.

zu 1) Verf. benützt die Forschung, die Fragestellung und Problematik Dritter sehr wenig, er wählt darin aus, zieht heran, aber nach subjektiver Willkür, die sich von philologischer Akribie bisweilen recht weit entfernt. Das kommt daher, weil Verf. von der höchst irrigen Grundvoraussetzung ausgeht, als sei Hölderlins vita geklärt; das ist sie so wenig wie die Frage nach Sinn und Wesen der Werke Hölderlins. Verf. unterläßt es, den Zweifelscharakter genügend oft und genügend deutlich zu unterstreichen; daß die bisherige Hölderlinforschung etwas sehr Zartes, Labiles und Problematisches ist, läßt er nicht gelten; allzu apodiktisch stellt er das Meiste als fix und fertig hin, und läßt das Heikle, das Außerordentliche nicht gelten. Im Anmerkungenteil zu sagen: „gegen . . . " genügt nicht.

1) Alle Zitate beziehen sich auf Bd. II des Werkes.

Digitized by Google

zu 2) In einer Biographie kommt es, wie der Name sagt, auf das Leben des Betreffenden an; von Hölderlins eigentlichem Leben wissen wir vorerst höchst wenig, sind — je länger allerdings, desto weniger — dank der Forschung seit 1915 auf Konjekturen angewiesen. Der Unterzeichnete hat sich zweimal die Mühe genommen, aus dem Bündel unbeantworteter Fragen einen kleinen Teil zu benennen. Verf. geht darüber in eigentümlicher Weise hinweg. Er nimmt diese Fragen als Behauptungen, die er — ohne sie zu widerlegen — verneint. Das geht nun doch wirklich nicht an! So einfach liegen die Dinge wirklich nicht, und vor allem ist es ganz und gar keine „Lebensbeschreibung", wenn man aus dem einstweilen gesicherten Häuflein von Bewiesenem angesichts der Überfülle von Rätselhaftem, von Verfälschtem eine Biographie schreibt, darin nur allzusehr die — vorerst unvermeidlichen — Lücken klaffen, was aber stark unsichtbar gemacht wird. Wenn Verf. nach Zusammenfassung strebt, so ist das seine Privatsache. Viele wünschten es sich, über Hölderlin „zu Rande zu kommen"; es geht aber nicht. Da gibt es keine „Vergleiche", man kann auch nichts „abtreten", sondern man muß sich als wissenschaftlicher Mensch in der Kunst der Entsagung und des Verzichtes üben, daß es unmöglich ist, jetzt schon das Buch über Hölderlin zu schreiben. Indem Verf. das Gegenteil tut, leistet er den Hölderlinforschungen keinen guten Dienst; denn die Nichtkenner werden sich einbilden, jetzt sei das große Werk geschaffen, während tatsächlich Verf. nur in ganz wenigem über die Mühe seiner Mitforschenden hinauskommt. Auch dies ist für beide Teile nicht ohne eine gewisse Tragik. Ob man Verf.'s Werk als eine Biographie im Sinne der Haym, Schmidt etc. gelten lassen will, ist demgegenüber dann nur noch eine Frage der Eindringlichkeit und des persönlichen Geschmackes. Ref. z. B. findet, daß die bescheidene, kleine Lebensbeschreibung von Brandenburg „als Lebensbeschreibung" Hölderlin viel gerechter wird, weil sie anspruchsloser ist, und weil sie jenes Wartenkönnen instinktmäßig tatsächlich übt. Verf.'s Werk ist ein ungeheuerer, aber mit untauglichen Mitteln unternommener Versuch, untauglich nicht aus der persönlichen Lage des Verf. heraus (er ist einer der besten Kenner der Materie!), sondern aus der Lage der Hölderlinforschung heraus. Die Darstellung des Werkes ist technisch und schriftstellerisch sehr ungleich. Verf. hat die eigentümliche Gewohnheit, kleine Massen der Darstellung ziemlich ohne Übergänge aneinanderzureihen, und durch einen Gedankenstrich zu trennen; dadurch kommt über das Ganze etwas von Unruhe, ja an vielen Stellen von Hilflosigkeit. Gegenüber dem feinen Spürsinn, welcher der hölderlinschen philosophierenden Tätigkeit gegenüber sich fast zu viel Freiheit gönnt, sind die Partien über Hölderlins Lyrik sehr mager, sehr fern und vor allem ohne jenen Hauch von Ergriffensein, den man erwarten sollte. Dabei ist aber ausdrücklich zu bemerken, daß Verf. seine Hölderlinliebe keusch verhüllt, daß er sich vielerorts spröder und kühler zeigt, als er tatsächlich ist, eine große Tugend angesichts des vielen Allzupersönlichen, das in der Hölderlinliteratur bis zur Gegenwart von vielen Autoren abgelagert und zum Drucke befördert wird. Großartige, ja meisterhafte und mustergiltige Partien stehen dürren Seiten gegenüber, z. B. wie S. 311 ff. Hölderlins Existenz in seine und Dritter Zeitschriftendinge eingebaut wird, oder S. 623 über Hölderlin als Briefschreiber. Mit hocherfreulicher Deutlichkeit wird

Digitized by Google

Stefan George in seine — allzuoft von ihm und seinen Jüngern überschrittene — Grenzen zurückgewiesen (S. 362), und tiefste, menschliche Einsicht verrät etwa der Satz (S. 709): „Hölderlins Ahnungen von seiner eigenen, zerstörbaren Organisation begründen seine oft unheimlichen Erkenntnisse seit der Todesmystik der Jugend, aber auch sein männliches Ankämpfen gegen die Hingabe an den Tod". Vielleicht ist gerade an dieser Stelle der richtige Platz, etwas zu tun, was Verf. leider S. 621 nicht tut, nämlich sich gegen den albernen Druckfehler zu wehren, der in den beiden Zinkernagelschen Ausgaben sich im Hyperion zu Beginn des 4. Briefes von Auflage zu Auflage hinschleppt, wo es „seine" statt „sein Stella" heißt. Es wird kein Schaden sein, in Zukunft auch die üble Rolle Schillers etwas herber anzuschauen, und keine weichliche Schonung Schillers durch verwischende Redensarten weiterwuchern zu lassen. (S. 749.) Die Anlage des ganzen Werkes strebt mit teilweisem Erfolge nach Übersichtlichkeit, aber leider kann dem Verf. nur bedingt zugebilligt werden, was er sich selbst nennt, ein „mit exakten Erkenntnissen schaffender Biograph" zu sein (S. 359); das wäre er, wenn er die Lücken und ungelösten Fragen bei Hölderlin gelten ließe und benennte, insoweit sie einstweilen von niemand zu beantworten sind. Pädagogisch ist aus diesem Manko heraus das Werk nur bedingt zu loben; es stellt die Dinge sicherer und abgeschlossener dar, als sie in Wirklichkeit sind. Resignation in dieser Hinsicht wäre positiver wirksam. Die Hölderlinliteratur selbst ist durch das Werk gefördert, aber nicht bereichert. Die Förderung besteht darin, daß Viele sich an diesem Werke die Zähne werden ausbeißen müssen und können. In der Opposition gegen das Werk und im teilweisen Bessermachen, im öfteren auf den wirklichen Stand der Dinge zurückführen dürfte seine Hauptbedeutung liegen. Da sich Verf. von dem eben modischen, sog. geisteswissenschaftlichen Palaver, ferner von Dingen wie den Tastereien um das Generationenproblem und dergl., dankenswerter Weise gänzlich fern hält, trägt das Werk durch diese Haltung zur Säuberung der Atmosphäre in der gegenwärtigen Literaturwissenschaft zu einem gewissen Teile bei, was anerkannt werden muß. Dies alles aber darf nicht daran irre machen, daß das Werk als Ganzes abgelehnt wird, was nicht zu verwechseln ist mit der Hochachtung, die man vor der Energie des Verf.'s hat, der den Ruhm für sich buchen kann, seinen eigenen Weg zu Ende gegangen zu sein. Es ist schade, daß Verf. das Werk nicht jetzt erst beginnt, um es in 15 Jahren — wo man vielleicht bei Hölderlin so weit sein wird — herauszubringen; dies gehört ebenfalls zu den vielen tragischen Dingen, welche Hölderlin und alles um ihn zum Außerordentlichsten der deutschen Geistesgeschichte machen.

KARLSRUHE i. B. A. v. GROLMAN

Digitized by Google

Maurer, Friedrich: Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen, hauptsächlich auf Grund der Karten und Sammlungen des Südhessischen Wörterbuchs versuchsweise dargestellt. Mit 19 Abb. im Text. Gießen 1930. — Sonderabdruck aus den Hessischen Blättern für Volkskunde Bd. 28, S. 43—109.

Als Theodor Frings vor einigen Jahren seine Arbeiten über die rheinischen Mundarten vorlegte, hörte man aus dem Kreise der Fachgenossen gewiß anerkennende Urteile genug, aber einer kritischen Auseinandersetzung mit seinen Ergebnissen ging man fast ängstlich aus dem Wege. Die Ansichten, die er vortrug, waren in der Tat zu neuartig, als daß man zu ihnen gleich in eingehender Kritik hätte Stellung nehmen können. Inzwischen sind fünf, sind sieben Jahre vergangen, und eine Reihe von Gelehrten aus der jüngeren Generation hat sich eingehend in die neuen Gedanken, die Frings vom Werden der rheinischen Sprachlandschaft ausgesprochen hat, vertieft. Wenn man dabei die Fringsschen Thesen bestätigt fand, wenn man dieser oder jener Erscheinung, von der Frings nur andeutend sprach, auf breiterer Grundlage nachgegangen ist, so ist man doch gelegentlich auch zu wertvollen Ergänzungen seiner grundsätzlichen Auffassungen gelangt.

Hierin sehe ich das besondere Verdienst der Arbeit F. Maurers, die sich allzu bescheiden eine versuchsweise Darstellung nennt. Ich halte Maurers Beweis, daß das erst am Ende des 16. Jahrhunderts selbständig werdende hessen-darmstädtische Territorium aus eigener Kraft eine neue Sprachlandschaft zwischen dem Oberhessischen und dem Pfälzischen gestaltet hat, für völlig gelungen; damit aber ist die seit langem von Wrede und Frings vertretene Auffassung, daß als Ursache der modernen Mundartscheiden in erster Linie die Territorialgrenzen des sinkenden Mittelalters in Frage kommen und daß ihnen gegenüber die erst in der frühen Neuzeit entstandenen staatlichen Grenzen kaum von Bedeutung gewesen seien, in erfreulicher Weise ergänzt worden.

Im Gegensatz zu Wrede und Frings sucht Maurer auch den alten kirchlichen Grenzen eine besondere Bedeutung für die Entwicklung der modernen Sprachlandschaft zu geben; im vorliegenden Falle möchte er der seit dem 16. Jahrhundert in den protestantischen Gegenden des Taunus und der Wetterau außer Kurs gesetzten Diözesangrenze zwischen Trier und Mainz eine hervorragende Wichtigkeit für die Gestaltung der dortigen Mundarten beilegen. Hierin vermag ich Maurer leider nicht zu folgen; ich sehe in der von ihm herausgestellten Grenze vielmehr das Echo einer seit alter Zeit und bis in die Gegenwart wirkenden Verkehrsgrenze, an die sich — ihre Wirkung ihrerseits gewiß unterstützend — die Diözesangrenze angelehnt hat. Durch Maurers Schrift angeregt, habe ich dies inzwischen näher ausgeführt in meinem kürzlich erschienenen Buch „Die Nassauische Sprachlandschaft" (= Rheinisches Archiv Bd. 15. Bonn 1930). Dort ist auch versucht worden, Maurers Ausführungen über die Mundarten des Taunusgebiets historisch zu unterbauen, die (was aus dem Titel der Schrift nicht hervorgeht) in seiner Untersuchung eine bedeutsame Rolle spielen: Wenn Maurer — Fringssche Gedanken fortführend — die Ausbreitung

Digitized by Google

Mainzer Sprachformen nach Norden hin überzeugend und mit besonderer Anschaulichkeit herausstellt, so sind seine Bemühungen der Erforschung der mundartlichen Verhältnisse in Nassau in erfreulicher Weise zugute gekommen.

Die außerordentlich anregende Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur mittelrheinischen Sprachgeschichte und eine willkommene Verheißung wichtiger weiterer Aufschlüsse über die Mundarten im Main-Rhein-Gebiet, die wir von Maurer erwarten dürfen.

BONN A/RH. ADOLF BACH

Dr. Ernst Alfred Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen (Kölner Anglistische Arbeiten, 4. Band.). Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1929. 238 S. 8°.

Die Aufgabe, die sich Verf. gestellt hat, ist schwer und groß: „Diese Arbeit will den Glauben der Angeln und Sachsen vor und nach der Eroberung Britanniens darstellen" (S. 11). Vollständigkeit strebt der Verf. nur für die sog. höhere Mythologie an, da es ihm darauf ankommt, das für das Heidentum der Ags. Charakteristische zu betonen, und die höhere Mythologie „enthält die unterscheidenden Merkmale der germanischen Stammesreligionen; Naturdienst und Zauber werden kürzer charakterisiert" (S. 11).

Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß es nur wenige Quellen gibt, die deutlich und sicher von dem heidnischen Glauben der Ags. berichten, daß dagegen die Zahl der unsicheren und mehrdeutigen Zeugnisse für ags. Heidentum sehr groß ist. Dieser Umstand bestimmt den Charakter des Buches: es ist zum größeren Teil eine Aufzählung von Einzeltatsachen und eine kritische Auseinandersetzung mit der um diese Tatsachen gewachsenen Literatur. In weniger wichtigen Fällen beschränkt sich der Verf. überhaupt auf Literaturangaben. Wie umfangreich und voller widersprechender Ansichten diese Literatur ist, ist ja bekannt.

Wenn auf diese Weise einmal „nüchtern gezeigt wird, was bei einem isolierten Stamm vorhanden war, und was nicht" (S. 16), so werden damit nicht nur die Voraussetzungen für die Erforschung des ags. Volkstums geschaffen, sondern auch „der gemeingermanischen Mythologie ... ein Dienst erwiesen, wenn nämlich der Neigung zu verallgemeinern auch aus dieser germanischen Ecke scharf entgegengetreten ... wird" (S. 16).

Dem Verf. formt sich das Problem nun so: was haben die Ags. an alter (kontinentalgermanischer) Mythologie gekannt, (zu welcher germ. Amphiktyonie ist ihr Kult zu rechnen?), was haben sie bei ihrer Wanderung nach Britannien bewahrt, was verloren? Was haben sie sich von fremden Vorstellungen (bes. keltischen u. antiken) assimiliert? Durch die Beantwortung dieser Fragen soll z. B. darüber Klarheit gewonnen werden, ob die Ags. Balder noch kennen lernten, ob sie neben dem Asen-

Digitized by Google

kult auch den Vanenkult pflegten, ob sie den Nerthuskult auch in Britannien fortsetzten.

Als Grundlage für die weitere Arbeit versucht daher der Verf. zunächst in einem einleitenden Kapitel die Frage nach der Herkunft der Ags. zu klären: er kommt nach Widerlegung anderer Theorien zu folgenden Ergebnissen: Die Sachsen, sc. die zur anglofriesischen Sprachgruppe gehörigen Altsachsen, waren mit den Chaucen verschmolzen; diese wohnten an der heutigen deutschen Nordseeküste, jene in Holstein. Beide Stämme waren Ingväonen, und zwar auch im kultischen Sinne. Der Einfall in Sussex geschah von den westlichen Vorposten aus unter Berührung der Rheinlinie, was für die spätere englische Kultur von größter Bedeutung war. Die Angeln wohnten in Schleswig in der Nähe der Dänen und nicht in Mitteldeutschland. Die Nerthusinsel (Nerthuskult ist ja für die Angeln bezeugt) ist wahrscheinlich eine der dänischen Inseln. Die Angeln sind also sicher (anglofriesische, nicht nordgermanische) Ingväonen. Ferner sind die Angeln, im Gegensatz zu Chadwicks Hypothese, ein von den Sachsen deutlich verschiedener Stamm, was u. a. dadurch bewiesen wird, daß die Sachsen auf ihren Zügen nach dem Westen die gallische u. fränkische Erdbestattung annahmen, während die Angeln „unmittelbar aus ihren alten Sitzen nach der gegenüberliegenden Küste Britanniens auswanderten, ohne mit fremden Stämmen in nähere Berührung gekommen zu sein" (S. 34) und so die nördliche Feuerbestattung beibehielten. Die Jüten sind zweifellos auf der Wanderung von ihren Stammsitzen nach Kent, ähnlich den Sachsen, mit rheinischer Kultur in Berührung gekommen (was durch Erdbestattung und andere archäologische Funde wahrscheinlich gemacht wird). Doch ist für die Jüten auch nach der Einwanderung noch kontinentalgermanischer Einfluß anzunehmen. Die Heimat der Jüten ist unsicher: kommen sie aus dem heutigen Jütland, oder sind es ripuarische Franken? Friesische Beteiligung an der Eroberung wird angenommen. F. W. Moormans Theorie, daß auch Gauten u. Burgunder (die *Gëatas* u. *Wælsingas* des Beowulfepos) an der Eroberung teilgenommen haben, und die er durch englische Ortsnamen stützt, weist der Verf. zurück. Der Verf. geht hier wie an anderen Stellen bei der Deutung von Orts- u. Personennamen mit großer Vorsicht, viel Sachkenntnis u. Scharfsinn vor, sodaß seine Ergebnisse überzeugen. In Britannien endlich kamen alle 3 germanischen Stämme in Berührung mit den christlichen und nur teilweise romanisierten Kelten. Verf. weist eine Beeinflussung der germanischen Religion durch die keltische Götterlehre im Hinblick auf das keltische Christentum als unmöglich zurück, hält es dagegen für „wahrscheinlich, daß die Germanen die Heiligung von Kultorten, Idolplätzen, mythischen Grabanlagen, dann auch Vorstellungen der niederen Mythologie und kultische Bräuche bei Jahreszeitfesten usw. von den Kelten übernahmen" (S. 40).

Die Aufmerksamkeit, die der Verfasser der Herkunft der ags. Glaubensvorstellungen widmet und die historisch-geographische Grundlage, die er durch sorgfältige archäologische u. ethnographische Erörterungen stützt, sind es u. a., die seine Arbeit von der früheren Forschung unterscheiden. Das letzte umfassendere Werk über das Thema von Richard Jente, Die mythologischen Ausdrücke im altengl. Wortschatz (Heidelberg 1921), auf das

Digitized by Google

sich der Verf. sonst durchgängig stützen kann, ist durch seine rein sprachliche Einstellung von vornherein beschränkt. Der Verf. der vorliegenden Arbeit zieht dagegen alle irgendwie in Frage kommenden Quellen heran: die gesamte altengl. Literatur, Berichte der Historiker, Bußvorschriften u. weltliche Gesetze, Heilvorschriften u. ä. aus der Sammlung Cockaynes, Leechdoms, Wortcunning and Starcraft of Early England (London 1864—66), deren Inhalt er zum größeren Teil auf antiken Einfluß zurückführt, ferner das englische Folklore, Orts- u. Personennamen usw.

Eine kurze Betrachtung widmet Verf. noch der Bekehrung der Ags. zum Christentum: die Ags. nahmen den christl. Glauben freiwillig an; heidnische Tempel wurden als christliche Bethäuser weiterbenutzt; manche heidnische Zeremonien mit christlicher Deutung beibehalten. Die Bekehrung begann bei Hofe; Verf. vermutet den Grund (im Anschluß an Chadwick, The Heroic Age, p. 414ff.) „darin, daß die Hofgesellschaft ihren festen Glauben schon verloren hatte, daß ihre theistische Religion von der poetischen Mythologie unterhöhlt war, ja, daß man von einem gewissen Agnostizismus (vgl. Coifis Rede, Beda, II, 13) bei diesen Leuten reden darf. Die Volksreligion, mehr animistisch in ihrem Charakter, war schwieriger zu gewinnen und zu besiegen" (S. 41)[1]. Die bedeutendsten kirchlichen Quellen über das Heidentum sind die Bußbücher oder Poenitentialien, die die Bußen für bestimmte Rückfälle ins Heidentum festsetzen. Verf. unterzieht diese Poenitentialien einer scharfen Quellenkritik: er scheidet, was an den Verboten sich direkt auf engl. Verhältnisse bezieht, von dem was allgemeiner kirchlicher Tradition entstammt; er scheidet streng, da es ihm ja auf das Nationalenglische ankommt, die echten von den Pseudoautoren (nach dem Vorgang der Kirchenhistoriker F. W. H. Wasserschleben, K. Hildenbrand u. H. J. Schmitz) (S. 42).

Verf. ordnet sein Material nach Gesichtspunkten, die ihm die vergleichende Religionswissenschaft an die Hand gibt, ausgehend von den primitivsten Entwicklungsstufen der Religion. Da es nicht die Absicht des Verf. ist, prinzipiell Neues zur germanischen Religionsgeschichte zu bringen, er die religionswissenschaftlichen Arbeitsbegriffe vielmehr nur braucht, um das von ihm gesammelte Material richtig zu ordnen und zu deuten, so können wir auf eine kritische Würdigung der diesbezüglichen Abschnitte verzichten und wenden uns den wichtigsten Ergebnissen zu:

Naturkult und Stofflebenglaube.

Kap. I: Die Ags. hatten Stofflebenglauben und übten Naturkult; sie verehrten Brunnen, Steine, Bäume usw. Quellen wurden oft einem christl. Heiligen geweiht und dann wie früher verehrt. Das bezeugen uns Bußvorschriften, weltl. Gesetze, ae. Flurnamen, ne. Ortsnamen, Vorstellungen des Aberglaubens und des Folklore, während Verf. ae. Personennamen wie

1) Ob diese Auffassung richtig ist und ob man besonders den Geistlichen Beda hier so beim Wort nehmen darf, erscheint mir zweifelhaft; vgl. jedoch das inzwischen erschienene Werk von Gustav Hübener, England und die Gesittungsgrundlage der europäischen Frühgeschichte, Frankfurt am Main, 1930, S. 131 ff.

Digitized by Google

Aelfstān u. *Wihstān* als Zufallsbildungen anspricht und nicht für auf Steinverehrung deutend hält (S. 50, im Anschluß an Förstemann, Altdeutsches Namenbuch). „Der Aberglaube, der sich an gewisse Steine, besonders Edel- und Halbedelsteine knüpft, . . . ist meist antiker Herkunft" (S. 50) und interessiert uns daher hier nicht.

Seelenglaube und Totenkult.

Kap. II.: Hier behandelt Verfasser Seelenaberglauben, wie er uns in kleineren ags. Prosadenkmälern überliefert ist: *nihtgenga* (Alp, Mahr); *mare, mere* (Mahr), letzterer vielleicht mit erotischem Inhalt, da lat. *satyrus, incubus, —a* mit *mare* übersetzt werden; *werewulf* (Werwolf) u. a.

Die Quellen für den Totenkult, auf präanimistischer u. animistischer Stufe, sind für die ags. Zeit Grabfunde, Folklore (ein Verstorbener erhält einen Groschen in den Mund etc.), die Stellen im Beowulf über Schiffsbegräbnis u. Totenverbrennung, Flur- u. Ortsnamen (ne. *Adisham* < ae. *adesham* in Kent, welches Kemble mit ae. *ād* Scheiterhaufen verbindet, gehört nicht hierher: Die Jüten beerdigten durchweg, außerdem sprechen lautliche Bedenken dagegen), (S. 58), Poenitentialien usw.

Trotz vieler mythischer Namen in den ags. Königsgenealogien können wir von einem eigentlichen Ahnenkult nicht sprechen.

Vorstellungen über ein Totenland sind belegt durch Ausdrücke wie *sīþ* (Reise, Weg) für Tod u. *gewītan* (sich aufmachen) für sterben. Das Totenland ist *hel*. *Hel* als ags. Göttin ist abzulehnen. Ae. *neorxnawang* für Paradies ist dunkler Herkunft. Es ist wohl nicht nur Aufenthaltsort der Seligen, sondern auch als *Asgard-Valhǫll* zu fassen. Fürs Ags. ist von der germanischen Dreiteilung der Welt nur *hel* u. *middangeard* belegt. Über die Vorstellungen über das Fortleben der Seele berichten uns in reichem Maße alte u. neuere Quellen, bes. das ne. Folklore, z. B. über die Wilde Jagd, die von einem halbgöttlichen Sturmdämon *(Wōden* oder weibl. Dämonen: vgl. *mōdra nect* für Julfest) geführt wird, und über den Aberglauben, der sich an die zwölf Nächte knüpft.

Seelendämonen.

Kap. III. Unter Seelendämonen behandelt Verf. u. a. ae. *grīma* ein Gespenst (ne. *Grime's Dyke* in Oxfordshire); die *wælcyrian,* aus dem Seelenglauben erwachsene, halbgöttliche weibliche Kampfdämonen; ne. *fetch* < ae. *fecce, fæcce* Gespenst einer noch lebenden Person, welches den nordischen Fylgjenglauben auch für die Ags. belegt, ohne daß Entlehnung angenommen zu werden brauchte; *Wyrd* die Schicksalsgöttin, nord. *Urðr* = „das Gewordene". Die beiden andern Nornen (nord. *Verðandi* u. *Sculd)* finden sich bei den Ags. nicht. Die Dreizahl der *Weird Sisters* geht auf lateinischen u. biblischen Einfluß zurück.

Naturgeister.

Kap. IV. Gewisse Naturgeister sind den Seelendämonen verwandt, so der Waldmahr *(ae. wudumær);* die Elben (ae. *ylfe;* sing *ælf.),* darunter der Schmied *Wēland;* die Zwerge (ae. *dweorgas*); der Schrat (ae. über-

Digitized by Google

lieferte Form *scritta,* ne. *scrat*); Wichte u. Kobolde (ae. *wiht;* ae. *pūca,* ne. *Puck;* ae. *scucca,* ne. *schuck;* ne. *Hob, hobgoblin, Robin Goodfellow; Will o' the wisp* = Irrlicht) von denen uns früh- u. spätmittelalterliche Texte, das ne. Folklore u. andere Quellen viele Einzelheiten berichten. Die Feen, die uns aus mittelalterl. Romanzen u. der Renaissancedichtung so gut bekannt sind, entstammen dagegen der keltischen Vorstellungswelt. Da germanischer Elbenglaube u. keltischer Feenglaube eng verwandt sind, sind sie schwer zu unterscheiden. Gewisse Vorstellungen lassen sich jedoch mit Sicherheit auf keltischen Einfluß zurückführen.

Andere Naturgeister sind: die Riesen (ae. *ent* u. *þyrs*) darunter *Wade,* der Sohn Hildebrands u. Vater Wielands und die *eotenas,* „Vielfresser", wahrscheinlich leichenfressende Dämonen; Ungeheuer u. Gespenster, von denen Beda u. ags. Heiligengeschichten berichten; Feuerdämonen; Ungeheuer der Wasserwelt, darunter *ēgor, ēagor,* welches zu an. *Aegir* gehört, im ae. aber keine mythische Bedeutung mehr hat; ferner *Grendel,* den Beowulf bekämpft, und der uns in ae. Flurnamen entgegentritt, ursprünglich ein Wassertroll, der jedoch, was Verfasser nur andeutet, durch manche andere Motive ausgestaltet worden ist. Müllenhoffs Auffassung des Grendelkampfes als Naturmythus weist Verfasser zurück. Als die wahrscheinlichste Etymologie erwähnt Verf. die Deutung als „Seegrundmann" zu nord. u. niederl. Dial. *grand* = Sand; von ähnlichen Wasserdämonen, von Moor- u. Sumpfgeistern berichten uns ags. Heiligengeschichten; der Nix, ae. *nicor* und die ne. *Peg Powler* u. *Jenny Greenteeth;* Wasserpferde, Wasserstiere und die *mermaids* sind keltischen oder romanisch-keltischen Ursprungs; der bedeutendste tierische Naturgeist ist der Drache, ae. *draca,* wie er uns bei allen Germanen entgegentritt. Der angelsächs. Volksglaube sah in ihm den Erreger von Krankheiten; einen Zusammenhang gewisser engl. Ortsnamen mit dem im Niederdeutschen bekannten Hund *Alke* oder gar mit den *Alci* des Tacitus weist Verf. zurück.

Tiergestaltige Gottheiten.

Kap. V. Totemistische Vorstellungen sind auch für die Ags. bezeugt. Adler, Rabe, Wolf hatten wohl eine mythische Aufgabe; der Eberhelm deutet auf Vanenkult, die Hirschhalle *Heorot* vielleicht auf den keltischen Horngott *Kernunnos (= Ing.?).* Englischer Volksglauben betr. Hase und Gans gehen auf britannisch-keltischen Totemglauben zurück, jedoch nicht der Osterhase.

Vegetationsriten u. Vegetationsdämonen.

Kap. VI. Die engl. Volkskunde ist reich an solchen Gebräuchen: *Plough-Monday, Hood-game, Hobby-horse*-Spiel, *May-pole, Harvest-doll* etc. Im engen Zusammenhang hiermit steht der Vanenkult u. der nord. Baldermythus (s. u.). Ausführlich beweist Verf. daß *Scēaf (Scyld Scēfing)* der ags. Genealogien u. des Beowulfepos kein Kulturheros oder Korndämon gewesen ist; *Bēow* dagegen, der uns in den ags. Genealogien und im Beowulf als Beowulf, der Däne, begegnet, ist ein Korndämon (vgl. den finnischen *Pekko* u. den *Byggvir* der Edda).

Digitized by Google

Die uranische Religion (einschließlich der „Mutter-Erde").

Kap. VII. Den ausführlichen Abschnitt über die Sonne faßt Verf. selbst zusammen (S. 110): „Die Sonne wurde bei den Ags. ebenso wie bei den übrigen Germanen als kosmische Erscheinung verehrt" (vgl. Poenitentialien, Lehnübersetzung Sonntag, Runenzauber, Hakenkreuz, Ortsnamen, neuengl. Jahreszeitfeste, Fußball und Brautball als Sonnensymbole) „Von Anthropomorphisierung der Sonnengottheit ist keine Rede".

Auch Mondkult ist für die Ags. bezeugt, bes. Glaube an den Einfluß der Mondphasen auf das menschliche Leben, doch ist dieser Glaube griechisch-orientalischen Ursprungs. Germanisch sind nur die Anfänge des Mondkultes. Der Glaube an Verfolgung des Mondes durch ein Ungeheuer wird in zwei ags. Poenitentialien bekämpft, doch ist Zusammenhang mit dem nordischen Mythus vom Weltuntergang unsicher.

Der ags. Gott *Tīw* < germ.**Tīwaz*, ursprünglich Himmelsgott („Vater Himmel"), war nur noch Kriegsgott, doch war sein Kult durch *Wōden* stark verdrängt worden. Wir haben wenige, doch sichere Belege für ihn. Der ags. Kriegsgott *Seaxnēat*, ist ein Stellvertreter des *Tīw*, oder dieser selbst. Verf. deutet den Namen als von **Sahsnōtas* „Schwertgenossen', einem älteren Namen der Sachsen, abgeleitet. Die Theorie eines Zusammenhangs mit dem ae. Riesen *Fornēot* (in dem Pflanzennamen *Fornetesfolm*) widerlegt der Verf. Die Behauptung, daß *Tīw* unter dem Beinamen *Irmino*, dem Eponymus der Herminonen, von den Ags. verehrt wurde, weist Verf. zurück, mit der Begründung, daß die Vorfahren der Angelsachsen eben keine Herminonen, sondern Ingväonen waren. Außerdem ist die Deutung des Straßennamens *Erminestreet, Ermingstreet* als < **Eormenstrēt*, auf die sich diese Behauptung stützt, falsch; dieser geht vielmehr auf ein ae. *Earninga strēt* zurück. Die Rolle *Tīws* als Friedensgottes u. Gemahls der Mutter Erde haben bei den Ags. die Vanen, bes. *Ing* übernommen. Diese Mutter Erde wurde als *Nerthus* von den kontinentalen Angeln verehrt. Englische Vegetationsbräuche ähneln der Nerthusprozession. Erdverehrung für die Angelsachsen ist mehrfach belegt. Vielleicht wurde *Nerthus* unter dem Namen *Erce* weiterverehrt.

Die Vanen.

Kap. VIII. Die Vanenreligion, phallisch, der Glaube einer friedlichen, Ackerbau treibenden Küstenbevölkerung an Vater Himmel u. Mutter Erde (Nerthus als vanische Gottheit), war germanisch, mit Einfluß vorderasiatischer Vegetationsriten. Die bekanntesten Vanenverehrer waren die Nerthusvölker, die Ingväonen, die in Dänemark und der jütischen Halbinsel autochton sind. Der Gott *Ing*, auf dessen Wesen wir von dem schwedischen Vanen *Freyr* zurückschließen können, muß der Gemahl der *Nerthus*, eine andere Form des **Tīwaz*, gewesen sein. Angeln, Jüten und sicher auch die Sachsen sind Ingväonen (vgl. Einleitung). In historischer Zeit wich die Vanenreligion vor der Asenreligion zurück. Da für die einwandernden Angelsachsen *Wōden* als Hauptgott genannt wird, können wir also in England nur noch Spuren des Vanenkultes erwarten (vgl. voriges Kapitel: Reste des Vanenkultes). Auch von *Ing* finden wir bei den Ags. nur Spuren, u. zwar im Runenlied: es wird auf den Kultwagen des Gottes

Digitized by Google

angespielt u. auf die Wanderung seines Kultes zu den Schweden. Einen ags. Gott **Frēa*, der dem nordischen *Freyr* entspräche, hat es nicht gegeben; bei den Ags. hieß dieser Gott *Ing*. Reste des Vanenkults in England sind noch: der Juleber im Folklore, der Eberhelm im Beowulf. Bei priapischen Bräuchen in Schottland im 13. Jh., von denen berichtet wird, brauchen wir keine direkten Beziehungen zu den Vanen anzunehmen.

Die Asen.

Kap. IX. Die Asen verdrängten auch bei den Ags. den Vanenkult. Ihr Name ae. *ōs* ist vielfach belegt. Die ags. Vorstellung von *þunor* ist die eines Donnergottes mit Wagen und feuriger Axt, in Glossen mit Jupiter identifiziert. Der Donnerstag und die an ihn geknüpften Gebräuche (Tagewählerei) sind antik-heidnisch, nicht germanisch. Im Folklore lebt *þunor* noch heute, doch hat nicht jeder Donneraberglaube Beziehung auf den Gott, noch ist jener immer rein germanisch. Außerdem gibt es viele Flur- und Ortsnamen, die auf *þunor*, den Gott, zurückgehen; auf anglischem Gebiet fehlen solche Namen mit *þunor*. Keinesfalls deutet das darauf, daß die Angeln *þunor* nicht gekannt haben. Theophore Benennungen mit nord. *þōrr* auf anglischem Gebiet geben eine Erklärung: die Dänen änderten die Namen der alten anglischen þunorheiligtümer; die ags. Homilien gegen den Gott brauchen alle die nord. Form *þōrr* (Kampf gegen geistige Däneninvasion). þunors Hammer in englischen Orts- u. Pflanzennamen, die mit ae. *hamor* gebildet sind, zu erkennen, ist falsch. Der Schutzpatron Englands St. Georg hat vielleicht Züge *þunor-þōrrs* übernommen. Auch für den Hauptgott *Wōden* ist die ags. Überlieferung sehr lückenhaft. Von den mannigfachen gemeingermanischen Vorstellungen sind uns für die Ags. belegt: *Wōden* als Totengott, als Führer des wilden Heeres (s. unter Seelenglauben); die Gleichsetzung mit *Mercurius;* seine Verehrung als Hauptgott; der „Wednesday", eine Art heidnischer Sonntag; *Wōden* als Siegverleiher und Kampfgott, dem man Menschen- und Tieropfer brachte (Hängeopfer); die Walküren in seinem Gefolge; *Wōden* als Ahnherr ags. Könige; als Zaubergott und Erfinder der Runen. S. 156 ff. folgt eine ausführliche Kritik von Flur- und Ortsnamen: aus Zusammensetzungen mit ae. *beorg* und ne. *barrow* = ‚Berg' geht hervor, daß Wōdens Kultstätten vorzugsweise auf Höhen lagen: „Die Totenwohnungen dachte man sich wohl im Innern dieser Berge gelegen" (S. 156). Die geographische Verteilung der Wōdensorte deutet auf bevorzugte Stellung Wōdens vor þunor bei Sachsen und Jüten.

Abzulehnen sind u. a. für die Ags.: *Wōden* als Weltschöpfer und Deutungen des Folklore durch *Wōden;* so *Robin Hoods* oder des *Hobby-Horse*-Spiels.

Bei den Skandinaviern in England heißt er *Ōþinn* (vgl. ags. Homilien wie bei *þōrr*). Ob bei den Ags. Wōden, wie vermutlich bei den Nordgermanen, den Beinamen „Wunsch" (an. *Ōsk*) gehabt hat, ist fraglich. Ein Zusammenhang mit dem ags. Gotte (?) *Gēat* (an. *Gautr*, Name Odins) ist unwahrscheinlich. Von der Göttin ae.**Frīg* (an. *Frigg*) haben wir nur sehr spärliche Zeugnisse: den *frīgedæg*, einmal eine Erwähnung als Weib

Digitized by Google

Wōdens, die Gleichsetzung der Venus mit *Frycg* (an. Form) in ags. Homilien.

Ēastre und die Frage der angelsächsischen Göttinnen überhaupt.

Kap. X. Die Annahme einer westgermanischen Göttin **Āustrō* hält Verf. für ungerechtfertigt; eine ags. Göttin *Ēastre,* wurde dagegen von den Ags. mit größter Wahrscheinlichkeit verehrt, wohl nicht als Göttin der Morgenröte, sondern als füllespendende Frühlingsgöttin. Ist in dem Namen *Rhedmōnath* für März eine Göttin verborgen? Außer *Sunna, Erce, Frīg, Ēastre* u. *Wyrd* sind uns nur die Gattungsnamen und die halbgöttlichen Dämonen *(wælcyrge, ides, mōdranect)* überliefert.

Balder und der Baldermythus.

Kap. XI. „Die Sagen von Balder gehen aus zwei verschiedenen Schichten der Religionsentwicklung hervor, aus den früh germanisierten vorderasiatischen Vegetationsbräuchen und aus spät entlehnten Adoniskulten. Nur die erste Schicht findet sich in England" (S. 167), und zwar in den bereits oben (Kap. VI.) erwähnten Vegetationsriten. Alle anderen Versuche, Balder bei den Ags. wiederzufinden, betrachtet der Verf. als gescheitert: z. B. *Heorot* als *Balder*-Heiligtum, *Bældæg* = *Baldr,* Ortsnamen wie *Baldersby, Herebeald* = *Baldr,* Ortsnamen mit *Phol,* einem vermutlichen Beinamen Balders, *Heremōd* = *Hermōðr,* dem Asen, der Balder zur Hel folgt.

Anklänge.

Kap. XII. Man hat bei den Ags. Anklänge an die *Alci* finden wollen, den Dioskuren ähnliche Gottheiten, die nach Tacitus von dem vandalischen Stamme der Nahanarvalen verehrt wurden, ausgehend von folgenden engl. Belegen: ae. *ealce; ēarendel* Morgenstern, gedeutet als der göttliche Vandale; *Hengist* u. *Horsa* als gemeinindogerman. Zwillingsgottheiten; jütisches Bronzerasiermesser mit der Darstellung der Dioskuren mit einem Strahlenkranz; *Brōsinga-mene* im Beowulf aus dem Harlungenschatz; die Harlungen sollen die Alci sein. Diese u. die betr. außerags. Belege prüft Verf. eingehend und kommt zu dem Ergebnis, daß der vandalische Alci-Kult lokal gebunden war u. bei den Angelsachsen nicht zu belegen ist. Ebenso ist die Annahme, daß der engl. *Saturday* in Verbindung mit Orts- u. Pflanzennamen auf einen germanischen Gott ae. *Sætere* oder auf Saturnverehrung deute, zurückzuweisen.

Nordische Einflüsse.

Kap. XIII. Spuren von *Freyr* u. *Freyja* in engl. Ortsnamen sind nordischer Einfluß. „Den Platz der *Freyja* nehmen bei den Angeln u. Sachsen *Frīg* u. *Erce-Nerthus* ein" (S. 178). Ebenso finden sich Spuren des nordischen Gottes *Loki,* und zwar in Nordengland (Ne. Zauberspruch aus Lincolnshire), was aber keine ags. Lokiverehrung bezeugt. Der Ortsname *Ullock* hat mit dem nordischen Gott *Ullr* nichts zu tun.

Digitized by Google

In manchen ags. Wörtern hat man Anklänge an nordische Götternamen zu erkennen geglaubt, doch mit Unrecht; man setzte in Beziehung: ae. *wōma* Lärm mit Odins Beinamen *Ōmi;* ae. *ēgor, ēagor* Flut, Meer mit *Aegir;* ae. *geofon* „Meer" mit *Gefjon;* ae. *gærsum* Schatz mit *Gersemi;* ae. *firgen* Berg mit *Fjǫrgynn.*

Der Kult.

Kap. XIV. Die Priester: Wie bei den übrigen Germanen gab es bei den Angelsachsen wohl kein Berufspriestertum. Ags. Namen wie *Gode* u. die Amtsbezeichnung *heargweard* deuten vielleicht auf Privattempel und Tempelbesitz hin. Der Älteste (ae. *ealdor*) übernahm dann die Aufgaben des Priesters für größere Verbände, besonders dann der König für den Staat, wenigstens hatte dieser großen Einfluß auf den Staatskult. „Die ags. Könige leiteten ihren Stammbaum von Wōden ab, und das christliche Staatskirchentum speziell der ags. Kirche führt man vielfach auf die enge Verbindung des heidnischen Kultes mit dem staatlichen Leben der Germanen zurück" (S. 181). Ein Rest dieses Königspriestertums findet sich in dem seit Eduard dem Bekenner bis ins 18. Jahrhundert belegten Brauch, daß der König durch Berührung mit der Hand *The King's evil* (die Skrofeln) zu heilen sucht. Über die Aufgaben des Priesters sagt uns die ags. Überlieferung etwa dasselbe, wie die der anderen Germanen. Einen kastenmäßig zusammengeschlossenen germanischen Druidenstand dürfen wir kaum annehmen. Der geringe Widerstand gegen die Bekehrung spricht dagegen. Priesterinnen hat es bei den Angeln u. Sachsen wohl schon auf dem Kontinent nach der Verdrängung des Vanenkults durch die Asenreligion nicht mehr gegeben.

Hain u. Tempel: Wie bei den südlichen Germanenstämmen ist uns für die Ags. Verehrung in heiligen eingefriedigten Hainen belegt (Nerthushain für die kontinentalen Angeln, Beda, Beowulf). Sarrazins Deutung von *Heorot* als Tempel weist Verf. zurück. Doch haben die Ags. zuletzt wohl auch hölzerne Tempel innerhalb der Einfriedigungen gebaut. (Ob solche Tempel dann in christliche Kirchen umgewandelt wurden, ist fraglich. Wahrscheinlich wurden sie zerstört u. Steinkirchen an derselben Stelle errichtet.) Die ags. Ausdrücke für Tempel, die auch in vielen Ortsnamen erhalten sind, deuten alle auf einen eingefriedigten Hain als Kultstätte *(ealh; bearo; hearg* [in übertragener Bedeutung], erhalten in Ortsnamen mit *Harrow; friðgeard; getimber; lund* < an. lundr Hain, auch in vielen Ortsnamen).

Idole: Götterbilder sind uns bei den Ags., wenn auch nicht durch Funde, so doch reichlich durch historische Nachrichten belegt, bes. Beda. Die Ausdrücke dafür waren *wīg, wēoh* u. *gield.*

Gebet u. Opfer in der ae. Sprache: Über die Art des Gebetes können wir uns aus ags. Belegen folgendes Bild machen: auf die feierliche Anrufung der Gottheit folgte die Bitte (vgl. altengl. Flurbesegnung); auf Ton u. Stimme des Betenden können wir aus der Bezeichnung *incantatio* schließen. Die Gebete konnten mit Schwüren und Gelübden verbunden

Digitized by Google

sein (vgl. u. a. Beowulf 175 ff.). Vorbereitung zum Gebet waren Fasten u. Vigilien. Nur wenige Wörter, die sich auf Gebet u. Kult beziehen, lassen sichere Schlüsse auf das Heidentum zu, da die meisten auf christliche Verhältnisse angewendet sind, und der Bedeutungswandel seit heidnischer Zeit nicht festzustellen ist. Heidnisch sind *blōtan:* Menschen- oder Tieropfer darbringen, *hūsl, tiber, tīfer* (Tier-)Opfer u. *lāc* Gabe, Opfer, kultischer Tanz, zu *lācan* springen, hüpfen; zum Teil mit Kompositis wie *fierd-tiber* Heerfahrtopfer.

Kultische Feste: Altgermanische Kultfeste bestanden in dem Opfer, dem Opferschmaus und anschließenden Gelagen, Tänzen, Spielen u. Gesängen; Gebräuche, die auch noch bei christlichen Festen und beim Gottesdienst beibehalten werden, jedoch nur zum Teil von der Kirche sanktioniert. Wir erfahren von ihnen bei den Ags. vor allem durch die Poenitentialliteratur, aus Beda, und aus dem Folklore; folgende wichtigere Einzelheiten werden erwähnt: Brot- u. Kornopfer für Mutter Erde mit Resten im Folklore, Kuchenopfer; Tieropfer (genannt werden Ochse, Pferd, Widder u. Lamm), mit Resten in einigen an bestimmte Tage gebundenen engl. Schlachtfesten; Trinken des Blutes der Opfertiere (als Heilmittel); Hängeopfer gegen Tierseuchen mit Resten im Folklore; kultische Pferderennen, vielleicht britischen Ursprungs, vgl. englische Ortsnamen skandinavischer Herkunft wie *Hesketh* : an. *skeið* Pferderennen. Über Menschenopfer erfahren wir nichts Sicheres. Reste alter Opferfestlichkeiten im Folklore sind ferner: Kirchspieltrünke; *Sword-dances* am *Plough-Monday* (symbolische Darstellung des Winter- u. Todaustreibens zur Julzeit); Mummenschanz an bestimmten Tagen; Umzug des *hobby-horse* im Frühling als Erinnerung an das große Frühjahrsopfer; Horntänze (diese griechischen, römischen oder keltischen Ursprungs).

Festzeiten: Neben außerordentlichen Festen u. Opfern gab es solche, die an bestimmte Termine gebunden waren. Das große Opferfest zu Beginn des Winters finden wir in Bedas *blōtmōnaþ* für November; „Der christliche Martinstag hat das Erbe dieser Opferzeiten angetreten" (S. 204). Auch Bräuche des *Guy Fawkes Day* gehören u. a. hierher. Das Fest der Aussaat ist in Volksbräuchen am *Plough-Monday* erhalten; englische Fastnachts-, Oster-, Pfingst- und Maibräuche bieten Parallelen zum Vanenkult. Das Herbstfest ist zu erkennen in Bedas Namen für den September *hāligmōnaþ*. Ein Wodansfest im Frühling u. ein Sommerfest nimmt Verf. auch für die Ags. an, obgleich sie nicht belegt sind. Verf. behandelt dann die Frage des Kalenders der Germanen und des Datums der erwähnten fünf Feste. Die Sonnenwendtage lernten die Germanen erst von den Römern kennen. Bräuche der alten germanischen Feste wurden auf diese Tage verlegt. So sind die Bräuche des Julfestes (auch heutige Weihnachtsbräuche) und des Johannistages zu deuten. Das Julfest „wurde zum Bittfest um ein fruchtbares Jahr" (Einfluß der römischen Saturnalien), „ein Lichtfest der von nun an stärker werdenden Sonne, ein Totenfest" (S. 206). Verf. bespricht nun die wichtigsten Bräuche.

Digitized by Google

Der Zauber.

Kap. XV. In den nun folgenden Kapiteln sind neuenglische Zeugnisse nicht mehr mitberücksichtigt, da genügend Arbeiten vorliegen.

Zauber und Magie und die damit zusammenhängenden Zweige der Heilkunst sind den Ags. in jeder Form bekannt gewesen. Die sprachlichen Bezeichnungen für Zauber sind von denen der anderen Germanen zum größten Teil verschieden.

Übereinstimmung besteht besonders mit kontinentalsächsischen Ausdrücken. Die ags. Belege deuten auf eine besonders starke Ausbildung des Zauberwesens.

Verf. behandelt die Belege unter folgenden Titeln (Quellen sind bes. die Poenitentialien, Gesetze u. Zaubersprüche):

Bosheitszauber; Liebeszauber; Unter Zaubermitteln behandelt Verfasser: 1) Amulette wie Kräuterligamente, Steine, lösende Runen usw.; 2) den Pflanzenaberglauben, d.h. den Glauben an die Heilkraft gewisser, an sich nicht heilkräftiger Pflanzen, den die Kirche unter gewissen Bedingungen sogar duldet. „Die Elemente dieser Vorstellungen waren aber im wesentlichen nicht germanischer, sondern antiker Herkunft" (S. 214); 3) zauberkräftige Gegenstände; 4) den bösen Blick; 5) das Zauberwort: *rūn* oder *rūnung*=Zaubergemurmel; 6) Runen, als deren Erfinder Wōden genannt wird. Im ags. Runenglauben finden sich Spuren orientalischer Magie und antiken Alphabetglaubens; 7) den Zauberspruch: *gealdor*. Eine große Anzahl Zaubersegen, von der Kirche als *benedictiones* und *exorcismus* anerkannt, sind uns erhalten, wenn auch in christlicher Entstellung; 8) die Zauberhandlung: auch hier haben wir reichliche Quellen: die Zaubersegen und viele bereits erwähnte Bräuche, z. B. die Vegetationsriten; 9) den Bildzauber: ae. *stacung, staca*.

Weisagung.

Kap. XVI. „Der starke Schicksalsglaube, die Scheu vor dem Walten der Wyrd, die gelegentliche Gabe des zweiten Gesichts machten auch die Ags. für alle Gaben der Prophetie und Mantik empfänglich" (S. 223). Die Belege sind zahlreich: einfache Prophetie; die Deutung von Vorzeichen, wie Sterndeutung, Traumdeutung, Tierbeobachtung, Loswerfen; der Zweikampf zur Erkundung des Himmelswillens. Die ags. Astrologie steht unter antiker Einwirkung. Auch viele Vorstellungen über die Traumdeutung gehen auf antik-heidnische Quellen zurück. Die Kirche duldete Sternglauben und Traumdeutung mit gewissen Einschränkungen, verbot dagegen Tierbeobachtung u. Loswerfen, letzteres blieb allerdings in der Sitte der biblischen „Losung" erhalten. Das Gottesgericht (ae. *ordāl*) wurde ja später ein verbreitetes kirchliches Mittel zur Rechtsfindung.

Schicksalsglaube.

Kap. XVII. Der Schicksalsglaube war bei den Ags. ebenso ausgebildet wie bei den Festlandsgermanen. Die Kirche bekämpft den „ihr wesensfremden Fatalismus" (S. 227); vgl. die ae. Poenitential- u. Predigtliteratur. *Wyrd* ist die Bezeichnung für Schicksalsgöttin oder Schicksal; dazu *Orlæg* Urgesetz und *metod* Schicksal; alle drei jedoch oft in verblaßter oder

Digitized by Google

verchristlichter Bedeutung gebraucht. Die Vorstellungen über Wesen u. Walten der Wyrd sind ursprünglich heidnisch-germanisch, bis auf die Vorstellungen von der Dreizahl der *Weird Sisters* und der Webetätigkeit, die auf gelehrten antiken Einfluß zurückgehen. Die „Todesverachtung der german. Ethik", der „Pessimismus der heidnischen Weltanschauung", die „auffällig weiche Stimmung der altenglischen Elegien", „der starke Fatalismus und die Resignation der ags. Dichtung noch in christlicher Zeit" (S. 227 f.) sind durch den Schicksalsglauben bedingt. Es ist nicht richtig, wenn ten Brink die wehmütige Stimmung der ae. Poesie dem Kult der Vanengötter zuschreibt. Die Belege, die uns über die Wirkungsweise der Wyrd in heidnischer und christlicher Denkart unterrichten, sind zahlreich. Jedoch: „Die Gedanken der heidnischen Angelsachsen über das Weltenschicksal sind uns unbekannt" (S. 230). Verf. hält es für möglich, daß ihnen das Schicksal der Götter ebenso ungewiß war „wie zur Zeit der Bekehrung das Schicksal und Wesen des Menschen" (S. 230). (cf. Beda II, 13).

Damit schließt Verf. seine Darstellung ab. Das große Verdienst des Buches liegt auf der Hand. Der Verfasser löst die in der Einleitung gegebenen Versprechen ein. Man hat den Eindruck, daß über viele bisher strittige Punkte nun das letzte Wort gesagt ist. Das Werk ist für jeden Anglisten ein notwendiges Handbuch. Der Germanist und der Volkskundler werden es häufig konsultieren. Trotzdem oder gerade deshalb möchte ich einige Worte der Kritik hinzufügen. Was man an dem Buche vermißt, ist die Synthese. Der Verfasser beschränkt sich auf die Sammlung, kritische Deutung und Ordnung von Einzeltatsachen. Gewiß sprechen diese Tatsachen oft für sich, und es ist selbstverständlich zu begrüßen, daß der Verfasser den „gefährlichen Reizen der Spekulation", von denen er auf S. 11 spricht, nicht erlegen ist. Aber schließt die Vermeidung dieser Gefahr jegliche Zusammenfassung, jegliche Verarbeitung des Materials nach größeren Gesichtspunkten aus? Zunächst vermißt man in den meisten Fällen eine Zusammenfassung der Ergebnisse am Ende eines jeden Kapitels. Solche Zusammenfassungen wären doppelt nötig gewesen, weil die Zeugnisse so vielgestaltig, so vieldeutig u. oft so undeutlich sind. Besonders am Schluß des Buches hätte man gern erfahren, ob es denn nun möglich ist, irgendwelche Schlüsse zu ziehen aus dem „was bei einem isolierten Stamm vorhanden war u. was nicht" (S. 16). Schließlich ist es an sich nicht interessant (so wichtig es ist, dies zunächst einmal festzustellen), ob die Ags. Ahnenkult trieben oder ob sie Wōden als Himmelsgott verehrten oder nicht. Wollte der Verfasser lediglich der „Neigung zu verallgemeinern" in der gemeingermanischen Mythologie (S. 16) entgegentreten, so hätten diese Feststellungen ja genügt. Aber seine Absichten gehen darüber hinaus: sein Interesse ist doch nicht nur ein regilionsgeschichtliches, sondern auch ein anglistisches. So stellt er sich selbst z. B. folgende Frage: „Ist der Vanenkult von Einfluß auf ihr (der Angeln u. Sachsen) Gemütsleben gewesen?" (S. 13); eine Frage, die er auf S. 229 nur insoweit beantwortet, daß er die wehmütige Stimmung der angelsächsischen Literatur nicht durch den Vanenkult erklärt wissen will.

Glaubte der Verfasser, daß eine kulturwissenschaftliche Verwertung seines Materials wegen dessen Eigenart nicht möglich war, so wäre man

Digitized by Google

dankbar gewesen, hätte er das gesagt; glaubte er andererseits, daß eine solche Verwertung über den Rahmen seines Werkes hinausging u. ein Buch für sich in Anspruch nehmen würde, so wäre er der Berufene gewesen, die Probleme, die in seinem Material verborgen liegen, wenigstens in einigen Sätzen, zu erwähnen und so weiterer Forschung den Weg zu weisen.

Ein zweiter Punkt, den ich kritisch erwähnen muß, ist folgender: die einzelnen Abschnitte oder Kapitel leiden häufig an mangelnder Disposition. Die Anordnung des Materials ist oft nicht logisch, der Gedankengang nicht fortlaufend. Dieser Umstand erschwert die Lektüre des an sich schon schwierigen Buches sehr. Manchmal gelingt es, aus der Menge der Zitate, Behauptungen, Hinweise, Polemiken, Literaturangaben eine Disposition herauszuschälen. Einige eingefügte Sätze hätten oft geholfen. Allerdings wäre das Buch dann etwas länger geworden. Es seien hier einige Beispiele gebracht:

S. 45: Warum ist vor „Im ganzen Mittelalter dauerte . . . " ein Absatz? Wodurch unterscheiden sich die drei Zitate S. 45 f., die unter „Naturdienst verbieten:" stehen, von den ersten Zitaten auf S. 45? Verbieten diese nicht auch Naturdienst? Verfasser hätte mindestens schreiben müssen: „Naturdienst verbieten ferner". Der Gedankengang des Lesers wäre dann nicht erst in eine falsche Bahn geleitet worden.

S. 47: Wo ist der Zauber gegen Krankheit bei Pferden zu suchen? bei Fischer p. 39?

S. 48. Wo ist der Beleg dafür, daß heiligen Quellen vom Volke Heilkraft zugeschrieben wird?

S. 61 hat Verf. einen Abschnitt: „Sprachliche Ausdrücke für Seele u. Sterben". Warum behandelt er die sprachlichen Ausdrücke für Sterben wie *gewītan* in einem anderen Abschnitt?

Für S. 69 finden wir im Inhaltsverzeichnis „Waldmahr". An dieser Stelle stimmen Text u. Inhaltsverzeichnis nicht überein. Im Text fehlt die Überschrift „Waldmahr". S. 69 f. wird der Waldmahr zwar behandelt, in demselben Abschnitt aber auch Quellgeister, der Nöck u. Meerweiber. An dieser Stelle werden „Naturgeister, den Seelendämonen verwandt" behandelt. S. 83 ff. behandelt Verfasser Quellgeister, Nöck u. Meerweiber aber nocheinmal, ohne an einer der beiden Stellen vor- oder zurückzuverweisen. Sollen diese Naturgeister nun als den Seelendämonen verwandt aufgefaßt werden oder nicht? An beiden Stellen wird auf dieselben Belege verwiesen.

S. 93 scheint mir der Absatz „Die rituellen Grundformen . . . " an falscher Stelle zu stehen. In diesem Absatz werden die Vegetationsriten in Beziehung gesetzt zu Vanenkult u. Baldermythus. Vorher wird u. a. das *Hoodgame* erwähnt, nachher das *Hobby-horse*-Spiel. Das *Hood-game* hat Beziehung zum Baldermythus (vgl. S. 167), das *Hobby-horse*-Spiel ist dem Vanenkult verwandt. Warum steht also dieser Absatz mitten unter den Beispielen u. nicht, wie man von einer solchen allgemeinen Betrachtung erwartet, am Anfang oder am Ende des Abschnitts? Im späteren Verlauf des Buches wird die Darstellung klarer. Verf. gibt auch gelegentlich Zusammenfassungen (S. 110, 117, 176).

Digitized by Google

S. 193 ff. in dem Abschnitt „Gebet und Opfer in der ae. Sprache" bringt Verf. auch sachliche, nicht nur sprachliche Belege, wie die ae. Flurbesegnung, die zur Illustration der äußeren Form eines Gebetes angeführt wird. Die Bemerkung auf S. 197 über ae. *tīber* Opfertier zu „Ungeziefer" = „Tier, das man nicht opfern kann", wird man in dem Abschnitt „Gebet und Opfer in der ae. Sprache" suchen, nicht unter „Kultische Feste", wo es tatsächlich steht.

Ist das Wōdansfest S. 205 ohne weiteres für die Ags. anzunehmen? Einen ags. Beleg bringt Verf. nicht.

Ein häufiges Vor- u. Rückverweisen wäre bei dem Fehlen eines sachlichen Index sehr zu wünschen gewesen: Der *Plough-Monday* z. B. wird 4 mal, wenn nicht öfter, (S. 93, S. 123, S. 200, S. 204) erwähnt, mit nur einer Rückverweisung.

Einen nebensächlichen Fehler, der aber zu Mißverständnissen führt, möchte ich noch erwähnen: S. 44 schreibt Verf., daß der Stofflebenglaube alles „beseelt" denkt, wo er gerade vorher den Stofflebenglauben als präanimistisch charakterisiert hat. S. 61 schreibt er, daß *sāwol* „auch" für die animistische Stufe des Heidentums das geistige Prinzip, das „unabhängig vom Körper" existieren kann, bedeute. Der Präanimismus kannte aber eben kein „unabhängiges" Existieren. Oder meint Verf. hier, daß *sāwol* für das Christentum ungefähr dasselbe bedeutete wie für das Heidentum, allerdings nur soweit wie dieses die animistische Stufe erreicht hatte? An dieser Stelle, wo gerade vorher von dem Unterschied von Präanimismus u. Animismus gesprochen wurde, ist die Formulierung, so wie sie dasteht, unverständlich.

Ich möchte zum Schluß noch einmal darauf hinweisen, daß die kritischen Bemerkungen nicht „in any carping spirit" gemacht sind, sondern daß ich es nur für meine Pflicht hielt, gerade bei einem so bedeutsamen Werk darauf hinzuweisen, daß vielen in dem gebotenen Material verborgenen Problemen nicht bis zum Ende nachgegangen wurde u. daß die Darbietung noch nicht auf die letzte Form gebracht ist. Ich bin voller Bewunderung für die enorme u. von ungewöhnlichem Scharfsinn geleitete Arbeitsleistung des Verfassers.

Die Besprechung wurde bereits im November 1930 abgeschlossen, konnte aber wegen Raummangels erst jetzt erscheinen.

GREIFSWALD EBERHARD VOIGT

Maud Bülbring, Zur Vorgeschichte der mittelniederländischen Epik. Eine vergleichende Untersuchung der Kampfformeln. Kurt Schroeder-Verlag Bonn, 1930.

Die Verf. vergleicht die Kampfformeln der mndl. Epen mit denen des ahd., ags., afr. u. mhd. und glaubt, daß diese vergleichende Untersuchung zu zeigen vermag, 1. ob die ndl. Epik ihre Entstehung lediglich

Digitized by Google

einem oder mehreren kulturellen Einflüssen verdankt, oder 2. ob sie auf einer älteren einheimischen Tradition, von der nichts erhalten ist, fußt.

Bei dem Vergleich bleibt ein Rest von mnld. Formeln übrig, die sich in keiner der anderen zum Vergleich herangezogenen Sprachen finden; diesen Rest (S. 143 ff.) betrachtet die Verf. als eine Sonderentwicklung. Zu diesem Rest ist zu bemerken, daß er durchaus nicht einwandfrei ist: bereits bei einer ersten Durchsicht fielen mir Mängel auf. So ist z. B. die Formel *arm verliesen* (angeblich nur im Mndl. belegt) bei Herbort (1432/3) zu finden; zu *ter doot bringen* ist *ûf den tôt bringen* (Eschenbach Alex. 9084; 13778) zu erwähnen; zu *doot scieten* ist zu stellen *ze tôde schiezen* bei Veldeke (En. 9053). Diese Formelsammlung bedarf also entschieden einer genauen Prüfung.

Zum zweiten scheint mir die Frage, ob aus einer Untersuchung der Formeln überhaupt ein positives Resultat erzielt werden kann, doch nicht ohne weiteres zu umgehen. Gerade bei diesen Formeln ist der Dichter auf die Eigenart der Sprache besonders angewiesen; unleugbar gibt es eine ganze Anzahl von Formeln, die sich nicht wörtlich — und darauf kommt es doch an — aus einer anderen Sprache bezw. in eine andere Sprache übertragen lassen. Somit erscheint der Wert des oben bezeichneten „Restes" doch stark gemindert, und die Schlüsse, die aus seinem Vorhandensein gezogen werden, zum mindesten sehr fraglich.

Zu der sehr fleißigen Formelsammlung ist schließlich noch zu bemerken, daß vor Verweisen auf Bodes Dissertation (S. 16, Anm. 1; S. 17, Anm. 1) zu warnen ist, da diese in ihren Zusammenstellungen nicht zuverlässig ist.

BERLIN EBERHARD KLAASS

Gottfried Höfer: Die Bildung Jakob Ayrers. Leipzig 1929. (Von deutscher Poeterey Bd. 6.)

Seit 1912 hatte die Ayrer-Forschung keine Bereicherung erfahren. Die ausführliche Arbeit Wodicks (Jakob Ayrers Dramen. Halle 1912.) hatte im Schaffen Ayrers die Beziehungen zur älteren einheimischen Literatur und das Verhältnis zu den Englischen Komödianten beleuchtet, Kaulfuß-Diesch (Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1905, S. 161 ff. Probefahrten, 7. Bd.) Ayrers Bühne und Darstellung eingehend untersucht und sein Gesamtwerk in die Entwicklung des mimischen Spiels eingeordnet. Es war also in der Hauptsache die formale, bühnentechnische Seite des „Opus Theatricum", deren Lage in der deutschen Literatur- und Theatergeschichte bestimmt wurde.

Das Forschungsziel „Die Bildung Jakob Ayrers" ist der wichtige neue Gesichtspunkt, unter dem Ayrer in Höfers Studie beobachtet wird. „Bildung" wird als „Vorstellung von Mensch und Welt" gefaßt (S. 12, vgl. auch S. 2).

Digitized by Google

Der Weg, den Höfer zur Abgrenzung dieser „Bildung" wählt, ist der Vergleich von einzelnen Stücken Ayrers mit ihren Vorlagen. An 5 Beispielgruppen wird Ayrers Verhalten zur „Bildung" seiner jeweiligen Vorlage gekennzeichnet. Die Auswahl von 9 Hauptbeispielen aus dem Bestand von 69 Stücken ist geschickt getroffen. Ich vermerke kurz die herausgegriffenen Beispiele und die Ergebnisse der Gegenüberstellung.

I. Ayrer und das zeitgenössische englische Drama.

1. Menaecmi by W. Warner (?) — Comedia von zweyen Brüdern.
Die „Handlung aus Verwicklung" wandelt sich in eine Folge bloßen Geschehens. Nicht mehr Verwechselung ist das Thema, sondern Argwohn und Eifersucht mit angehängter Moralisierung. Ein frei erfundener Auftritt fügt das burleske Element ein.

2. Kyd's Spanish Tragedy — Pelimperia.
Der „Handlung aus Charakter" entspricht bei Ayrer wieder nur die äußere Tatsachenfolge.

3. Shakespeares Tempest — Sidea.
Die Unterschiede der Charaktere zeigen sich an ihrer Haltung gegenüber den wichtigsten Motiven des Stückes: Feindschaft, Zauberei, Gefangenschaft, Liebe. Es sei nur die gegensätzliche Auffassung der Prospero-Ludolff=Gestalt herausgehoben. Während sie Shakespeare „menschlich bejaht", gibt Ayrer „ein moralisch negatives Beispiel". Ein Grundzug der Ayrerschen Menschensicht, die moralische Verneinung, tritt überzeugend hervor.

II. Ayrer und das Dekameron des Boccaccio.

1. Novelle von Andreuccio — Faßnachtspiel von Antreuxo:
Innere Form „Novelle" — Äußere Bühnenvorgänge; Frage nach der moralischen Schuld; Freude am Derben.

2. Novelle von Torello — Comedia vom Soldan von Babilonia.
Thema: Hochherzigkeit. Hochherzige Gesinnung und mit ihr zusammenstimmend als ihr äußeres Zeichen höfliches Verhalten. — Niedrige Gesinnung, als äußerliche Höflichkeit die Gebärde des Händegebens. Als neues Moment wird die Frage nach der moralischen Schuld einbezogen.

III. Ayrer und Nikodemus Frischlin.
Julius Redivivus — Comedia Julius Redivivus.
Ayrers Verhältnis zur humanistischen Bildung bezeichnet es, wenn ihn gerade das Kuriose der humanistischen Welt interessiert, wenn er im christlichen Glauben, den Frischlins Lobspruch nicht erwähnt, den bedeutungsvollsten Fortschritt über die Germania prior hinaus erblickt.

IV. Ayrer und Jörg Wickram.
Knabenspiegel — Comedi, der knaben spigl.
Wickrams bestimmt umrissenes bürgerliches Erziehungsideal löst sich auf in das verschwommene Ideal des „großen Herrn".

V. Ayrer und Hans Sachs.
1. Tragedi, die sechs kempffer — Das zweite Römerspiel.

Digitized by Google

Die lustige Person dringt als verkappte Hauptperson auch ins ernste Geschehen ein.

2. a. Diesselben Beispiele wie V,1.
   b. Tragedia, die Melusina — Tragödie von der schönen Melusina, 1. u. 2. Teil.
   Sachs vermag den Stoff durch überlegte Auswahl zu gestalten; Ayrer ist unfähig zur Auslese, Weitschweifigkeit sein Grundsatz.
3. Beispiele aus verschiedenen Stücken.
   Im Gegensatz zu Hans Sachs besitzt Ayrer keine Fühlung mit einer Bühne.

Zusammenfassend nennt das Schlußkapitel vier gleichwertige Motive in Ayrers Bildung: die Gier nach dem Stoff, die Freude am Gemeinen, die moralische Verneinung und die lustige Person, die eine Art verkappter Hauptperson ist und unklar zwischen Sein und Darstellung steht; d. h. Ayrer baut den Jan Bouset des Englischen Komödiantendramas, der aus der persönlichen komischen Begabung Sackvilles, also aus einem echten Sein, hervorgeht und deshalb nur von ihm gespielt werden kann, als darstellbare Rolle für Schauspieler überhaupt in seine Stücke ein.

Schon beim Eingehen auf den Inhalt wird klar, daß der Begriff Bildung, wie ihn Höfer der Einleitung und dann vor allem dem dritten Abschnitt des ersten Kap. zu Grunde legt, sich wandelt, und zwar sich erweitert. So wird z. B. S. 72 bei der Frage nach dem „eigentlichen Gehalt von Ayrers Bildung" die Antwort Creizenachs abgelehnt, nach dem „Ayrer die Art des Hans Sachs mit der der Engländer zu einer neuen Einheit zu bringen suche". „Art" bedeutet hier nicht „Vorstellung von Mensch und Welt", sondern Bau des Spiels und Verwendung der Bühne. S. 74 wird Ayrers Mangel an einer eigenen Sprache als vielleicht entscheidendes Kennzeichen seiner Bildung gebucht. Mithin sucht Höfers Arbeit nicht bloß die Frage nach Ayrers Auffassung vom Menschen (Bildung im engeren Sinne), sondern auch nach Ayrers künstlerischer Leistung zu beantworten. Diese Zweiseitigkeit der Fragestellung kommt z. B. in der Gliederung des zweiten Kap. klar zum Ausdruck; vgl. Anm. 386.

Der Weg zum ersten Forschungsziel, Ayrers Gesinnung, geht durch unbestrittenes Neuland; der Weg zum zweiten Ziel, Ayrers künstlerische Bedeutung, führt über schon bearbeiteten Boden. Hier sind die Ergebnisse herauszuheben, die frühere Ansichten berichtigen oder neue Folgerungen ziehen.

Die Einordnung von Ayrers Schaffen in die Geschichte des mimischen Spiels, die Kaulfuß-Diesch vorgenommen hatte, wird beibehalten; die Notwendigkeit, Drama und Spiel (= Bearbeitung jedes beliebigen, aber schon einmal als Geschichte durchgeformten Stoffes) zu sondern, wird treffend formuliert. Ob indes Ayrer der letzte Vertreter dieser Art „Spiel" ist, könnten erst eingehende Untersuchungen über die Dramatik der Folgezeit klären. Daß die „Spiel"-Form noch in der Schweizer Barock-literatur fortdauert, erschließt z. B. die Studie von J. H. Heß: P. Marianus Rot (1597—1663). Ein Kapitel schweizerischer Theatergeschichte. Basel 1927. Höfers Anga-

Digitized by Google

ben über die Quellen Ayrers für seine Römerspiele ist Dionysius Halicarnassus (Schluß des 4. Römerspiels) hinzuzufügen.

Grundlegend scheint mir zu sein, wie Höfer die „Zwitterstellung" (Wodick, S. 106) Ayrers zwischen Hans Sachs und den Englischen Komödianten bestimmt. Es gelingt Ayrer nicht, beide Mächte „zu einer neuen Einheit zu bringen", vielmehr „erliegt" er ihnen. Den Abstand zu Hans Sachs bezeichnet das unvergleichlich geringere Können des Spiels, die Unfähigkeit, aus dem Stoff auszuwählen und sich auf die Möglichkeit einer Aufführung zu konzentrieren; vgl. Anm. 462. Das letztere bedeutet eine umstürzende Ansicht, den Kampf gegen jene Meinung, die in Ayrers Berücksichtigung der Bühne den Einfluß der Englischen Komödianten und den Fortschritt über Hans Sachs erblickt und deshalb in der Geschichte des deutschen Dramas zu einer Periodisierung „von Ayrer bis Lessing" kommt. Die eingehenden Bühnenanweisungen, auf die sich diese Meinung stützt, erweisen nur, daß Ayrer die Bühne der Engländer beschreibt, jedoch nicht, daß er sie auch wirklich benutzt. Das auffällige Schweigen der Ratsprotokolle, die langwierige Druckgeschichte des „Opus Theatricum" und das Auffinden seiner Spiele „nach desselben absterben unter seinen hinderlassenen Actis und Schrifften" verstärken die Zweifel, daß — entgegen der „sicheren Annahme" von Kaulfuß-Diesch (S. 160) — Ayrer keine Aufführung seiner Stücke erlebt hat. An Stelle des eingewurzelten literarhistorischen Porträts des Bühnenpraktikers und vielgespielten Dichters Ayrer entrollt Höfer das neue, wirklichkeitsgetreue Bild des wohlversorgten Gerichtsprokurators, der seine Stücke „zu seinen Müssigen ruhstunden" verfaßt hat, zufrieden, sie „sich selbst schreibend vorzuspielen oder seiner Familie zu Hause vorzulesen".

Nur die Hauptergebnisse, zu denen Höfer die Frage nach Ayrers künstlerischer Leistung geführt hat, konnten gestreift werden. Schon sie lassen erkennen, wie klug und sauber Höfers Studie gearbeitet ist. Ich wende mich nun zu Ayrers Auffassung vom Menschen.

Die von Höfer ermittelten Grundzüge stellen Ayrer arg unsympathisch dar. Einzelne Formulierungen mögen für sich sprechen: „Der Mensch als niederträchtiges Wesen tritt in den Vordergrund" (S. 23) . . . „diese negative Haltung zu allen Fragen des Lebens" (S. 50) . . . „Ein äußerlich armer und dabei innerlich reicher Mensch ist für Ayrer nicht zu fassen" (S. 51). Ich merke an, wo ich weniger scharfe Fassungen vorzöge. Den Bauern Rudolf im „Knabenspiegel" nur als Interessenten an des Gevatters Küche hinzustellen, ist zu grell. „Nur ‚Verdrus' " als Empfindung der Bauerneltern über ihre Kinder trifft wohl auf Rudolf zu, aber nicht auf Patrix; vgl. 3317, 16 ff. Der Ausdruck wird übrigens nicht, wie man aus dem Zitat zunächst schließen könnte, von einem der Eltern gebraucht, sondern vom Hofmeister und stimmt dort zu seiner Auffassung, die er 3315, 17 ff. äußert. Ein Seitenstück zu Ayrers Einführung der lustigen Person ins ernste Geschehen findet sich im Repertoire der Englischen Komödianten schon eher, als Höfer annimmt. Es ist Thomas Heywood's Tragedy „The Rape of Lucrece", 1619 in Danzig gespielt (J. Bolte. Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrh. Hamburg, Leipzig 1895. Theatergesch. Forsch. XII. S. 51 und 54. Dazu W. Flemming in Merker-Stammlers Reallex. I „Engl. Kom." S. 276).

Digitized by Google

Ayrers Bildung wird beschrieben und gewertet; aber wird sie auf ihre persönlichen und zeitlichen Wurzeln geprüft? Läßt sich ein derartiges Unternehmen überhaupt durchführen? Die außerordentlich geringe Kenntnis, die wir von Ayrers Leben besitzen, hellt keines der vier Motive auf. Die Frage nach Ayrers Verhältnis zur „Bildung" seiner Zeit knüpft zugleich an einen Satz der Einleitung an. Dort heißt es: „Vielmehr soll gezeigt werden, in welcher geistigen Höhenlage diese Spiele im 16. Jahrhundert überhaupt vorkommen. Ayrer soll dafür Beispiel sein" (S. 2). Wieweit darf Ayrers Bildung beispielhafte Geltung für die geistige Höhe des Spiels um die Jahrhundertwende beanspruchen? Wo läuft die Grenze zwischen dem Eigenartigen und dem Zeitverbundenen und daher Beispielhaften in Ayrers Bildung?

An einer Stelle, in Höfers Analyse der Torello-Novelle und ihrer Bearbeitung, zeichnet sich die trennende Linie deutlich ab. Ayrers Betonung des Negativen erscheint hier im Sonderfall — der grausame Soldan an Stelle des hochherzigen Saladin bei Boccaccio — wirklich als Beispiel; denn der Zusammenhang dieser persönlichen Intoleranz mit der türkenfeindlichen Haltung der ganzen Zeit wird aufgewiesen. Je mehr man Beziehungen jener vier Bildungsmotive zur „Bildung" der Zeit bloßlegen würde, desto mehr würde das Unsympathische an Ayrers Bildung, unsympathisch, weil sie vorläufig nur seine Eigenart zu bezeichnen scheint, schwinden. Höfer sah sich hier dem gänzlichen Mangel an Vorarbeiten gegenüber, die die „Bildung" zeitgenössischer Spielverfasser wie Pondo oder Thomas Birck oder im einzelnen das Erziehungsideal der zahlreichen Kinderdramen zu beschreiben hätten.

Für die Lösung der neuen, überaus anregenden Frage nach der geistigen Höhe des Spiels schafft Höfer den sachlich und methodisch grundlegenden Beginn. Es folgt aus seiner vergleichenden Betrachtungsweise, wenn seine Arbeit auch die Einsicht in Ayrers jeweiliges Gegenüber, besonders in Wickram, tiefer führt. Eine angekündigte Studie über Wickrams Forderung eines „positiven Lebensideals", das im 4. Kap. nur angedeutet werden konnte, verspricht eine ertragreiche Vertiefung.

BRESLAU HANS GALINSKY

Fritz Tschirch, Der Altonaer „Joseph", Goethes angebliche Jugenddichtung. (=Germanisch und Deutsch. Studien zur Sprache und Kultur H. 5) Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & Co., 1929. XXIV, 163 S. 8°. M. 10,—.

Tschirch begründet sein Buch mit dem Satze, daß der Vergleich aller direkten und indirekten Zeugnisse Goethes über sein Knabenwerk mit dem Altonaer Funde ergebnislos bleibe; „weder läßt sich aus den Worten Goethes ein schlüssiger Beweis, ja nur irgendwelche Wahrscheinlichkeit für die Echtheit der Altonaer Handschrift herleiten, noch ist aus seinen vielfach widerspruchsvollen und fast niemals zweifelsfreien Angaben eine

Digitized by Google

wirklich stichhaltige Begründung der These zu gewinnen: dieser „Joseph" könne unmöglich des großen Dichters Knabenwerk sein".

Die Arbeit zerfällt in drei Teile. Im ersten verschafft sich Tschirch durch eine Widerlegung der bisher für Goethes Verfasserschaft angeführten Beweisgründe freie Bahn. Er zeigt, daß weder die auf eine Stilkritik des Epos gegründeten Urteile, noch die aus der Quellenforschung gezogenen Schlüsse, noch schließlich die auf sprachlichen Eigenarten beruhenden Aussagen der Kritik standhalten können.

Im zweiten Teil seiner Untersuchung beginnt Tschirch dann mit seinen positiven Ausführungen. Durch einen Vergleich zwischen der Reimtechnik des jungen Goethe und des Verfassers des „Joseph" tut er dar, daß beide unmöglich identisch sein können. Entscheidend ist, daß der Dichter des „Joseph" bei den intervokalischen Reimen auf *d* und *t*, *s* und *ss* und *g* und *ch* in mehr als 5000 Versen keinerlei Verwirrung eintreten läßt und auch diese Reimtypen nicht im mindesten meidet. Er muß daher in seiner Aussprache die betreffenden Laute deutlich unterschieden haben, kann also nur Norddeutscher, nicht aber Frankfurter gewesen sein.

Im selben Sinne spricht auch das Ergebnis der im letzten Teil durchgeführten Zeit- und Heimatbestimmung des Altonaer „Joseph". Betreffs der ersteren genügen die vorhandenen Hilfsmittel allerdings nicht für eine engere Eingrenzung. Immerhin läßt sich erweisen, daß das Epos nicht in der ersten Hälfte der sechziger Jahre des 18. Jhs. entstanden sein kann, wie es bei der Verfasserschaft Goethes notwendig wäre. Die Hilfsmittel zur dialektgeographischen Festlegung des Altonaer „Joseph" sind ergiebiger. Wortschatz, Wortbedeutung sowie grammatische, lautliche und syntaktische Eigenheiten bieten die nötigen Grundlagen für eine nähere Bestimmung der Heimat. Als ihr Kerngebiet schält sich ein sichelförmiges Gebilde heraus, „das Vorpommern mit Rügen, Mecklenburg-Schwerin, das Gebiet der freien Städte Lübeck, Hamburg und Bremen, Südholstein mit Lauenburg und den Teil von Hannover umfaßt, der durch eine Linie: Wesermündung, Herford, Schwalenberg, Münden, Weserlauf abwärts bis Nienburg, Wittingen, Ülzen, Dömitz eingegrenzt wird".

Der gründlichen Beweisführung Tschirchs gebührt volle Anerkennung. Sie zeugt von sicherer Beherrschung der vorhandenen Methoden. Durch die in ihr angestrebte Verbindung von Literaturgeschichte und Sprachwissenschaft verdient sie als solche ernstliche Beachtung. So gerne ich aber auch ihr und ihren Ergebnissen somit zustimme, so wenig kann ich doch ihrer Voraussetzung beipflichten. Vielmehr muß ich mich mit Nachdruck gegen die Auffassung wenden, daß die Zeugnisse Goethes keine unmittelbare Stellungnahme gestatten. Ich bin durchaus der Ansicht, daß sich bereits aus ihnen ein vollgültiges ablehnendes Urteil fällen läßt. Die von dem Herausgeber Piper und seinen Nachfolgern vertretenen, aber unter dem Eindruck ihrer Ausführungen auch von den Gegnern anerkannten gegenteiligen Behauptungen lassen sich unschwer entkräften.

Die maßgebenden Sätze befinden sich im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit". Sie heißen: *„Die Personen des Alten und Neuen Testaments hatten durch Klopstock ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben so wie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Von*

Digitized by Google

den Bodmerischen Arbeiten dieser Art kam wenig oder nichts zu ihm; aber Daniel in der Löwengrube, von Moser, machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohldenkender Geschäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe. Die Geschichte Josephs zu bearbeiten war mir lange schon wünschenswerth gewesen; allein ich konnte mit der Form nicht zurecht kommen, besonders da mir keine Versart geläufig war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine prosaische Behandlung sehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung" (W. A. 26, 222. 23-223. 12). Aus dieser Stelle geht so deutlich wie möglich hervor, daß Goethes „Joseph" in Prosa geschrieben war. Entsprechend nennt der Dichter das Werk auch gleich darauf *jenes biblische prosaisch-epische Gedicht* (224, 20 f.).

Man hat zwar gegen die klaren Angaben in „Dichtung und Wahrheit" Bedenken erhoben, doch sind sie samt und sonders nicht stichhaltig. Abgesehen von einigen ganz unwesentlichen und hier nicht weiter zu berücksichtigenden Einwürfen stützen sie sich immer wieder auf einen an Cornelia gerichteten Brief vom 11. Mai 1767, wo der junge Dichter schreibt: *„Da ich ganz ohne Stolz bin, kann ich meiner innerlichen Überzeugung glauben, die mir sagt daß ich einige Eigenschaften besitze die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich, durch Fleiß einmal einer werden könnte. Ich habe von meinem zehenten Jahre, angefangen Verse zu schreiben, und habe geglaubt sie seyen gut, jetzo in meinem 17ten sehe ich daß sie schlecht sind, aber ich bin doch 7 Jahre älter, und mache sie um 7 Jahre besser. Hätte mir einer anno 62. Von meinem Joseph gesagt, was ich jetzt selbst davon sage ich würde so niedergeschlagen worden seyn, daß ich nie eine Feder angerührt hätte."* (D. j. G. 1, 159.) Bereits Piper schloß in seiner Ausgabe S. X aus diesen Worten: „Im ganzen Zusammenhang der Stelle spricht er [Goethe] nur von Versen, so daß man nicht umhin kann, sich auch den dort erwähnten Joseph als in Versen abgefaßt vorzustellen", und ähnlich, wenn auch vorsichtiger, äußert sich auch noch Tschirch S. 10: „Wenn man nicht einen Gedankensprung zwischen den beiden Sätzen annimmt, so daß der zweite sich nicht mehr auf Versbau, sondern überhaupt auf stilistische Unzulänglichkeit bezieht, so kann aus dem Zusammenhang nur eins geschlossen werden: 1767 war Goethe der Meinung, seinen „Joseph" in Versen abgefaßt zu haben." Wenn er sich auch nicht gerade für ein Versepos entscheidet, so ist er doch der Meinung, daß es, da keine sachliche Möglichkeit vorhanden sei, die Bedeutung des der Entstehungszeit des „Joseph" viel näher stehenden Zeugnisses gegenüber der gegenteiligen Angabe des alten Goethe zu drücken, nicht festzustellen sei, ob der „Joseph" Prosa- oder Versepos war.

Solche Auffassungen der angezogenen Briefstelle beruhen jedoch offensichtlich auf falscher Auslegung. Sie verkennen völlig, daß der Obergedanke des ganzen Zusammenhanges garnicht darauf zielt, daß Goethe glaubt, Verse machen zu können, sondern daß er überzeugt ist, einige Eigenschaften, *die zu einem Poeten erfordert werden*, zu besitzen und durch *Fleiß* ausbilden zu können. Nur in diesem Sinne bemerkt er: *„Ich habe*

Digitized by Google

von meinem zehenten Jahre, angefangen Verse zu schreiben, und habe geglaubt sie seyen gut, jetzo in meinem 17ten sehe ich daß sie schlecht sind, aber ich bin doch 7 Jahre älter, und mache sie um 7 Jahre besser", und nur in diesem Sinne fährt er fort: „*Hätte mir einer anno 62. Von meinem Joseph gesagt, was ich jetzt selbst davon sage ich würde so niedergeschlagen worden seyn, daß ich nie eine Feder angerührt hätte.*" Goethe will lediglich betonen, daß seine dichterischen Fähigkeiten zu der Zeit, als er den „Joseph" schrieb, noch ganz unentwickelt waren. In genau demselben Sinne lesen wir in „Dichtung und Wahrheit": „*Nun suchte ich die Charaktere zu sondern und auszumahlen, und durch Einschaltung von Incidenzien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbständigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nöthig sei, und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne*" (223, 12f.). Daß das Epos in Versen geschrieben gewesen sei, ergibt sich somit nicht im mindesten aus dem Schreiben. Wie wenig es etwa als Beispiel für die schlechten Verse betrachtet werden kann, zeigt doch die Tatsache, daß Goethe in dem einen Fall von seinem *zehenten Jahre* (1759/60), im anderen jedoch von *anno 62* spricht. Will man überhaupt aus der Briefstelle Schlüsse über die äußere Form des „Joseph" ziehen, so darf man im Gegenteil nur folgern, daß er gerade in Prosa abgefaßt war. Die Annahme, daß Goethe in dem einen Satz über seine ersten Verse, im anderen jedoch über sein erstes Prosawerk urteile, liegt ja garnicht so fern. Da es aber möglich ist, daß er das Epos nur deshalb erwähnte, weil es eben zu den Dichtungen seiner Knabenzeit gehörte, so wollen wir uns hierauf nicht festlegen. Wir begnügen uns mit der Aussage, daß aus dem Schreiben überhaupt nichts über die äußere Form des Epos zu entnehmen sei. Für sie haben wir uns daher ausschließlich an die Darstellung der Lebensbeschreibung zu halten. Ihrer Angabe widerspricht kein anderes Zeugnis.

Nun bestände freilich an und für sich die in anderen Fällen zweifellos gegebene Möglichkeit, daß sich der Dichter bei der Niederschrift seiner Erinnerungen entweder geirrt oder doch aus irgendwelchen Gründen für eine nicht wahrheitsgetreue Darstellung entschieden haben könnte. Gerade in Bezug auf den „Joseph" ist aber für sie kein Raum vorhanden. Die von Goethe erwähnte Beeinflußung durch Mosers „Daniel in der Löwen-Grube" läßt auch nicht den geringsten Zweifel daran zu, daß die Angabe in „Dichtung und Wahrheit" zuverlässig ist. Sie ist nicht nur, wie auch Tschirch einräumt, sehr bestechend, sondern vollgültiger Beweis. Auch unabhängig von dem Bericht der Lebensbeschreibung müssen wir nämlich die Entstehung des „Joseph" und das Erscheinen des „Daniel" zeitlich zusammenlegen.

1763 kam Mosers Epos in Goethes Vaterstadt heraus, und 1763 ging er der Knabe an sein erstes größeres Werk. In dem genannten Brief spricht der Dichter zwar vom Jahre 1762, doch liegt hier ein bloßes Versehen vor. Tschirch hat S. 75 ff. die Gründe zusammengestellt, die uns hindern, den „Joseph" bis 1762 zurückzuverlegen. Die richtige Zeitangabe enthält denn auch ein ebenfalls an Cornelia geschriebener Brief vom 12. Oktober 1767.

Digitized by Google

In ihm erklärt Goethe, daß es *noch nicht vier Jahre daß er zur Welt kam* (D. j. G. 1, 178). Diese Bemerkung wird genau stimmen. Es ist allerdings, u. a. auch von Tschirch, eingewendet worden, daß das Epos spätestens im August vorgelegen haben müsse, doch geht dieser Einwurf von falschen Voraussetzungen aus. Zwar bin auch ich der durch die Zeugnisse geforderten Ansicht, daß der junge Dichter seinem Vater die erste Sammlung seiner Werke bereits 1763 schenkte, doch liegt m. E. kein Zwang zu der Annahme vor, daß dies bereits im August geschah. Wenn Goethe im August 1767 an seine Schwester schreibt: *„Tu scais que touts les ans au Mois d'Aout, j'ai compilé un Volume de mes oe[u]vres annuaires de 500 pages in quarto magiore"* (D. j. G. 1, 165), so folgt aus diesen Worten auch nicht im mindesten, daß er auch den ersten Band bereits im August überreicht haben muß. Vielmehr ist es durchaus denkbar, daß diese Zusammenstellung, die ja überhaupt noch keine Jahresgabe war, sondern alles enthielt, was der Knabe bisher an Brauchbarem gedichtet hatte, erst gegen Ende des Jahres dargebracht wurde. Erst in der Folgezeit, als das Schenken zur Regel wurde, kann der August als Zeitpunkt ausgewählt worden sein, da gerade dieser Monat ja durch den Geburtstag Goethes einen Jahresabschluß enthielt.

Auf jeden Fall ist der „Joseph" gleich nach dem Erscheinen des „Daniel" in Angriff genommen worden. Bei dieser Sachlage hieße es sich aber die Augen verbinden, wenn man die von dem Dichter ausdrücklich zugegebene Beeinflussung leugnen wollte. In Wahrheit ist die Abhängigkeit gar nicht in Abrede zu stellen. Damit wird aber auch sicher, daß Goethes Knabenwerk in Prosa geschrieben war. In dem in Versen gedichteten Altonaer „Joseph" kann es demnach schlechterdings nicht vorliegen.

Auf unmittelbarerem und weit kürzerem Pfade sind wir also zu demselben Ergebnis wie Tschirch gelangt. Hätte auch er ihn beschritten, so hätte er sich viele Mühe sparen können. Vom Standpunkt der Goetheforschung kann seine, wie hier noch einmal ausdrücklich betont werden soll, äußerst sorgfältige Untersuchung daher auch nur als ein unnötiger Umweg gewertet werden. Dieses Urteil soll uns jedoch nicht dazu verleiten, ihre Bedeutung überhaupt zu leugnen. Im Gegenteil besitzt das Buch Tschirchs sicherlich einen großen Wert. Nur liegt er nicht auf sachlichem, sondern vielmehr auf allgemein methodischem Gebiete.

ROSTOCK W. KROGMANN

H. Meyer-Benfey, Goethes Götz von Berlichingen, Weimar, H. Böhlaus Nachfolger 1929, VIII, 183 S. Preis geheftet Mk. 6.50.

Die Arbeit ist gedacht als Teil einer Gesamtdarstellung von Goethes Dramendichtung. Sie hat darum wohl eine gewisse programmatische Bedeutung und so sei auf sie genauer eingegangen.

Digitized by Google

I. oder II. Fassung?

Die Einleitung erörtert die Entstehungsgeschichte. Sie bringt die bekannten Stellen, welche ergeben, daß Goethe die Geschichte Gottfriedens gegen Ende des Jahres 1771 in 6 Wochen in einem Zuge niederschrieb. Anfang 1773 arbeitete er diese Fassung um; nur diese II. wurde gedruckt. M.-B. knüpft seine Erläuterung des Dramas an die II. Fassung an, weil Goethe zuerst nur sie an die Öffentlichkeit brachte. Vor allem aber wegen ihrer unbestrittenen künstlerischen Überlegenheit; Goethe habe die Urgestalt sogleich bei ihrem Abschluß als unfertige Skizze empfunden.

Daß der erste Grund nicht ganz durchschlagend sei, bemerkt M.-B. selbst: ein Blick auf die „Mitschuldigen" oder die spätere Bearbeitung der „Stella" bestätigt es. Aber auch den bekannten kritischen Selbstbeurteilungen des Dichters darf man nicht zu viel Wert beilegen. Wenn er sein Drama so in einem Zuge, in 6 Wochen herunterschreibt, ein Werk, von dem er an Salzmann (Gräf II, 3, S. 24 f.) und Herder (ebd. Nr. 2112) berichtet, sein Genius liege auf diesem Unternehmen, es koste ihm viel Zeit, er arbeite recht mit Zuversicht und setze die beste Kraft seiner Seele daran, so sieht man, daß die Teile des Ganzen bereits fertig in seiner Seele lagen und das Ganze nur auf einen Anstoß hin aus seiner Seele floß: ein durchaus genialisches Produkt. Bei einer Dichterpersönlichkeit wie Goethe, der seine Formbegabung an der „Laune des Verliebten" und den ersten Fassungen der „Mitschuldigen" erwiesen hatte, den die Natur seiner Poesie immer zur Einheit hindrängte (Gräf, a. a. O. Nr. 2259), darf man zunächst annehmen, daß ein Werk von ihm seine innere Notwendigkeit gehabt hat. Jedenfalls: ehe man das Ganze nach Gehalt und Gestalt nicht völlig verstanden hat, soll man keine Urteile fällen — und auch keine des Dichters oder seiner Zeitgenossen nachsprechen. Denn die bekannte Äußerung an Herder (Gräf, Nr. 2112), in der er sein Werk nur ein Skizzo nennt und dafür eine radikale Wiedergeburt fordert, verrät doch nur die Sorge des Schülers, der das scharfe Urteil seines Meisters kennt und abwehrend vorausnimmt. Und wenn er später (Nr. 2113) Herders Urteil, Shakespeare habe ihn ganz verdorben, unumwunden anerkennt, und es für notwendig erklärt, das Stück einzuschmelzen und umzugießen, so zeigt doch — darauf weist M.-B. mit Recht S. 12 hin — die Erwähnung der „Emilia Galotti" Lessings bei dieser Gelegenheit, was von solchem Erguß zu halten ist. Denn der G. v. B. ist eben nicht radikal umgeschmolzen worden, er ist nur etwas bearbeitet. Und Emilia Galotti, Lessings dramatisches Meisterstück, zugleich ein Muster dramatischer Technik, wirkte so stark auf Goethe, daß es ihn in seiner dramatischen Arbeit unsicher machte und von der Technik wegtrieb, die seinem Wesen von Natur lag. Erst im „Tasso" hat er die ihm gemäße dramatische Form gefunden, eine Dichtung, die schlechthin ein Meisterwerk ist, auch im technischen. Das hat mir eine unvergeßliche Aufführung mit Joseph Kainz deutlich bewiesen. Das ergibt sich aus den Untersuchungen von O. Spieß, Die dramatische Handlung in Goethes Clavigo, Egmont und Iphigenie. Halle, Niemeyer, 1918 (Bausteine Nr. XVII), Ich glaube, anschließend an diese Arbeit von Spieß und andere aus derselben Sammlung, wäre es möglich gewesen, dem G. v. B. gegenüber die richtige Stellung zu finden. Vgl. unten. Goethe beurteilte eben sein

Digitized by Google

Drama unter dem gewaltigen Eindruck der „Emilia Galotti". Was wunder, wenn ihm da das eigene Werk formlos vorkam. Aber es ist mit seinem Verwerfungsurteil noch keineswegs gesagt, daß er sein Werk richtig beurteilte. *Ein Literarhistoriker darf eben niemals die Selbstzeugnisse eines Dichters, seine theoretischen Auslassungen oder die Urteile von Zeitgenossen zur Grundlage seiner Darstellung nehmen. Maßgebend ist immer nur das Kunstwerk selbst — maßgebend selbst gegen die Aussprüche des Dichters.* Die Literaturgeschichte verfährt leider nicht nach diesem Grundsatz, sie ist darum voll von übernommenen Urteilen, die unsere großen Dichtungen mehr verdunkeln als erhellen. Gewiß sind solche Zeugnisse wertvoll und dürfen nicht unbeachtet bleiben. Aber der Dichter ist nur soweit maßgebend, als er als Künstler schafft. Spricht er nebenher oder hinterher über sein Werk, so stehen solche Bemerkungen durchaus in zweiter Linie. Mir scheint, daß man auf Grund einer genauen Betrachtung des G. v. B. den Dichter gegen sich selbst und gegen seine Kritiker in Schutz nehmen muß. Ich folge darum der I. Fassung.

Der Gehalt.

Über ihn handelt Verf. in Kap. III. Die Besprechung der Handlung Kap. I. ist wohl als Grundlage dafür gedacht. M.-B. ist der Meinung, Goethe identifiziere sich völlig mit Götz, der für ihn schlechthin eine Idealgestalt sei (S. 21). Götz sei überall im Recht (45, 48). Die Dichtung gehe überall mit ihm (48), das Jahrhundert werde für sein Schicksal verantwortlich gemacht (93). Aus der Gestalt spreche ein extremer Individualismus, dem es nur um den einzelnen zu tun ist (99, 101), der keinen Sinn für die Gesetzmäßigkeiten des Lebens habe (11). In dieser Gestalt verkörpere Goethe sein Mannesideal mit seinem Unabhängigkeitssinn, seinem Herrenmenschentum (102), aber auch in seiner Treue und seinem Rechtsgefühl, seiner Selbstgenügsamkeit, die nicht über sich hinausstrebe (104). Das Schauspiel sei in der Tat eine Verherrlichung des Titelhelden (106). Der Gehalt des Stückes liege also in der Gestalt Götzens — auch der autobiographische (109). Das Stück sei Ausdruck von Goethes Lebensgefühl: so hätte er damals gern gelebt, seine Kräfte geübt und entwickelt, seine Individualität in Freiheit entfaltet und genossen (110), eine Möglichkeit, die ihm die Enge der Vaterstadt nicht bot (111). Das Stück sei ein persönliches Bekenntnis (112). Eine einheitliche Idee habe es nicht (96).

Das würde bedeuten, daß im G. v. B. bereits der ganze Sturm- und Dranggeist des jungen Goethe ausgedrückt wäre. Es ist nun keine Frage, daß der Dichter die Gestalt Götzens mit größter Sympathie behandelt, und daß er in ihr eine Seite seines damaligen Lebensgefühls ausdrückt. Aber er hat sich weder mit Götz verselbigt, noch ist das Stück der Ausdruck eines resoluten, uneingeschränkten Individualismus (101). Verf. steht hier sichtlich unter dem Eindruck der bekannten Worte Goethes, seine Dichtungen seien nichts als Bruchstücke einer großen Konfession, und unter dem Eindruck von Dichtung und Wahrheit, in der der Autor selbst, zum Beispiel bei Gelegenheit des „Werther" und des „Prometheus", auf den Erlebnisbestandteil dieser Werke hinweist. Das hat bekanntlich

Digitized by Google

zu einer Literaturbetrachtung geführt, die in den Dichtungen zunächst die persönlichen Erlebnisse und Stimmungen des Verf. sucht, sie also vom Subjekt her verstehen will. Man kann eine bedeutende Dichtung nicht ärger verkennen. Sie ist nicht Selbstdarstellung und Auseinanderlegung der eigenen Person des Verf., also rein subjektiv, sondern sie bringt immer einen umfassenden, bedeutenden, objektiven Gehalt ähnlich wie ein wissenschaftliches und philosophisches Buch, nur eben nicht in wissenschaftlicher, sondern künstlerisch-dichterischer Denk- und Ausdrucksweise. Freilich steht solcher Gehalt stets in enger Beziehung zum persönlichen Erleben des Dichters, und insofern hat der Literarhistoriker auch das Recht, nach den Erlebnisbestandteilen einer Dichtung zu fragen, aber das Erlebnis steht nicht im Vordergrund des literarwissenschaftlichen Interesses. *Es ist falsch und unergiebig, Dichtungen rein von ihrem Erlebnisgehalt, womöglich dem Biographischen, her verstehen zu wollen. Man muß stets zuerst nach ihrem sachlichen Gehalt fragen.*

Es ist nun ganz klar, daß Götzens individualistische, mittelalterliche feudale Denkart durch die Kritik der Gegenpartei — Weislingen, Fürsten usw. —, durch den Gang des Dramas, vor allem durch das allmähliche stufenweise Sinken des Helden bis zum Tode, als unberechtigt erwiesen wird. Götz wird vom Dichter mit großer Sympathie betrachtet, aber abgelehnt. Die neue Ordnung, vertreten durch Landfrieden, Reichskammergericht, fürstlichen Absolutismus siegt über ihn, die politischen Bindungen der Zeit, über die sich Götz hinwegsetzt, die er bekämpft, bringen ihn zu Fall, und dies mit Notwendigkeit, wie der Dichter anerkennt. Das Drama ist also kein Bekenntnis zum extremen Individualismus. Wäre es das, dann müßte Götz am Ende dastehen wie Egmont oder Fernando in der Stella, nämlich gerechtfertigt. Die individualistische Sturm- und Drangstellung erreicht Goethe erst in diesen Dramen; der G. v. B. steht ganz am Anfang dieser Entwicklung, die sich darin nur erst andeutet.

Aber welches ist der Gehalt des Dramas? Wie findet man ihn? Man unterscheide zwischen Gedanken- und Gefühlsgehalt. Es genügt nun zur Beantwortung dieser Fragen nicht, eine Dichtung zu lesen, oder so wie es etwa bei M.-B. in Kap. II geschieht, durchzugehen oder wie es andere Literarhistoriker machen, „geistreich" mit vorgefaßten Begriffen an sie heranzugehen und mit „apollinisch-dionysisch", „klassisch-romantisch", „barock", „Titanismus" und anderen solchen Schlagworten — neuerdings kommt noch das Ich und Du der modernen Theologie dazu — zu wirtschaften. Nur schärfste, exakte Zergliederung führt zur Erkenntnis. Wir sind in der Deutschkunde seit langem auf dem Gebiete der Grammatik, Metrik, Text- und Quellenkritik an gründlichste Zergliederung, Ausschöpfung des Materials, statistische Behandlung gewöhnt, die literarische Forschung darf hinter diesem hohen Stand der übrigen Zweige unserer Wissenschaft nicht zurückbleiben, sie muß sich ebenfalls der Gründlichkeit und Exaktheit befleißigen. Ich habe selbst die Methode angegeben, den Gehalt von Dichtungen zu erfassen, in den „Bausteinen" z. Gesch. d. dtsch. Litt. Halle, Niemeyer, ist sie oft ergebnisreich angewendet. Ich weise für die Behandlung von Dramen auf die besonders gelungenen Arbeiten von Döll, Röbbeling, Kurz, Kolb, König hin.

Digitized by Google

Handelt es sich um die Erforschung des Gedankengehalts eines Dramas, so muß dasselbe zuerst in seine natürlichen Bestandteile zerlegt werden. Das sind, zunächst jedenfalls, die auftretenden Gestalten. Man muß sie einzeln vornehmen, *alles* an Stoff, was das Drama für sie bietet, sammeln und diesen Stoff dann methodisch in eine Form bringen, aus der das innere Leben, die Struktur, damit der Sinn, das Gedankengut solcher Gestalt deutlich hervortritt. Zwei solche methodische Formen haben sich mir bisher ergeben. Erlebt eine Gestalt im Drama und dessen Vorgeschichte eine Entwicklung, so ordne man den Stoff in Anlehnung an den biographischen Faden zu einem *Lebensbild*. Steht sie geschlossen und fertig da und wirkt sie so nach den verschiedenen Seiten hin, dann ist die Form des *Charakterbildes* die gegebene. So wären z. B. Schillers Wallenstein und Max, Lessings Odoardo und Emilia als Lebensbilder anzulegen, dem Harpagon im „L'Avare" Molières, auch Goethes Egmont entspricht die Form des Charakterbildes. Lessings „Nathan" ist gemischt, doch so, daß die charakterisierende Anlage das Bild bestimmt. Nach meinen Erfahrungen haben die Hauptgestalten im deutschen Drama fast immer eine Entwicklung, so daß das Lebensbild die ihnen gemäße wissenschaftliche Form ist.

Sind die Lebens- und Charakterbilder *aller* Personen entworfen, dann müssen sie geordnet werden. Auf diese Art tritt auch die Struktur des *Dramas*, sein innerer Aufbau zutage und der Gehalt wird klarer. Vergleiche z. B. in den „Bausteinen" Zimmermann, Egmont S. 69, 70, 80; Kühlhorn, Julius von Tarent, S. 46 ff.; Kolb, Grisaldo, S. 94 f.; Döll, „Die Mitschuldigen", S. 58 ff.

Nach solcher Vorarbeit läßt sich der Gedankengehalt leicht zusammenfassen und gegebenenfalls die Idee, d. h. der leitende Gedanke des Ganzen, der alles Einzelne zusammenhält, feststellen. Vergleiche z. B. Kühlhorn, S. 49. Es ist dann auch auf die Führung der Handlung zu achten, in der sich ebenfalls ein Teil des Gedankengehalts der Dichtung ausdrückt. Der Gefühls- und Stimmungsgehalt, z. B. das Lebensgefühl, aus dem heraus der Dichter schreibt, ergibt sich bei dieser Zerlegung meist von selbst.

Es sei noch bemerkt, daß solche „Lebensbilder" nicht etwa bloße Inhaltsangaben oder Nacherzählungen sind, sondern die methodische Form, durch die allein bis zum Gehalt vorgedrungen werden kann. Wer jemals versucht hat, ein solches Lebensbild zu entwerfen, wird von dergleichen Meinungen sehr schnell zurückkommen.

Tritt man mit dieser Methode an G. v. B. — ich lege durchaus die erste Fassung zugrunde — heran, so ergibt sich ein ganz anderes, sehr viel reicheres Bild als M.-B. entwirft. Er hätte übrigens die methodische Zergliederung und die Zusammenfassung des Gehalts zur Verfügung gehabt, wenn er nicht leider das Buch übersehen hätte, in welchem sie bereits geleistet sind: H. Schregle, Goethes Gottfried von Berlichingen (Handbücherei für den deutschen Unterricht, her. v. F. Saran, Bd. 4) 1923. Damit ist zu verbinden Hagenbring, Goethes Götz, Bausteine Bd. IX., 1911, eine Arbeit, die M.-B. zwar zitiert, aber nicht genug würdigt.

Hagenbring und Schregle zeigen nun klar, daß Goethe in G. v. B. eine

Digitized by Google

breite Darstellung und zugleich Kritik des 18. Jahrhunderts gibt. Seine Zeit erscheint ihm als eine des Verfalls, der Schwäche, zersetzender Verstandeskultur, niedriger Leidenschaften, verderblicher Staatsformen, sklavischer Gesinnung. Ihr steht glanzvoll gegenüber die Zeit des Mittelalters, bei der die Sympathien des Dichters liegen. Sie ist gekennzeichnet durch Kraft, Harmonie von Verstand und Gefühl, edlen Sinn und Tugend, Freiheitsdrang, landesväterlichen Geist der Staatsformen. Aber Goethe erkennt zugleich, daß die traurige Gegenwart geschichtlich notwendig ist und geschichtlich die ältere bessere Zeit überwunden hat, daß es keinen Sinn habe, mit der nationalen Romantik seiner Tage, die ihn im Elsaß (Straßburg) ergriff, solche Ideale einer vergangenen Zeit wieder erwecken zu wollen, um aus dem Sumpfe der Gegenwart herauszukommen. Die Erkenntnis aber, welche ihn von den romantischen Gedanken zurückbrachte, verdankt er Herder, dessen Geschichtsphilosophie. Denn diese zeigte ihm, daß die Entwicklung eines Volkes naturgesetzlich bedingt und willensmäßigen Eingriffen der Menschen entzogen sei. Wie der Mensch aus einem Kind zum Mann, aus dem Manne zum Greis wird — rein nach physiologischen Gesetzen, denen er unterworfen ist, wie darum alles menschliche Wollen und Streben nur der Widerschein eines dahinterliegenden natürlichen Geschehens ist, so auch ein Volk. Es durchläuft Kindheit, Mannesalter, Greisenalter zwangsläufig, es kann sich nicht gegen eine solche Entwicklung auflehnen. Das historische Geschehen rollt ab, und die Menschen werden von ihm gezogen und geschoben, ohne die Möglichkeit, eigene Ziele erreichen zu können. Sie tun bei allem Kämpfen und Streben, bei allem Leiden und Unterlassen immer nur den Willen der Natur, welche in ihnen und hinter ihnen machtvoll, aber geheimnisvoll waltet. Eben das ergibt auch die Stimmung Goethes der Zeit gegenüber. Auf der einen Seite die Ideale und Strebungen der nationalen Romantik, denen Goethe mit seinen Sympathien nahe stand, die Sehnsucht und Hoffnung, aus dem versumpften Zustand des sterbenden Deutschen Reiches herauszukommen, der Wunsch der Besten, bessere, freiere, edlere Zeiten heraufzuführen und zu sehen; auf der anderen Seite die bittere Erkenntnis, daß alles Streben und Kämpfen nichts nütze, daß das Rad der Geschichte unwiderstehlich seinen Gang gehe — der Pessimismus beim Ausblick in die Zeit und in die Zukunft. So wird für Goethe der historische Naturalismus Herders zugleich Ausdruck seiner pessimistischen Stimmung der Gegenwart gegenüber. Der Vergleich mit Spengler liegt nahe.

Diese sehr zeitgemäßen Gedanken und Stimmungen stellt Goethe in G. v. B. dar. Er griff damit seinem Volke ans Herz, denn es war die Zeit des sterbenden alten Deutschen Reiches, welches in unzählige souveräne Staaten und Stäätchen gespalten, politisch ein elendes Dasein führte, aus dem auch die Besten keinen Ausweg sahen, bis durch die Beseitigung der Masse von kleinen Staaten im Reichsdeputationshauptschluß wieder frische Luft und Leben in das politische Wesen kam und zu neuem Aufstieg führte. Kleists Hermannsschlacht zeigt, wie sich die Resignation des G. v. B. in gespannte Tatkraft umsetzt. Man versteht von hier aus erst die gewaltige Wirkung des Götz, die keineswegs bloß eine literarische war. Sie vergleicht sich der von Spenglers bekanntem Buch.

Digitized by Google

Die methodische Analyse des G. v. B. ergibt wieder: wer sich auf die Selbstzeugnisse des Dichters und die Urteile der Zeit verläßt, macht es sich zwar sehr bequem, aber er geht gewöhnlich in die Irre. Goethe wollte natürlich nicht bloß die Geschichte Gottfriedens dramatisieren und das Andenken eines edlen Mannes retten. Diesen Gedanken hat er gewiß auch gehabt, aber er ist zufällig und erschöpft nicht entfernt den Gehalt des gewaltigen Werkes. Ich kann nur wiederholen: *Über den Gehalt einer Dichtung gibt allein diese selbst Auskunft und auch dann nur, wenn sie streng methodisch unter Aufarbeitung des gesamten Stoffes untersucht wird. Was der Dichter oder Zeitgenossen sagen, mögen diese noch so bedeutend sein, ist von ganz sekundärer Bedeutung, ja es wird meist die literarische Forschung irreleiten, wenn sie sich von vornherein darauf festlegt.*

Die bei Hagenbring und Schregle zu findende Erkenntnis des Gehalts der Dichtung erledigt nun die meisten Bedenken, die M.-B. gegen Goethes Drama hat.

Derselbe vermißt in G. v. B. dramatische Anlage (72). Es fehle die feste innere Verbindung der Teile und ihre Unterordnung untereinander, es fehle eine schärfer hervortretende Gesamtlinie und die Energie des Geschehens, das kräftige Vorwärtsdrängen und die übergreifende Spannung. Die Taten wüchsen nicht aus dem Charakter hervor, und das Schema Schuld und Strafe beherrsche die Vorgänge nicht, das Drama handle nur von äußeren Geschehnissen, die dem Helden zustießen. Das Verhältnis zwischen den Hauptteilen sei also mehr epischer als dramatischer Art (71). Es fehle die pragmatische Kausalverknüpfung.

Wie das Ganze so beurteilt M.-B. auch das Einzelne. Götz ist für ihn ein denkbar undramatischer Held (107). Er handelt eigentlich nicht, sondern er leidet allerlei, was ihm zustößt (74). Es fehlt bei ihm jede psychologisch-moralische Kausalverknüpfung seiner Handlungen, ihn belastet keine Schuld, für welche er im Tode büßt. Denn noch im Sterben erstrahlt der Held in fleckenloser Unschuld. Auch verkörpert er kein psychologisches Problem. Sein Schicksal kommt ihm rein von außen. Sein Tod ist nicht dramatisch, sondern lyrisch motiviert (91). Sein Geschick ist nur das natürliche Hinsterben des Alters (96), sein Tod ist nicht begründet. Vielmehr ist es ein einfaches Hinsterben, ein allmähliches Absinken (67). Schon in Heilbronn zeigt Götz eine Niedergeschlagenheit, für die kein Grund angegeben wird (79). Dieser Eindruck wird immer wieder erneuert und vertieft, bis wir am Schluß das Bild eines lebensmüden zum Tode reifen Mannes haben. Auch die Annahme des Oberbefehls über die Bauern wird nicht genügend erklärt (57 Fußnote). Alles das zeige, daß Goethe eben kein eigentlicher Dramatiker war. Seine Begabung ist episch-lyrisch (71,77), so sehr, daß er gelegentlich ungeschickt eine dramatische Pointe zerstört (73).

Ich meine, ehe man dem Verfasser der „Laune des Verliebten" und der „Mitschuldigen" und später des „Tasso" dramatische Begabung abspricht, ehe man die landläufigen Reden von Goethes spezifisch lyrisch-epischer Begabung nachspricht, sollte man doch genauer hinsehen. In der Tat: alle die Mängel, welche M.-B. an der Dichtung findet, hängen aufs Engste mit dem Gehalt des Dramas zusammen. Was M.-B. bemängelt, hat Goethe

Digitized by Google

Herders: „Shakespeare hat euch ganz und gar verdorben" und eingedenk der Worte Goethes in der Rede zum Shakespeare-Tag, in der er sich mit starkem Affekt als Gegner des regelmäßigen Theaters und als Jünger Shakespeares bekennt.

Aber auch hier hat sich die Forschung wieder durch überlieferte Urteile auf einen falschen Weg locken lassen und hat es unterlassen, erst einmal auf Grund genauer Zergliederung des Dramas zu fragen, ob sie wirklich berechtigt sind.

Ich habe in einer ganzen Reihe von Arbeiten meiner Schüler nachgewiesen, daß der Freytag'sche Begriff vom Drama viel zu eng ist. Was dies feine und bedeutende Buch behandelt, ist eben nur ein ganz bestimmtes Drama, das Drama Freytags. Es ist nicht richtig, seine Aufstellungen für das Drama schlechthin verbindlich zu machen. Ich weise hier nur auf die Arbeiten von Spieß, v. Gordon, Rabl, Weichenmeyr, Späth, Seyboth, Dollinger hin. Die Zitate finden sich alle in Dollingers Schrift (Baust. XXIX). Diese Arbeiten ergeben, daß man zunächst einmal den Begriff Handlung im üblichen Sinne (Freytag S. 20 und 21) und dramatischer Nerv — ich möchte ihn jetzt „Vortrieb" (Dollingers S. 9 Anm.) nennen — unterscheiden muß. Letzterer ist der innere Zusammenhang von Motiven der Handlung, welche diese in strengem Fortschritt vorwärts führen und den Eindruck des Dramatischen vorzugsweise bedingen. Je nach der Besonderheit dieses Vortriebs sind bisher drei dramatische Typen gefunden worden. I. Der innere Zusammenhang des Vortriebs ist wesentlich nach Grund und Folge nachweisbar. Hierher gehören Dramen, wo der Nerv als ein Geflecht von Fäden dargestellt werden kann, welches durchlaufend und in sich logisch zusammenhängend, den Zusammenhang beherrscht und bedingt. Es ist die *„Fadentechnik"*. Ihre Meisterstücke sind: Lessings Emilia, Hebbels Gyges, Kleists Zerbrochener Krug. Die Handlung dieser Dramen wird darum von einer inneren Kausalität und Teleologie beherrscht. II. Ein anderer Typ hat seinen Vortrieb in einer geschlossen fortschreitenden an- und abschwellenden Bewegung, eine Bewegung, deren Motive aber nicht logisch nach Grund und Folge zusammenzuhängen brauchen. Meist verdanken sie ihren Zusammenhang der Entfaltung einer großen Stimmung. Solche Dramen sind nicht nach der Fadentechnik gearbeitet, sondern zeigen eine *Wellentechnik*. Meisterstücke dieser Art sind: Goethes Tasso und Hauptmanns Weber. III. Dies ist ein Typus, der beide Techniken vereinigt: Es ist die *Faden-Wellen-Technik*. Das Meisterstück derselben scheint zu sein: Kleists Penthesilea. Freytags Begriffe passen für den ersten Typus, aber nicht für die beiden andern, vor allem nicht für den zweiten. Nur beim ersten finden wir Spannung, welche weitertreibt, Ziele, Kampf von Parteien, in dem zweiten rollt eine gewaltige Stimmungsbewegung vor uns ab, deren Anstöße keineswegs immer in ihr selbst liegen, sondern sehr häufig rein von außen kommen. So ist es z. B. im Ugolino, in den Räubern, Klingers Zwillingen, auch im Tasso. Man hat darum auch diesen Meisterstücken in der Literaturgeschichte den Vorwurf des Undramatischen, epischer Technik und dergleichen nicht erspart — indem man ganz denselben Fehler machte, wie im vorliegenden Falle M.-B. und Dramen der zweiten Art nach den Regeln des Typus I beurteilte.

Digitized by Google

Von diesen Erkenntnissen aus kann man dem Götz gerechter werden. Es ist ja klar, sein Gedankengehalt verlangt nicht entfernt einen kausal oder teleologisch *in sich* geschlossenen Vortrieb, der Zusammenhang der Ereignisse liegt ja hinter den Erscheinungen, im Metaphysischen. Infolgedessen ist es auch aussichtslos, die Freytag'schen Begriffe auf den G. v. B. anzuwenden. Derselbe ist vielmehr nach dem zweiten Typus, d. h. nach der Wellentechnik gebaut, welche solchen inneren Kausalzusammenhang des Vortriebs nicht verlangt. Goethe will ihn garnicht, weil er den Eindruck eines physiologisch abrollenden Geschehens erzeugen will. Übrigens bildet der G. v. B. in diesem Typus sogar eine neue Art, weil sich durch ihn nicht eine große Stimmungsbewegung hinzieht, sondern das wellenförmig verlaufende Herabsinken Gottfrieds von der Höhe des geschichtsphilosophisch bestimmten Mannesalters zum Greisenalter. Es ist darum begreiflich, daß die einzelnen Teile des Vortriebs durchaus nicht überall innerlich verbunden sind, daß sie lediglich im Zusammenhang eines großen naturgegebenen Absterbens und Welkens stehen, dessen einzelne Teile nicht selten durch Anstöße von außen in Fluß gebracht werden. Gottfrieds Unternehmen gegen die Nürnberger folgt nicht aus dem Vorausgehenden, sondern tritt frei in der Handlung auf; es gibt Weislingen den Anlaß und die Möglichkeit, auf dem Reichstag gegen Gottfried aufzutreten. Desgleichen der Bauernkrieg, der den Anstoß zum Ende gibt. Dollinger hat sehr klar gezeigt (S. 31ff.), wie auch der Vortrieb des Ugolino immer durch äußere Anstöße weitergeführt wird, ohne dabei seine dramatische Geschlossenheit und Wirkung zu verlieren.

Es ist nicht schwer, die absinkende Wellenlinie des Vortriebs in Götz zu finden. Sie schließt sich mit ihren Höhe- und Tiefpunkten an die Lebenslinie Götzens an, welche Schregle, S. 168 aufgezeichnet hat. Sie sei, ohne einer genauen Untersuchung vorgreifen zu wollen, im groben angegeben. Der Vortrieb setzt ein I, 1 mit der Nachricht, daß Weislingen entkommen sei. Es folgt die Erkenntnis aus dem Gespräch der Bauern, wo sich Weislingen befindet. Dann 2: Götzens Spannung „wo meine Knechte bleiben". Sein Verlangen „ich muß dich haben Weislingen". Das führt zum Ruf an Georg und zum Befehl an dessen Vater und Hansen. Der Befehl wird den beiden überbracht, nach Ausrichtung kehrt der Bub zurück. Er erhält nun den Befehl, sich mit dem Ohr auf die Erde zu legen und Bescheid zu geben. Der Junge geht weg und führt den Befehl aus, Gottfried bleibt in Spannung zurück. Bald kommt der Bub gesprungen und meldet das Kommen von 2—3 Reitern. Gottfried will daraufhin zu Pferde, der Vater und Hans sollen aufsitzen. Aber inzwischen kommen die Knechte, unterrichten Gottfried, daß Weislingen im Mardorfer Wald sei. Gottfried reitet mit den Seinen dort hin. Was dort geschieht, wird Auftritt 3 nachgebracht, man kann es von daher ergänzen. Es folgt Auftritt 3: Meldung der Reiter, daß Weislingen wirklich gefangen sei. Dann erscheinen Gottfried und Weislingen selbst. Es folgt ein Gespräch Gottfrieds mit Weislingen, durch welches dieser innerlich ergriffen wird, sodaß seine Stimmung umschlägt. Er, der sich der Gegenpartei verschrieben hat, rückt wieder Götz näher, kann sich den Reden Gottfrieds nicht verschließen. Er schickt Franz nach Bamberg (später nachgebracht), um sich dort zu ver-

Digitized by Google

gewollt, weil es dem Sinn seines Dramas entspricht. Der Literaturhistoriker hat diesen zunächst zu verstehen und nicht gleich zu tadeln.

Verf. hat völlig richtig erkannt, daß Götzens Leben im Drama nur ein Absterben und Sinken sei, daß in seinem Handeln die Kausalverknüpfung fehle, daß vor allen Dingen der Bruch seines Ritterwortes gegenüber den Bauern psychologisch nicht motiviert sei, daß der Verlauf der Geschicke der Götz-Gruppe wie ein Naturvorgang wirke (92). Er hätte von hier aus zu dem richtigen Verständnis kommen können. Denn das will der Dichter ja gerade darstellen. Der Zusammenhang der Geschehnisse im Drama ist kein innerhalb der Handlung nachweisbarer, weil er nach der Geschichtsphilosophie des Dichters eben hinter dem Geschehenen, sozusagen im Metaphysischen liegt, weil, wie sich Götz gegen Ende des Dramas nan ausdrückt, ein Geist die Ereignisse der Welt zusammentreibt. Der Lauf der Handlung spiegelt nur das zwangsläufige, gesetzmäßige Altern eines Volkes in seinen Vertretern. Der Dichter braucht darum kein Streben und Widerstreben, kein Kämpfen und Siegen seiner Gestalten — weil er in seinem historischen Naturalismus nichts als einen volksphysiologischen, naturgesetzlichen Prozeß darstellen will, welcher dergleichen nicht fordert. So bedarf es auch für Götzens Bruch seines Ritterworts keiner psychologischen Motivierung. Der Dichter will sagen: bisher ist Götz nur von außen her durch die hereinbrechende Zeit des Greisenalters gefaßt worden, Verlust Weislingens, Gefangennahme, Festsetzung auf einer Burg, Zwang zur Urfehde. Aber nun greift der Geist der Schwäche der neuen Zeit von innen her auch in seine Seele und nimmt ihm die Kraft, sittlichen Widerstand zu leisten. Auch der Grund für den Bruch seines Ritterwortes liegt in der volksphysiologischen Entwicklung zum Greisenalter, die nun den letzten, noch aufrechten Mann der alten Zeit von innen her erfaßt, der Schwäche überliefert und endgültig vernichtet, so daß er schließlich in sich selbst verglüht, obwohl ihm Maria noch rechtzeitig Rettung bringt.

So kann auch M.-B. kein Verständnis für die Zigeuner-Szene gewinnen. Dieselbe ist vom Dichter mit Absicht an den Anfang des 5. Aktes verlegt, in dem das Greisenalter des Volkes mit Macht hereinbricht und alles auflöst. Die Szene versteht sich einfach aus der geschichtsphilosophischen Anschauung des Dramas, denn sie stellt die Stufe der Kindheit eines Volkes dar, weil Goethe natürlich, aus technischen Gründen, nicht wohl die Urgermanen in das Drama einbeziehen konnte. Die Szene unterstreicht also den geschichtsphilosophischen Gedanken. Ich verweise hier auf die gründliche Darstellung bei Schregle, aus der übrigens deutlich hervorgeht, wie die Szene bis ins Einzelne hinein in den Gedanken Herders wurzelt.

M.-B. findet den Auftritt am Bamberger Hof ohne dramatischen Ertrag (22). Dasselbe könnte er von den Auftritten Akt 1 Maria Karl — Elisabeth, Gottfried — Karl und andern derart sagen. Aber auch sie entsprechen dem Grundgedanken der Dichtung. Diese läßt vor den Zuschauern ein Bild abrollen, welches das Einbrechen und Eintreten des Greisenalters zeigen soll. Die einzelnen Szenen sind darum nicht notwendig innerlich verbunden oder in dramatische Spannung gesetzt, ihre Verbindung liegt hinter den Erscheinungen. Man beachte aber wie in Auftritt II, 9 ein Fortschritt gegenüber I, 4 geschehen ist: Karl wird jetzt wegen seiner

Digitized by Google

schwäche wirklich ins Kloster gesteckt. Also die Zeit schreitet vorwärts, ins Greisenalter des Volkes hinein.

Vom Gundgedanken der Dichtung her ist nun auch die Gestalt der Adelheid zu verstehen. Goethe sagt zwar, er habe sich, indem er Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt. Unwillkürlich sei seine Feder schließlich nur ihr gewidmet gewesen. Darum sei sie in den mittleren, besonders im letzten Akt ungebührlich in den Vordergrund getreten (Gräf, Nr. 2259), ein Mangel oder vielmehr Überfluß, den er bald erkannte und durch die Bearbeitung getilgt habe. Gewiß berichtet Goethe über seine Stimmung beim Abfassen des Götz richtig: Die Gestalt der Adelheid hat ihn zweifellos gefesselt. Aber auch die zunehmende Breite in der Ausführung dieser Figur entspricht nur dem Grundgedanken. Je mehr Götz, der Vertreter des Mittelalters, sinkt, umsomehr tritt natürlich Adelheid, die Vertreterin des Greisenalters, in den Vordergrund. Sie ist auch, wie Schregle S. 136 Fußnote, zeigt, Gottfried genau entgegengesetzt gezeichnet. Und wenn Adelheid im 5. Akte dämonisch nach allen Seiten hin um sich greift, das Interesse auf sich zieht, Götz, Weislingen und Franz vernichtet, alle sittlichen Gebote mit Füßen tritt, und schließlich sogar den Fememörder umgarnt, so liegt darin nur der Gedanke, daß jetzt, zudem nach dem Tode des Kaisers, die schlimme Zeit des Greisenalters mit Macht here Das ist der wirkungsvolle Abschluß der ganzen geschichtlichen ung. Man hat am Ende den Eindruck vollster Verwirrung und g aller Bande — und soll ihn haben. Alles geht im 5. Akt aus e Fugen. Ich kann darum der Meinung von M.-B. nicht beipflichten, daß die zweite Fassung unbedingt einen künstlerischen Fortschritt bedeute. Sie ist gemacht unter dem Eindruck von Urteilen, die den Götz mehr vom Standpunkt des regelmäßigen Theaters aus betrachten und den Gedanken des Dramas nicht verstanden, vor allem unter dem Eindruck der „Emilia Galotti", die Goethe die Technik des Dramas schlechthin zu repräsentieren schien.

Vf. bespricht in Kap. II. — vor dem Gehalt — die *Gestalt*. Mir scheint das methodisch nicht zweckmäßig, gerade bei diesem Drama nicht, dessen Form so ganz neu war und dem Hergebrachten durchweg widersprach. Die Form folgt im Gottfried v. B. streng aus dem Gehalt und wäre deshalb besser nach dessen Erörterungen behandelt worden.

Bei der Betrachtung der Form des G. v. B. läßt sich Vf. von vorgefaßten Meinungen leiten. Er hat vom Wesen des Dramas eine bestimmte Vorstellung, (70, 72), es ist im wesentlichen diejenige Gustav Freytags, der, Technik des Dramas 6. Aufl. Kap. II. S. 97 sagt: „Das Wesen des Dramas ist Kampf und Spannung". Darnach beurteilt Vf. den G. v. B. Ihm fehle energisches Vorwärtsdrängen und übergreifende Spannung. Er sei darum eine undramatische Konzeption (77), ein Werk, das zwischen Epik und Dramatik schwebe (77), das in Anlage und Führung in solchem Grade undramatisch sei, daß sich die Frage aufdränge, warum Goethe diesen Gegenstand überhaupt in dramatischer Form darbiete. (82). Das ist die landläufige Ansicht von der Dichtung. Die „Formlosigkeit" des „schönen Ungeheuers" bringt man dann zusammen mit einer blinden Nachahmung unverstandener Shakespeare-Technik, eingedenk des Wortes

Digitized by Google

abschieden. Er verbindet sich mit Götz noch mehr, indem er die Neigung der Maria gewinnt. Franz bringt Nachricht aus Bamberg, der Bischof wolle den Knaben nicht herausgeben. Trotzdem gibt Götz Adelbert frei. Dieser wirbt bei ihm um Maria, Götz gibt sie ihm und so erreicht die Welle des Vortriebs den *ersten Höhepunkt* „mein Freund und mein Bruder". Es ist der Punkt, wo Weislingen und Götz völlig wieder verbunden scheinen.

Dann setzt der Abstieg ein. Weislingen soll nicht mehr nach Bamberg, sondern auf seine Güter. Er erklärt selbst, ich will Bamberg nicht mehr sehen. Dann tritt Franz ein und bringt die Kunde von Bamberg. Weislingen lehnt die Rückkehr dorthin ab. Franz bringt jetzt Adelheid ins Spiel. Weislingen hört, daß sie Witwe ist, kommt aber nicht unter ihren Einfluß. Franz wird dafür sorgen, daß Weislingen nach Bamberg kommt.

Aufzug II folgt die Gewinnung Weislingens durch Adelheid, ihre Wirkung auf Götz wird regelmäßig in kurzen Auftritten dargelegt, so daß die Welle des I. Aktes sich deutlich im II. fortsetzt, bis zum *I. Tiefpunkt* Auftritt II, 11: „Treu und Glauben, du hast mich wieder betrogen".

Den Anstoß zur Weiterbewegung dieser Vortriebswelle gibt Götzens Nürnberger Fehde. III, 3 klagen die Nürnberger dem Kaiser ihre Not. Weislingen, von Adelheid getrieben, bekommt dadurch einen Grund, mit der Acht gegen Gottfried feindlich vorzugehen und Reichsexekution gegen ihn zu verordnen (nachgebracht II, 6) mit dem Befehl, Götz lebendig zu fangen. Diesem wird die Achtserklärung überbracht, er bereitet sich zum Kampf vor, die Welle steigt: Götz kann sich verstärken, Lerse meldet sich bei Götz, der Trupp der Reichsarmee wird geschlagen, ihr Führer vom Pferde geworfen, die Reichstruppen fliehen. Jetzt wird der Angriff gegen Jaxthausen gerichtet, Gottfried kommt ihm durch einen eigenen Zug vor und erwartet die Reichstruppen auf der Heide. Er wird fast umringt — eine Biegung der Welle nach unten — dann aber haut ihn Selbiz heraus. Gottfried schlägt die Reichstruppen zurück. Die Welle steigt zur *zweiten Höhe*. Gottfrieds Sieg. Mit der Fahne zieht er zum Schloß hinauf.

Bald setzt eine deutliche Abwärtsbewegung ein. Die Feinde sammeln sich zum Sturm aufs Schloß, Gottfried sucht noch Leute aufzutreiben, es gelingt ihm nicht, er gerät in Sorge „es fängt an heiß zu werden", er will darum Sickingen und Maria wegschicken, sie von seinem Schicksal trennen. Die Reichstruppen rücken an, Sickingen und Maria gehen, das Schloß wird verrammelt, ein Herold verlangt Übergabe. Götz lehnt kräftig ab. Allmählich wird die Verteidigung schwierig, die Kugeln gehen aus, Götz sieht, daß er sich schwerlich halten kann. Die Welle senkt sich mehr und mehr. Er will Kapitulation vorschlagen und schickt Franz hinaus. Dieser bringt den Vorschlag des Hauptmanns: freier Abzug mit Gewehr und Rüstung, Götz geht darauf ein. Aber er wird verräterisch überfallen, vom Pferde gerissen und gefangen genommen. *II. Tiefpunkt.* Dann steigt die Welle wieder etwas. Götz hält sich den kaiserlichen Räten gegenüber und wird in Heilbronn gegen den Plan Weislingens von Sickingen gerettet. Er erhält, nachdem er Urfehde geschworen hat, die Freiheit und die Erlaubnis auf sein Schloß zu gehen. *III. Höhe.* (Schluß

Digitized by Google

von IV, 3), sie ist aber nicht so hoch wie die frühere. Weislingen sieht seinen Plan vereitelt, hofft aber, der Kaiser werde bald sterben, dadurch er seinem Ziel, Gottfried zu verderben, näher kommen. Götz befindet sich nun auf seinem Schloß und schreibt seine Lebensgeschichte. Der Kaiser wird krank, Weislingen eilt an den Hof und holt Adelheid, die Seele der Unternehmungen gegen Götz, zu sich. Sie geht zu ihm. Das bedeutet bereits ein Sinken der Welle, denn Weislingen und Adelheid werden nun freie Hand gegen Götz erhalten. Den entscheidenden Anstoß zum Abstieg gibt der unvermittelt einsetzende Bauernkrieg. V, 4 wird in nachgebrachten Motiven berichtet, wie Götz schwach den Bauern erliegt und ihr Hauptmann wird. Er kann aber ihre Verbrechen nicht hindern und will von ihnen weg. Die Bauern werden unterworfen, Götz gefangen und eingekerkert. Weislingen wird Kommissar. Götz verglüht im Kerker: er fühlt, daß seine Stunde gekommen ist. *III. Tiefpunkt.*

Die Welle steigt wieder ein wenig: Maria wird Fürbitte für Weislingen einlegen. Dieser unterschreibt inzwischen Götzens Todesurteil. Maria erklärt sich bereit, zu Weislingen zu gehen. Sie erlangt dort Zerreißung des Urteils. Sie bringt diese Nachricht und zugleich einen Befehl, Götzens Haft zu erleichtern. *IV. Höhepunkt.*

Aber dann sinkt die Bewegung dem Ende zu. Götz sehnt sich nach Georg, die Begnadigung richtet ihn nicht mehr auf. Er fühlt, daß es mit ihm zu Ende gehe und dann eine schlimme Zeit hereinbrechen wird. Er stirbt. *IV. Tiefpunkt.*

Hiernach dürfte der Gang der Entwicklung von Goethes dramatischer Gestaltung deutlich sein. Nach den ersten Alexandriner-Dramen, die die Art des regelmäßigen Theaters zeigen, findet Goethe im G. v. B. die ihm gemäße Wellentechnik. Unter dem Einfluß der Emilia Galotti wird er unsicher und versucht nun den Clavigo und die Iphigenie, die beide eigentlich Wellentechnik verlangen, nach der Weise Lessings, den Egmont in der Weise des von Lenz empfohlenen Charakterdramas zu arbeiten. Es ergeben sich, wie Spieß gezeigt hat, technisch nicht einwandfreie Werke. Erst im Tasso findet sich Goethe zu sich selbst zurück und schafft sein dramatisches Meisterwerk, zugleich ein glänzendes Meisterstück der Wellentechnik. Dann kommt der Eindruck der Schiller'schen Dramatik. Goethe wird wieder irre und unterläßt es, den mit Tasso glanzvoll betretenen Weg weiter zu verfolgen.

In einer Wellenbewegung mit vier Höhe- und mit vier Tiefpunkten zieht sich der Vortrieb der Dichtung an dem Zuschauer vorbei, ganz im Einklang mit der Grundanschauung des Dichters. Und der Aufbau? Über diesen Begriff und die Methode ihn zu finden, ist zuerst bei Weichenmayr eingehend gehandelt worden vgl. S. 67 ff. . . . Aufbau ist die Gliederung der auf der Bühne in lebensvoller Darstellung am Zuschauer vorüberziehenden Handlung.

Zunächst ergeben sich im G. v. B. die Einschnitte der Akte als natürlicher Teile des Aufbaus. Der Schluß des Akt I zeigt den Entschluß Weislingens, Bamberg nicht eher zu sehen, wenn auch durch die Bemerkung des Franz zum folgenden übergeleitet wird. Akt II bringt die Loslösung Weislingens von Götz. Sein Schluß ist deutlich durch die Worte

Digitized by Google

Götzens „Treu und Glauben du hast mich wieder betrogen". In Akt III folgt die Reichsexekution und Götzens Niederlage durch Verrat. Akt IV der neue Verrat der kaiserlichen Räte und Götzens Festsetzung auf seinem Schloß. Der letzte Auftritt gibt bereits die Überleitung zum folgenden. Akt V macht den Schluß der Handlung. Der Aufbau hängt also mit den Höhe- und Tiefenpunkten der Vortriebwelle zusammen.

M.-B. hat hier bereits richtig gesehen, daß Akt I und II, III und IV im Aufbau zusammengehören (32, 54). Akt II ist gleichsam die Umkehrung von I. I und II behandeln das Verhältnis Gottfrieds und Weislingens, III und IV seinen Sturz durch die Reichsexekution. Also liegen die tiefsten Einschnitte im Aufbau hinter Akt II und IV, die hinter I und III sind nicht so tief.

In Akt I bildet das Mittelstück die Unterredung Götzens mit Weislingen, sie wird durch den Vortrieb besonders stark belebt. Vorher und nachher stehen Auftritte, die mehr schildern. In Akt II ist das Mittelstück, die Szene zwischen Adelheid und Weislingen, in der sich Weislingen zum Bleiben entschließt. Auch sie wird durch den Vortrieb stark belebt. Akt III gipfelt in dem zweiten Kampfe mit dem Reichsheer, in welchem Gottfried siegt. Akt IV in der Szene „großer Saal auf dem Rathause" zwischen Sickingen und Berlichingen; hier mißlingt der Plan Weislingens. In Akt V steht in der Mitte die Kerker-Szene: Gottfried und Elisabeth.

Genauere Untersuchung würde gewiß meine Aufstellungen im einzelnen berichtigen und vertiefen, aber so viel dürfte sich aus diesen Erörterungen ergeben, daß das übliche Reden von dem undramatischen Wesen des Götz, von seiner Formlosigkeit, von dem ungezügelten Sturm- und Drang-geist, der sich auch im Technischen darin ausdrücke usw., sehr einzuschränken sind. Das Drama hat eben eine Form, die durch seinen Gehalt bedingt ist, es ist keineswegs so genialisch hingeworfen, ebensowenig wie die Dramen Klingers, für die ich auch in einer ganzen Reihe von Arbeiten meiner Schüler Plan und überlegte Komposition nachgewiesen habe.

Diese Betrachtungen leiten über zu der Frage: wie steht Götz von Berlichingen zur *Bühne?*

Das Drama verstößt bewußt gegen die Regeln des regelmäßigen Theaters der damaligen Zeit. Es ist gewiß auch kein technisch vollendetes Beispiel der Wellentechnik. Aber verzichtete Goethe von vornherein wirklich auf eine Aufführung? Er sagt zwar später, die Richtung seines Dramas sei untheatralisch (Gräf, Nr. 2195), Frau Rat erklärt, ihrem Sohne sei es nicht im Traume eingefallen, seinen Götz für die Bühne zu schreiben (Briefe Nr. 70) und so wird auch heute das Stück noch oft bloß für ein Lesedrama erklärt. Aber Goethe selbst sagt doch deutlich nur, daß ihm durch das Studium Shakespeares der enge Bühnenraum und die kurze Zeit eines Tageslaufs nicht hinlänglich geschienen habe, etwas Bedeutendes darin vorzutragen. Das Stück stellt m. E. so wie manches spätere, dem Theater eben eine Aufgabe, und es ist nur die Frage, ob die Lösung derselben, d. h. eine entsprechende und überzeugende Aufführung überhaupt möglich ist oder nicht. Will man sie beantworten, so muß man sich auch hier zunächst von allen Urteilen des Dichters und seiner Zeitgenossen frei machen, die aus ganz anderen Bühnenvoraus-

Digitized by Google

setzungen her abgegeben sind, man muß das Kunstwerk selbst auf die Möglichkeit einer Aufführung betrachten.

Die Versuche, den Götz auf die Bühne zu bringen, hat M.-B. aufgezählt und besprochen (Kap. VI.). Die letzte Entscheidung liegt natürlich beim Regisseur, es ist nicht die Aufgabe des Literarhistorikers ihm dreinzu reden. Aber einiges darf vielleicht doch gesagt werden. Die Regie muß darauf ausgehen *als Gesamteindruck des Werkes einen möglichst zusammenhängenden Fluß des Geschehens* herauszubringen und *die Wellenbewegung des Vortriebs* fühlbar zu machen. Das verlangt der geschichtsphilosophische Grundgedanke des Werks. Es dürfen darum nur die großen Einschnitte hinter Akt II und IV scharf — durch Vorhang — ausgezeichnet werden, das hat M.-B. mit Recht gefordert. Die Einschnitte hinter Akt I und III dürfen nicht so stark sein, man würde sie, wenn ich wagen darf, das zu sagen, am besten durch Verdunkeln der Bühne andeuten. Innerhalb der Akte muß unbedingt vermieden werden, die Übergänge von einer Szene zur anderen hart hervortreten zu lassen. Der Vorhang stört hier unbedingt, er zerschneidet in unerträglicher Weise den Fluß des Geschehens. Sollte hier nicht z. B. die von Reinhardt meisterhaft geübte Technik der Szenenverschmelzung die gewünschte Wirkung tun? Das Abklingen der einen Szene während im Hintergrund bereits die neue aufdämmert? In Büchners Danton wirkte diese Technik ausgezeichnet. Auch mit Verdunklungen kann man vielleicht bei größeren Einschnitten im Akt auskommen, weil diese den Fluß des Geschehens nicht so zerschneiden. Die moderne Bühne ist doch im Technischen so auf der Höhe, daß man glauben sollte, daß es für sie Schwierigkeiten überhaupt nicht gebe, auch nicht bei der schnellen Folge der Kämpfe im 3.Akt. —

Im Vorwort sagt M.-B., eine Erläuterung von Goethes Dramen-Dichtung sei seit Düntzer nicht wieder unternommen worden. Daß für den G. v. B. eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Interpretation vorliegt, ist wohl durch den Hinweis auf die Arbeiten von Hagenbring und Schregle erwiesen. Aber auch für andere Dramen Goethes liegen solche vor. Es sind: Die Mitschuldigen, A. Döll, Bausteine III (1909)
Satyros H. Neumann, Erlanger Diss. (Maschinenschrift)
Mahomed und Prometheus, Fr. Saran, Bausteine XIII (1914)
Claviago, G. Grempler, Baust. V, 1911
Stella, F. Kluge, Erlanger Diss. (Maschinenmanuskr.)
Egmont, E. Zimmermann, Baust. 1 (1909).

M.-B. wird hier für den *Gedanken*gehalt der Werke — nur auf diesen beziehen sich die Arbeiten — gründliche Vorarbeit geleistet finden. Zu Goethes dramatischer Technik verweise ich auf O. Spieß' obengenannte Arbeit!

ERLANGEN F. SARAN

Digitized by Google

Gustav Würtenberg, Goethe und der Historismus. (= Zeitschrift für Deutschkunde 21. Ergänzungsheft) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1929. 2*, 48 S. 8°. M. 1,80.

Walter Lehmann, Goethes Geschichtsauffassung in ihren Grundlagen. (= Pädagogisches Magazin H. 1272) Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1930. VIII, 104 S. 8°. M. 3,—.

Beide Schriften beschäftigen sich mit Goethes Stellung zur Geschichte. Ihre Ziele jedoch unterscheiden sich voneinander. Würtenberg will das Problem des Historismus auf Goethe zurückführen und in gewissem Sinne Nietzsche die Priorität in dieser Frage streitig machen. Lehmann hingegen will in sorgfältiger Analyse die Linien abtasten, die für das Werden der Goetheschen Anschauung bestimmend waren.

Würtenberg faßt sein Ergebnis in die Sätze zusammen: „Wir haben gesehen, wie sich Goethe auf seine Weise in mühevoller Arbeit mit dem Gesamtkomplex der Geschichte auseinandersetzte und sie sich durch manche Hemmungen hindurch am Ende doch fruchtbar zu machen verstand. Jene Hemmungen haben zunächst überwogen und lassen seine oft überraschend scharfen negativen Urteile über die Geschichte erklärlich erscheinen. Wo ihm die Geschichte — wie sie es nach dem herrschenden und von ihm übernommenen Geschichtsbegriff zunächts mußte — als „objektive" Gegebenheit, als Abgeschlossenes, Starres, einmal Gewesenes, Nicht-Gegenwart-bezogenes entgegentrat, bedeutete sie ihm nur eine unfruchtbare Last, mit der es sich — leider — abzufinden galt. „Wir gehen am Vergangenen zugrunde". Aber es bahnt sich dann bei ihm doch allmählich ein neues Geschichtsverständnis an, und wir haben gesehen, welche dauernden Anregungen und Werte wir diesem neuen Verständnis verdanken: den historischen Entwicklungsgedanken, die Befruchtung der biographischen Arbeit durch die Erfassung der Persönlichkeit als Totalität, die Erkenntnis der Individuen als der bewegenden Kräfte des Geschehens. Dieses neue Verständnis ist ihm nur ermöglicht worden durch das Verknüpfen, das Einfügen der Geschichte in seine Persönlichkeit und die dadurch bewirkte Modifikation des Wesens der Historie. Indem sie ihm aus der Anschauung, aus dem Erlebnis erwächst, wird sie flüssig, verlebendigt und ich-bezogen. So wird am Ende durch die Verbindung mit dem Goetheschen Ich aus der historischen Last eine geistige Kraft der Historie".

Die Beweisführung besitzt aber keine Überzeugungskraft, weil sie mit den Zeugnissen viel zu willkürlich verfährt. Nur bei einer eingehenden Prüfung sämtlicher erreichbaren Äußerungen innerhalb des in Betracht kommenden Zeitraumes ließe sich eine Entwicklungslinie erweisen, wie sie Würtenberg behauptet. Was jetzt als Nacheinander hingestellt wird, gibt sich bei näherem Zusehen häufig als Nebeneinander zu erkennen. Wenn Würtenberg findet, daß Goethe auch die Geschichte, wenigstens der Idee nach, schließlich in eine Form zwang, die seiner Persönlichkeit gemäß war, daß er ihr Erlebnis- und Anschauungscharakter gab, und zum Beweise etwa die Worte aus dem zweiten römischen Aufenthalt anführt: *„Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition,*

Digitized by Google

sondern lebendiger Begriff ist" (27. Juni 1787), so brauchen wir dagegen nur die Bemerkung gegenüber Schiller vom 16. Dezember 1797 zu halten, daß er Herodot und Thukydides nur ihrer Form, nicht aber ihres Inhalts wegen lese, um die Fragwürdigkeit der gezeichneten Entwicklungslinie zu erkennen. Wie Würtenberg auch selbst fühlt, ist der Rahmen seiner Untersuchung viel zu klein, um der aufgeworfenen Fragestellung gerecht zu werden. Bevor wir uns ein tieferdringendes Urteil erlauben dürfen, ist zunächst einmal sorgfältig abwägende Sammlung der einschlägigen Zeugnisse erforderlich. Erst wenn diese Arbeit geleistet ist, ist überhaupt die Möglichkeit gegeben, befriedigende Ergebnisse zu erzielen.

Auch Lehmanns Buch vermag diese Lücke nicht auszufüllen, obgleich es in eifriger Weise allem nachgeht, was an Geschichtlichem in der Zeit bis zur italienischen Reise an Goethe herangetreten ist. Schon die gewählte Begrenzung ist nicht unbedenklich, wenn Lehmann auch meint, daß sich bis zur Abreise nach Italien „aus dem bunten Widerspruch der Motive immer bestimmter eine vielseitig bedeutsame Geschichtsauffassung Goethes in ihren Grundlagen zusammenzuschließen" scheine. Wir übersehen ja gerade Goethes Gesamthaltung noch nicht genügend genug, um den Einschnitt an dieser besonderen Stelle ohne weiteres anerkennen zu können. Weit gewichtiger aber ist, daß Lehmann, obgleich er ausdrücklich den Anspruch erhebt, „in sauberer struktureller und entwicklungsgeschichtlicher Analyse" die für die Stellung des Dichters zur Geschichte wesentlichen Komponenten aufzudecken, doch einen der wichtigsten Faktoren ganz übersieht. Er verkennt völlig, daß Goethes Geschichtsauffassung keineswegs allein durch äußere Einflüsse, sondern vor allem auch durch seine eigene innere Wesenheit bedingt wurde. Durch die Vernachlässigung der auf ihr beruhenden Grundlagen kommt es, daß Lehmann letzten Endes mehr Goethes Wissen um einzelne geschichtliche Sachverhalte, als sein Verhältnis zum Phänomen der Geschichte als solchem aufzeigt. Er muß zwangsläufig an der Oberfläche bleiben und kann das Problem unmöglich in seiner Tiefe lösen. Will man Goethes Haltung gegenüber der Geschichte tatsächlich auf dem von Lehmann beschrittenen Wege zu klären suchen, so ist das Auge unabläßlich auf die Gesamtpersönlichkeit des Dichters zu richten. Nur von ihr aus läßt sich auch diese Einzelseite seines reichen Lebens deuten.

ROSTOCK W. KROGMANN

Briefe von und an August Wilhelm Schlegel. Gesammelt und erläutert von Josef Körner. Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien 1930. — 2 Bände, 671 und 449 Seiten.

Die große und wichtige Briefpublikation, die zugleich ein Archiv der Schlegel- und darüber hinaus der ganzen Romantikforschung ist, hat mit diesem hier vorliegenden monumentalen Werk ihren, sicher nur vor-

Digitized by Google

läufigen, Abschluß gefunden. Der erste Teil, der Friedrich Schlegel gewidmet war, wurde in dieser Zeitschrift Band 53, 1928, S. 240 f. besprochen, und das Lob, das schon jener ersten Veröffentlichung gezollt werden konnte, darf man unbedenklich auch auf die zwei neu erschienenen Bände ausdehnen. Daß das Werk die wohl unvermeidbaren Spuren der ersten Nachkriegsjahre, die sich freilich nur auf die mangelhafte Ausstattung bezogen, getilgt hat und sich nun, auch in einem anderen Verlag, in tadellosem buchtechnischen Gewand bietet, ist nur ein äußerer, wenn auch nicht unwichtiger Umstand. Die Hauptsache ist natürlich auch diesmal wieder die überraschende Fülle des Neuen, die sich hier auftut, und zwar in einer sehr übersichtlichen, disziplinierten Form, die das Studium und besonders die wissenschaftliche Benutzung der Bände außerordentlich erleichtert. Der erste Band bringt auf sechseinhalbhundert Seiten an 500 bisher ungedruckte, durchwegs sehr aufschlußreiche Briefdokumente, deren geistiger und wissenschaftlicher Ertrag hier natürlich nicht ausgeschöpft werden kann: es wird vornehmste Aufgabe der Forschung sein, die hier aufgespeicherten Reichtümer nun auch zu nutzen. Und dabei kann der zweite Band mit den Erläuterungen trefflich Hilfe leisten. In diesem Erläuterungsband hat Körner wiederum seine erstaunliche Belesenheit und Kenntnis in den persönlichen und in den sach- und geistesgeschichtlichen Beziehungen der in Betracht kommenden Gestalten und Werke ausgebreitet. All die verschlungenen Fäden zu entwirren ist nicht leicht: denn es ist wirklich — diesen Eindruck erhält man bei dem Studium der Bände immer wieder — eine sich europäisch auswirkende und ins Europäische mannigfach verflochtene geistige Erscheinung, die sich in dem umsichtigen und betriebsamen August Wilhelm Schlegel fast noch mehr als in seinem Bruder zu erkennen gibt. Und Körner hat sich nun freilich keine Mühe verdrießen lassen und alles getan, um alte und neue Quellen reich und belebend und die etwas abstrakte Romantikforschung erfrischend sprudeln zu lassen und den Forscher auf den immer sehr heilsamen Weg zu den persönlichen Ursprüngen einer Bewegung, auf die Sache selbst hinzuführen. Das Finderglück Körners, ein Ergebnis systematischen Suchens, ist bekannt und hat sich auch in diesen Bänden wiederum umfassend bewährt. Die ihm neuerdings geglückte Auffindung des Staëlschen Nachlasses in Coppet ist leider der vorliegenden Briefpublikation nicht mehr zugute gekommen. Hat übrigens das letzthin von der Gräfin Jean de Pange, der Enkelin der Madame de Staël, in der bei Malfère in Paris in der Sammlung „Grands Evénements Littéraires" veröffentlichte Bändchen mit ungedruckten Briefen Jacobis, Wielands, Goethes, Schillers, Friedrich Schlegels eine Beziehung zu dem von Körner in Coppet aufgefundenen Briefnachlaß, stammen sie aus dieser Masse? Man wird von Körner wohl nächstens über all dies Näheres erfahren. Jedenfalls ist ihm die Wissenschaft schon heute für das Geleistete und Gebotene zu großem Dank verpflichtet.

MÜNCHEN WALTHER REHM

Digitized by Google

Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von H. Lüdeke. Frankfurt 1930, Joseph Baer & Co. 252 SS. Groß 8°.

Wie die romantische Schule dadurch recht eigentlich entstand, daß die selbständig gebildete romantische Poesie und die unabhängig von ihr gewordene romantische Kritik und Theorie, jene durch L. Tieck, diese durch die Brüder Schlegel repräsentiert, am Ende des 18. Jhdts. einander begegneten und in persönlicher Freundschaft ihrer Repräsentanten zusammenschlossen, das hat — in unübertrefflicher und unverrückbarer Weise — schon Rudolf Haym dargestellt. Man sollte meinen, daß die Aktenstücke einer so bedeutsamen Verbindung, wichtigste Voraussetzung für jede eindringlichere geistesgeschichtliche Forschung, längst bekannt sein müßten, aber nein, erst sechzig Jahre nach Hayms großer Leistung, dem nur die (von Karl Holtei bereits 1864 veröffentlichten) Briefe der beiden Schlegel an Tieck vorlagen, vernehmen wir die Gegenstimme, erhalten wir endlich befriedigenden Einblick in diese persönlichgeistige Beziehung.

Dergleichen Quellenpublikationen werden, seit die idealistischen Methoden und Velleitäten auch in der Literaturwissenschaft mächtig geworden sind, naserümpfend unterschätzt. In der Tat sind sie nicht das Ziel und Ende der Forschung; und der Vorwurf der Undankbarkeit, gerichtet an die doch vielfach vom Schweiße „positivistischer" Vorarbeiter sich mästenden Geisteshistoriker, ist eine moralische, keine logische Angelegenheit. Fragt sich nur, ob sich gegen die modische Verachtung treufleißiger Sachforschung nicht auch heftige wissenschaftstheoretische Einwände erheben lassen.

Es wird viel zu wenig bedacht, daß Weg und Wucht der heute so emsig, tiefgründig und oft auch tiefsinnig betriebenen Romantikforschung in zwiefacher Hinsicht bestimmt ist durch die Tätigkeit der vorigen, philologischen, Gelehrtengeneration: wo die das Feld aufgeackert hat, da ziehen die Heutigen ihre geschichtsphilosophischen Prachtgewächse; was damals unbestellt blieb aber, gilt als gar nicht vorhanden.

Novalis hat das Glück gehabt, daß schon zeitgenössische Freunde sein gesamtes Werk bis auf die privatesten Aufzeichnungen der Öffentlichkeit vorlegten; daher war und ist er am besten bekannt unter den romantischen Genossen und weil er darum notwendig in den Vordergrund der Betrachtung rückte, stellt man ihn seit eh und je auch in den Vordergrund der Bewertung. Mit Recht? Eine Antwort auf diese Frage — und damit die wesentliche historische Erkenntnis der deutschen Romantik — ließe sich erst gewinnen, wenn Schaffen und Planen auch der Freunde des Novalis in einigermaßen entsprechender Vollständigkeit vorläge. In erster Linie käme da Friedrich Schlegel in Betracht. Über diesen besteht ja und wächst immer weiter an ein fast schon unübersehbares Schrifttum; es gräbt immer wieder denselben knappen Acker um, dessen Schollen vom vielen Raubbau schon recht mager geworden sind. Jahrzehntelang mußte man sich mit dem vorhandenen gedruckten Werk begnügen, da Schlegels handschriftliche Hinterlassenschaft restlos verloren schien; 1914 ist es mir geglückt, nach Menge und Bedeutung gewaltige Massen dieser verschollenen Aufzeichnungen,

Digitized by Google

freilich nur Trümmer eines einst vorhandenen Reichtums, aufzufinden, die danach angetan sind, unsere Vorstellungen vom Wesen und Werden der gesamten deutschen Romantik entscheidend zu berichtigen; man sollte meinen, daß alle gelehrte Arbeit auf diesem Gebiet stocken und warten müßte, bis die wichtigen Papiere vorliegen. In Tat und Wahrheit aber läßt sich niemand hemmen, der Büchermarkt wimmelt von tollkühnen Hypothesen und phantastisch-subjektiven Deutungen, die doch nur die Lückenhaftigkeit unseres bisherigen Wissens ermöglicht wie duldet, für die so dringende Drucklegung jener unbekannten Manuskripte aber findet sich kein williger Verleger, in den Akademien kein Interesse, fast scheint es, man empfände den großen Fund als unerwünschte Störung eines nun mal schon gut mechanisierten Betriebs.

Nur scheinbar sprech ich hier pro domo; was ich eben erwähnte, ist ein besonders krasser, aber kein vereinzelter Fall. Für Friedrich Schlegel, ebenso für seinen Bruder Wilhelm ist in den letzten Jahren immerhin einiges geschehen; für eindringende Erforschung ihres Lebens und Schaffens konnte der notdürftigste historisch-philologische Grund gelegt werden. Aber wie steht es um Ludwig Tieck?

Sieht man von einigen wenigen Arbeiten ab, so sind wir in Kenntnis und Verständnis seines Werks und seiner Persönlichkeit kaum über Köpke, sicher nicht über Rudolf Haym hinausgelangt. Seine Manuskripte sind verschollen, eine wissenschaftliche Ausgabe seiner Schriften fehlt, seine Briefe sind nie gesammelt und nur in völlig ungenügenden seltenen Proben bekannt geworden[1], seine Lebensgeschichte ist nur in rohen Umrissen, sein geistig-sittlicher Charakter so gut wie gar nicht bekannt.

So erhalten wir denn dank dem hier anzuzeigenden Buche tatsächlich zum erstenmal einen tieferen Einblick in L. Tiecks menschliche Persönlichkeit; zum erstenmal wird hier eine größere Reihe bedeutender Tieckscher Episteln bekanntgegeben.

In dieser Bekanntgabe liegt der besondere Wert der außerordentlich verdienstvollen Arbeit, die im ganzen 108 Stücke vorlegt, von denen 46 bisher unbekannt waren; der Rest, soweit die Originale noch vorhanden sind, diesen diplomatisch getreu nachgebildet, bietet bessere und vollständigere Texte und sorgfältigere Datierungen als die vorausgegangenen Erstdrucke[2].

1) Ein Verzeichnis der bisher gedruckten Stücke gab E. H. Zeydel im „Journal of English and Germanic Philology" XXVIII, 1929, S. 72ff. (Ergänzung dazu in „The Germanic Review" V, S. 182); vgl. auch E. H. Zeydel, Nachträge zu Holtei's „Briefe an Tieck" (Mod. Lang. Notes XLIII, S. 459ff.).

2) Von ihnen wird leider nur Holtei summarisch in der Einleitung genannt. Nicht erwähnt ist, daß die Nrn. 5 und 16 in der „Vossischen Zeitung" 1907, S. B. Nr. 45; Nr. 32 bei S. Krebs, Ph. O. Runges Entwicklung unter dem Einflusse L. Tiecks (Heidelberg 1909) S. 166f.; Nr. 52 und 61 bei G. Klee, Zu L. Tiecks germanistischen Studien (Progr. Gymn. Bautzen 1894/5), S. 7f., 9ff.; Nr. 88 und 90 bei H. Finke, Briefe an Friedrich Schlegel (Köln 1917) S. 92ff., 94ff.; Nr. 91 bei F. Deibel, Dorothea als Schriftstellerin (Berlin 1905), S. 179 84; Nr. 92 bei E. Wieneke, Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen (Weimar 1914), S. 534f. zu finden sind; ebensowenig wird angemerkt, daß Teile der Nrn. 11—13 in dem Schriftchen von Gg. Waitz, Caroline und ihre Freunde (Leipzig 1882) S. 58f., ein großes Stück aus Nr. 25 von R. Samuel in Kluckhohns Novalisausgabe IV, S. 447f. verwertet wurden.

Digitized by Google

Die neuen Briefe des Bandes stammen fast sämtlich aus Tiecks Feder (bloß 4 Stücke gehören A. W. Schlegel an: Nr. 10, 23, 106 an Tieck: Nr. 100 an die Gräfin Finkenstein); sie verteilen sich ungleich auf das Schlegelsche Brüderpaar: an Wilhelm sind 34 gerichtet (Nr. 2, 2a, 3, 6, 8, 11, 12, 13, 21, 24, 29, 30, 35, 37, 38, 42, 44, 48, 54, 57, 58, 64, 77, 81, 83, 84, 86, 87, 95, 99, 101, 102, 104, 106), an Friedrich 8 (Nr. 22, 25, 43, 65, 68, 72, 73, 75). Diese Zahlen darf man jedoch nicht als Exponenten der unterschiedlichen Intimität ansehen, denn sie beruhen auf dem äußerlichsten Zufall: der ordnungsliebende ältere Schlegel hat jedes Blättchen des Freundes sorgfältig aufbewahrt, der jüngere dergleichen recht unachtsam behandelt, wie wir denn auch von sämtlichen Korrespondenzen Friedrichs, die einzige mit der Gattin ausgenommen, nur sehr unvollständige Reste besitzen; daß Tieck ihm viel öfter, mindestens so oft wie dem Wilhelm, geschrieben hat, geht aus vielen Zeugnissen hervor. Und jedenfalls steht Wärme und Innigkeit des Tons von Tiecks Briefen an die Brüder Schlegel im umgekehrten Verhältnis zur Anzahl der erhaltenen Stücke: die an Wilhelm sind allemal Literatenbriefe, die an Friedrich sind vielfach Ausbrüche eines gepreßten Herzens, einer vertrauensvoll sich öffnenden, sich ergießenden Seele.

Es wäre Gegenstand einer eigenen Abhandlung, die vielen bekenntnisschweren Stellen auszuheben und zu deuten, in denen Tieck in fast weiblich zarter und nie ganz glücklicher Liebeswerbung sich dem Freunde erschließt. Nr. 65 insbesondere (S. 143/52), einer der längsten Briefe, den der reife Tieck je schrieb, vermittelt ein so neuartiges, unerwartetes, erstaunlich seelenvolles Bild seiner ringenden Persönlichkeit, daß jede künftige Deutung des Mannes und Werkes von hier wird ausgehen müssen. Und für die innere Zusammengehörigkeit der sonst vielfach so ungleichen Freunde gibt es wohl kein stärkeres Zeugnis, für die Umwendung des frühromantischen Geistes aus Pan- und Atheismus zu christlicher Glaubensfreudigkeit kein aufschlußreicheres, als diesen Brief vom 16. Dezember 1803, in dem Tieck, nichts ahnend von dem eben einsetzenden radikalen Wandel von Fr. Schlegels Weltanschauung, diesem schamvoll-freudig seine Flucht und Heimkehr ins geoffenbarte Christentum meldet (S. 149 f.): „Ohne diesen einfältigen Glauben, ohne diese Anschauungen lockt mich alles was da ist nur in einen ungeheuren Abgrund von Wahnsinn, dem ich auf keinem Wege entrinnen kann, ohne ihn ist mir alles unverständlich, mit ihm alles mehr als verständlich, nur muß der Geist und das Herz sich demütigen, nicht begreifen, wissen wollen, statt zu fühlen und sich der Liebe hinzugeben". Das war die entscheidende Gemütsverfassung so gut wie sämtlicher romantischer Konvertiten.

Wer darüber Bescheid weiß, wie Friedrich Schlegels Kritik an Goethe desto schärfer ward, je tiefer er in die christliche Gläubigkeit einrückte; wie sein früher Einwand: „Goethe ist ohne Wort Gottes" allmählich zur puren Annihilierung des einst vergötterten Dichters sich auswuchs (vgl. J. Körner, Romantiker und Klassiker, Berlin 1924, S. 91, 166 ff.), wird nicht verwundert sein, in Tiecks langem Brief auch die heftigste Befehdung des Alten von Weimar zu finden. Gleich Fr. Schlegel war auch Tieck von der „Natürlichen Tochter" unsäglich enttäuscht. „Man kann doch wohl

Digitized by Google

nichts Ungeschickters und Armseligers zustande bringen", schreibt er, „als diese Eugenie ... Wenn die Eugenie zu den Fortschritten unserer Zeit gehört, so soll man auch nicht unbillig dazu rechnen, daß ich mich jetzt selbst rasiere" (S. 152).

Wo immer man in dem Buche auf persönliche Bekenntnisse oder lebhaftere Urteile Tiecks stößt, geschieht es in Briefen an Friedrich. Ihm, der durch Hardenbergs Tod den gleichen schweren Verlust erlitten hatte, klagt er seinen großen Schmerz um den Toten[3] (S. 70), ihm, der im Jahre 1813 an der deutschen Sache wacker mittat, drückt er seine eigene patriotische Begeisterung aus (S. 165); ihn, den für Fouqués manierlert-schwächliche Kunst allzusehr eingenommenen, will er durch scharfe, in jedem Wort treffsichere Kritik (S. 169) eines besseren belehren.

Es ist keine Frage (und der Herausgeber gibt es in seiner feinfühligen, noch das Imponderable sorgsam abwägenden Einleitung halb und halb selber zu), daß Friedrich Schlegel so volle Hingebung nur schlecht erwidert hat. Schon in der Maienblüte der Freundschaft scheut er nicht Bemerkungen wie diese an Rahel: „Mit Tieck spricht man sich so einen Winter hindurch sehr gründlich zu Ende. Wie macht ers nur, daß er so lange mit sich sein kann" (2. Juni 1800; J. Körner, Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel, Berlin 1926, S. 30); oder an Schleiermacher: „Er hat sich sehr an mich und gegen mich aufgeschlossen, und dem kann ich meist nicht widerstehen. Doch wirkt er auf mich freilich durch den entgegengesetzten Weg fast wie Fichte. Ich habe nämlich in jedem Augenblick das bestimmte Gefühl, wie ich so viel von ihm halten muß, wie ich nicht von ihm lassen kann, und wie er doch so eigentlich nicht recht von sich und von mir weiß." (8. Febr. 1802; Jonas-Dilthey III, S. 304). M. a. W.: er liebte ihn, schätzte ihn aber nicht hoch; weder der schwächliche Charakter noch die verschwebende Geistigkeit Tiecks konnte einem Friedrich Schlegel imponieren; und was ihm nicht imponierte, nahm er allemal ein bißchen ironisch. Er sah ihn unter sich. Als die Freunde nach langer Trennung im Sommer 1808 zu Wien einander wieder begegneten, war Friedrich enttäuscht; unangenehm fiel ihm auf, daß Tieck (so schreibt er am 12. August an den Bruder Wilhelm[4]) „noch so ganz auf dem alten Punkte steht, keinen höheren Aufschwung genommen, keine neuen Weltgegenden aufgefunden und angebaut hat". Und ähnlich an S. Boisserée (I, S. 56; 17. August): „zu wenig hat das neue Große ihn ergriffen, er steht noch ganz auf der alten Stelle, aber immer ist es eine Freude, ihn auch da zu sehen, da er derselben so ganz Meister ist".

Die Zwiespältigkeit von Friedrichs Gefühlen für ihn war Tieck wohl bewußt. Noch offener und zutreffender als in dem Kondolenzbrief an Wilhelm Schlegel (Lüdeke S. 185) hat er sich darüber zu Fr. v. Raumer (dessen „Lebenserinnerungen" II, S. 170 f.) geäußert (16. Sept. 1824): „unser Verständnis war von frühen Jahren nur eine Annäherung zu einander. Er sah damals auf mich gutmütig herab und ehrte mit fast ausschließender Liebe mein Talent; aber mich eigentlich zu verstehen, hielt er doch nicht

3) S. 109 ein wichtiges Zeugnis zu Tiecks redaktioneller Arbeit an Hardenbergs „Ofterdingen".

4) ungedruckt; Original in Coppet.

Digitized by Google

der Mühe wert, und wenn ich einmal den Ansatz nahm, ihn verstehen zu wollen, so verwandelte sich Spinozism, Fichtianism, Platonism und wie es Namen haben mochte, in Geheimnistuerei und ich wurde freundlich, ironisch abgewiesen, wie der Meister vom Stuhle etwa den Schüler des ersten Grades von sich schickt ... Und doch würde ich es beschwören, daß dieser exzentrische Geist nur wenige Menschen mehr liebte als mich, daß er noch wenigern nur so viel vertraut". Tiecks romantische Dichtungen schätzte Friedrich sehr hoch, Lovell, Sternbald, Zerbino stellte er gelegentlich über Goethe, nannte in Kölner Vorlesungen des Winters 1803/4 das letzgenannte Werk „ein Gedicht, welches dem Aristophanes gleichkömmt" (S. 83a der ungedruckten Handschrift). Selbst dichterisch gedachte er den Freund zu feiern. Die Berliner Staatsbibliothek bewahrt nachfolgenden Entwurf zu einem in Hans Sachsischen Reimversen abgefaßten Huldigungspoem[5]:

An Ludwig Tieck
Ich wollte dir machen ein Gedicht
Von Kriegen [Schlachten], Helden vom Weltgericht
Dazu der Zeiten Affengesicht —
Ich dacht es doch ich macht es nicht
[Zu] So oft bedacht u [ist] nimmer gemacht
Die Regel ist hier angebracht
[Doch] Nur brauche Du die Regel nicht auch
Gebrauche Dich lieber nach altem ([Jugend]) Brauch
Sei wieder der alte [rechte] [frohe] Ludwig einmal
Dem Sündervolk zu(m) Schrecken u Qual:
und singe [auch] [denn] wieder [kühner] [froher] mit Jugend
[himmlischer] Iust
Der Lieder Fülle aus muthiger Brust
Die Fee gab zum Zauberschrein
Vor allen Dir den Schlüssel allein
Doch machst Du nie die Truhe auf
So rostet Schloß u Schlüssel ein
Drum trinke goldnen feurigen Wein
Laß allem Wasser seinen Lauf
Gedenke der frohen Jugendzeit
Und dichte fortan in Ewigkeit [im Licht]
Was immer unser den (Muth) [Sinn] [Herz] erfreut
(uns)
Des Himmels Frühling stets erneut
Das ists was [wie] Friedrich Schlegel meint
Des Muthes laß uns bleiben [wir] vereint
[bleibt er dir]

Tiecks Verhältnis zu Wilhelm Schlegel war viel oberflächlicher; herzliche Kameradschaft, nie wahrhaft innige Verbundenheit. Auch als Schlegel

5) Das Autograph ist schwer zu datieren; ich möchte es am liebsten in das Jahr 1808 versetzen, in die Zeit der Wiederbegegnung in Wien. [....] bedeutet zur Wahl daneben, darüber, darunter gestellt, (....) Gestrichenes.

Digitized by Google

durch sein Liebesverhältnis[6] zu Tiecks Schwester Sophie gewissermaßen in die Familie eintrat, blieb die Beziehung äußerlich, und mit der Lösung von dieser merkwürdigen Frau lockerte sich auch die Freundschaft zu ihrem ältesten Bruder; die festigte sich freilich wieder in den alten Tagen, blieb aber oberflächlich, von Schlegel mit der süßlichen Sentimentalität des gern schönerer Jugendzeiten denkenden Greises gehegt, von Tieck ohne tiefere Herzensteilnahme erwidert. „Schlegels Vorliebe für Tieck", schreibt Adele Schopenhauer am 23. Dez. 1830 aus Bonn an Goethe (Goethe-Jahrbuch XIX, S. 82) „hat etwas Rührendes, er liebt ihn so sehr, daß er kein Urteil mehr hat". In der Tat pries er noch die späten Novellen Tiecks, von denen Friedrich gar nichts hielt, über alle Maßen, stellte sie Boccacio und Cervantes zur Seite (Böcking VII, S. 289; K. Eitner, Ein Engländer über deutsches Geistesleben, Weimar 1871, S. 347). Wie kühl klingt daneben, wenn Tieck Friedrich von Raumer gegenüber den Freund anläßlich des Vorwurfs großer Eitelkeit also in Schutz nimmt: „Der Mensch ist dabei so kindlich und wohlwollend, daß ich das und manches gern übersehe, wenn ich es auch nicht loben kann" (Lebenserinnerungen II, S. 331 f.; 3. Febr. 1830).

Mit diesen wenigen Zeugnissen, die leicht zu vermehren sind, soll nur bestätigt und verdeutlicht werden, was die Einleitung des Herausgebers in knappster Skizze umreißt; die beste Bestätigung liefert freilich der Briefwechsel selber. An diesem sei nunmehr die philologische Leistung geprüft und gewürdigt.

Wem je Tiecksche Autographen vor Augen gelegen sind, der weiß, welche Mühsal seine oft völlig unlesbare Schrift bereitet; gestand er doch selber einmal (an Iffland 14. März 1800; Teichmann S. 283): „meine Hand ist, wenn ich schnell schreibe, so undeutlich, daß sie kein anderes Auge als das meinige enträtseln kann". Die Wiener Nationalbibliothek bewahrt einen (von der Forschung bisher ganz übersehenen[7]) Kodex Tieckscher Niederschriften über bildende Kunst, der so schwer zu entziffern ist, daß man auf seine Edition wohl für immer wird verzichten müssen. Unter solchen Umständen sind absolut sichere Lesungen oft gar nicht möglich, und wenn ich im folgenden nach Abschriften, die ich selbst vor Zeiten von den Originalen genommen habe, Textänderungen vorschlage, so will damit in keiner Weise gegen den Herausgeber der Vorwurf fehlerhafter oder auch nur flüchtiger Wiedergabe erhoben sein.

S. 48, Z. 14 v. o. möchte ich vor *aber* ein *[schreibe]* einsetzen;
S. 65, Z. 16 v. o. *geregt* statt *gesagt*
S. 68, Z. 3 v. o. *verläugnen* „ *vorläugnen,*
S. 95, Z. 2 v. o. *ich sehe* „ *auch sehe [ich]*
S. 109, Z. 14 v. o. *euch* „ *auch*
S. 118, Z. 5 v. o. *Merlin* „ *Carol*
S. 182, Z. 8 v. o. *Naeke* „ *Necke*

6) Über dieses geben alle nötigen, bisher vermißten Aufklärungen die reichen Coppeter Schlegel-Papiere, die ich innerhalb Jahresfrist im Druck vorlegen zu können hoffe.

7) Ich habe darauf gewiesen im bibliographischen Nachwort zur 5. Auflage von Hayms „Romantischer Schule" (Berlin 1928) S. 936.

Digitized by Google

S. 146, Z. 8. v. o. schiebt der Herausgeber ein vermeintlich fehlendes Verb ein, das bei richtiger Auffassung des Satzes unnötig ist. Ich verstehe das Gefüge so: als borniert bezeichnen wir oft [sehr leicht] die schöne Fähigkeit, in einem nahe liegenden einfältigen Gegenstande die unendliche Mannigfaltigkeit des großen Ganzen zu sehn; das unbestimmte Subjekt „es" (Z. 5) nimmt den vorangehenden Fragesatz auf.

Was ich in den Schlegelschen Briefen zu berichtigen habe (Kleinigkeiten übergehe ich), dürfte weniger Verlesungen als eingeschlichene Druckfehler betreffen, die sich bei solchen Abdrücken niemals ganz vermeiden lassen:

S. 44, Z. 5 v. o. *hineingesetzt* statt *hineingeschrieben*
S. 136, Z. 12 v. o. *Casparson* „ *Casperson*
S. 140, Z. 8 v. o. *wir* „ *wie*
S. 152, Z. 10 v. o. *der Kjämpe Wiser* „ *das Kjämpa Wisar*
S. 169, Z. 4 v. o. *den* „ *der*

Nicht von allen Stücken, die Lüdeke abdruckt, war das Original ihm auffindbar; so mußte er 9 Briefe von Friedrich, 2 von Wilhelm Schlegel nach Holteis Abdruck wiederholen. Bei Nr. 89 hat er übersehen, daß H (wie bereits „Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel" S. 672 anmerken) an der Berliner Staatsbibliothek, bei Nr. 107, daß sie im Germanischen Museum zu Nürnberg vorhanden ist; zu Nr. 70 und 79 konnte ich die Originale kürzlich erst in Privatbestiz ausfindig machen, von dem zweitgenannten nur noch ein stark beschädigtes Bruchstück: sie ergeben für Nr. 70 unwesentliche Varianten der Orthographie und Interpunktion, für Nr. 79 folgende Textbesserungen:

S. 173, Z. 1 v. u. *letzten* statt *lichten;*
S. 174, Z. 1 v. o. *viele nicht führt* „ *vielen fehlt*
S. 174, Z. 4 v. o. *haben* „ *sein;*

und am Schlusse des Briefs dieses Plus:

Adresse: Untere Beckerstraße Nr. 747.

Ob die zu Nr. 83 mitgeteilte Adresse (S. 241) wirklich dorthin oder nicht vielmehr, nach meinen Notizen, zu Nr. 81 gehört, kann ich ohne neuerliche Einsicht in die Dresdner Briefschaften nicht entscheiden. —

Da ich erst im Sommer 1930 die archivalische Arbeit in den im Vorjahr aufgefundenen Schlegelpapieren von Schloß Coppet beenden konnte, sind mir zwei neue Stücke des Briefwechsels zwischen A. W. Schlegel und L. Tieck zu spät bekannt geworden, als daß ich sie für das vorliegende Buch noch hätte zur Verfügung stellen können. Der eine freilich gehört nur scheinbar in diese Reihe, liegt auch nicht im Original vor, sondern in Abschrift von fremder Hand; es ist ein „ostensibler" Brief Schlegels an L. Tieck (d. d. Coppet 8. Oktober 1804) in Angelegenheit der Bernhardischen Ehe, ein Schriftstück, das Sophiens Bruder als Waffe gegen den der Scheidung widerstrebenden Schwager benutzen sollte; es hat seinen Ort und findet volles Verständnis nur im Zusammenhang der Korrespondenz Schlegels mit Sophie Bernhardi-Tieck[8].

8) Diese Korrespondenz wird in meiner bevorstehenden neuen Briefpublikation zur Gänze mitgeteilt werden, da sich zu den Episteln Sophies, die

Digitized by Google

Hingegen will ich gleich hier ein anderes Schreiben mitteilen, das Lüdekes Sammlung ergänzt; es ist der Brief Tiecks, auf den Schlegel mit Nr. 71 antwortet und dessen Datum zugleich Lüdekes nicht ganz zutreffende Anmerkung (S. 237) berichtigt. Er war einem (verlorenen) gleichzeitigen Brief Tiecks an Friedrich Schlegel eingelegt[9]. Am Kopf des Blattes findet sich die Notiz des Empfängers: „beantw. d. 6. Apr. 9" (Lüdekes Nr. 71 zeigt freilich das Datum des 4. April; das Schreiben mag erst 2 Tage später abgesandt worden sein); am Fuß die Adresse: „an *Wilh. Schlegel*".

Ziebingen, den 13. Juni 1808.

Mein geliebter Freund; nachdem wir uns seit vielen Jahren nur aus der Ferne haben berühren können, nähre ich nun die Hofnung, dich wieder einmal in meine Arme zu schließen. Wie vieles ist seitdem verändert, in und um uns, Länder und Krankheiten haben uns getrennt, niemals aber ein Mißverständniß, oder feindliche Gesinnung, denn ich mag dir nicht sagen, mit welcher Liebe ich dir immer und deinem theuren Bruder bin zugethan gewesen. Ich vermuthe, du gehst von Dresden nach Weimar. Ist es dir dann nicht möglich, wenigstens bis noch den ersten Juli zu bleiben? Dann bin ich gewiß in Dresden. Oder bist du schon fort? Auch die Fr[au] v. Stael kennen zu lernen, würde mir eine große Freude sein. Nach ihrer Corinna habe ich einen hohen Begriff von ihrem Genie bekommen; sage ihr das, wenn es sie interessirt, dieses von mir zu hören. Mich freut es, daß Friedrich uns dies interessante Buch so trefflich übersezt hat. — Du hast meine Schwester nun wiedergesehn. Ich habe Briefe von ihr, indessen ist mir aus allen nicht deutlich, was sie eigentlich hat bewegen können, sich wieder in Deutschland aufzuhalten. Ich bin ihrentwegen in beständigen Sorgen, und ich werde, so viel ich nur kann, eilen, sie in Wien aufzusuchen. Ich hoffe wenigstens, daß sie dort gesichert ist. — Sollte es nicht einen guten Einfluß haben, wenn du einmal mit Fichte mündlich oder schriftlich umständlich sprechen könntest, der sich mit dem niederträchtigen Bernhardi familiarisirt hat, und uns allen dadurch vielen Schaden thut. Willst du nicht jezt, da du näher bist, auch etwas für Deine Bücher thun? Für meine Schuldigkeit halte ich es, dich für die Annäherung einiger miserablen und in der That niederträchtigen Menschen zu warnen, ich meine die Genellis und Schierstädt, niemals haben wir uns so mißverstanden, als wir diese elenden Geburten jemals zu unseren Freunden rechnen konnten: wenn du gegen meine Schwester noch so wie ehemals gesinnt bist, wenn du noch so wie sonst, mein Freund bist, so darf ich sagen, daß du es uns schuldig bist, diesen Kläglichen niemals wieder nahe zu kommen. Mit dem begierigsten Ohr haben sie die Lügen und Niederträchtigkeiten des Bernhardi aufgenommen und verbreitet, es war diesen ein Fest, Menschen, von denen sie imponirt wurden, denen sie sich aufdrängten, in ihren Gedanken mit Füßen zu treten. Daß sie mich selbst persönlich beleidigt haben, will ich gar nicht einmal in Be-

ziemlich vollständig in Coppet bewahrt sind, kürzlich auch Schlegels Antworten bei Nachkommen Bernhardis vorgefunden haben.

9) Friedrich an Wilhelm (Wien, 13. Juli 1808; ungedruckt): „Hier ist ein Brief von ihm an Dich, den er mir noch nach Dresden zugeschickt, den ich aber erst hier erhalten habe."

Digitized by Google

trachtung ziehn. Ich lebe mit ihnen, weil ich in meiner hiesigen Umgebung muß, so, wie man Kröten in seinem Garten dulden muß. Dir schreibe ich dies nur, weil sie, nachdem sie oft in jämmerlichsten Witzeleien über dich sich erschöpft haben, da HE Genelli (Architekt) hörend, du seist wieder in Deutschland, sich vorgenommen hat, großmüthiger weise an dich zu schreiben, um dich zu unterlassenen Arbeiten aufzumuntern; denn er ist verächtlich genug, sich aus Eitelkeit wieder an dich zu drängen, und mit deiner Freundschaft zu prahlen. Nimm also von diesen keine Notiz, oder fertige sie ab, wie sie es verdienen. Ich hoffe, du kennst mich so weit, daß du weißt, wie wenig es meine Art ist, Menschen an einander zu hetzen: dies, was ich gesagt habe, ist nur die strengste Wahrheit. Wir haben uns mißverstanden und erniedrigt, mit diesem Pöbel jemals auf irgend eine Weise gemeine Sache zu machen. — Schütz hat sich ebenfalls auf die dummköpfigste Weise von dem Schurken Bernhardi hintergehn lassen, und ich habe ihm darüber tüchtig die Meinung gesagt. Doch ist er eine gute Haut, recht im buchstäblichsten Sinne; denn von Fleisch, Gebein und Sehnen ist bei ihm nicht mehr (moralisch gemeint) die Rede; so haben ihn die Formeln der Fichteschen Philosophie ausgehöhlt, und zum Dummkopf gemacht. — Wie gern möchte ich dich sehn und sprechen. Ich fürchte, eine Äußerung von mir, ist dir durch die Unger ganz schief überliefert. Ich wollte dir selber darüber schreiben. Es war nur, ob du etwas dagegen hättest, wenn ich ein oder das andre Stück Shakspeare zu übersetzen versuchte, und es dir gäbe. Wir sprachen schon in Jena darüber und du schlugst mir selbst *Love's labours l. [ost]* vor: dies habe ich zum Theil übersezt, und möchte in deiner Gesellschaft als Freund noch mehr thun. — Antworte mir doch auf diesen meinen statlichen Brief, und bist du nicht mehr in Dresden, nach Dresden hin, an deinen Bruder. — Ich umarme dich. Sage Göthe meine Empfehlung, und sei überzeugt, daß ich ewig bleibe

dein zärtlichster Freund

L. Tieck.

Zum besseren Verständnis merke ich an: Schlegel war auf der Rückreise von Wien am 29. Mai in Dresden eingetroffen, bis zum 6. Juni geblieben, am 9. Juni in Weimar angelangt und von dort, wo Frau v. Stael mit ihren übrigen Reisegenossen bis zum 20. verweilte, sofort nach Hannover weitergereist, um Mutter und Geschwister zu besuchen; am 26. Juni vereinigte er sicht in Frankfurt a. M. wieder mit seiner Herrin. — Die Übersetzung des Staelschen Romans „Corinna oder Italien" (Berlin 1807/8 IV) erschien unter Friedrichs Namen, ist aber eine Arbeit seiner Gattin Dorothea. — In Wien war Schlegel mit der gleichzeitig dort weilenden Sophie Bernhardi zusammengetroffen; sie hatte vorher mehrere Jahre in Rom gelebt. L. Tieck selbst kam am 1. August 1808 nach Wien (Blümml I, S. 644). — Fichte stellte sich in der Bernhardischen Eheangelegenheit durchaus auf die Seite des Mannes und legte gerichtlich Zeugenschaft ab über das ehebrecherische Verhältnis Sophies zu Schlegel. In Coppet ist die Kopie eines (wohl niemals abgesandten) Schlegelschen Schreibens an Fichte erhalten, das ihm dafür alle bürgerliche und menschliche Ehre abschneidet. — Schlegel hatte, als er im April 1804 Frau v. Stael an den Genfer See gefolgt war, seine Bibliothek in Berlin gelassen, wo sie Bernhardi als Pfand zurückhielt. —

Digitized by Google

Über Genelli und Schierstädt vgl. das Register zu meinen „Briefen von und an A. W. Schlegel"; sie hatten Töchter des Grafen Finkenstein auf Gut Madlitz zu Frauen. An Genellis ehrlicher Freundschaft für Schlegel ist nicht zu zweifeln; man lese nur seinen langen Brief vom 6. Oktober 1809 (a. a. O. I, S. 241—48). — Wilhelm von Schütz, dessen seltsames Erstlings-Drama „Lacrimas" von Schlegel 1803 herausgegeben war, hatte gleichfalls eine Finkensteinsche Comtesse geheiratet. — Zu Tiecks Rivalität in der Shakespeare-Verdeutschung vgl. A. W. Schlegel an Dorothea, 19. Januar 1807 (Raich I, S. 210f): „Tieck hat sich gegen Mme Unger erboten, meinen Shakespeare fortzusetzen. Sie hat natürlich geantwortet, sie wolle es nur in dem Falle annehmen, wenn er mit mir darüber einverstanden wäre. Ich habe mir nun fest vorgenommen, ihm dafür bei Gelegenheit . . . einen Tuck zu beweisen und seine Katzenpfote einmal fest in die Schlinge zu ziehen"; und Friedrich Schlegel an Wilhelm, Wien 12. August 1808 (ungedruckt): „Was dir die Unger geschrieben hat, scheint doch nur Mißverständniß oder Klatscherei gewesen zu sein. Er hat dir nur Loves Labour lost, das er wirklich größtenteils fertig im Mscr. bei sich hat, anbieten wollen, um es in Deinen Shakespeare mit aufzunehmen, und sagt, ihr hättet darüber schon einmal in Jena gesprochen". —

Dieser Vervollständigung der Lüdekeschen Sammlung lasse ich nunmehr eine Reihe von Berichtigungen folgen; zunächst solche, die das vom Herausgeber erschlossene Datum zeitlich unbezeichneter Stücke betreffen.

Lüdeke vereinigt als Nr. 2 zwei Blätter, die gewiß nicht zusammengehören; ich scheide sie als 2 und 2a; letztere, hier falsch datiert und eingereiht, ist nicht vom 12., sondern vom 29. Dezember, gehört also zwischen Nr. 5 und 6. Das läßt sich unschwer beweisen. Tieck teilt auf dem Blatte mit, daß er A. W. Schlegels Rezension von Goethes „Hermann und Dorothea" soeben gelesen habe; diese erschien aber, wie Lüdeke selbst anmerkt (S. 218), in der A. L. Z. vom 11.—13. Dezember; bis das Blatt nach Berlin kam, vergingen einige Tage. Friedrich Schlegel, der sie wohl als erster bekommen mußte, hatte die Rezension am 12., ja am 18. Dezember noch nicht, bestätigte ihren Empfang erst am 28. (Walzel S. 330, 333, 339). Was der zweite Absatz des Briefes vom „Don Quixote" erwähnt, bezieht sich auf die betreffenden Vorschläge in Friedrichs Brief an Wilhelm vom 29. Dezember (Walzel S. 342), dem der Tiecksche eingelegt war; ganz deutlich meint Friedrich das in Rede stehende Blatt, wenn er da äußert: „Was der Fantast Dir über die Rezension geschrieben, sehe ich, ist ja herzlich leer. Er hat wohl ebensowenig dafür, als für das Gedicht selbst, welches er ordentlich haßt". Endlich geht aus dem Brief selbst hervor, daß er nach dem vom 23. Dezember (Nr. 5) aufgesetzt sein muß; die Stelle vom Besser- und Vernünftigerwerden im 2. Absatz bezieht sich auf eine Äußerung in Nr. 5 (S. 36, Z. 8—10 v. o.). Und wenn Nr. 6 (vom 9. Januar 1798) die in 2a vorgebrachten Mitteilungen über Lopes „Castelvines y Monteses" und über die pseudoshakespearschen Stücke wiederholt und Tieck dazu selber bemerkt, daß er „neulich schon dasselbe geschrieben habe", so ist die Beweiskette geschlossen.

Nr. 3 läßt sich genauer datieren, nämlich auf den 12. Dezember festsetzen; sie war Beilage zu einem Schreiben F. Schlegels von diesem

Digitized by Google

Tage (Walzel S. 334). — Nr. 8 gehört in den November. Nach Schmidts „Caroline" I, S. 463, 468 hat Friedrich Schlegel den Schillerschen Almanach in den letzten Oktobertagen erhalten, Zelters Komposition der „Lebensmelodien" meldet er erst im November (Caroline I, S. 476); endlich würde Schlegel, wenn zwischen Tiecks Brief und seiner Erwiderung (Nr 9) mehr als 5 Wochen verstrichen wären, die späte Antwort doch wohl entschuldigt haben. — Nr. 21 ist unmöglich noch vom Dezember 1800; da Schleiermacher, der für die Kotzebueiade umgehend dankte, erst am 27. Dezember schrieb (Euphorion XXI, S. 765), muß Tiecks doch mindestens um eine Woche verspäteter Brief (er beginnt mit einer Entschuldigung der Versäumnis) frühestens Anfang Januar 1801 geschrieben sein. — Für Nr. 43 setze ich den 10. Dezember 1801 an. Der Brief ist nach Berlin gerichtet, wo F. Schlegel seit dem 2. Dezember weilte (Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel S. 453), und obendrein war die mit 10. Dez. datierte Nr. 44 ihm eingelegt (S. 110, Z. 6. v. o.). — Nr. 48 dürfte, als unmittelbare Antwort auf Nr. 47, noch in den März fallen. — Nr. 64 kündet für demnächst einen Brief mit mächtiger Einlage an Friedrich Schlegel an, die Wilhelm nach Paris besorgen soll; mit dieser Einlage kann nur Nr. 65 (d. d. 16. Dez. 1803) gemeint, die voraufgehende Nr. also spätestens aus der ersten Dezemberhälfte sein. Dies bestätigt wohl auch der Eingang von Nr. 66.

Der Schlegel-Tiecksche Briefwechsel hat große Lücken; der Herausgeber gedenkt im Kommentar jedesmal der nachweislich verlorenen Stücke. Dazu ein paar Bemerkungen. Wie schon oben erwähnt, identifiziere ich Nr. 3 mit dem bei Walzel S. 334 genannten Briefe, während Lüdeke (S. 218) in diesem einen andern, uns verlorenen vermutet. Ebenso scheint mir der Ansatz eines verlorenen Briefes zwischen Nr. 20 und 21 (S. 223) überflüssig. Hingegen fehlen zwischen Nr. 21 und 22 zwei genauer datierbare Briefe Fr. Schlegels an Tieck; der eine mit beigelegten Gedichten aus der zweiten Januarhälfte 1801 (Jonas-Dilthey III, S. 257), der andere, eine Büchersendung begleitend, etwa vom 20. Februar (Walzel S. 467). — Zwischen Nr. 23 und 24 liegt ein verschollener Brief F. Schlegels an Tieck vom 6. Apr. 1801, der einem gleichzeitigen an August Wilhelm beilag (Walzel S. 474). — Der von Lüdeke zwischen Nr. 26 und 27 konjizierte Brief (S. 225) ist entbehrlich; von der Leipziger Reise war ja schon in den Nrn. 24 und 26 (S. 68, 72) die Rede, dazu tritt Schlegels Mitteilung an Cotta (Vollmer S. 427[4]) vom 23. April 1801: „Tieck wird während der Messe nach Leipzig kommen und kann also das nötige über den Druck des poetischen Taschenbuchs . . . mit Ihnen verabreden". Auch die den 2. Absatz von Nr. 38 eröffnende Frage muß nicht ein verlorenes Schreiben erschließen lassen (S. 228); ich beziehe sie auf Schlegels Vorwürfe in der die Aushängebogen begleitenden Nr. 36 (S. 97). — Friedrich Schlegels verlorener Brief an Tieck, der Nr. 68 voranging, kann unmöglich aus dem Herbst 1806 (S. 236) stammen, war vielmehr vom Sommer 1805, wie der Eingang von Tiecks Antwort (S. 156) lehrt. — Unzutreffend ist die Interpretation der Anfangszeile von Nr. 72 (S. 237). Inhalt und Ton des Briefes gestatten keinen Zweifel darüber, daß er seit längerer Zeit (nämlich seit der persönlichen Begegnung in Wien, August bis Oktober 1808,

Digitized by Google

was hier anzumerken war) das erste Lebenszeichen bedeutete. Tieck meint mit den Eingangsworten etwa dies: „der zweite Brief, den ich überhaupt von hier schreibe (der erste mag der eigenen Familie gegönnt gewesen sein), gilt dir, mein Freund". — Das zwischen Nr. 72 und 73 fehlende Stück läßt sich ziemlich genau bestimmen; am 8. Januar 1812 schreibt F. Schlegel an S. Boisserée (I, S. 161 f.): „ich habe wegen des Museums vielleicht schon ein halbes hundert Briefe schreiben müssen . . . An Tieck habe ich die dringendste Einladung erlassen". — Was in Tiecks der Nr. 75 voraufgehendem verlorenen Briefe gestanden hat, läßt sich erschließen; „Tieck", schreibt Dorothea den 24. August 1813 an S. Boisserée (I, S. 188), „hat nicht wieder an Friedrich geschrieben, seitdem dieser ein Ansinnen wegen eines Darlehns ablehnen mußte"; dazu stimmt gut der Eingang von Nr. 75. — Nr. 98 meint gewiß keinen verlorenen Brief Tiecks an Schlegel, sondern nur einen solchen an Loebell (S. 245).

Wie bereits gesagt, bietet Lüdekes Sammlung nur zur kleineren Hälfte neues Material. Der kritisch gesichtete Neudruck schon anderweitig bekannt gewordener Stücke gründet sein Daseinsrecht vor allem auf die gelehrte Kommentierung. Lüdeke hat sie nach Ausmaß und Formung möglichst knapp gehalten, bisweilen wohl zu knapp. Ergänzungen werden da nicht nur willkommen, sie werden oft nötig sein; und ich verbinde damit die Berichtigung einiger Fehlerklärungen. Mit solchen Zusätzen soll an dem verdienstvollen Buche keineswegs gemäkelt werden. Wer ähnliche Arbeiten je unternommen hat, weiß, daß sie einerseits eine unendliche Aufgabe stellen, die immer nur annähernd geleistet und von jedem Spezialkenner bereichert werden kann; er weiß auch, daß bei der Unmasse detailliertesten bio- und bibliographischen Wissens, wie es da gefordert wird, Irrtümer unvermeidlich und, wenn nicht gerade in Scharen auftretend, für den Wert des Geleisteten irrelevant sind.

Nr. 3: für die Verhandlungen mit Göschen wäre auf F. Schlegels Verwendung bei August Wilhelm (Walzel S. 311) zu verweisen, der dieser sofort entsprach. — Nr. 8: zu Tiecks Lob der Gemälde-Dialoge vgl. Walzel S. 394: Tieck „gefiel der Lukas mehr als die Sonnette". — Nr. 10: zum besseren Verständnis des Eingangs war zu erwähnen, daß dieser Brief sehr flüchtig geschrieben ist. — Nr. 14: für das (mir übrigens in der fremdsprachlichen Form unbekannte) Sonett „auf die Leda aus meinem eignen Italienischen übersetzt" (S. 50) verweise ich auf Schlegels italienisches Huldigungssonett an Napoleon (Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. XVII, S. 144). — Nr. 28: es war zu erinnern, daß F. Schlegel tatsächlich auf der Leipziger Messe mit Tieck zusammentraf (Briefe von und an F. u. D. Schlegel S. 453). Den Schlußsatz des Kommentars zu dieser Nr. (S. 225) verstehe ich nicht; Bernhardis Name erscheint doch gar nicht in unserem Briefe. — Nr. 29: In der Erlanger Literatur-Zeitung 1801, Nr. 96 steht tatsächlich eine Anzeige von Schlegels Gedichten; vgl. Plitt I, S. 345 und Caroline I, S. 175. — Der im Kommentar zu Nr. 38 (S. 228) angeführte Brief Schlegels ist nicht ungedruckt; man findet ihn in meinen A. W. Schlegel-Briefen I, S. 142[10]. — Nr. 43: die Einlage war nicht Nr. 42,

10) Auch die S. 14f. herausgehobene Stelle aus Tiecks Brief an Sophie vom 2. Mai 1793 war nicht nach der Handschrift, sondern nach G. Klee's Abdruck in der Hildebrandfestschrift S. 182f. zu zitieren.

Digitized by Google

sondern Nr. 44 (s. oben!). — Nr. 44: im Brief an Goethe vom 5. Nov. 1799 nennt Schlegel des Cervantes Numancia, die er eben erst kennen gelernt hatte, „ein Werk von seltener Größe und Vollendung"; aus Tiecks hier gegebener Anregung ging Schlegels „Spanisches Theater" hervor. — Nr. 47: zur Erklärung der neuerworbenen höfischen Protektion (S. 115, Z. 12 v. o.) verweise ich auf meine A. W. Schlegel-Briefe II, S. 51. — Nr. 50: Friedrichs Urteil über David (S. 120, Z. 2) begegnet auch in einem Briefe an August Wilhelm (Walzel S. 457). — Nr. 52: bezüglich der „Amazonen" ist auf Nr. 53 (nicht 52) und jetzt vor allem auf A. W. Schlegel-Briefe II, S. 190 zu verweisen. Der nicht identifizierte (im Register fehlende) *Rettel* ist der geheime Oberfinanzrat von Redtel, über den ein Zettel der Varnhagen-Sammlung folgende Auskunft gibt:

> „Kleines, schwächliches, aber lebhaftes, geist- und kenntnisreiches, mitsprechendes, stottriges Männchen. Er nahm eifrigst Antheil an der Schlegel-Tieckschen romantischen Literaturbewegung. Heiratete Frln [Helene] Püttmann aus Hildesheim, und wurde dadurch Schwager des Staatsraths Schultz.
>
> Er lebte in Berlin, Potsdam, wieder in Berlin, zuletzt in Frankfurt a. d. Oder als Regierungsdirektor.
>
> Seine Frau wurde wahnsinnig und starb, er selber starb einige Zeit nachher, verschuldet und herabgekommen".

Nr. 53: Myllers „Sammlung deutscher Gedichte" gab einen vollständigen Abdruck des Nibelungenlieds, nicht bloß Bruchstücke. — Nr. 60: Casparsons (nicht Casperson) „Wilhelm" enthält die Dichtungen Wolframs und Ulrichs von Türkheim. — Nr. 63: Der spanische Josaphat wird sich mit Hilfe von G. Moldenhauer, Die Legende von Barlaam und Josaphat auf der iberischen Halbinsel (Halle 1929; die Schrift liegt mir nicht vor), leicht bestimmen lassen. — Nr. 65: der junge Tieck hat noch weit längere Briefe geschrieben: der 1793 aus Erlangen an Bernhardi gerichtete umfaßte 68 (Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau etc., Leipzig 1867, I S. 191—239), der gleichzeitig an die Schwester Sophie geschriebene 20 Oktavseiten (Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand, Leipzig 1894, S. 180—188). — Kosch's „Deutsches Literatur-Lexikon" ist eine üble Quelle; über Boehlendorff unterrichtet man sich am besten aus der dort gar nicht genannten trefflichen Monographie von Karl Freye (Langensalza 1913). — Sinnlos ist es, zu einem Brief vom Dezember 1803 anzumerken, daß Friedrich am 6. April 1804 seine Gewissensehe legitimiert hat. — Zu Tiecks Äußerung: „Ich bin umsomehr ein Individuum, umsomehr ich mich in alles verlieren kann", ist das Athenäum-Fragment 121 heranzuziehen. — *Malegys* (S. 152) ist Schreib- oder Gedächtnisfehler für Merlin (vgl. S. 141). — Nr. 67: Zu A. W. Schlegels Absicht, „eine Zeitlang in Nennhausen zuzubringen" (S. 155), vgl Fouqué, Lebensgeschichte (Halle 1840) S. 263: „Für den Sommer 1804 war ein längerer Besuch Schlegels in Nennhausen bestimmt verabredet ... da trat die Erscheinung der Frau von Stael in Berlin dazwischen". — Nr. 68: Fr. Schlegels Kölner Zeit kann man nicht einen „Aufenthalt in Deutschland" nennen; seit dem Lunéviller Frieden von 1801 gehörte Köln zu Frankreich. — Ärgerlicherweise wird die fehlerhafte Angabe Goe-

Digitized by Google

deckes von 2 Jahrgängen des „Poetischen Taschenbuchs" immer wieder erneut; es gibt nur den einen auf 1806, der S. 257—390 die der gotischen Baukunst gewidmeten „Briefe auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Teil von Frankreich" enthält. — Nr. 69: Nicht die Proben in der „Eunomia", sondern die vollständige „Erneuung" des Nibelungenlieds durch F. H. von der Hagen ist gemeint, die im September herauskam und von der Schlegel offenbar eine Buchhändleranzeige gesehen hatte. — Auf Schützens verrenkte „Niobe" (S. 159) bezieht sich (was bisher nicht bekannt war) Fr. Schlegels Spottgedicht „Griechisch", wie aus seinem (ungedruckten) Briefe an Wilhelm vom 5. August 1807 hervorgeht; E. Wieneke, Patriotismus und Religion in F. Schlegels Gedichten (Münchener Dissertation 1913) S. 93, hatte es fälschlich auf Hölderlins Sophoklesübersetzung gedeutet. — Nr. 74: Es fehlt der Hinweis auf Friedrich Tiecks „Antiquarische Anfrage" über die Marmorgruppe von San Ildefonso (Deutsches Museum III, S. 258/61). — Nr. 75: Die Antwort auf Tiecks Aburteil über Fouqué wird mittelbar erteilt in Dorotheas Brief an Philipp Veit vom 24. September 1814 (Raich II, S. 277 f.): „Tieck wird vielleicht nach und nach etwas in seiner grausamen Meinung über den trefflichen Mann zu mildern suchen, welche überhaupt wohl mehr den dramatischen Arbeiten Fouqués gegolten haben wird; für den „Helden des Nordens" und den „Zauberring" kann er es wohl nicht gemeint haben". — Unterblieben ist jeder Hinweis darauf, daß Tieck auf der Rückreise von England im September 1817 zu Frankfurt mit Friedrich und Dorothea Schlegel zusammentraf (Walzel S. 573). — Nr. 76: mit Schützens philosophischem Aufsatz kann nur ein Beitrag zu den von M. v. Collin redigierten Wiener „Jahrbüchern der Literatur" gemeint sein, deren fleißiger Mitarbeiter er war. — Nr. 77: Das bibliographische Rätsel ist leicht aufzulösen; das erste Heft der „Indischen Bibliothek" mit Vorrede ist im Sommer 1820, der fertige erste Band erst 1823 erschienen. — Wyttenbach ist ein berühmter holländischer Philolog. — Nr. 78: J. G. v. Quandt war mit Fr. Schlegel mindestens seit September 1819 bekannt (Finke III, S. 283). — Nr. 79 und 80: hier habe ich einen Irrtum zu monieren, der wohl hätte unterbleiben sollen. Der zweimal genannte Herr v. Krause ist selbstverständlich nicht der idealistische Philosoph, zu dem Schlegel keinerlei Beziehungen unterhielt, sondern Jakob Krause, der 1817 bis 1823 österreichischer Generalkonsul in St. Petersburg und mit Tiecks Schützling Adelheid Reinbold befreundet war (vgl. Blümml II, S. 537, 626). — Nr. 81: Das Zitat ist aus „Troilus und Cressida" III 2. — Nr. 83: Tiecks Bonner Besuch läßt sich genau datieren. F. G. Welcker schreibt an W. v. Humboldt, Bonn 9. Sept. 1828 (Ilbergs Neue Jahrbücher 1911, S. 145): „Seit mehreren Tagen ist Tieck hier ... Er wohnt bei Schlegel"; und Schlegel selbst den 19. (nicht 23., wie Lüdeke S. 241 druckt) an Bruder Friedrich: „So eben ist der Dichter Tieck abgereist"; dazu Tiecks Meldung vom 6. Oktober 1828 an F. v. Raumer (dessen „Lebenserinnerungen" II, S. 272): „Bei W. Schlegel habe ich in Bonn sechzehn Tage gewohnt". Tiecks Frau und Tochter weilten seit Mitte Juni dort, Agnes Tieck (Alberti) schreibt aus Bonn den 2. Juli 1828 an Julie Gley (-Rettich): „Gestern waren es gerade zwei Wochen, daß wir ... hier in Bonn sind" (hand-

Digitized by Google

schriftlich in der Halm-Sammlung der Wiener Nationalbibliothek). — Nr. 84: zur Erläuterung des „Geschäfts mit Lassen" war auf meine Schrift „Die Botschaft der deutschen Romantik" (Augsburg 1929) S. 75 zu verweisen. — Nr. 89: Über Friedrichs Totenmaske kann ich ein Zeugnis nachtragen, das mir beim Abschluß meiner Friedrich Schlegelbriefe (dort S. 605) noch fremd war. Alois Klar schreibt darüber in seinem (von der Forschung bisher übersehenen) Nekrolog auf F. Schlegel („Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" III, 1829, S. 458):

> „Wenn der Wunsch seiner Nichte, der Frau v. Buttlar, von dem teuern Vollendeten einen Gipsabguß zu besitzen, aus Lauheit des von ihr mit diesem Geschäfte Beauftragten vereitelt wurde, so ist es gewiß für alle Verwandte und Freunde eine desto erfreulichere Kunde, daß der in Dresden lebende liefländische Arzt, Herr Graukling, aus liebevoller Anhänglichkeit für den Verblichenen für einen solchen besorgt war und sich diesen zu verschaffen wußte".

Nr. 91: Schlegels Sonett ist durch Tiecks Vermittlung tatsächlich in Wendts „Musenalmanach für das Jahr 1830" erschienen, betitelt „Das wunderbare Bild von der heiligen Verkündigung in Florenz" (vgl. Rottmanner II, S. 199, 396 f.). — Tiecks „Gedichte aus Italien" (S. 194) sind die freirhythmischen „Reise-Gedichte", die das IV. Buch der „Gedichte" von 1841 ausmachen. — Nr. 94: zu Schlegels Xenien war doch wohl auf mein Buch „Romantiker und Klassiker" (Berlin 1924) S. 217 ff. zu verweisen. Nachträglich fand ich im Dresdner Schlegel-Nachlaß noch zwei einschlägige Zettelchen (Msc. Dresd. e 90 XXI); das eine zeigt, an welchen Stellen des Goethe-Schillerschen Briefwechsels Schlegel Anstoß nahm:

Goethes und Schillers Briefwechsel

Th. I, S. 1. Der erste Eintritt (vgl. Böcking II, S. 204).
Th. III, S. 109 Fr. Schlegel.
Th. IV, S. 258 u. 9 Schiller über die Schlegel.
Beide Jb. [idem] 252—255.
Th. IV, S. 206 u. 210 W. Schlegels Professur.
Th. IV, S. 51 Untergang der Horen.
Th. V, S. 26 Athenäum 3. Heft.
Th. V, S. 119, 122 Urtheil über Tieck.
Th. IV, S. 258, 259 Schiller über die Schlegel.
Th. V, S. 223 W[ilhelm] Schl[egels] Shakspeare.
Th. V, S. 251 Schillers Macbeth.
Th. VI, S. 1 Morgenbillette (vgl. Böcking II, S. 207).

Das andere Zettelchen enthält ein von Böcking mit Recht fortgelassenes Epigramm:

Schicksal der Zeitschrift die Horen.

Die Horen wurden bald zu Huren,
Die, steigend von dem Götterthron,
Nach Leipzig auf die Messe fuhren,
Um schnöder Honorare Lohn.

Auguste von Buttlars Tieck-Porträt hat der von Schlegel protegierte rheinische Maler Peter Busch auf den Stein übertragen und diese Lithographie

Digitized by Google

ist bei Gebr. Kehr in Köln gedruckt worden. Der Katalog von Schleg nachgelassener Büchersammlung (Bonn 1845) Nr. 1543 bot davon no 100 Exemplare auf weißem und 30 auf chinesischem Papier aus. Stelle über Bonner Abendvorlesungen für Damen steht bei Holtei, 300 Br III, S. 103. — Nr. 94: das Wort vom „kranken Uhu Schiller" ist verstec Zitat aus Bürgers Invektive „Der Vogel Urselbst", V. 14. — Gegen Heinr Meyer richtet sich Schlegels derbes Xenion „Mangel an Beruf" (Böcking S. 225). — Nr. 97: Der „Londoner Triumphzug" meint die Reise vo März 1832; vgl. A. W. Schlegel-Briefe II, S. 225, 227. — Nr. 100: üb die Hannoversche Nichte Minna Spall-Hunter vgl. GRM XII, S. 18 — Nr. 104: wie Hebbel (Säkularausgabe X, S. 190) bezeugt, hielt Tieck no 1851 an dem Plane fest, seine Memoiren niederzuschreiben. — Nr. 10 hier war zu sagen, daß Schlegels „Anmerkungen" zu seinen Briefen a Goethe und Schiller in Tiecks Nachlaß erhalten und in meiner und Wiener Ausgabe dieser Korrespondenz mitgeteilt sind. Um deren Publikation, d doch erst nach Schlegels Tode und dann durch Böcking (Leipzig 18 zustandekam, hat sich der Leipziger Verleger Karl Reimer schon 18 beworben (Reimer an Schlegel 29. Nov. 1832; handschriftlich in Dresde

---

Bei den Tieckbriefen des Schlegelschen Nachlasses (Msc. Dresd. e 9 XX, Nr. V—IX, Bl. 24) findet sich ein Oktav-Doppelblatt, auf 2¼ Seite mit Zügen von A. W. Schlegels Hand bedeckt, deren Inhalt ein schweres Rätsel aufgibt. Das Blatt zeigt wohl Briefform, aber ein Brief an Tieck ist es gewiß nicht und die darin erscheinenden Namen sind mir unbekannt. Lüdeke, der das Autograph gewiß auch eingesehen hat, erwähnt es nicht, er wußte damit wohl so wenig anzufangen wie ich. Sollte es Bruchstück einer Dichtung sein? — Damit scharfsinnigere und gelehrtere Kenner des Geheimnis auf die Spur kommen, schließe ich diese allzu lang gewordene Anzeige mit der Mitteilung des problematischen Blattes.

Seit lange wär ich in deiner Schuld, liebster Freund, wegen deines Briefes aus Lübeck — wenn du meinen sehr umständlichen Brief, den ich vor dem Empfange von jenem an Goldbeck geschickt beantwortet hättest. Du hast es nicht gethan — und mir, fürchte ich, wird ewig unbeantwortet bleiben, was du auch immer glauben möchtest, darauf sagen zu können. Mag er also vergessen werden, wie alles vorhergehende, worauf er sich bezog — mag unsre Correspondenz fortgehen, weil du es so willst, bis du sie etwan zu langweilig findest. Also nichts mehr über das Misverständniß, wie du es nennst — nicht weil es schon aufgeklärt wäre, sondern weil es nicht aufgeklärt werden kann. Dein Weg geht dorthin — der meinige hierhin — ohne Möglichkeit eines Misverstandes müssen wir nach einiger Zeit bemerken, daß sie uns eine beträchtliche Strecke aus einander geführt haben. Ich schmeichle mir nicht das Talent zu besitzen, welches Menschen ohne ihr Wissen lenkt, und dadurch meinen Freund unvermerkt zu mir herüber zu ziehen — ich glaube, daß diese Macht über die Seele des andern, wenn sie eine unwillkührlich ausgeübte Wirksamkeit, uns innigst an den Freund oder die Geliebte fesselt — aber als Kunst und Studium Freundschaft und Liebe vergiftet und tödtet. Ich bin zu stolz von der willigen Hand der Selbstvergessenheit, der Eitelkeit, der Schwäche das anzunehmen, was die edelste Energie einer freyen und offnen Seele nicht erröthen dürfte mit

Digitized by Google

anzubieten. — Was ein reiner und feſter, über untergeordnete Einflüſſe erhabner Wille mir verſagte, wäre mir theurer, als was die flüchtig entzündete Fantaſie des Weibes gewährte. —

Ich ſehe ein Lächeln bey dir aufſteigen, daß ich vielleicht zerſtreuen könnte. Aber ich mag die wenigen Worte nicht geben, die dieß fodern würde.

Du warſt alſo noch einmahl bey Selma? — Guter Selmar, verzeih, wenn mir auch ein Lächeln aufſteigt über die Phyſiſchen Vorbereitungen die du vermuthlich zur beſtmöglichſten Benutzung der drey Tage vorgekehrt haſt. Selma's Schwärmerey muß ſehr eingewurzelt geweſen ſeyn — vielleicht gelang es dir noch in dieſen drey Tagen, ſie herabzuſtimmen. Von der einen Seite gewönne ſie dabey, wenn ſie nur das bey dir ſuchte, was dir bey ihr ſo ſüß gewährt ward; weil obgleich alles in gewiſſer Rückſicht Illuſion genannt werden kann, doch ein Unterſchied zwiſchen unhaltbaren und unauflöslichen Täuſchungen iſt; auf der andern verlöre ſie, weil die Liebe die nur von Glut der Sinnen und d e r Einbildungskraft, welche den Sinnen nachſchwelgt lebt, am wenigſten Stoff in ſich hat, um ſich über Entbehrung zu tröſten. Sey ruhig! Der himmliſche Vater, der keines ſeiner Geſchöpfe vergißt, wird ihr wohl einen Tröſter ſenden.

Vielleicht haſt du keine Briefe von B. und wünſcheſt welche zu hören.

PRAG JOS. KÖRNER

Neue germanistische Dissertationen

Allgemeines

Mangold, H.: Die Mundart von A d e l s h e i m. [Panzer]. Heidelbg. 1930.

Kautzsch, Wolfg.: Das B a r o c k t h e a t e r im Dienste der Kirche. Die theatral. Raumkunst des Barock i. ihren Hauptphasen (1550—1790). [Bruhns, Studniczka]. Leipzig 1931.

Seibt, W.: Zur Dialektgeographie der hess. B e r g s t r a ß e. [Götze, Behaghel]. Gießen 1930. Auch als: Gießener Beiträge z. dt. Philol. 27.

Selver, H.: Die Auffassung des B ü r g e r s im deutschen bürgerl. Drama des 18. Jhdts. [Korff, Witkowski]. Leipzig 1931.

Hassel, E.: Über d. Verhältnis d. klass. E t h i k zur romantischen. [v. Aster, Messer]. Gießen 1931.

Staege, M.: Geschichte der deutschen F a b e l t h e o r i e. [Zinkernagel, Hoffmann-Krayer]. Basel 1929. Auch als: Sprache u. Dichtung. H. 44.

Blockwitz, G.: Die antirömischen deutschen F l u g s c h r i f t e n der f r ü h e n R e f o r m a t i o n s z e i t (bis 1522) in ihrer religiös-sittl. Eigenart. [Walter]. Theol. Diss. Rostock 1930. Auch in: Arch. f. Reformationsgesch. Nr. 107/108.

Bauerhorst, K.: Der G e n i e b e g r i f f, s. Entwickl. u. s. Formen unt. bes. Berücks. d. G o e t h e schen Standpunkts. [Merker, Siebs]. Breslau 1930.

Zur Nieden, K.: Über die Verfasser der mhd. H e l d e n e p e n. [Hempel]. Bonn 1930.

Buschmann, R.: Das Bewußtwerden der Deutschen Geschichte bei den deutschen H u m a n i s t e n. [Brandi]. Göttingen 1930.

Merkel, F.: Das Aufkommen der d e u t s c h e n S p r a c h e i. d. städt. K a n z l e i e n des ausgehenden Mittelalters. [Goetz, Frings]. Leipzig 1930.

Müller, Elisab.: Stiluntersuchung des 'K a r l m e i n e t'. [Frings]. Bonn 1930.

Töpfer, A.: Der K ö n i g im deutschen Volksmärchen. [Brinkmann, Leitzmann.] Jena 1930.

Fabian, Erich: Das e x o z e n t r i s c h e K o m p o s i t u m im Deutschen. [Heller]. Greifswald 1931. Auch als: Form u. Geist. 20.

Digitized by Google

Staak, G.: Die magische Krankheitsbehandlung i. d. Gegenwart i. Mecklenburg. [Mensing, Wesle.] Kiel 1930.
Drews, W.: König Lear auf der deutschen Bühne im 17. u. 18. Jhdt. [Stammler, Magon.] Greifsw. 1931. Teildr., vollst. als Heft der 'German. Studien'.
Samson, H.: Beitr. z. deutschen Märchen im ausgehenden Mittelalter. [v. d. Leyen, Bertram.] Köln 1931.
Oppenheim, H.: Naturschilderung u. Naturgefühl bei d. frühen Meistersingern. [Stammler]. Greifswald 1931. Auch als: Form u. Geist. *22.*
Herrmann, F.: Modische Erscheinungen im heutigen Deutsch. [Panzer]. Heidelberg 1931.
Fischer, L.: Der Kampf um den Naturalismus < 1889—1899 >. [Golther.] Rostock 1930.
Vark, W.: Die Form i. d. Novelle. [Leitzmann]. Jena 1930.
Lübbe, F.: Die Wendung vom Individualismus z. sozialen Gemeinsch. i. romant. Roman < von Brentano z. Eichendorff u. Arnim. > [Brüggemann, Liepe]. Kiel 1931.
Schaumann, U.: Zur Geschichte der erzählenden Schäferdichtung in Deutschland. [v. Waldberg]. Heidelbg. 1930.
Grieshammer, R.: Sprachgestaltende Kräfte i. geistl. Schauspiel d. deutsch. Mittelalters. [Brinkmann, Leitzmann], Jena 1930. Teildr., vollst. als: Jenaer germanist. Forsch. 16.
Mahnke, G.: Die Schlawer Mundart. [Stammler]. Greifswald 1931. Auch als: Vorarbeiten z. Pomm. Wörterbuch. H. 3.
Lohrmann, H.-F.: Die Entwicklg. z. realist. Seelenhaltung i. Zeitdrama v. 1840—1850. [Brüggemann, Liepe.] Kiel 1931.
Lange, K.: Der Student i. d. deutschen Literatur des 18. Jhs. [Merker, Siebs.] Breslau 1930.
Beisker, H.: Wandlungen der bühnenmäßigen Wirkungsmittel, entwicklgsmäß. dargest. a. d. Epoche d. geistl. Theaters. [Markwardt, Magon.] Greifswald 1931.
Feldmann, W.: Die Theaterbesucherorganisationen u. ihre wirtschaftl. u. soziale Bedeutung f. d. Theater. [Passow]. Wirtschaftswiss. Diss. Göttingen 1931.
Heimann, E.: Tristan und Isolde i. d. neuzeitlichen Literatur. [Golther]. Rostock 1930.
Kröhl, G.: Die Entstehung des Prosaromans von Tristrant und Isalde. [Neumann, Hilka]. Göttingen 1930.
Groscurth, F.: Geschichte der german. u-Deklination. [Helm]. Marburg 1930.
Hüttig, E.: Der Vergleich im mhd. Heldenepos. [Leitzmann]. Jena 1930.
Dunker, H.: Werbungs-, Verlobungs- u. Hochzeitsgebräuche in Schleswig-Holstein. [Mensing, Wesle.] Kiel 1930.
Vieth, L.: Beobachtungen zur Wortgroteske. [Walzel]. Bonn 1931.

GREIFSWALD HANS ZIEGLER

Von dem „Mittelniederdeutschen Wörterbuch" von Schiller-Lübben, das seit 50 Jahren vergriffen war, hat die Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W., im Einvernehmen mit der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde einen photomechanischen Neudruck herstellen lassen. Alle, die sich eingehender mit der mittelalterlichen Literatur Norddeutschlands, seiner Rechts-, Kultur- und Sprachgeschichte beschäftigen, werden die Neuausgabe dieses für sie unentbehrlichen Hilfsmittels begrüßen.

Buchdruckerei Hans Adler, Inh.: E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
FEB 10 1932

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

SECHSUNDFÜNFZIGSTER BAND
VIERTES HEFT
(AUSGEGEBEN IM DEZEMBER 1931)

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1931

Digitized by Google

Die Redaktion der Zeitschrift ist unter die Herausgeber folgendermaßen verteilt: *Wolfgang Stammler (Greifswald, Karlsplatz 17)* zeichnet für die Sprachgeschichte, die ältere deutsche und die mittellateinische Literatur, für Niederländisch und Niederdeutsch, für die germanische Religionsgeschichte und Mythologie sowie für die Volkskunde; *Paul Merker (Breslau, Matthiasplatz 17)* für die neuere deutsche Literatur seit der Renaissance, für neulateinische Dichtung sowie für den gesamten nordischen Kulturkreis. Dementsprechend sind die Manuskriptsendungen zu adressieren.

Rezensionsexemplare sind je nach den Gebieten an die Herausgeber zu überweisen.

Der Bezugspreis für den Jahresband (32 Bogen) beträgt RM. 20.— der des einzelnen Heftes (8 Bogen) RM. 6.—

Inhalt des vierten Heftes:

Friedrich Schroeder, Zur Bedeutungsgeschichte von Gast 385
Hans Friedrich Rosenfeld, Der Kreuzfahrerdichter und Ulrichs von Eschenbach Anhang zum Alexander 395
Hans Pyritz, Der Liebeslyriker Paul Fleming in seinen Übersetzungen . 410
Edwin H. Zeydel, Neues zu Leisewitzens „Julius von Tarent" mit einem unbekannten Briefe des Dichters 436
Günther Ost, Zu Dietrich von dem Werder 444
Otto Mallon, Bibliographische Bemerkungen zu Bettina von Arnims sämtlichen Werken 446

Anzeigen

Henning Brinkmann, Zum Ursprung des liturgischen Spieles, durch *Robert Petsch* 465
Heinrich Wittenwilers „Ring", durch *Gustav Ehrismann* 470
Adolf Schweckendiek, Bühnengeschichte des verlorenen Sohnes in Deutschland, durch *Robert Stumpfl* 472
Joseph Görres, Geistesgeschichtliche und literarische Schriften I (1803—1808), durch *Lutz Mackensen*. 479
W. E. Peukert, Schlesische Volkskunde (Sammlung „Deutsche Stämme, Deutsche Lande") durch *Lutz Mackensen*; *B. E. Siebs*, Die Helgoländer. Eine Volkskunde der roten Klippe, durch *Lutz Mackensen*; *E. H. W. Meyer*, Ein niedersächsisches Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts. Eine volkskundliche Untersuchung, durch *Lutz Mackensen* 482
Ludwig Tieck — Friedrich von Raumer, Letters, durch *Jos. Körner* . . . 486
Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking, durch *Hans Heckel* 489

(Fortsetzung 3. Seite des Umschlages)

Digitized by Google

ZUR BEDEUTUNGSGESCHICHTE VON *GAST*

Die Bedeutungsentwicklung von *Gast* hat man in verschiedner Weise kulturgeschichtlich auszuwerten versucht. Bekannt ist die Deutung, die Kluge ihr sowie, der von *hostis* gegeben hat. In seinem ‚Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache'[1] hieß es unter „Gast" und zwar übereinstimmend in allen Auflagen von der ersten (1883) bis zur zehnten (1924): „Beachtenswert ist, nach wie verschiedenen Seiten Germanen und Römer das altererbte Wort für Fremdling begrifflich umgebildet haben. Dem Römer wird der Fremde zum Feind, bei den Germanen genießt er die größten Vorrechte, eine schöne Bestätigung für Tacitus' Bericht in der Germania"[1]. Auch in die elfte, seit 1930 erscheinende Auflage ist der Satz dem Inhalt nach unverändert übergegangen[2]. Er lautet dort: „Kennzeichnend ist, daß dem Römer der Fremdling zum Feinde wird, während er bei den Germanen (gemäß dem Zeugnis des Tacitus über deren Gastfreundschaft) die schönsten Vorrechte genießt". Nach Kluges Ansicht sind also die entgegengesetzten Wege, welche die urverwandten Wörter *hostis* und *Gast* gegangen sind, ein Zeugnis für die verschiedene Haltung der beiden Völker gegenüber den Fremden. Aber diese Auffassung läßt sich mit der Geschichte des germanischen Rechts sowie mit der des Wortes *Gast* selbst kaum vereinigen. Auch in Germanien war der Fremde bekanntlich an sich rechtlos. Rechtsschutz genoß er erst, wenn er einen Schutzherrn gefunden hatte. Es gab für ihn kein Wergeld. Wurde er erschlagen, hatte seine Sippe keinen Anspruch auf Genugtuung. In ältester Zeit wurde ihm auch kein Recht gewiesen. S. Jac. Grimm, D. R. 397 ff. und 836. Und was die Wortgeschichte betrifft, so begegnet uns die Bedeutung „Feind" auch bei dem angelsächsischen *gaest* sowie dem hochdeutschen und niederdeutschen *gast*. Vor allem müssen wir aber der Behauptung widersprechen, daß die Bedeutungsentwicklung von *Gast* Tacitus' Bericht in der ‚Germania' bestätige. Die altgermanische Gastlichkeit steht außer Zweifel. Aber wie kann zwischen ihr und dem Umstand, daß unser ehemals

1) Dieselbe Auffassung von der Entwicklung des germanischen Wortes findet sich schon bei Corssen (Krit. Beiträge zur lat. Formenl. 1863 S. 223): „Erst die Entwicklung der Gastfreiheit bei den germanischen Völkern hat ihn [den Verzehrenden' in dem üblen Sinne des Schädigens, was nach Corssen die Grundbedeutung des Wortes sein soll] zum willkommenen Freunde gemacht".

2) Die von Götze besorgte elfte Auflage des Klugeschen Wörterbuches ist zwar eine völlige Neubearbeitung, aber der Herausgeber hat doch möglichste Zurückhaltung geübt und jedenfalls auch an unsrer Stelle sich zu einer Streichung oder wesentlichen Änderung nicht berechtigt geglaubt.

Digitized by Google

den Fremden bezeichnendes Wort *Gast* heute nur noch die Bedeutung „hospes" hat, ein ursächlicher Zusammenhang bestehen? Der heutige Bedeutungsstand ist erst das Ergebnis einer jüngeren Entwicklung. Man wird vielleicht sagen: die Gastlichkeit hat sich eben von den Vorfahren auf die Enkel vererbt; die Germanen sind, indem sie Gesinnung und Brauch der Ahnen treu bewahrt haben, ein vor andern gastliches Volk, und das spiegelt sich in der Entwicklung wider, welche die Bedeutung des Wortes *Gast* genommen hat. Niemand wird die Tatsache der Gastlichkeit der heutigen germanischen Völker bestreiten wollen. Sie ist, den gänzlich veränderten Verhältnissen entsprechend, wohl beschränkter als die der Urzeit, mag aber bei ihrer Freiwilligkeit dieser doch gleichwertig erscheinen. Als es noch keine Gaststätten gab, war die Gastfreundschaft ein Gebot der Notwendigkeit. Aber schwer begreiflich wäre, daß jene sprachliche Entwicklung erst so spät eingesetzt hat. Man sollte erwarten, daß sie schon zur Zeit der Blüte der alten Gastfreundschaft, also lange vor unserer Zeitrechnung, vor sich gegangen wäre. Nun ist aber der Zustand vielmehr der, daß unser germanisches Wort die ursprüngliche Bedeutung „Fremder" lange festhält — im Deutschen vereinzelt bis in unsre Zeit —, und daß neben ihr die anscheinend schon aus der Zeit vor der Völkertrennung stammende, durch Verengung aus ihr hervorgegangene Bedeutung „Gast" steht, ohne daß es einstweilen zu wesentlichen Änderungen kommt. Erst mit dem Ausgang des Mittelalters dringt die letztere Bedeutung auf Kosten der ersteren allmählich vor. Und hat denn unser heutiges *Gast* die enge Bedeutung, von der allein bei Kluge die Rede ist? Gast ist doch nicht nur der, dem ohne Entgelt Unterkunft und Verpflegung gewährt und die Stellung des lieben Hausgenossen eingeräumt wird. Auch der Besucher des Wirtshauses und der im Gasthaus Abgestiegene sind „Gäste". Und in wie mannigfachen Verbindungen und Sonderbedeutungen verwenden wir das Wort noch außerdem! Es erscheint in *Sommergast, Kurgast, Badegast,* und *Brunnegast,* ferner in *Fahrgast,* wonach man neuerdings *Fluggast* gebildet hat, sowie in *Kaufgast, Mühlgast, Mahlgast* (jetzt abgekommen) und *Backgast,* wo gerade die wesentlichsten Merkmale nahezu völlig zurückgetreten sind und *Gast* mit *Kunde* gleichbedeutend geworden ist. Mehr innerhalb der Grenzen des Begriffs hält sich wiederum die Fachsprache der Schauspieler mit ihrem *Gast,* wozu weiter *Gastspiel, Gastrolle* und *gastieren* gehören. Entsprechende Bedeutung hat *Gast* in *Gastpredigt, Gastdirigent, Gastvortrag, Gastvorlesung, Gastprofessor.* Andrerseits hat man auch *Gastzuhörer* gebildet[3]. Alle die-

3) Dagegen steht *Gast* als Bezeichnung eines Matrosen und Handwerksgesellen auf dem Schiff mit den übrigen Bedeutungen, die sich im Nhd. entwickelt haben, in keinem Zusammenhang. Das zeigt schon das Vorwiegen der Form *Gasten* für die Mehrzahl, die nach dem Niederländischen weist. Beide Formen sind bezeugt bei *Bootsgast.* Aber *Bootsgäste* ist die jüngere, sie ist

Digitized by Google

se Bedeutungen können doch nicht einfach unberücksichtigt bleiben, wenn auch gewiß die erst angeführte vorherrscht. — Wenn sich also bei *Gast* allein die Bedeutung „hospes" behauptet hat, so kommt für die Erklärung weder die altgermanische noch die heute geübte Gastlichkeit in Betracht.

Als bezeichnendes Gegenstück zu dem germanischen Wort wird sein lateinischer Verwandter angesehen. Dem Römer, heißt es, wird der Fremde zum Feind. Aber mit diesem Schluß aus der Bedeutungsgeschichte von *hostis* steht es nicht anders als mit dem, der aus der Entwicklung des deutschen Wortes gezogen wird. Auch von ihm gilt, was gegen diesen einzuwenden war, daß er sich mit der Rechtsgeschichte sowie mit der Geschichte des Wortes nur schwer in Einklang bringen läßt. Wie dort das alte germanische Fremdenrecht nicht berücksichtigt wird, so hier das römische Gastrecht; und wie dort die bei dem germanischen Wort auftretende Bedeutung „Feind" unbeachtet bleibt, so hier die Bedeutung „Gast", die auch dem lateinischen *hostis,* wenn auch noch nicht voll entwickelt, einmal eigen gewesen sein muß. Die Gastfreundschaft, die private wie die auf Staatsvertrag beruhende, hat schon früh im römischen Leben eine so hervorragende Rolle gespielt, daß der alte, auch in Rom geltende Grundsatz der völligen Rechtlosigkeit des Fremden praktisch bedeutungslos wurde. So hat es denn auch der lateinischen Sprache an einem Ausdruck für den Gast niemals gefehlt, und zwar hat in ältester Zeit offenbar *hostis* als solcher

heute die allein gebräuchliche. *Gasten* erweist sich also hier als das Ursprüngliche. Dieses *Gast* = „Gehilfe" ist ebensowohl niederdeutsch wie niederländisch, aber die weitere Entwicklung in der Seemannssprache ist auf niederländischem Boden vor sich gegangen. Als Bezeichnung eines Matrosen erscheint *Gast* im Nl. Vgl. die Angabe des nl. Wbs: Insonderheid in samenstellingen gebruiklijk, waarin het eerste tid de bijzondere betrekking nader aanwijst. Kluge (Seemannssprache 1911) führt unter „Gast" mehr als dreißig solcher Bildungen auf. Inzwischen sind noch manche neue entstanden, so *F. T.-Gast, Vermessungsgast. Pantrygast.* Nur in Zusammensetzungen gebräuchlich ist *Gast,* wenn es einen Handwerksgesellen auf dem Schiff bezeichnet wie *Bäckergast.* Hier lautet die Mehrzahl ausschließlich *Gasten.* Wenn „die nichtseemännischen Teilnehmer an der Offiziersmesse" auf Kriegsschiffen „Badegäste" genannt werden (Kluge a. a. O. unter „Badegast"), so haben wir es hier natürlich mit dem oben angeführten *Badegast,* also nicht mit dem an dieser Stelle behandelten *Gast* zu tun. Die Bezeichnung hat jedenfalls der Matrosenwitz geschaffen. Auch in dem bei Adelung und Campe angeführten *Hafengast* „Schiffer, der einen Hafen besucht" ist *Gast* „Besucher" enthalten. Dasselbe werden wir von *Hüttsgasten* anzunehmen haben, worunter man die nichtseemännischen Bewohner der Offizierskajüte versteht. Die Bezeichnung ist wohl von den in der Hütte untergebrachten Fahrgästen eines Segelschiffes auf diese übertragen worden. — Das *Gast* der Semannssprache geht auf ein im Nd. wie im Nl. gebräuchliches *Gast* im Sinne von „junger Bursche" zurück, das als ein Seitenzweig des zu „Kerl, Mensch" verallgemeinerten *Gast* zu gelten hat. In der Handwerkersprache ist es im Nl. als Bezeichnung des Gesellen in bestimmten Gewerben (bei Brauern, Gerbern und Druckern) üblich. S. D. Wb. II. a. c. β. Auch die nun abgekommenen Ausdrücke der Soldatensprache *Rottengast* und *Schildergast* haben offenbar diese Herkunft. Ebda. 8.

Digitized by Google

gedient. Wie sein germanischer Verwandter hat das Wort diese Bedeutung vermutlich schon als Erbstück aus der indogermanischen Vorzeit mitgebracht. Man darf das aus *hospes* schließen, in dem *hostis* in einer dem Begriff „Gast" zum mindesten nahekommenden Bedeutung enthalten ist; *hospes* geht auf ein **hostipots* „Gastherr" zurück. Wenn *hostis* die Bedeutung „Gast" eingebüßt hat, so würde sich das unschwer daraus erklären, daß man begann, als Bezeichnung für diesen Begriff *hospes* zu bevorzugen, das zu seiner ursprünglichen Bedeutung „Gastherr, Wirt" auch die Bedeutung „Gast" angenommen hatte. Dasselbe gilt von dem Begriff „Fremder". Dieser ist nicht etwa ein für allemal in „Feind" aufgegangen. Vielmehr wurde *hostis* in seiner alten Bedeutung durch *peregrinus* ersetzt. Die lateinische Sprache besaß somit nach wie vor einen Ausdruck für den Fremden, insbesondere für den Fremden im Verhältnisse des friedlichen Verkehrs.

In andrer Richtung geht der Versuch Karl Bergmanns, die Bedeutungsgeschichte von *Gast* für die Kulturgeschichte zu verwerten. In seinem Buche ‚Deutsches Leben im Lichtkreis der Sprache' 1926 ist der Gegenstand S. 162 f. behandelt unter der Überschrift: ‚Die Bedeutungsentwicklung des Wortes Gast als Zeuge für den zunehmenden Handelsverkehr in den ältesten Zeiten'. Da finden wir angeführt, was wir bei Kluge vermissen: die Rechtlosigkeit des Fremden im alten germanischen Recht sowie die Bedeutung „Feind"; allerdings nennt Bergmann nur das Angelsächsische. An der Gastfreundschaft wird hervorgehoben, daß sie der praktischen Rücksicht auf gesicherten Handelsverkehr, nicht sittlichen Beweggründen ihren Ursprung verdankt. Dann werden, vorwiegend nach Schmellers ‚Bayr. Wb.' und dem ‚Schweizerischen Idiotikon', verschiedene Verwendungen des Wortes im üblen Sinne nebst andern geringschätzigen Bezeichnungen des Fremden zusammengestellt und mit der Rechtsanschauung der Urzeit und dem angelsächsischen Sprachgebrauch in Verbindung gebracht. Das ‚Schweiz. Idiot.' verzeichnet Wendungen wie *wüster Gast* und *Gast* als Bezeichnung für Unwillkommenes (wie fremdes Kriegsvolk, Ungeziefer, Schmerzen) unter der Bedeutung 1.) Gast, nicht unter 2.) Fremder, aber in einer Anmerkung wird hinzugesetzt: „In Bedeutung 1 b und auch z. T. noch in 2 blickt noch deutlich die alte Grundbedeutung = dem lautlich genau entsprechenden hostis durch". Bergmann läßt die dortige Einordnung unter 1.) Gast unberücksichtigt und sucht den in der Anmerkung ausgesprochenen Gedanken durchzuführen. In den beigebrachten eigentümlichen Verwendungen von *Gast* sieht er das alte *Gast* = „Fremder", d. h. nach Ausweis des verwandten *hostis* und des angelsächsischen *gaest* „Fremder als Feind".

Aber auch Bergmanns Versuch, einen Zusammenhang zwischen unserem Worte *Gast* und altgermanischen Kulturverhältnissen aufzuzeigen, ist nicht geglückt. Daß die Gastfreundschaft aus den Bedürfnissen des Handelsverkehrs hervorgegangen ist,

Digitized by Google

darüber kann allerdings kein Zweifel bestehen. S. Rud. v. Jhering, Die Gastfreundschaft im Altertum, Dtsch. Rundsch. 51 (1887) S. 357 ff. Aber bereits im ersten Jahrhundert v. Chr. war in Germanien die höhere Kulturstufe erreicht: Aufnahme und Schutz des Fremden galt längst als sittliches und religiöses Gebot. Daß aus jener weit zurückliegenden Zeit noch ein Nachklang vernehmbar sein sollte, ist von vornherein unwahrscheinlich. Eher denkbar wäre, daß das altgermanische Fremdenrecht noch hier oder dort durchscheint. Wenn nun aber, um auf die von Bergmann beigebrachten Belege einzugehen, *Gast* in Steiermark auch den Einwohner bezeichnet, der kein eigenes Haus und Grundstück besitzt, wenn im Algäu *gästlich* „fremdtuend, scheu" bedeutet, oder wenn man in der Schweiz geringschätzige Bezeichnungen für den Nichteinheimischen hat wie *Mauch,* so brauchen wir zur Erklärung dafür nicht erst auf dieses Recht zurückzugreifen. Und noch weniger weisen diese Ausdrücke in die noch fernere Vergangenheit vor dem Aufkommen der Gastfreundschaft. Von der Auffassung, daß der Fremde der Feind sei, zeigen sie nicht eine Spur. Wir haben es vielmehr mit Nachklängen des späteren Fremdenrechtes zu tun, das bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein gegolten hat und erst durch die neueste Gesetzgebung fast überall bis auf geringe Reste beseitigt worden ist. S. S. 391. Ferner: *Gast* als Bezeichnung für etwas Unwillkommenes und Lästiges (*Gäst* = Läuse usw.) ist im ‚Schweizerischen Idiotikon' mit Recht unter der ersten Bedeutung des Wortes „Gast = Besuch", verzeichnet. Diese ironischen Verwendungen von *Gast* haben wiederum mit den Anschauungen jener alten Zeiten nichts zu tun. Der Bearbeiter des Wortes *Gast* im ‚Schweiz. Idiot.' glaubt in diesen Gebrauchsweisen auch noch die alte Bedeutung „Feind" wahrzunehmen. Aber diese Erklärung ist neben der an erster Stelle gegebenen zum mindesten entbehrlich. Nur bei *Gäst* „fremdes Kriegsvolk" mag noch etwas andres von Einfluß gewesen sein, aber nicht „die alte Grundbedeutung = *hostis*", sondern mhd. und frühnhd. *gast* „Eindringling, Feind". Das alemannische *wüster Gast* endlich sowie die andern ähnlichen Ausdrücke gehören zu dem am Schlusse von Anm. 3 (S. 387) angeführten *Gast* „Kerl, Bursche", einem Zweig von *Gast* „Besuch". Im ‚Schweiz. Idiot.' erscheinen diese Sonderverwendungen mit Recht unter Gast 1.). Vgl. auch Mensing, Schlesw.-Holst. Wb. II 1929 Sp. 308: „Eigentlich wirklich ‚Gast', dann verallgemeinert". Was Bergmann zu seiner Deutung veranlaßt hat, ist die Annahme, die er mit dem Verfasser des Artikels *Gast* im ‚Schweiz. Idiot.' teilt, daß zwischen der bei dem germanischen Wort auftretenden Bedeutung „Feind" und der von *hostis* ein sprachgeschichtlicher Zusammenhang bestehe. Damit vertreten beide allerdings eine verbreitete Auffassung. *Hostis*, so wird angenommen, hat ebenso wie *gast* von jeher die beiden Bedeutungen „Fremder" und „Feind" in sich vereinigt: ihre begriffliche Einheit ist „die alte

Digitized by Google

Grundbedeutung". Aber diese Annahme steht im Widerspruch mit den sprachlichen Tatsachen. Der Begriff „Feind" ist mit *hostis* erst verhältnismäßig spät verbunden worden. Unverdächtige Zeugen, Cicero (de off. I, 12, 37) und Varro (ling. Lat. V, 3), geben an, daß *hostis* in älterer Zeit „Fremder" und nicht „Feind" bedeutet habe. Dieses alte *hostis,* das wir aus Bruchstücken von Gesetzen und Verordnungen kennen, hat auch durchaus keine gehässige Nebenbedeutung. Es hat sie so wenig, daß Mommsen in dem Aufkommen der Bedeutung „Feind" eine kaum zu überwindende Schwierigkeit sah („Es ist in der Tat schwer abzusehen, wie das Wort, wenn es anfänglich nur den rechtlich geschützten Ausländer bezeichnete, späterhin in das gerade Gegenteil umschlug". Röm. Staatsr. III, 1, 1887, S. 598 A. 3), sodaß er zu einer neuen, zwar scharfsinnigen, aber doch künstlichen Erklärung griff. Wir benötigen sie jedoch nicht, der Bedeutungswandel von *hostis* ist auch ohne sie verständlich. In der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. hat *hostis* lediglich die Bedeutung „Fremder", nicht nur „rechtlich geschützter", sondern auch „Fremder" allgemein. Auf der andern Seite ist die Bedeutung „Feind" um 200 v. Chr., wie die altlateinische Literatur zeigt, ausgebildet und durchgedrungen. Wir haben also ihr Aufkommen in den Zeitraum von etwa 450—250 v. Chr. zu setzen. Nun fallen in das Ende dieser Zeit die großen Kriege, die Rom mit den Nachbarvölkern geführt hat (343—272). Bei der Bedeutung der Gastfreundschaft in Rom, neben welcher der alte Grundsatz der Rechtlosigkeit des Fremden praktisch keine Geltung mehr besaß (s. S. 388), ist kein Grund ersichtlich, weshalb der Begriff „Feind" in das Wort *hostis* hätte eindringen und sich den ganzen Wortinhalt erobern können. So wird es das veränderte Verhältnis zu den Nachbarn, den Ausländern, der mehr als siebzig Jahre fast ununterbrochen andauernde Kriegszustand mit ihnen gewesen sein, was den Bedeutungswandel verursacht hat (s. u. a. Heinichen ‚Lat.-dtsch. Schulwb.' 1917, Einl. S. LVI). Damit wird nun auch die Annahme, daß dem germanischen *gast* „Fremder" von jeher auch die Bedeutung „Feind" eigen gewesen sei, samt den daraus gezogenen Folgerungen hinfällig. Also auch der Artikel „Gast" bei Bergmann ruht auf irrigen Voraussetzungen. Das altgermanische Fremdenrecht oder gar die vor dem Aufkommen der Gastfreundschaft herrschenden Rechtsanschauungen haben ebensowenig eine Spur in unserer Sprache hinterlassen wie die altgermanische Gastfreundschaft, deren Fortwirken Kluge in dem Worte *Gast* zu erkennen meinte.

Die neuere Geschichte dieses Wortes hat mit dem Ergebnis geendigt, daß es heute nur noch die eine Bedeutung „Gast" hat. Die Ursache aber kann in nichts anderem gesucht werden als in den Kulturverhältnissen, die zur Zeit des Beginnes dieser Entwicklung geherrscht haben. Wir hätten zu fragen: Welche Umstände mögen im Ausgang des Mittelalters dazu geführt haben, daß die

Digitized by Google

Bedeutung „Gast" sich ausbreitete und die bis dahin vorherrschende „Fremder" zurücktrat? Wir würden uns dann auf den zunehmenden Verkehr verwiesen sehen, der eine Vermehrung der Unterkunftstätten nötig machte. Im Gefolge dieser Veränderung mag es für die beiden genannten Bedeutungen des Wortes zu einer Umkehrung des bisherigen Zustandes gekommen sein: „Gast" als Gegenbegriff zu „Wirt" wurde nun die häufigere, „Fremder" die seltenere Bedeutung. War das aber der Fall, so konnte ein weiterer Wandel nicht ausbleiben: das Wort, in dessen Gebrauch die erstere Bedeutung nunmehr so stark überwog, mußte als wenig geeignete Bezeichnung erscheinen, wo es darauf ankam, die auswärtige Herkunft zu betonen. So traten neben *Gast* in diesem Sinne andre Wörter. „Es wechselt ... mit den deutlicheren *Fremdling, Fremder,* wonach der alte Begriff schon im Verdunkeln sein mochte" (Rud. Hildebrand im D. Wb. unter „Gast" II 1a γ). Mit der germanischen Gastlichkeit steht diese Entwicklung in keinem Zusammenhang. Für die Bevorzugung der beiden Ersatzwörter wird übrigens weniger die praktische Rücksicht auf Verständlichkeit maßgebend, die treibende Kraft wird vielmehr ein Gefühl gewesen sein. Vgl. H. Sperber, Einführung in die Bedeutungslehre 1923 S. 36 ff. und H. Güntert, Grundzüge der Sprachwissenschaft 1926 S. 49 und 77 ff.[4]. Welches Gefühl das in dem vorliegenden Falle gewesen wäre, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Es käme nur das Selbstgefühl des Bürgers der Gemeinde in Betracht, der den Unterschied zwischen sich und dem nicht am Orte Geborenen zum Ausdruck gebracht sehen wollte. Zwischen dem Bürger und dem Nichtbürger war bekanntlich ein deutlicher Trennungsstrich gezogen. Durch das Gästerecht wurde die Bewegungsfreiheit der Fremden stark beschränkt, und dem entsprach der gesellschaftliche Abstand von den Bürgern. Rechtsungleichheit hat selbst bis in die neueste Zeit hinein bestanden. Die Anschauungen, die ihr zu Grunde liegen, sind auch jetzt noch nicht ganz überwunden. Noch heute genießt mancherorts der Zugezogene trotz der völligen rechtlichen Gleichstellung geringeres Ansehen als der Sohn der Stadt. Im alemannischen Sprachgebiet ist er für den Alteingesessenen der „Hergeloffene" (s. auch D. Wb. unter „Herlaufen") und in der Pfalz der „Reingewitschte". — Welches in den andern germanischen Sprachen Ursprung und Verlauf der Bedeutungsentwicklung gewesen ist, bleibt noch zu untersuchen.

Die Bedeutung „Feind", zu der wir uns jetzt wenden, tritt uns bekanntlich im Mittelhochdeutschen entgegen, wo *geste,* erweitert *vremede geste,* nicht selten in diesem Sinne gebraucht wird.

4) „Wir haben gesehen, wie es der Gefühlston eines Wortes ist, der seine Eignung oder Nichteignung zur Bedeutungsentfaltung entscheidend mitbestimmt, und daß es eine überaus verhängnisvolle Unterlassungssünde war, wenn die Bedeutungslehre von diesem ausschlaggebenden Faktor bisher so wenig Notiz genommen hat." Sperber a. a. O. S. 75.

Digitized by Google

Von hier aus hat sie sich nach dem Mittelniederländischen ausgebreitet und ist auch ins Neuhochdeutsche übergegangen, wo sie noch im achtzehnten Jahrhundert zu belegen ist. S. D. Wb. II 3c γ und ε. Außerdem findet sie sich bei dem angelsächsischen *gaest*. Wie es zu erklären ist, daß die Bedeutung „Feind" sich mit dem germanischen Worte verbunden hat, darüber kann kein Zweifel mehr bestehen. Ist sie nicht alter, gemeinsamer Besitz der beiden urverwandten Wörter *hostis* und *gast*, so kann sie nur germanische Erwerbung sein, wie sie bei *hostis* sich erst auf römischem Boden herausgebildet hat. Dann aber ist nichts geeigneter, uns die Entstehung dieser Bedeutung verständlich zu machen, als der Bedeutungswandel des verwandten lateinischen Wortes. Ihr Aufkommen ist auf dieselbe Ursache zurückzuführen wie hier, auf das außergewöhnlich kriegerische Gepräge der Zeit. Daß es sich bei *hostis* und bei *gast* um den gleichen Vorgang handelt, ist auch Hildebrands Meinung: „Da [an Stellen wie Gudr. 1361, 4 und 1368, 4] nähert sich *gast* mehrmals dem unmittelbaren Begriff ‚Feind', also dem urverwandten *hostis*, das selber auf diesem Wege [d. h. dadurch, daß das zur Bezeichnung des Fremden dienende Wort auch für den auswärtigen Feind gebraucht wurde] zu dem zweiten Begriffe gekommen sein muß" (a. a. O. II 3c γ). Das Aufkommen der Bedeutung „Feind" im Mittelhochdeutschen ist jedenfalls unabhängig von dem Gebrauch im Angelsächsischen. Auf dem Festland hat es so wenig an unruhigen Zeiten und damit an Anlässen zu ihrer Entstehung gefehlt wie in England[5].

Den Anstoß zu dem Bedeutungswandel „Fremder — Feind" gibt eine sachliche Veränderung. In seinem Verlauf unterscheiden wir Beharrung und Anpassung. An dem bisher verwendeten Wort wird gewohnheitsmäßig festgehalten, obwohl sich die Fälle häufen, in denen die Lage, der Kriegszustand, ein diesem entsprechendes Wort verlangte. Die dadurch entstehende Unstimmigkeit zwischen Bezeichnung und Begriff beseitigt dann ein allmählicher Ausgleich („Adäquation": Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter. Seine Entstehung und Entwicklung. München 1898. S. 20 ff.). Das Wort paßt sich dem zweiten Begriff an: aus „Fremder" wird, über die Zwischenstufe „feindlicher Fremder", „auswärtiger Feind". — In ihrem Beginn beobachten wir die Entwicklung bei mhd. *vremede:*

Ir volc dâ beidenhalben mit verswunden lac
erslagen von den vremeden (den Feinden hüben und drüben). Gudr. 890, 2 f. Für „Feind und Freund" begegnet Gudr.

5) Wenn Beowulf *2073, 2312, 2670* und *2699 gāēst* zu lesen ist, würden aus diesem Epos als Belegstellen für den Gebrauch des Wortes vom Feinde nur 1441 (*gist*) und 2560 (*'gryregiest'*) übrig bleiben. Man möchte demnach vermuten, daß die Bedeutung „Feind" zur Zeit der Entstehung des Beowulf erst im Aufkommen war. — Belegstellen außerhalb des Beowulf sind Ge. 2056, By. 86, Rä. 4, 58; 16, 10; 94, 9.

Digitized by Google

1396, 3 und 871, 3[6] die Verbindung *die vremeden und die kunden, die vremeden zuo den kunden* (vgl. 709, 1 in demselben Sinn *die geste zuo den kunden*). Auch das griechische ξένος darf man vielleicht anführen. Herodot IX, 11 und 55 gebrauchen die Spartaner das Wort von ihren Kriegsgegnern, den Persern. Im lakonischen Dialekt konnte es also anscheinend, abweichend von dem gemeingriechischen Sprachgebrauch, auch den feindlichen Fremden bezeichnen.

Das lateinische und das germanische Wort haben denselben Bedeutungswandel durchgemacht; auch Entstehungsursache und -art sind beide Male dieselben. Aber es besteht doch ein Unterschied zwischen ihnen, nicht nur insofern, als bei dem germanischen Wort die Entwicklung der Bedeutung „Feind" lange nicht so weit vorgeschritten ist wie bei dem verwandten lateinischen, die Bedeutungen decken sich auch nicht ganz. Jac. Grimm gibt, D. R. 396, folgende Begriffsbestimmung: „Fremd, got. *framaþis* aus der Partikal *fram* gebildet, bezeichnet einen der *fram* ist, den *exterus*, Ausländer. Kommt er ins Land, so heißt er *gast* oder *herkomender man*". Dieser Sinn bleibt dem Worte *gast* auch dann, wenn es den Feind bezeichnet: *gast* in dieser engeren Bedeutung ist nicht wie *hostis* der Landesfeind überhaupt, sondern der ins Land einbrechende Feind. Es ist eine nur geringfügige Abweichung von diesem Sprachgebrauch, wenn Hetel Gudr. 890, 4 als *gast* bezeichnet wird, während die von ihm angegriffenen Normannen sich nicht in ihrem Lande befunden haben, sondern auf dem Wülpenwerder. Auch Rol. 156, 24, wo „die Christen die Fremden im Lande, die *geste* aber die einheimischen Heiden" sind (D. Wb. II 3b γ), bietet der Erklärung keine Schwierigkeit, sobald wir uns erinnern, daß Spanien ja erst seit zwei Menschenaltern im Besitz der „Heiden" ist. In den Augen der Christen bleiben sie, deren Angriffe auf die älteren, christlichen Bewohner auch noch weiter andauern (7, 1 ff.), die verhaßten fremden Eindringlinge, *thie leithen geste.*

Die beiden Bedeutungszweige „Fremder" und „Gast" (*hospes*) kommen sich zuweilen bis zur Berührung nahe. Auch mit *gast* in seiner zweiten Hauptbedeutung kann unter Umständen der Feind gemeint sein, doch ohne daß das Wort damit die Bedeutung „Gast" annimmt. Wie dieses *gast* auch sonst ironisch verwendet wird, nicht nur in der Mundart (s. S. 5), für Ungeziefer z. B. Ulr. v. Liechtenstein, Frauendienst 340, 12 (angeführt D. W. II 10d), so auch für den Feind. Die Vorstellung des Kampfes unter dem Bilde des gastfreundschaftlichen Verkehrs begegnet uns ja nicht bloß in der deutschen Literatur. Vgl.

6) Daß 871,3 mit den Fremden nicht die Bundesgenossen Hetels gemeint sind, wie die Anmerkung bei Bartsch (Kudrun[4], anast. Neudr. 1921) angibt, sondern die Feinde, die Normannen, zeigt die folgende Strophe.

Digitized by Google

ξείνια δυσμενέσιν λυγρὰ χαριζόμενοι. Archilochos Frgmt. 7.
πατέρ' [Agamemnon], ὃν κατὰ μὲν βάρβαρον αἶαν φοίνιος Ἄρτις οὐκ ἐξένισεν. Sophokles, Elektra 95 f.

So heißt es Gudr. 865, 2 f.: *ez was ein übel gast*
Wâte, dâ er solde bî vînden sic erwerben.

Hier haben wir es zweifellos mit *gast* = „hospes" zu tun. Nun macht Bartsch zu Gudr. 635, 4: *ich hoere uns geste ‹ze hûse› bringen.* folgende Anmerkung: *„Geste,* eine gewöhnliche ironische Bezeichnung für die Feinde (vgl. lat. *hostis*). Auch in *ze hûse bringen* ist das Bild fortgesetzt". Diese Anmerkung zu der ersten Stelle im Gudrunliede, an welcher *gast* als Bezeichnung für den Feind begegnet, kann nur den Sinn haben, daß überall, wo das der Fall ist, das ironische Bild zu Grunde liege. Auch für *hostis* wird anscheinend eine Bedeutungsentwicklung über die Stufen „Fremder — Gast — Feind", gleichfalls als Ergebnis ironischen Gebrauches, vorausgesetzt. Daß diese Deutung fehlgeht, bedarf nach dem oben Gesagten keines Beweises mehr. Die Bedeutung „Feind" ist bei dem deutschen Worte wie bei dem lateinischen *hostis* aus dem Zweige „Fremder" erwachsen. Auch wo uns *gast* neben dem ironischen Bilde begegnet, wie Gudr. 705, 4: *sie gâben andern gesten vil dicke herberge schedelîche* bedeutet es gewöhnlich „Feind". Aber mit dem Bilde vom Gast muß natürlich auch diese zweite Bedeutung anklingen. So ist auch die eben angeführte Stelle Gudr. 635, 4 aufzufassen. Vgl. D. Wb., wo eine entsprechende Stelle aus dem Nhd. unter der Bedeutung „Fremder ... besonders auch von Feinden" II 3b γ verzeichnet ist, nicht unter II 10: Bedeutung „Gast ... in übertragener Verwendung".

Rudolf Hildebrands Artikel „Gast" im D. Wb., den anzuführen sich soeben noch einmal Gelegenheit bot, ist wenig beachtet worden. Und doch war hier über die weitverzweigte Bedeutung des Wortes und ihre Entwicklung in jedem Fall zuverlässige, z. T. eingehende Auskunft zu erhalten. Selbst für den Bedeutungswandel von *hostis* findet man dort die allein befriedigende Erklärung. Dem vorstehenden Beitrag zur Bedeutungsgeschichte von *Gast* blieb nur die Aufgabe, die Untersuchung über die der lexikographischen Behandlung gezogenen Grenzen hinaus weiterzuführen, im übrigen auf Hildebrands Darstellung zu verweisen und diese hier oder dort zu ergänzen.

KÖNIGSFELD IM SCHWARZWALD FRIEDRICH SCHROEDER

Digitized by Google

DER KREUZFAHRTDICHTER UND ULRICHS VON ESCHENBACH ANHANG ZUM ALEXANDER[1]

F. Repp hat in der ZfdA. 68, 33 ff. (abgek. R.) den Nachweis zu erbringen versucht, daß der Anhang zum Alexander Ulrichs von Eschenbach im Gegensatz zu der Darlegung meines Buches über „Herzog Ernst und Ulrich von Eschenbach“[2] nicht von Ulrich herrühre, sondern ein Werk des Kreuzfahrtdichters sei Wie wenig es R. dabei auf Objektivität ankam, habe ich bereits ZfdA. 68 S. 275 ff. gezeigt. Trotzdem bedarf die Frage jetzt einer gründlichen Prüfung. Denn wenn der Anh. nach Umfang und Qualität im Schaffen Ulrichs auch nur von geringer Bedeutung ist, so ist es keineswegs gleichgültig, ob der Krzf.-Dichter aus der Rolle eines bloßen von Wolfram und Ulrich stark beeinflußten chronistischen Reimeschmieds heraustritt und als selbständige literarisch interessierte Persönlichkeit in die Literaturgeschichte einzieht. Bleibt der Anh. umgekehrt Ulrich erhalten, so ergibt sich, wie schon Unters. S. 271 wahrscheinlich gemacht und nach R.s Darlegungen noch deutlicher geworden ist, die interessante Tatsache, daß Ulrich, der selbst das bewunderte Vorbild des Krzf.-Dichters bildete, im Alter unter den Einfluß einer markanten Stileigenheit seines Schülers geraten ist, die freilich auf dem Wege seiner eigenen Entwicklung lag und in jener ausgeprägten Form zweifellos eine Erscheinung des Altersstils ist.

Ehe ich zur positiven Argumentation übergehe, gilt es noch, einige Einzelheiten zu klären, in denen ich Repps Auffassung nicht zustimmen kann. Das gilt vor allem für die Textgestaltung von V. 116 und V. 863. In V. 116 läßt sich die Aufnahme des bloßen *setzen* aus S in der von Repp (a. a. O. S. 39) angenommenen Bedeutung „dichten“ durch die aus der Krzf. beigebrachten Belege nicht stützen, da der Gebrauch dort beträchtlich abweicht: in der Krzf. kann man an allen 3 Stellen nhd. „feststellen“ einsetzen, was für den Anh. unmöglich ist; von der Bedeutung „dichten“ findet sich in der Krzf. keine Spur. Die Umwandlung des Verses in *S* läßt sich um so leichter erklären, als *S* einerseits enklitisches *-s, -z* öfter fortläßt, andererseits sehr häufig *bie* für *bî* schreibt, das dann leicht in das inhaltlich unentbehrliche *sie* geändert werden konnte; das Echte hat sicher *W* bewahrt: *dâ ichs nicht wolde setzen bî*[3]; zudem scheint mir bei der Lesung von *S* das *do* nicht

1) Dem Herausgeber dieser Zs. bin ich zu besonderem Dank verpflichtet, daß er mir ein rasches Erscheinen dieses Aufsatzes ermöglichte.

2) Palästra 164, Leipzig 1929; ich zitiere mein Buch als „Unters.“

3) In 115 wird *S* Recht haben. Die ganze Stelle lautet dann: *eine rede hete ich gelân, die ich biz her behalden hân von dem buoche Alexandrî, dâ ichs niht wolde setzen bî, und daz liez ich durch daz . . .* Daß erst bei Befolgung der Hs. *S* in V. 116 „ein dem Anh. entsprechender Verstypus“ entstünde, „indem *die* als Objekt im Reime erscheint“, läßt sich natürlich nicht zugunsten der Lesung von *S* anführen, da *bî* im Reime auch ein „Verstypus“ des Anh. ist

Digitized by Google

erklärbar, da es ja kausale Bedeutung noch nicht haben kann. Überhaupt hat Repp die Hs. *S* ganz beträchtlich überschätzt: sie ist zwar von den 3 schlechten Hss. des Anh. relativ noch die beste, strotzt aber auch ihrerseits von Fehlern und ist recht oft gegenüber *HW* im Unrecht, sodaß zum wenigsten nur in *S* bezeugte Reime für die Reimuntersuchung ausgeschaltet werden müssen (sie sind, das mindeste zu sagen, eben keine ‚beweisenden Reime'[4]. Es kann daher auch das Part. *gesîn* S. 863 unmöglich als bewiesen gelten (R. S. 38), da von einer unabhängigen Änderung von *H* und *W* nicht die Rede sein kann[5]: die Änderung in *W* ist offensichtlich von dem zu kurzen und dem Schreiber unklaren V. 118 ausgegangen, und die Fassung von V. 117 in *W* läßt sich überhaupt nur auf Grund der Lesung von *H* und dann erfolgter Reimangleichung an die Änderung in 118 erklären[6]. Über die Verwertung der Reimbelege von *gelende* und *schiehen* sowie der im Enjambement stehenden *nu* und der identisch gereimten Abstrakta auf *-unge* habe ich bereits ZfdA. 68 H. 4 gehandelt[6a]

Ich wende mich nun zur positiven Beweisführung, indem ich gegen einander abwäge, was den Anh. mit Ulrichs Werken und was ihn mit der Krzf. verbindet. Die Versparallelen, über die ich bereits ZfdA. 68, H. 4 das Nötige gesagt habe (sie rücken den Anh. beträchtlich näher an Ulrichs Werke heran als an die Krzf.), lasse ich hier beiseite. Am wichtigsten ist die Frage der Reimsprache. Ich gebe daher eine Übersicht aller im beweisenden Reim[7] stehenden sprachlichen Momente[8] des Anh., soweit sie nicht zugleich Ulrich und der Krzf. gemeinsam sind (auch die ganz

(sonst noch 5 ×) und da *die* als Obj. innerhalb des Verses häufig belegt ist (z. B. 388, 612, 833, 930, 953, 1311 u. ö.), erst recht *sie* (z. B. 119, 477 u. ö., über 20 ×).

4) Um die Objektivität zu gewährleisten, führe ich sie aber nachher unter entsprechender Kennzeichnung mit an.

5) Das „gute *des*" in *S* ist vielmehr schlecht und aus 868 eingeschleppt.

6) Übrigens wäre es wohl angebracht gewesen, daß Repp bei seiner Polemik gegen meine Angabe über *gewesen* angedeutet hätte, daß nach Toischers Apparat das *gewesen* in allen 3 Hss. variantenlos überliefert sein mußte.

6[a]) Wenn im übrigen der Anh. Abstrakta auf *-unge* mehrmals reimt und zwar im identischen Reim, Ulr. sie wiederholt, freilich nicht im identischen Reim, die Krzf. aber sie überhaupt nicht reimt, ließe sich diese Tatsache (selbst wenn der abstrakt philosophische Charakter des Anh. nicht wäre) wirklich zugunsten der Krzf. gegen Ulr. geltend machen (R. S. 59)?

7) Zu R.s Einwänden gegen die Zusammenzählung der gesamten Reime von *a : â* wäre zu sagen, daß ich nicht nur die Reime von *at : ât*, sondern auch die von *an : ân* als inhaltlich beeinfußt erwiesen habe (Unters. S. 267), sodaß die inhaltsbestimmte Hemmung (bei *an : ân*) durch die entsprechende Förderung (*at : ât*) ausgeglichen wird. Läßt man *an : ân* wie *at : ât* beiseite, so verhalten sich in den vom Anh. bezeugten Typen Alex. : HE : WW : Anh. —: Krzf. wie 148 : 170 : 303 : 359 —: 302.

8) Da die Reimsprache Ulrichs und der Krzf. sehr ähnlich ist, kommt es gerade auch auf die kleinen Differenzen an, und man nehme es daher in Kauf, daß auch einige Momente von an sich sehr geringer Bedeutung mit erwähnt werden.

Digitized by Google

unbedeutenden Kleinigkeiten, die weder Ulr. noch Krzf. aufweist, bleiben beiseite):

I. Übereinstimmungen des Anh. mit Ulrich gegen die Krzf.[9].

a. Erscheinungen, die der Krzf. fehlen

1. *ê : æ* (Anh. 1893 *êren : mæren* mit allen Hss. und R. S. 51) = Alex. 2471, 2793, 19143, 22517 und wohl auch 19599, wo der hsl. Überlieferung zufolge *hêre : wære* zu lesen ist.
2. *ë : æ* außer vor *r* Anh. 2 × = Alex. 5 ×, HE. 1 ×, WvW. 1 × (davon Anh., Alex. und WvW. je 1 × vor *ht*).
3. *o : ô* im kling. Reim (vor *rt*) Anh. 2 × = Alex. 9 ×, HE. 3 ×, WvW. 4 ×.
4. *u : ü* vor Nichtguttural Anh. 2 × = Alex. 10 ×, HE. 1 ×, WvW. 4 ×.
5. *ô : æ* Anh. 2 (1) ×[10] = Alex. 5 ×, HE. 4 ×.
6. kontr. *lît* Anh. 3 × = Alex. 10 ×, HE. 2 ×, WvW. 8 ×; fehlt der Krzf. ganz, obwohl *er liget* innerhalb des Verses 6 × begegnet und andererseits Reimtyp *-ît* reichlich vertreten ist.
7. inltd. *-m- : -n-* Anh. 1 × = Alex. 3 (Hss. 5) ×, HE. 1 (Hs. 3 ×); ausltd. *-m : -n* Anh. 2 (1) × im Nebenton, Alex. und HE. je 1 × im Hauptton[11].
8. Überschüssiges *n* Anh. 1 × = Alex. 5 (2) ×, WvW. 2 (1) ×, HE. 2 ×.
9. Geringerer Wert ist zu legen auf den Gebrauch der Form *iur* < *iuwer* Anh. 2 × = Alex. 10 ×, HE. 1 ×, WvW. 2 ×, obgleich die einzige evtl. als kontr. aufzufassende Reimform von *iuwer* in der Krzf. *ûren* (: *dûren;* Hs. *uwern : tuwern*) lauten würde.
10. *s : ʒ* als gelegentliche unreine Bindung Anh. 1 × = Alex. 2 ×, WvW. 1 × (nicht in der Krzf.; R.s Hinweis auf Krzf. 5389 ist unzutreffend,

9) Es seien hier zur Übersicht die Verszahlen der einzelnen Werke angeführt: Anh. 2100 Vv., Alex. 28000 Vv., HE. 5600 Vv., WvW: 8400 Vv., Krzf. 8200 Vv.

10) Anh.: 2047 scheint mir *schœne* als Adj. gesichert; doch mag, wer ganz sicher gehen will, jeweils die eingeklammerten Zahlen zugrunde legen.

11) Gegenüber R.s Ausführungen S. 46 f. ist zu betonen, daß zunächst die Angabe, daß HE. „den Typus *adem* und *aden* sorglich trennt, daß er also *kradem* : *gadem* reimt und nie zu den so zahlreichen *-aden* bindet", zum mindesten höchst irreführend ist: Typus *adem* bzw. *kradem : gadem* begegnet in den 42000 Versen Ulr. 1 mal und dort ist, wie ich Unters. S. 155 gezeigt habe, das ganze Verspaar wahrscheinlich Entlehnung aus der Vorstufe des HE. Weder *kradem* noch sg. *gadem* begegnet sonst irgendwo in Vers oder Reim, pl. *gademe*, wobei natürich das *m* fest war, noch HE. 2266, 2338, 2712 im Vers. Daß ein Dichter, der im Hauptton sich über den Unterschied der Nasale hinwegsetzen kann, dies auch im Nebenton kann, ist selbstverständlich. (Ob in sog. stummer Silbe nach kurzer Stammsilbe [Typ *-ädem*], bleibt fraglich). Natürlich tut man gut, aus diesem Reim so wenig wie aus dem in Tonsilbe lautliche Schlüsse über Wandel von *m* > *n* zu ziehen. Außerdem hätte R. betonen sollen, daß *âdem* keineswegs sicher ist. Denn statt der Toischerschen Verse Anh. 7 *din habe al wir sin und âden. din sunderliche gnâden* hat die einzige Hs. (S). *Das habe wol wir in aden sunderliche gnaden* und die Herstellung kann hier ganz anders lauten.

Digitized by Google

da hier bereits Singer das apokopierte Prät. *muose* erwiesen hat (entspr. Naumann).

11. *drîe* Anh. 1 × = Alex. 1 × (Krzf. nur *drî*).
12. Adv. *garwe* Anh. 1 × = HE. 1 × (Krzf. nur *gar* 79 ×).
13. Daß Part. *(ge)vangen*, das Anh. 3 × = Alex. 13 ×, HE. 5 ×, WvW. 3 × belegt ist, in der Krzf. trotz häufigen Vorkommens im Verse nicht reimt, hängt wohl mit dem Part. von *gân* zusammen (Unmöglichkeit von *gegangen*).
14. Von *gân* im part. praet. entspr. der starken Bevorzugung im Alex. und HE. nur *gegangen* (2 ×), in der Krzf. dagegen nur *gegân* (10 ×), obwohl *gefangen* innerhalb des Verses ca. 30 × begegnet (*gegangen*[12] : *gegân* Alex. 14 : 2, HE. 6 : 2, WvW.[13] 1 : 5)
15. *ir sult* Anh. 2 × = Alex. 2 (1) ×, HE. 1 ×.
16. Praet. von *wizzen* als *woste(n)* Anh. 1 × = WvW. 1 × (Ulrich daneben noch *wiste* WvW. 2 ×); Krzf. nur *wiste* (1 ×) und *weste* (1 ×), vgl. ZfdA. 68, H. 4.
17. *tete* auch als conj. Anh. 1 × = Alex. 4 ×, HE. 2 ×, WvW. 1 ×[14].
18. md. *dâr* mit Erhaltung des *r* Anh. 1940 = (sicher überliefert) Alex. 12296, 26780, HE. 2515, 4206; ebenso zu lesen gewiß noch Alex. 19603 *wære dâr : rîten anderswar*, 25403 *was dâr : gedâhte anderswar*, entsprech. 21732, 25865, HE. 3435.

b. Häufigkeitsdifferenzen und Verwandtes[15].

19. *ë : ä* entspr. Ulr. beträchtlich häufiger als in der Krzf. (einschließlich *gägen*) Anh. 4 × = Alex. 36 ×, HE. 6 ×, WvW. 13 × — Krzf. 4 × (= 43 : 36 : 30 : 43 — : 14).
20. *u : uo* in der gleichen Steigerung gegenüber dem HE. wie im HE gegenüber dem Alex., aber nur etwa halb so häufig wie in der Krzf., Anh. 17 × = Alex. 108 ×, HE. 30 ×, WvW 36 × — Krzf. 129 × (= 221 : 108 : 150 : 120 — : 439); *u : uo* vor *rt* Anh. 1 × = Alex. 3 ×, WvW. 1 ×, fehlt der Krzf.
21. kontr. *gît* entspr. Ulr. (mit Ausnahme von HE.) häufiger: Anh. 2 × = Alex. 31 ×, WvW. 8 × — Krzf. 1 × (= 27 : 31 : 27 — : 3!).
22. kontr. Formen von *vâhen*[16] im Umfang Ulrichs gegenüber starker Zurückhaltung der Krzf. (trotz häufiger Verwendung von Formen des Verbs innerhalb des Verses): Anh. 3 × = Alex. 30 ×, HE. 6 ×, WvW. 16 × — Krzf. 2 × (= 40 : 30 : 30 : 53 — : 7)[17].

12) Unters. S. 117 Z. 5 hat sich nach der letzten Revision ein Druckfehler eingeschlichen: l. 14.

13) Hier fehlt es an inhaltlichen Möglichkeiten für *gefangen*.

14) Anh. 813, Alex. 15083, 17569, 18263, 20259, HE. 3585, 5515, WvW. 1852; es handelt sich dabei um eine zu Ausgang des 13. Jhs. noch sehr seltene Übertragung der Indik.form nach *hete*.

15) Bei lautlichen Erscheinungen werden nur Gesamtgruppen herangezogen, nicht Einzeltypen, weil sonst das Material zu sehr anschwellen würde.

16) Unkontr. *vâhen* fehlt im Anh. wie in der Krzf.; im Anh. wären auch ohne Berücksichtigung der inhaltl. Hemmungen (kein *slahen, gâhen*) rein rechnerisch entspr. Ulrichs anderen Werken nur 1—2 Belege zu erwarten.

17) Es ließe sich hier auch noch das praet. *liez, lie* anführen, vgl. ZfdA. 68, S. 275 A. 3.

Digitized by Google

23. 3. sg. nur *ist* (vgl. ZfdA. 68, H. 4) entspr. der starken Bevorzugung bei Ulr., während in der Krzf. *is* nahezu gleichberechtigt ist; *ist : is* Anh. 4 : 0, Alex. 30 : 4, HE. 8 : 1, WvW. 20 : 0 — Krzf. 6 : 4. *sie sint* 6 × gegenüber 3 sicheren Hauptsatzbelegen für *sie sîn* entspr. der Bevorzugung bei Ulr. (Alex. 27 : 1, HE. 3 : 0, WvW. 31 : 2), während in der Krzf. *sie sîn* fast allein herrscht (4 : 20); bei Hinzurechnung der nicht unbedingt conj. Nebensatzbelege verschiebt sich das Verhältnis zu: Anh. 6 : 8 (bzw. 9), Alex. 27 : 16, HE. 3 : 0, WvW. 31 : 13 — Krzf. 4 : 36!); das part. im zweifellos überlieferten Reim im Anh. wie bei Ulr. nur *gewesen* 2 × = Alex. 36 ×, HE. 3 ×, WvW. 3 ×; die Krzf. hat fast ausschließlich *gesîn* (13 : 3 *gewesen,* obwohl der Typ *-ësen* sonst noch 15×); selbst wenn das *gesîn* der Hs. *S* gegen *HW* Anh. 863 echt wäre (s. o. S. 396), wiese der Anh. nicht die Tech. nik der Krzf. auf.

24. *-lîchén* entspr. Ulr. häufiger: Anh. 2 (3) × = Alex. 17 ×, HE. 9 ×, WvW. 1 × — Krzf. 2 (1) ×.

Es erweist sich also, auch wenn man von den Häufigkeitsunterschieden in Nr. 19, 20 und 24 und den weniger gewichtigen Punkten 2, 9 und 15 absieht, daß der Anh. in einer recht ansehnlichen Reihe von Erscheinungen gegen die Krzf. zu Ulr. stimmt. Dabei sind Punkt 6, 14 und 23 von besonderer Durchschlagskraft; vor allem ist entscheidend das Verhalten des Krzf.-Dichters gegenüber dem im Anh. allein belegten *ist,* obwohl doch gerade in einer Kreuzfahrtdichtung sich eine Fülle von Reimmöglichkeiten geboten hätte; die fast ebenso große Belegzahl der schwer reimbaren *is* zeigt mit völliger Sicherheit, daß die heimatliche Form des Krzf.-Dichters das dem Anh. nicht geläufige *is*[18] war. Gerade die *is* und *gegân* der Krzf. widerlegen auch bereits Repps Behauptung (S. 54), daß die wenigen Abweichungen der Krzf. vom Anh. ganz vereinzelte Reime seien, wozu als Beispiele zwei einmal belegte Reime der Krzf. angeführt werden. Macht man aber nun gar die Gegenprobe und fragt, welche lautliche Erscheinungen, die in Ulrichs Werken gleichmäßig in einer dem Umfang des Anh. entsprechenden Zahl (also Alex. 13—14 ×, HE. 2—3 ×, WvW. 3—4 ×) belegt sind und somit in den 2100 Wesen des Anh. rechnerisch wenigstens einmal zu erwarten wären, im Anh. fehlen, so gelangt man zu einem negativen Resultat, auch dann, wenn man sich auf die Übereinstimmung der Originalwerke Alex. und WvW. beschränkt. Umgekehrt aber bleiben wichtige Erscheinungen, die die Krzf. entspr. 3—4 × aufweist, dem Anh. fremd, so der Schwund des ausltld. *-we* in *ruowe,* das in der Krzf. 5×: *nu, fruo*[19] gereimt ist (das Wort *ruowe* begegnet im Anh. im Versinnern ebenso wie bei Ulr.), die *i*-Form des naturgemäß im Versinnern des Anh. sehr häufigen neutr. Pers. pron. (*iz* 4×: *diz, niez*), die Affrikata in *ditz* (3×: *sitz, Medlitz;* hier fehlt es freilich an entsprechenden Reimworten im Anh.).

18) Vgl. auch ZfdA. 68, H. 4.
19) Davon einmal ganz sichere Konjektur (4628).

Digitized by Google

II. Abweichungen der Reimsprache des Anh. von Ulrichs Gebrauch.

a) bei Ulrich fehlende, jedoch in der Krzf. belegte Erscheinungen.

1. *wô* Anh. 1×, (über den unbeweisbaren 2. Beleg s. ZfdA. 68, H. 4), Krzf. 2×, (doch nicht ganz sicher, vgl. Naumanns Text); ich halte Entstellung der Hs. *C (*sô* tritt in *C auch an Stellen des Alex. ein, wo *dô, dâ* gesichert ist) für das bei weitem wahrscheinlichste und zwar unabhängig von der Frage des Reimes aus stilistischen Gründen: das unpersönliche *ez lige* 1190 besagt natürlich gar nichts zur Stütze der hsl. Fassung in V. 1173, V. 177 ist von R. gänzlich mißverstanden (*geligen* „zu Ende kommen"); übertragene lokale Bedeutung des *ligen* in dem strittigen Vers *die ander vriheit lît alsô : wô* (l. *aldâ : wâ*) wird aber abgesehen von V. 1163 f. geradezu sichergestellt durch den darauf hinweisenden V. 1115 f.: *ich hân iu, herre, vor geseit von zweier hande vrîheit, die den liuten an lît.*

2. *diȝ* Anh. 1 × = Krzf. 3 ×; bei Ulr. in den ca. 35000 Versen des Alex. und HE. keine Form, im WvW. 2 *ditz,* Anh. 1 *diȝ,* das würde fast genau parallel stehen: Alex. und HE. kein Prät. von *wizzen,* WvW. 2 *wiste,* 1 *woste,* Anh. 1 *woste.* Übrigens ist *diȝ* (3× : *iz*) in der Krzf. keineswegs gesichert, da die Krzf. *tz : ȝ* reimt (6517 *sitz : itewîz,* 1277 *nutz : schuz*[20]).

3. Daß *ûzerwelde* : *helde* Anh. 1 × (= Krzf. 4 ×), das bei Ulr. sonst nicht erscheint, nicht als *sprachliche* Differenz gewertet werden darf, ergibt sich leicht aus folgenden Erwägungen: 1. erweicht Ulr. auch das Präteritalsuffix nach *-l* (z. B. Alex. 5767, 26993 *bevilte : bilde,* 9831 *stalte : walde,* 18965, 13315 *valte : walde*) 2. es reimt auch weder *-welte* auf *zelte, quelte, velte, stelte,* die sämtlich untereinander reimen, noch im Alex. *helde* : *velde,* obwohl *helt* : *velt* 8 × belegt ist; pl. *helde* erscheint erst im HE.; da *helt* : *ûzerwelt* auch Ulr. bekannt ist, ist der plur. Reim allenfalls stilistisch, nicht sprachlich bemerkenswert[21]. Auf der andern Seite bleibt ja auch bei R. unberücksichtigt, daß für die Erweichung *vander* (Anh. 1412, 1752) in der Krzf. die genaue Parallele fehlt, ebenso für den *h*-Schwund im Superlativ *hœste* (Anh. 643, 1425); bei der sprachlichen Untersuchung kann es sich doch stets nur um Erscheinungen, nicht um einzelne Worte handeln.

4. Unbeweisbar sind 89 *werde* : *begerde* (l. *wert* : *begert,* s. ZfdA. 68, 278 und Unters. S. 264) und das Part. *gesîn* in der Hs. S. (s. o. S. 396).

b. Häufigkeitsunterschiede.

5. *-i : -ie.* Daß die Länder- und Städtenamen sowie die Abstrakta auf *-î* (= lat. *ia,* frz. *ie*) von den unverändert aus dem Lat. und He-

20) Dies liegt gegen Naumanns Register zweifellos an der Stelle vor.
21) Unters. S. 264 hätte ich das noch klarer sagen sollen.

Digitized by Google

bräischen entnommenen Worten bzw. Namen mit ausltd. *-i* zu trennen sind, wird kein Einsichtiger leugnen: dort allein handelt es sich um eindeutige Länge, dort allein besteht Wechsel mit *îe(n)* (Alex. 6×, HE. 1×), und setzt sich weithin, z. T. schon recht früh, die Diphthongierung durch. Ulrichs Gepflogenheit, jene Gruppe nur auf *-î* bzw. *-îe(n)* zu reimen, erleidet auch im Anh. keine Ausnahme, vgl. 893 *nigromancîe : drîe,* 1993 *kinkonîe* (nach R. = *kurtoisîe*) : *vrîe,* 911 *nigromanzîen : vrîen,* 1055 *alchimîen : vrîen* (1241 neutr.). Bei den direkt aus dem Hebr. und Lat. entnommenen Worten ist das *i* anceps, Ulr. kann es somit, da er *ĭ* : *ie* bindet, sowohl mit *î* als auch mit *ie* binden, daher reimen die Personennamen *Jovi, Arcani, Jambri* Alex. 9869, 9729, 12011 : *bî, vrî*, aber *Vasthi*[22] 11801 : *lie;* der Anh. verfährt ganz entsprechend: 115 reimt *Alexandri* (= gen. sg.) : *bî*[23], 19 *Adonai* : *die*[24], 1179 *liberti* : *die,* also eine geringe Verschiebung zugunsten von *-i : -ie,* die sich leicht durch die Bevorzugung des Formwortes *die* im Reim erklärt; aber wie bei Ulr. reimt keins der zahlreichen Femina auf *-î(e)* (= lat. *ia,* frz. *ie*) auf Diphthong *-ie.* Anders verhält sich die Krzf.: sie beschränkt ihre Reime von ausltd. *i : ie* erstens überhaupt nicht auf fremdes *i,* sondern reimt auch *bî : die* (1057), und zweitens wirft sie die Endung *-î(e)* (= lat. *ia,* frz. *ie*) ganz im Gegensatz zu Ulr. und Anh. mit den direkt übernommenen fremden Personennamen zusammen, reimt also *Normandî(e)* : *sie* 41 wie *Levie : sie* 2203, 2813[25] (die Einreihung des aus einem Mißverständnis hervorgegangenen *Perithi* 121 bleibt offen). Was also von *R.* für die Krzf. angeführt wird (S. 40f., 56), spricht durchaus gegen sie.

6. Da Ulr. das synkopierte bzw. mittelvokallose Part. *gemacht (: naht, brâht)* im letzten Buch des Alex. innerhalb von 3000 Versen 3 mal bietet, können die 3 *gemacht* des Anh. nicht als sprachlicher Unterschied, sondern allenfalls als Häufigkeitsdifferenz gewertet werden; eine solche besteht auch gegenüber der Krzf., die *gemacht (: naht, brâht)* nur 2× bietet[26].

7. Ein tatsächlicher Häufigkeitsunterschied gegenüber Ulr. ist die 5 malige Verwendung der Form *(n)ieman*, die Ulr. nur einmal im

22) Diesen Namen hatte ich Unters. S. 267 f. beiseitegelassen, weil ihn Toischer variantenlos als *Vastie* angesetzt hatte. Der Einblick in die Überlieferung selbst und in T.s Methode hat mir inzwischen gezeigt, daß dies nichts besagt. Biblische Namen verwertet Ulr. durchaus so, wie sie in der Vulgata stehen, und die Gattin des *Aswerus* heißt im Buch Esther stets *Vasthi*; es ist also nicht möglich, dies von *Adonai* etc. zu trennen.

23) Über R.s Lesung *Alexandri:sie* s. o. S. 395. Ich halte sie für völlig ausgeschlossen, man möge aber vorsichtshalber den Reim als nicht beweisbaren ganz ausschalten, dann ergibt sich also eine etwas stärkere Verschiebung zugunsten der auch bei Ulr. belegten Bindung mit Diphthong.

24) Zu R.s Bemerkungen darüber S. 39 vgl. ZfdA. 68, S. 277 A. 1.

25) Zieht man es vor, hier entgegen dem sonstigen Gebrauch der Krzf. die Pron.form *si* anzusetzen, so bleibt der Unterschied bestehen, da *si* für den Anh. nicht beweisbar ist und *die : bî* 1057 von der Technik des Anh. abweicht.

26) Dazu auch einmal *bewacht* : *bedâht.*

Digitized by Google

letzten Buch des Alex. verwertet, die Krzf. aber 6 ×. Daß Ulr.s Form von Haus aus *niemen* war (Alex. 3 ×, HE. 1 ×), ist klar, daß ihm aber die nichtabgeschwächte Form bekannt war oder wurde, zeigt eben das 10. Buch des Alex. Im WvW. wird dann bereits *niemen* gemieden; denn für einen Dichter, der *niemen* : *dienen* oder *vienen* reimt, besteht durchaus Reimmöglichkeit. Im Anh. wird dann ganz zu der lit. Form übergegangen. Das hat eine Parallele nicht nur etwa in dem endgültigen Übergang Hartmanns zu *nieman* „ab Iw. V. 1000" (Schirokauer, PBB. 47, S. 86), sondern erst recht in verwandten Übergängen in Ulrichs sicheren Werken: in den geschlossenen 21000 V. von Buch 1—9 des Alex. kein Part. *gegân* trotz 9 *gegangen* und unübersehbaren Reimmöglichkeiten für *-ân*, dann im 10. Buch 2 *gegân* neben 4 *gegangen*, im WvW. aber 5 *gegân* : 1 *gegangen*, oder in den geschlossenen 18900 Vv. von Buch 1—8 des Alex. kein *treit*, obwohl ein *treget* und zahlreiche *-eit*, im 9. und 10. Buch dann 3, im WvW. aber 11 *treit*, kein treget[27]; oder umgekehrt die völlige Aufgabe des im Alex. häufigen *sider* (19×) im WvW. zugunsten des dort beträchtlich in der Minderzahl befindlichen *sît*.

8. Daß die *-lîch, -lich*-Reime im Anh. häufiger sind als sonst bei Ulr., hat einmal in dem abstrakten Inhalt seine Ursache und setzt zweitens genau die Tendenz des WvW. fort: *-ich* : *-lîch* im WvW 12× so häufig als im Alex., im Anh. 7× so häufig als im WvW., das scheint mir durchaus eine organische Entwicklung zu sein, ähnlich, wenn auch nicht ganz so klar, bei *-lîch* : *-lîch*.

9. Die stärkere Verwendung von *nâ* im Reim (R. S. 50) ist abgesehen von inhaltlichen Momenten durch die Vorliebe für das Formwort (hier *dâ*) bestimmt, über die ich unten bei der Darlegung des Stils handle.

Zusammenfassend[28] läßt sich also sagen, daß sich unter den im beweisenden Reim stehenden sprachlichen Momenten nichts findet, was eine Trennung des Anh. von Ulr. nötig oder nur wahrscheinlich machte, erst recht, wenn man bedenkt, in wie vielen Einzelheiten sich Ulrichs Sprache vom Alex. zum WvW. wandelt, obwohl hier die Spanne von der Vollendung des einen Werkes bis zum anderen nur etwa 4 Jahre, beim Anh. aber ein bis $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnte beträgt. Umgekehrt aber finden sich gewichtige Abweichungen gegenüber der Krzf. (ich erinnere bes. an die gewichtigen Differenzen im Part. von *gân* [trotz des häufigen *gefangen* im Versinnern der Krzf.], in der 3. sg. von *sîn* und im Gebrauch von

27) Auch an das Aufkommen des ind. *hæte* sei erinnert: Alex. Buch 1—9 kein *hæte* trotz 28 *hete* und 17 sonstigen sg. praet.-formen und 17 *-æte*, im 10. Buch dann (neben andern Prät.) auch 2 *hæte*, ebenso im HE. und WvW.

28) Das von R. S. 50 f. über Unterschiede in der Apokope Gesagte ist unhaltbar: *mâz* ist st. n. (vgl. BMZ. II 203a und DWB. 6,1721) und in der Krzf. kann bei *lidemâz* n. erst recht nicht von Apokope die Rede sein, vgl. ZfdPh. 36, 19; die Apokope im neutr. *ja*-St. hat in WvW. 720 *himelriche*, die im schw. masc. hat in Alex. 8399 *mâne*, WvW 3268 *Wende* seine Parallele, während der für die Krzf. angeführte acc. sg. f. unvergleichbar ist.

Digitized by Google

kontr. *lît*), sodaß selbst dann, wenn der Anh. unter dem Namen des Krzf. dichters überliefert wäre, sich schwere Bedenken erhöben.

Wenden wir uns nun dem Stil[29] zu, so ist bereits Unters. S. 207f. auf die Steigerung in der Verwertung der Formwörter und leicht reimbaren Suffixe im Reim hingewiesen, womit der Anh. wie bei *-lich* durchaus Tendenzen des WvW. fortsetzt, äußerlich gesehen jedoch verschiedentlich in die Nähe der Krzf. tritt. R. hat (S. 60f.) diese Tatsache mit Hilfe einer Tabelle, die aber durch ihre sämtlich falschen Verhältniszahlen für WvW., Krzf. und Anh. entwertet ist (vgl. ZfdA. 68, H. 4), zu einem Hauptmoment der Zugehörigkeit des Anh. zum Krzf.dichter stempeln wollen. Macht man sich nun die Mühe, in R.s Tabelle der Verhältniszahlen die richtigen Zahlen einzusetzen, so sieht man, daß bei Berücksichtigung der vom Alex. zum WvW.[30] sich vollziehenden Tendenz in einer Reihe von Fällen die Zahlen des Anh. genau dem entsprechen, was rein mathematisch[31] dort zu erwarten wäre, während die Krzf. davon z. T. beträchtlich absteht, so z. B. bei dem von R. als bes. entscheidend für Beziehung zur Krzf. hingestellten *dô : alsô,* vgl. Alex. 6 : WwW. 29 : Anh. 133 (mathematisch wäre 139 zu erwarten) — Krzf. 163, *wol : sol* Alex. 54 : WvW. 129 : Anh. 240 (math. 296) — Krzf. 82, *wol* Alex. 94: WwW. 129: Anh. 253 (math. 274) — Krzf. 85, *nu* Alex. 13: WwW. 40: Anh. 182 — Krzf. 364, *site : mite* Alex. 38 : WwW. 20 : Anh. 13 — Krzf. 24, ähnlich, wenn auch nicht ganz so genau treffend, bei *(vür)baz, der, her, -heit, -keit, -schaft,* mit stärkerer Steigerung bei *dô, dir : wir : mir : ir.* In anderen Fällen ist die Entwicklung stehen geblieben wie bei *gar* Alex. 45 : WwW. 158 : Anh. 147 — Krzf. 269, *ie* Alex. 3 : WwW. 13 : Anh. 13 — Krzf. 31 und *wunder : besunder;* gelegentlich findet auch Rückkehr zum Alex. statt, so bei *hin* Alex. 25: WwW. 92 : Anh. 27 — Krzf. 167, ähnlich bei *dar, -lîn.* Bei Berücksichtigung dieser Tatsachen bleibt der Anh. in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle dem Verhalten Ulrichs durchaus näher als dem der Krzf. Mit R. ausgerechnet in den Belegzahlen von *alsam,* das auch ohne Berücksichtigung des Zurückgehens vom Alex. zum WvW. nach der Belegzahl im WvW. höchstens einmal zu erwarten wäre und das nun garnicht belegt ist, sowie in dem Reime *die : wie,* der im Anh. 2× begegnet und „UE. überhaupt unbekannt ist", und der höheren Zahl von *dâ* entscheidende Differenzen zu sehen (über *dô : alsô* s. o.), ist gewiß nicht angängig; mit dem

29) Da ich Unters. S. 269 ff. über den Stil des Anh. gehandelt habe, handelt es sich hier naturgemäß nur um den Vergleich mit Ulr. und der Krzf.

30) Diese beiden ganz sicheren Punkte sind auch im Hinblick auf die zeitlichen Abstände der Werke zu wählen.

31) Wenn ich hier solche „mathematischen" Berechnungen anstelle, so liegt es mir natürlich fern, einen Dichter in solch ein Prokrustesbett spannen zu wollen; es kommt mir nur darauf an, gegenüber der Auswertung der Belegzahlen für Zugehörigkeit zur Krzf. darzulegen, daß die Möglichkeit für Ulr. durchaus gegeben ist.

Digitized by Google

gleichen Rechte könnte man auch den WvW. dem Krzf.-Dichter zuschreiben, weil er *sider* (Alex. 19 × HE. 2 × [= 10]) ebenso wenig belegt wie die Krzf., und weil er andererseits den Reim *er : der,* der Ulr. im Alex. und HE. „überhaupt unbekannt ist", wie die Krzf. aufweist (2×) oder *gar* in ähnlicher Steigerung gegenüber dem Alex. wie die Krzf. Bemerkenswert bleiben allein die hohen Belegzahlen von *die* und *sie* (viell. auch *er*). Daß auch bei ihnen ein individ. Zusammenhang mit der Krzf. nicht zu bestehen braucht, zeigt sich schon darin, daß nicht nur die Zahlen selbst noch reichlich abweichen, sondern daß auch die Formwortbindungen, die sich einstellen (*sie : wie, die : sie*), recht weit auseinandergehen. Trotzdem möchte ich hier einen Zusammenhang mit der Krzf. sehen: die Häufigkeit von *sie* und *die* ist erst mit der bewußten Endstellung dieser Worte und der Beliebtheit des Enjambements möglich. Beides findet sich schon vorher bei Ulrich angebahnt, beides sind gewiß Erscheinungen des Altersstils, aber wie ich schon Unters. S. 270 f. darlegte, hat hier Ulr. wohl vom Krzf.-Dichter gelernt. Daß der Dichter des Anh. die Krzf. gekannt hat, halte ich jetzt nicht mehr bloß für wahrscheinlich (Unters. S. 270), sondern im Zusammenhang mit den von R. beigebrachten Parallelen für sicher. Daß auch beim Enjambement noch bedeutsame Unterschiede gegenüber der Krzf. bestehen, sodaß zur Annahme eines indiv. Zusammenhangs kein Grund vorliegt, darauf ist ebenfalls bereits Unters. a. a. O. hingewiesen. Immerhin bleibt hier Annäherung an die Krzf. deutlich erkennbar. In einer solchen stilistischen Beeinflussung Ulrichs liegt aber nichts auffälliges: ich habe die Beweglichkeit Ulrichs dargelegt und gezeigt, wie sich in wichtigen Stilerscheinungen sein Verhalten geändert hat.

Wesentlich bleibt freilich, daß die stilistische Grundhaltung über diese markante äußere Differenz hinaus die gleiche bleibt. Das ist tatsächlich auch der Fall. Der Anh. zeigt die gleiche lyrisch-religiöse Haltung wie die Werke Ulrichs, ganz im Gegensatz zu dem nüchternen Berichtstil des Krzf.-Dichters. Gewiß ist auch der Krzf.-Dichter ein frommer Mann, und er läßt es an entsprechenden Bemerkungen nicht fehlen. Aber trotz des Kreuzzugsstoffes und trotz häufiger Erwähnung von Messe und Totenamt findet sich bei ihm kein einziges ausgeführtes Gebet. Kurze 5 Zeilen genügen im Eingang für die Anrufung der göttlichen Gnade (16—18, 25—26), und wie nüchtern bleibt das einzige christliche Gebet 7117—21; so oft auch Gottes Allmacht erwähnt wird, nirgends wird versucht, sie zu veranschaulichen. Der Dichter des Anh. vertritt hier zweifellos eine vollkommen andere seelische Einstellung: für ihn ist die hymnisch-religiöse Spekulation unmittelbares Bedürfnis: das ist die Haltung Ulrichs. Wie Ulrich jedes seiner Werke und die meisten Einzelbücher des Alex. (vgl. Unters. S. 241) mit einer ausführlichen relig. Einleitung beginnt, der in allen drei Dichtungen der Hinweis auf eine Bibel-

Digitized by Google

stelle gemeinsam ist (Alex. 30 ff., WvW. *A* 47 ff., HE. 5 ff., vgl. Alex. 14806 ff.), so auch im Anh. Und wie der Eingang des Alex. und des WvW. darin übereinstimmt, daß er Gottes Allmacht zu verdeutlichen sucht, dem Geheimnis der Trinität nachgeht und das eigene Sündenbekenntnis mit der Bitte um Beistand anschließt, so zeigt der Anh. genau das gleiche Bild, in einer Weise, die über die allgemeine Verwandtschaft auch von Wolfram beeinflußter religiöser Einleitungen weit hinausgreift. Und der Anh.-Dichter legt genau wie Ulr. im Alex. seinen (an sich ja heidnischen) Gestalten christliche religiöse Gedankengänge in den Mund (vgl. Unters. S. 240), die bes. der Allmacht des Schöpfers und Welt- und Himmelherrschers gelten (365 ff., 643 ff., 1424 ff.); und es ist gewiß kein Zufall, daß abgesehen von Gesamthaltung und Gedankengang auch die Einzelbezeichnungen der Gottheit[32] nur bei Ulr., nicht in der Krzf. ihre Entsprechung haben, so *Sabaoth* 1= Alex. 2 u. 10246, *Adonai* 10 = Alex. 10247, *Alpha und O* 32 = Alex. 10273, *du junger und du alter* 60 = WvW. 3014, *vater, sun, heileger geist* 67 = WvW. *A* 21, 2992, *Altissimus* 643, 1834 = WvW. 5823, *gewaltec got* 1431 = Alex. 11165, HE. 3268, ja selbst die einfachen Benennungen *der hoeste*[32a] 1377, 1468 = WvW. 5853, 2925, Alex. 10136, *der hoeste got* 1849 = Alex. 10909, 18041, 20919, 23946, 26440, 27994, WvW. 2951, *(drie) persône* 57 = Alex. 41, WvW. 3072, 2991, 5845, HE. 3270, 5436, *schepfer* 66 = Alex. 825, 10531, WvW. 5824, 7695, HE. 5434. Ja, der hl. Geist (Anh. 51, 63, 67 = Alex. 77, WvW. *A* 21, 2944, 2992, 3306, 7755) wird in der Krzf. nirgends erwähnt, und gar für die Darlegung der Abälardschen Trinitätsformel (Anh. 40—51) sehen wir bei dem Krzf.-Dichter auch nicht die mindeste Möglichkeit[33].

Fehlt so im Religiösen dem Krzf.-Dichter im Gegensatz zum Anh. und Ulr. nicht nur jeder spekulative Trieb, sondern auch aller hymnisch-religiöse Schwung, so tritt das lyrische Element überhaupt bei dem Krzf.-Dichter zurück; ein paar Einzelpartien, die stark von Ulrich beeinflußt sind (die Klagereden 4157 ff., 7563 ff., die Anrede an die Welt 7620 ff. und der Lobpreis Wenzels 5481 ff.) ändern daran gar nichts. Obwohl in der Krzf. recht häufig von Gesang gesprochen wird[34], fehlt dem Krzf.-Dichter jede Neigung, dem Gesang wörtlichen Ausdruck zu geben (abgesehen von dem Kreuzzugsruf und der nüchternen knappen Formel 4673 ff.); ganz anders der Anh.[35] (mit Anh. 1832 ff.,

32) Abgesehen von Anh. 50 *der meide sun Jhesus Krist* = Krzf. 7753 ~ WvW. 7694 *eingeborn sun der meide Krist.*

32a) In der Krzf. einmal unpersönlich *die hœste hant*, einmal *der hôhe got.*

33) Auch daß Propheten (Anh. 44, 1446 = Alex. 25, 5384, 11745, 21068, 27699) und Engel (Anh. 1452, 1462 = Alex. 9574, 10269, 14837, HE. 4545 u. ö.) in der Krzf. ganz fehlen, sei erwähnt.

34) z. B. 213, 1894, 2107, 2393, 3100, 5682, 4207, 6904, 7448, 8137 f.

35) Die Quelle dafür verantwortlich zu machen, geht schwerlich an.

Digitized by Google

1916 ff., vgl. bes. HE. 2287 ff., 3166 ff., 4539 ff.). Ebenso wird man nach einer lyrischen Schilderung von Naturschönheit und Vogelsang (Anh. 542 ff., 568 ff.; vgl. bes. Alex. 2403 ff., 4275 ff., 4574 ff., 13052 ff., HE. 2430 ff., 3519 ff.) in der Krzf. vergeblich suchen. Und wenn 1874 ff. Frauenschönheit mit den gleichen leuchtenden Farben gezeichnet wird wie bei Ulr. (Alex. 16981 ff., 23923 ff., WvW. 1502 ff., 4316 ff. u. ö.), so hat es bei der häufigen Erwähnung von Frauen in der Krzf. wohl kaum nur inhaltliche Gründe, wenn Entsprechendes in der Krzf. fehlt, aber zweifellos widerspricht es der Haltung des Krzf.-Dichters, wenn der Anh.-Dichter (561 ff.), ohne vorher von Frauen gesprochen zu haben, Frauenlachen mit persönlichem Bezug auf sich selbst über die Naturschönheit erhebt wie Alex. 26775 ff. und die Wirkung, die das *grüezen* eines lieblichen Frauenmundes auf ihn selbst ausübt, ganz ähnlich schildert wie WvW. 87 ff. (vgl. auch Alex. 19171 f.). — Hier mag auch gleich erwähnt werden, daß nicht nur die Vorliebe für Musik im Anh. wie bei Ulr. größer ist als in der Krzf., sondern es ist auch bezeichnend, daß die Krzf. nur *bûsînen, tambûren, rotumbel* und *horn* kennt, der Anh. aber wie Ulr. (vgl. Unters. S. 248) daneben auch *seitenspil* (1957), *videln* (533), *rotten, harphen* (1963), *lîren* (1960) und Flöten (1941); und daß dies kein Zufall ist, ergibt sich wieder aus folgender Tatsache: für Ulr. gehört es zum guten Ton, daß sich das Heer am Abend vor dem Kampf bei Musik ergötzt (Anh. 531 ff., vgl. bes. [in Abweichung von der Quelle] Alex. 3475 ff., 4490 ff.), was dem Krzf.-Dichter fremd ist[36]).

Macht sich bereits hier ein markanter Gegensatz zwischen Anh. und Krzf.-Dichter geltend, so schließt sich der Anh. auch in seiner didaktischen Haltung der Art Ulrichs an; schon die ganze Konzeption, die schwerlich geschlossen einer Quelle entstammt, spricht dafür, mehr noch aber die Art, wie hier ganz Ulrichs Manier entsprechend beiläufige Lehrsätze und moralische Betrachtungen eingestreut werden[37], wobei auch im Inhalt sich Übereinstimmungen finden, so bes. der Lobpreis der Ehr-Erweisung (Anh. 212 ff., HE. 1830 ff., 4327 ff.) und der Barmherzigkeit gegenüber Gefangenen (Anh. 1355 ff. = Alex. 21198 ff., HE. 4923 ff.). In der Krzf. findet sich (von der rein konstatierenden Betrachtung 2489—94 abgesehen) nichts Entsprechendes.

Nachdem so für den Anh.-Dichter die Übereinstimmung in der seelischen Grundhaltung mit Ulr. im Gegensatz zum Krzf.-Dichter erwiesen ist, wenden wir uns stilistischen Einzelheiten zu. Auf syntaktischem Gebiet ist, vom Enjambement abge-

36) Auch daß Alex. den Rekognoszierungsritt vor der zu erobernden Stadt mit einer Falkenjagd verbindet (Anh. 157 ff.), findet sich entsprechend Alex. 3400 ff. (hier Zutat Ulrichs, gewiß ebenso im Anh.), hat aber keinerlei Analoga in der Krzf.

37) 212 ff., 230 ff., 244 f., 667 ff., 1210 ff., 1555 ff., für Ulr. vgl. Unters. S. 243 ff.

Digitized by Google

sehen, die Krzf. bes. durch die auf die Spitze getriebene Verwendung einiger auch sonst begegnender Stilformen gekennzeichnet: 1. das konstatierende Perfekt im epischen Tatsachenbericht, z. B. 1402 *alsô vil der Kristen sîn verterbet in der sturmenden schar*[38]; 2. Pleonasmus in der Form, daß in subst. Satzteil zunächst durch Personal- oder Poss.-pron. ausgedrückt wird, dem dann appositionell das Subst. folgt, z. B. 819 *in der rede stuont er vast, der wirt*[39]; 3. Acc. c. inf., z. B. 89 *Prothi die enwolden in vernames nicht einen menschen sîn*[40]; alle diese Erscheinungen begegnen entsprechend bloß sporadischem Vorkommen bei Ulr. nur je einmal im Anh.: Nr. 1 2038[41], Nr. 2 850 f., Nr. 3 559 f.[42]. Genau das gleiche Bild zeigt die mit Nr. 2 verwandte Erscheinung, daß vorangestelltes Subj. durch Personalpron. wieder aufgenommen wird: sie begegnet in der Krzf. über 50×, im Anh. Ulr. entspr. einschließlich des von Toischer getilgten *er* in V. 1768 (von dem enklit. *vander* 1412, 1752 abgesehen) nur 2 bezw. 3× (238 und viell. 1239); sonst wird (gleichfalls wie bei Ulr.) das Demonstr. dazu verwandt (905, 1257, 1723), das in der Krzf. zurücktritt. Ich denke, all das spricht eine deutliche Sprache. Gänzlich fehlt wie bei Ulr. im Anh. die in der Krzf. beliebte rein phraseologische Verbindung von *tuon* mit inf. (7372 *vil der vallen tâten mit tôde verwunt ûf daz lant;* vgl. 2146, 2212, 4656, 6198, 6674), ebenso die in der Krzf. zur Manier gewordene Verbindung der Komparative mit dem Instr. *die* (= *diu*) (Krzf. 2608, 2867, 3014, 4993, 4994, 7142, 7188, 7698)[43]. Auch sonst bestehen Unterschiede in der Syntax, bes. in der Verbstellung und im Periodenbau, doch fehlt es hier an Raum, dies darzulegen.

Von sonstigen stilistischen Erscheinungen scheint vor allem die genitivische Umschreibung in der Krzf. weniger beliebt zu sein

38) Ähnlich Krzf. 105, 240, 922, 1031, 1402, 1720, 1927, 2122, 2292, 3022, 3312, 4575, 5114, 5638, 5738, 5739, 5673, 6268, 6596, 6693, 6728, 7110, 7196, (7282), (7288), 7369, 7474, (7834), 8038 (zus. 30 ×).

39) Ähnlich 1124, 1139, 1227, 2334, 2371, 2555, 2800, 3046, 3392, 3510, 3512, (3592), 3714, 3901, 4576, 4737, 4755, 4865, 5078, 5094, 5209, 5216, 5226, 6012, 6031, 6115, 6251, 6349, 6446, 6477, 6536, 6580, 6644, 6840, (6909), 7125, 7225, 7230, 7231, (7269), 7326, 7338, 7519, 7724, 7974, 8094 (zus. 47 ×).

40) Ähnlich 79, 227 f., 569 f., 610 f., 1044, 1817 f., 2445, 2536 f., (2697), 2702, 2804, 4340, 4616, 4728, 4784 f., 4871 ff., 4906, (5015 f.), 5146 f., 5444, 5827, 5878, 6115, 6284, 6341, 6498, 6778 (zus. 28 ×).

41) Hierbei wird man natürlich berücksichtigen müssen, daß die epischen Partien durch Rede im Anh. stark eingeschränkt sind.

42) 1478 ist *sîn* Gen. des Pers. pron.; Repps Auslegung von 53 f. (S. 57) halte ich für verfehlt, weil dann das *wie daz* in der Luft schwebt. Toischers Lesung scheint mir das Richtige getroffen zu haben; daß sie „den Vers metrisch vollkommen verderbt", läßt sich weder für den Anh. selbst noch im Hinblick auf Ulr. oder die Krzf. aufrecht erhalten, da vielmehr hier überall 4 heb. klingende Verse häufig sind.

43) Einfluß der Krzf. ist viell. das zwar beidemal sehr unsicher überlieferte *der jene* im Anh. (R. S. 43), viell. auch die bei Ulr. nur ganz sporadische Verbindung von Conj. *(sô, sît, wann)* mit *und* (Anh. 925, 999, 1005, 1610, 1236?, 354 *S*; anders 379, 847 *S*, 951).

Digitized by Google

als im Anh. und bei Ulr., und es wird kaum Zufall sein, daß das im Anh. 3× hierfür verwandte *stiure* (25, 567, 1845) bei Ulr. entsprechend häufig mit Gen. erscheint (Alex. 10×, HE. 2×, WvW. 6×), in der Krzf. dagegen nie.

Ein markanter Gegensatz besteht weiterhin in der Verwendung lateinischer Floskeln. Lat. Schulung haben die Dichter von Krzf. und Anh. ebenso gehabt wie Ulr.; aber obwohl auch die Krzf. z. T. auf einer lat. Quelle basiert, beschränkt sie die lat. Formen auf Namen und sonst auch in der Umgangssprache gebräuchliche lat. Worte: *templo* (3×), *evangelio, leopardum.* Und das einzige Mal, wo sie darüber hinaus einen lat. Satz verwertet, steht er ametrisch und ohne Reim, 4673 *vindica, domine, sanguinem / sanctorum tuorum qui effusus est.* Der Anh. aber zeichnet sich gerade durch eine Fülle gelehrter lat. Worte aus: 1170 *liberi,* 1180 *liberti,* 1181 *libertini,* 891 ff. *alchimia, astronomia, rethoricam, loicam, musicam, metaphysicam, philosophiam,* 1425, 1834 *Altissimus,* 1665 *astronomus,* 1668 *in astris,* 2061 f. *consistorium: capitolium,* 1913, 2100 *dominus legum,* dazu die Holz- und Edelsteinnamen 2010 und 2083 ff.; das stimmt im Prinzip genau zu Ulrich, vgl. Unters. S. 239 f., dazu etwa noch im Alex. 30 *aquilo,* 70 *leo,* 1845 *titulus,* 4541 *loica,* 11109, 16858 *aromata,* 12531 *topazius* (= Anh. 2013), 14619 *cassia und calami, thymomata und cinami,* 14823 *von dem latrone,* 21588, 22351, 21174, 26453 *historia* (u. ö.), 23716, 27234 *philosophus,* 25280 *paradisus,* 27833 *misericordia* usw., aber ebenso in dem sicher nicht nach lat. Quelle gedichteten WvW., vgl. z. B. 5823 *Altissimus,* 4345 *beatus,* 4355 *domus oder mansio.* Wenn der Anh. 1434 und 882 einen ganzen lat. Satz einfügt, so wird er wie bei Ulr. (vgl. Alex. 27751 f., 22234, WvW. 7919 f., HE. 5442 f.) in Vers und Reim eingegliedert. Und wenn Anh. 881 ff. der griech. Name *Tritonia* zunächst lat. ausgedeutet erscheint, um dann deutsch umschrieben zu werden: *Tritonia, quasi triplex sapientia: von drîer hande wisheit ist der name ir geleit,* so entspricht das ganz genau Alex. 22233 *sie heizent Gimosophistes, id est nudi sapientes, der name bediutet alsô vil, daz ich ze diute sagen wil: die nacten und doch die wisen.*

Auch abgesehen von der Verwertung lateinischer Worte spricht der Wortschatz des Anh. in keiner Weise für den Krzf.-Dichter Eine genaue Prüfung ergab, daß rund 120 nicht fest an den Inhalt gebundenen Worten, die nicht in der Krzf., wohl aber bei Ulr. bezeugt sind, etwa 30 gegenüberstehen, die entspr. nur in der Krzf. belegt sind. (Dabei wird man naturgemäß den größeren Umfang der U.schen Werke berücksichtigen.) Die wenigen Worte, die bei mehrfachem Vorkommen im Anh. nur in der Krzf., nicht bei Ulr. eine Entsprechung haben, sind ausnahmslos in der Krzf. nur ein- oder zweimal belegt (so *verrichtunge* Anh. 4×, Krzf. 1×, *vorderlich* Anh. 8×, Krzf. 1×, *vürnœme* Anh. 4×, Krzf. 2×). Gerade Lieblingsworte teilt der Anh. nicht mit der Krzf., wenn sie nicht auch bei Ulr. häufig sind; so fehlen denn im Anh. z. B. *almei-*

Digitized by Google

st(ec) Krzf. 7×, *kûme* Krzf. 16×, *vernames* Krzf. 15× (Alex. 1×), *envollen* Krzf. 11 × (WvW. 1 ×), *garlich*[44] Krzf. 8 ×, *bî* c. acc. Krzf. 6 ×, *sich legern* Krzf. 6 × (HE. 1 ×), *bekümbern* Krzf. 8 × (WvW. 1×), *sarjant* Krzf. 8× (Alex. 2×), *stapfen* Krzf. 9× (Alex. 1 ×)[45]. Besonders bemerkenswert ist das Fehlen von *getürst(en)*, das die Krzf. 9 × im Reim zu *fürste(n)* aufweist (Alex. 1 ×), obwohl *fürste* im Anh. recht häufig ist (über 20 ×). Erwähnt sei immerhin auch, daß die in der Krzf. über ein Dutzend mal belegte Abschwächung des Artikels *daz* > *ez* im Anh. so wenig wie bei Ulr. begegnet, auch in der „besten Hs." S nicht. Ob es sich dabei nur um eine Differenz der Überlieferung handelt? Keineswegs Zufall aber dürfte das Verhalten des Krzf.-Dichters gegenüber dem Wort *pfärt* sein: er verwendet es nur 2 ×, beidemal nicht als ‚Reitpferd' (5610, 6239), obwohl der Begriff sehr häufig und *ors (ros)* über 80 mal gebraucht ist; der Anh. aber belegt, obwohl hier *ors (ros)* noch nicht 10 × begegnet, *pfärt* gleichfalls 2 × (811, 1930), dabei 1930 eindeutig als ‚Reitpferd' (auch für Alexanders Roß); das entspringt durchaus Ulr.s Gebrauch, der *pfärt* (oft genug eindeutig als ‚Streitroß') allein im Reim im Alex. 21 ×, HE. 4 ×, WvW. 9 ×, dazu noch öfter im Verse verwendet. Einzelne Fehlanzeigen ließen sich natürlich auch für Ulr. machen, wenn man sich auf ein einzelnes Werk beschränkt, aber schon bei Heranziehung eines zweiten Werkes ergibt sich, daß bei nicht inhaltbestimmten Worten der Anh. nur dann ausfällt, wenn auch bei Ulr. große Schwankungen vorliegen. Da nach der positiven Seite hin auf das Wichtigste bereits Unters. S. 173ff. hingewiesen ist, so erwähne ich nur noch, daß die Krzf. das Ulr. ganz geläufige *-leie* (*mangerleie* etc. Anh. 545, 553, 1940) gar nicht gebraucht, obwohl das verwandte *manger (aller) hande* mehrfach begegnet.

Zum Schluß wiederhole ich noch einmal ganz kurz zwei Hinweise, die ich schon Unters. S. 272ff. gab: der Anh., dessen Quelle unbekannt ist und dessen Stoff jedenfalls nicht bei Gualtherus sich findet, greift 1431 — 37 auf eine Partie des Alex. zurück, mit deutlichen Anklängen an Ulrichs Formulierungen, verwertet aber 1434 den lat. Satz *egredere o Macedo*, der sich bei Ulr. nur in Übersetzung, wohl aber wörtlich in seiner Quelle, der Alexandreis des Gualtherus, findet, d. h. also: der Dichter des Anh. entsann sich nicht nur der Ulrichschen Alexanderstelle, sondern zugleich des Wortlauts der Quelle. Dann aber war es Ulrich selbst! Oder auch wenn man an ein Nachschlagen denkt, hält das jemand, der den Krzf.-Dichter kennt, bei diesem für wahrscheinlich?

Und weiter, die Partie Anh. 113ff.[46].

44) Oder liegt hier nur hsl. lautliche Variante vor gegenüber *gerlich*, das der Anh. 2 ×, WvW 7 × gebraucht?

45) Inhaltlich besteht auch für die 4 letztgenannten Worte im Anh. gute Möglichkeit.

46) Über die Lesung vgl. o. S. 395.

Digitized by Google

eine rede hete ich gelân,
die ich biz her behalten hân
von dem buoche Alexandri,
dâ ichs niht wolde setzen bî:
und daz liez ich durch daz,
ich wolde mich erfarn baz,
ich het sie ganz nicht vernomen,
nu bin ich ze ende komen

bedeutet zweifellos nichts anderes als die Entschuldigung des Dichters, daß er diese Episode seinem Alexander erst nachträglich anfüge, oder mit andern Worten: der Dichter des Anh. nimmt hier für sich in Anspruch, der Dichter des Alex. zu sein, und das im gleichen Atemzuge, in dem er den Anh. einem vornehmen Gönner, Borso II. von Riesenberg, der ihn zu dieser Dichtung ermuntert habe, widmet. Nicht nur, daß dazu die Überlieferung aufs beste stimmt, sondern ich frage, ob es bei alter Freiheit des lit. Eigentums im MA. und bei allem Versteckspiel mit Verfassernamen in der gesamten mhd. Literatur einen Fall gibt, wo sich ein Nachahmer einem angesehenen Dichter gegenüber, wie Ulr. es damals zumal in Böhmen zweifellos war, eine solche Dreistigkeit erlaubt hat?

Ich glaube, es kann somit keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß der Anh. von Ulrich ist. Es ist sein Alterswerk, das reichliche Kennzeichen des Altersstils trägt, im Kern aber doch seine Art widerspiegelt, wenn auch die augenfällige Manier des Krzf.-Dichters im Enjambement und Formwortgebrauch, die in der Richtung seiner eigenen Entwicklung lag, im Äußeren des Stils nicht ohne Einfluß blieb. Da andererseits der Krzf.-Dichter ohne sein literarisches Vorbild Ulrich gar nicht zu denken ist, bietet der Anh. ein interessantes Beispiel ltierarischer Wechselbeziehung in der mhd. Dichtung.

BERLIN (ÅBO) HANS-FRIEDRICH ROSENFELD

DER LIEBESLYRIKER PAUL FLEMING IN SEINEN ÜBERSETZUNGEN

Die Voraussetzung für das Folgende bildet mein Aufsatz „Paul Flemings ‚Suavia'" (Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance, Band V, Heft 3, S. 251—321); die Fortführung wird mein Buch „Paul Flemings deutsche Liebeslyrik" bringen. Aus dieser Einbettung in einen größeren Untersuchungszusammenhang, der auf das

Digitized by Google

Ganze der Flemingschen Liebeslyrik geht, erklärt sich die ein wenig „offene" Form der hier gedruckten Darlegungen, vor allem der Mangel, daß das entscheidend-wichtige Geschichtsphänomen des „Petrarkismus", von dem hier oft die Rede ist, in seinem von mir gemeinten Sinn noch etwas schattenhaft bleibt. Die Arbeiten von Hugo Souvageol (Petrarka in der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts. Diss. Leipzig 1911) und Georg Wenderoth (Paul Fleming als Petrarkist. Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 124, 1910, S. 109—24) sind unzulänglich und geben ein falsches Bild. Mein Buch wird eine neue Ansicht von Entwicklung und Eigenart jener petrarkistischen Tradition der Liebessprache und -motivik zu begründen versuchen, die drei Jahrhunderte lang die europäische Dichtung beherrscht hat; vorerst muß auf die Andeutungen in dem genannten Aufsatz (Münchener Museum V, S. 251. 301 ff.) verwiesen werden.

Dieser Aufsatz hatte eine Analyse der frühesten, lateinischen Liebesgedichte Flemings gegeben, die in der Sammlung „Rubella" oder „Suavia" („Rubella seu Suaviorum liber I" 1631 — weitere Bücher erschienen nicht) vereinigt sind: tastende Orientierungsversuche und jugendliche Experimentierlust hatten den Beginner in rascher Ablösung der Vorbilder und Stilmöglichkeiten von der Catull-Nachfolge über Secundische Gestimmtheit an die Schwelle der petrarkistischen Formenwelt geführt. In den Übersetzungen erscheint dieser Prozeß um einen weiteren Schritt gefördert; jene tiefergreifende Aneignung petrarkistischer Gestaltungstendenzen setzt ein, aus der heraus dann die deutsche Lyrik in vollen Zügen lebt, um erst in ihrer letzten, individuellen Wandlung aus petrarkistischen Traditionen herauszuwachsen. So nehmen die Übersetzungen eine Zwischenstellung ein: in diesem Sinne, ein Stück fließender Entwicklung zu fixieren, will der vorliegende Aufsatz verstanden werden — womit auch gleichzeitig gesagt ist, warum er auf die Übersetzungen von Liebesgedichten sich beschränkt.

Zitiert wird nach der Fleming-Ausgabe Lappenbergs: Lateinische Gedichte, Stuttgart 1863; Deutsche Gedichte, Stuttgart 1865 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 73. 82. 83). Die einzelnen Abteilungen der deutschen Gedichte werden mit *PW.*, *Überschr.*, *Od.*, *Son.* (Poetische Wälder, Überschriften, Oden, Sonette) bezeichnet, die der lateinischen, soweit sie vorkommen, mit *Sylv.* (Sylvae) und *Suav.* (Suavia oder Rubella = Sylvae, Buch VIII).

Man weiß, bis zu welchem Grade die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts, die Lyrik miteinbegriffen, Übersetzungsliteratur ist. Vor allem zu Beginn der „barocken" Entwicklung spielt die Übersetzung eine geradezu beherrschende Rolle. Auch genetisch gesehen, steht sie ja am Anfang: durch sie werden Stoffe und Motive aufgenommen, die zur Weiter- und Umbildung einheimischer Überlieferung oder zu ganz neuem Ansatz führen; durch sie werden einer ungelenken und verwilderten Sprache neue Möglichkeiten gewonnen, wird sie geschmeidigt zu höheren Aufgaben und in zuchtvoller Pflege zu einem wiederum willfährigen Instrument gebändigt. Erst die nächste Stufe ist dann die reproduzierende Nachahmung, jene künstlerische Technik, unter deren Gesetz die

Digitized by Google

breite Masse der lyrischen Hervorbringungen des 17. Jahrhunderts steht.

Das typische Beispiel für den gekennzeichneten Sachverhalt bietet Martin Opitz. Im Lebenswerk dieses Beginners bilden Übersetzungen das Rückgrat. Besonders aber seine Anfänge werden entscheidend durch sie bestimmt: Übersetzungen und Bearbeitungen sind es, die in der Hauptsache die Sammlung von 1624 füllen. Auch theoretisch hat Opitz die Wichtigkeit solches Verfahrens für die von ihm erstrebte Regeneration der deutschen Dichtung erkannt und ausgesprochen: im 8. Kapitel der Poeterey empfiehlt er gelegentliche Übertragungen aus den Griechen und Lateinern als eine gute Übung, um zur Beherrschung der technischen Mittel zu gelangen[1].

Paul Fleming hat diesen Wink des bewunderten Lehrers nicht übersehen, wenn es auch gerade keine alten Klassiker sind, die er sich — soweit wir nach dem Erhaltenen urteilen können — als Vorlagen ausgewählt hat. Lappenberg wird jedenfalls Recht gehabt haben, wenn er die Übersetzungen zeitlich allem anderen voranstellte. Dafür sprechen die eben angestellten Erwägungen allgemeiner Art, dafür auch die sprachliche Form der meisten dieser Stücke, die den Anfänger verrät. Die Übersetzungen sind die Brücke, auf der der Dichter vom sicheren Boden altererbter lateinischer Kunstform in das Neuland einer kaum eben in Angriff genommenen, noch zukunftsreichen deutschen Verssprache übertritt. Auch für eine Gesamtuntersuchung von Flemings Liebesdichtung schlüge sich so der Bogen von der „Rubella"- (oder „Suavia"-) Sammlung zur deutschen Lyrik: indem wir ihn abschreiten, sehen wir noch einmal Einflüsse in Kraft, ähnlich denen, die in jener Sammlung sich ausgewirkt hatten; wir finden Themen und Gestaltungsformen der „Rubella" wieder; zugleich aber tauchen neue Eindrücke empor, in denen kommendes selbständiges Schaffen vorbereitet erscheint.

1. Bestand

Von den 36 Gedichten, die Fleming ins Deutsche übertragen hat[2], gehören 20 in unsern Bereich. Die Originale entstammen vier verschiedenen Sprachen: dem Lateinischen, Französischen, Italienischen und Niederländischen. Die sämtlichen vier französischen Vorlagen (Überschr. 19. 20. Son. IV 6. 7) und zwei der italienischen (Od. V 2. 3) sind unbekannt. Das übrige ist: fünf Stücke aus dem Niederländischen des Heinsius (PW. V 4. 5. 6. 7. Od. V 4) und eins aus seinem Lateinischen (PW. V 2); zwei aus

1) Neudruck v. Braune, S. 55.

2) Nicht mitgerechnet sind 4 Stücke, von denen zweifelhaft bleiben muß, ob es sich um Übersetzungen oder nur um Bearbeitungen handelt: PW. I 17; Überschr. 18; Od. V 7; Od. V 8. Zu den beiden letzteren vgl. oben im folgenden.

Digitized by Google

dem Lateinischen des Grotius (Son. IV 3. 4), je eins aus dem des Owen (Überschr. 13) und des Barth (PW. V 1); endlich vier aus dem Italienischen des Guarini (PW. V 8. 9. 10. Od. V 1). Damit ist der Kreis geschlossen. Zwei Madrigale (Od. V 7. 8), die Voßler womöglich noch als Übersetzungen aus dem Italienischen in Anspruch nehmen wollte[3], sind wohl höchstens als freie Nachbildungen zu werten, da Fleming seine eigentlichen Übersetzungen stets als solche zu kennzeichnen pflegt.

Der einzige der genannten Autoren, den Fleming damals allem Anschein nach persönlich gekannt hat, ist Caspar Barth[4]. Er erwähnt ihn öfters rühmend; drei seiner Gedichtbücher hat er in eigenen Epigrammen besungen (erhalten davon nur eins, Sylv. V 12, vom Jahre 1639). Daß er stilistische Lehre von ihm empfing, das scheinen nicht nur die frühesten „Rubella"-Verse, sondern auch markante Eigenheiten seiner späteren lateinischen Diktion zu bezeugen[5]. Aber menschlich und künstlerisch stand er dem Älteren doch zu fern, als daß er in der Tiefe von ihm hätte bestimmt werden können[6]. Barths glühende Sinnlichkeit blieb ihm fremd wie die Douzas[7]; auch seine ins Wahnsinnige gesteigerte Hyperbolik war für Fleming zuviel, der trotz aller ähnlich gerichteten Neigungen doch nie zu derart kolossalischen Aufschwellungen gelangte; ebensowenig hat er im Sprachlichen die letzten Konsequenzen dieses Fischart des Neulateins nachgezogen. So versteht man, daß er sich mit der Übertragung eines Gedichtes von Barth genug tat — bezeichnenderweise eines Gedichtes, das weder schwüle Erotik atmete noch sachlich und formal den sonst gewohnten Grad der Aufpeitschung erreichte. So bot es nun seinerseits infolge dieser exzeptionellen Artung unserm Dichter günstige Gelegenheit, zu bereichern und auszugestalten, neue Lichter aufzusetzen.

Die Belesenheit Caspar Barths war ungeheuer; die alten und neuen Dichter, die er nennt und rühmt, prüft und kennzeichnet, — ganz abgesehen von seinen Übersetzungen und wissenschaftlichen Studien — gehen in die Hunderte. Viele seiner Ideale sind auch die Flemings, so Catull, Secundus, Lernutius, Douza und sein erkorener Abgott Scaliger. Es kann wohl sein, daß er es war, der

3) Karl Voßler, Das deutsche Madrigal. Weimar 1898. S. 34.

4) Mit Heinsius traf Fleming erst am Ende seines Lebens zusammen.

5) Vgl. Münchener Museum V, S. 277, 321.

6) Eine lebendige, manchmal allzu journalistische Charakteristik Barths, durch viele Proben gut illustriert, gibt Adalbert Schroeter, Beiträge zur Geschichte der neulateinischen Poesie Deutschlands und Hollands. Berlin 1909 (Palaestra 77). S. 267—325. Allerdings dringt er auch hier, wie immer, nicht tief genug; außerdem überschätzt er den Dichter erheblich. Kurze Erwähnung findet Barth auch bei Georg Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig. Leipzig und Berlin 1909. S. 105 f. Seine deutsche Dichtung behandelt Johannes Hoffmeister, Zeitschrift f. dt. Philologie 54 (1929), S. 395—400 (vgl. auch dens., Heidelberger Sitzungsberichte, phil.-hist. Kl. 1929/30, 2. Abh.). [Korrekturnote: Soeben erschien H.s umfassenderes Barth-Buch. Heidelberg 1931.]

7) Vgl. Münchener Museum V, S. 270 f., 273, 312.

Digitized by Google

Fleming zu Grotius und Heinsius führte, denn diese beiden nehmen gleichfalls höchst ehrenvolle Plätze an seinem Poetenhimmel ein[8]. Selbst Owen mag durch ihn, der zwar den Engländer nicht hoch einschätzt, aber trotzdem immerfort heranzieht, die Aufmerksamkeit Paul Flemings zuerst erregt haben.

Das eine Epigramm Owens[9], das unser Dichter — übrigens nur in seiner ersten Hälfte — übersetzt hat, mag ihn gereizt haben, weil es der petrarkistischen Liebesauffassung schlagwortartigen Ausdruck lieh. Über solche einzelnen Bonmots hinaus konnte der gefeierte Epigrammatiker dem Lyriker wenig Anregungen bieten, der sich zwar auch in einigen „Überschriften" versuchte, aber gerade hier die schwächste Seite seiner Begabung offenbarte.

Auch Grotius[10] konnte schon darum keine breitere Wirkung auf Flemings Liebeslyrik entfalten, weil er wenig Liebesgedichte geschrieben hat. Man mag die Erklärung darin suchen, daß dieser ungewöhnlich freie und selbständige Geist, der eine ihn im tiefsten beglückende Ehe führte und seiner heldenmütigen Gattin und ihrer Opfertat ein freudig-stolzes dichterisches Denkmal setzte, wenig innere Veranlassung zu einer Dichtung konventionellen Frauendienstes fand, der sich überlieferungsgemäß nun einmal — mindestens fiktiv — auf Mädchen zu richten hatte oder, wenn auch das

8) Natürlich konnte Flemings Aufmerksamkeit auch vielfach sonst auf sie gelenkt werden. So war Opitz dem Heinsius aufs höchste verpflichtet; und Heinsius wiederum singt unermüdlich das Lob seines Freundes Grotius (wie umgekehrt dieser das seine).

9) Ueber seinen Einfluß in Deutschland vgl. Erich Urban, Owenus und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts. Berlin 1900.

10) Die Werke von und über Grotius sind zusammengestellt bei Jacob Ter Meulen, Concise bibliography of Hugo Grotius. Leyden 1925 (leider nicht absolut vollständig und, was die Titelangaben betrifft, recht „concise"). Eine Auswahl von Titeln gibt auch W. S. M. Knight, The life and works of Hugo Grotius. London 1925. S. 291—97. Die Spezialarbeiten von J. van Voorst und L. Müller über Grotius als Dichter (Ter Meulen Nr. 826 und 828) waren mir nicht zugänglich. Die zahlreichen Grotius-Biographien, meist von Juristen geschrieben, kümmern sich im allgemeinen wenig um den Dichter oder gar den Lyriker. Nur die älteren Darstellungen gehen etwas näher darauf ein: so die von J. L. de Burigny (Leben des Grotius. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1755. S. 33—41) und die von Heinrich Luden (Hugo Grotius. Berlin 1806. S. 89—100). Beide bieten indessen lediglich wertende Raisonnements und ein paar zeitgenössische Zeugnisse. Lucian Müller geht in seiner Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden (1869) auch auf den Dichter Grotius ein. Vgl. ferner P. A. Budik, Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des 15.—18. Jahrhunderts. 2 Bde. Wien 1827. Bd. I, S. 312—73; P. Hofmann Peerlkamp, Liber de vita doctrina et facultate Nederlandorum qui carmina latina composuerunt. Editio altera. Harlemi 1838. S. 325—36. Hauptsächlich, wenn auch abermals längst nicht abschließend, kommt wieder Schroeters Buch in Frage (a. a. O. S. 223—252). Zu Grotius' niederländischen Gedichten vgl. G. Penon, Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde I, S. 16 ff. Eine ausgezeichnete geistesgeschichtliche Gesamtcharakteristik gibt J. Huizinga, Hugo Grotius und seine Zeit (in: Huizinga, Wege der Kulturgeschichte. München 1930, S. 298—314). Ein rasch orientierender, biographischer, Artikel steht bei Winkler Prins (Geïllustreerde Encyclopaedie. Derde druk. Bd. 8. Amsterdam 1908. S. 477 f.).

Digitized by Google

nicht, so doch immer die außereheliche Beziehung festhielt. Jedenfalls hat sich die Liebesdichtung des Grotius in einem „Anacreonticum ad Heinsium“[11] und den 12 Stücken der „Erotopaegnia Catulliana“[12] erschöpft. Wenn aber Schroeter (a.a.O. S. 229) feststellt, daß Grotius so wenig wie Heinsius Erotiker gewesen sei, so schiebt der Vergleich die Frage auf ein falsches Gleis. Heinsius war kein Erotiker, weil er nur Schablonen handhabte, Grotius höchstens darum, weil seine Dichtung in ihrer breiten Schicht von anderen Mächten beherrscht wird. Er ist als Erotiker ein „Unzünftiger“, für uns deshalb von besonderem Reiz. Denn wenn auch sein „Anacreonticum“ mit den typischen Vokabeln und Vorstellungen der neulateinischen Liebes- und Kußdichtung arbeitet, die „Erotopaegnia“ werden dadurch charakterisiert, daß hier eine Reihe petrarkistischer Kernthemen neu gesehen und meist mit eigenartigen Ausweichungen gestaltet werden, vielfach schlicht und ungekünstelt, in gedämpfter Vornehmheit des Tons, von innen her bewegt. Man ist erstaunt, unter den wohlbekannten Titeln „Desperatio“, „Speculum“, „Lachrimae“ u. ä. auf Gebilde zu treffen, die mindestens in einem Zug fast immer, öfters in Wesentlichem, die petrarkistische Grundform abwandeln und abbiegen. Immerhin bleiben ein paar Stücke in der Tradition verhaftet; und es ist für Fleming höchst bezeichnend, daß er sich gerade unter ihnen die Vorlagen seiner beiden Übertragungen ausgesucht hat! Man sieht daraus, wie weit er dem durchschnittlichen Zeitgeschmack damals noch das eigene Urteil anheimgab; denn leidenschaftliche Erregtheit, die ihn sonst angezogen haben könnte, wie früher und später oft genug, sie spricht sich in diesen Versen des Grotius nicht aus, die vielmehr eine andere Linie des petrarkistischen Systems verfolgen. In der Vermittlung solcher bisher bei Fleming unvertretenen Motive liegt denn auch die Bedeutung der beiden Übersetzungen; in ihnen rezipiert der Dichter zwei weitere und fortwirkende Anlässe der Liebesdialektik: das Traumthema und die Pretiosen-Ausdeutung.

Einen weit wirkungsvolleren Platz als alle bisher Genannten nimmt in Flemings Übersetzertätigkeit der Dichtergenosse des Grotius ein, künstlerisch ihm unterlegen, aber im allgemeinen Urteil hoch über ihm einer der ersten literarischen Führer seiner Zeit. Mit sechs Gedichten ist Daniel Heinsius[13], dessen Anregung schon die „Rubella“ hier und da befruchtet hatte, in Flemings deutscher Liebesdichtung am stärksten vertreten. Das überrascht zunächst, wenn man bedenkt, wie wenig Gebender

11) Poemata, collecta et . . . edita a fratre Guilielmo Grotio. Lugd. Bat. 1617. S. 251 f.

12) A. a. O. S. 407—12.

13) Von der zeitgenössischen Literatur über Heinsius sei der ihm gewidmete biographische Abriß bei Joannes Petrus Lotichius, Bibliotheca poetica. Bd. III (Francofurti 1626), S. 203—05, erwähnt. Peerlkamp handelt über ihn a. a. O. S. 378—83. Der Aufsatz von J. Koopmans (Daniel Heinsius, in der Zeitschrift

Digitized by Google

und Nehmender auch hier im tiefsten Grunde gemeinsam haben. Denn mag auch Heinsius als Vertreter bürgerlicher Moral in der Dichtung, von Douza, den er so innig verehrt, in dieser Hinsicht durch eine Kluft getrennt, dem ähnlich gestimmten Fleming näher rücken, so bleibt er ihm doch ganz fern in seiner schwunglosen Trockenheit, seiner nüchternen Lehrhaftigkeit, seiner haltlosen Breite. Aber Heinsius ist einer der getreuesten Schildhalter des Petrarkismus in seiner Epoche und vermöge seiner Autorität zugleich dessen erfolgreichster Propagandist. Damit ist wieder die Brücke geschlagen. Daß es dies war, was Fleming zu ihm hinzog, erhärtet bereits ein rascher Blick auf die äußeren Verhältnisse: das Schwergewicht von Heinsius' petrarkistischer Position liegt in den niederländischen Gedichten; nicht als ob die lateinischen von einem andern Geiste beherrscht wären, aber die petrarkistischen Motive sind hier im allgemeinen weniger angespannt, gesteigert und gehäuft. Was man demnach schon vermutet, bestätigt sich: von den 6 Gedichten des Heinsius, die Fleming übersetzt hat, ist eins lateinisch, die andern holländisch! Tatsächlich ist denn auch nirgends so vieles, so typisches und so stilechtes petrarkistisches Übersetzungsgut in Flemings dichterisches Werk eingegangen wie gerade von Heinsius her. Aber auch im Hinblick auf die motivischen Kategorien laufen viele Linien an dieser Stelle zusammen: die schon in der „Rubella" aufgegriffenen Themen vom Seelenraub und vom Bild der Geliebten tauchen hier aufs neue empor; die traditionellen Antithesen werden schärfer beleuchtet; das eben bei Grotius ins Gesichtsfeld getretene Pretiosenspiel findet abermalige Vertretung; vor allem entfaltet jetzt die Emblematik ihre Wirkung, jene Domäne des Heinsius, die er als Erbe ihres Begründers Alciatus überkommen hatte[14].

Beweging 3, 1909, S. 181 ff., 276 ff.) war mir nicht zugänglich. Die niederländischen Emblemata behandelt kurz und oberflächlich, fast nur durch Wiedergabe von Proben, Joh. Vorrink, Het minnedicht in de zeventiende eeuw (Leiden 1919), S. 120—22. Das Buch von Schroeter bietet keine zusammenhängende Darstellung, kommt aber hier und da bei anderer Gelegenheit auf Heinsius zu sprechen. G. Kalff (Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde. Bd. IV. Groningen 1909. S. 35—45) würdigt den Dichter verhältnismäßig ausführlich, um seiner Zeitbedeutung, nicht seines künstlerischen Ranges willen. Ohne eigentliche Vertiefung trifft sein Urteil doch die allgemeinen Konturen. Bei Winkler Prins steht im 9. Band (Amsterdam 1908), S. 66 f., eine kurz informierende, biographische Skizze.

14) Heinsius hat die lateinische Emblematik des Italieners Alciatus in nationalsprachliche Form übergeführt und hat sie auf die Erotik eingeschränkt. Seine „Emblemata amatoria" (Nederduytsche Poemata. Amsterdam 1616. S. 67—92) umfassen 48 alexandrinische Achtzeiler, begleitet von ebensoviel Kupferstichen, deren bildlichen Gehalt sie umschreiben und gedanklich ausdeuten. Dabei bleibt Amor stets der Beziehungsmittelpunkt des Bildes und des Gedichtes. Fleming kannte auch des Heinsius Vorbild Andreas Alciatus (1492—1550), den ja Secundus als Lehrer und Freund aufs höchste verehrte. Auch aus seinen Emblemata hat er eins (Ausgabe Francofurti ad Moenum 1567, f. 61, Nr. 61) übersetzt (PW. V 3), das aber nicht in den Kreis unserer Betrachtung fällt. Ueber Alciatus vgl. Schroeter, a. a. O. S. 167—75.

Digitized by Google

Wenn Fleming diese Besonderheit auch nie systematisch gepflegt hat, so ist doch ihre Technik auf manche seiner selbständigen deutschen Gedichte, vor allem Sonette, nicht ohne Einfluß geblieben.

Etwas abseits stehen die vier Übersetzungen aus Guarini[15], insofern das Werk des Italieners[16] einer andern Einflußwelle zugehört als die bisher genannten ausländischen Vorbilder, die unter sich durch zahllose Beziehungsfäden zusammenhängen. Es ist auf einer andern der großen literarischen Handelsstraßen in Deutschland eingedrungen, steht in andern historischen Entwicklungen und vertritt eine andere Gattung und einen andern Stil; aber freilich trifft es in vielen und wesentlichen Punkten, motivisch und gehaltlich, mit den aufgezeigten Traditionen zusammen, weil es eben doch ein gut Teil seiner Wurzeln mit ihnen gemeinsam hat. Diese Verwandtschaft ist wieder im Hinblick auf Fleming das Wichtigere; sie begründet Tatsache und Art seiner Hinwendung zu Guarini. Wir sehen ihn auch hier für seinen Zweck sich Stücke auswählen, deren Tenor ihn vertraut berührt, Themen, um die er sich selber bereits bemüht hat, oder solche, die sich später in seinem Schaffen zu voller Breite entfalten, und die hier antizipiert, vielleicht kausal vorbereitet erscheinen. Freilich stehen die Guarini-Übersetzungen auch darum für sich, weil die Vorlagen offenbar auf nicht-literarischem Wege an den Dichter herangetreten sind. Voßler hat — meines Erachtens mit vollem Recht — auf die Madrigalen-Sammlung des Gastoldi als mögliche Vermittlerin der Texte hingewiesen[17]). Ähnlich mögen auch die andern Übersetzungen Flemings, deren Urbilder wir nicht kennen, aus zweiter Hand stammen. Jedenfalls stimmt solches Verfahren zu dem Eindruck, den wir auch sonst von Flemings unmittelbarer Vertrautheit mit italienischer Literatur gewinnen: sie muß gering gewesen sein. Andrerseits stimmt es zu dem Musik-Enthusiasten und bewundernden Schüler Scheins, als den wir unsern Dichter wissen[18]. Was seine Übertragungen aus Guarini anbetrifft, so

15) Die eine davon, Od. V 1, ist im Grunde keine Uebersetzung, sondern eine erweiternde Paraphrasierung und nimmt auch insofern eine Sonderstellung ein, als sie nicht wie die andern drei einen Chor, sondern eine Dialogpartie des „Pastor fido" betrifft.

16) Ueber ihn vgl. Vittorio Rossi, Battista Guarini ed il Pastor fido. Torino 1886. Knappe Orientierung gibt Vittorio Turri, Dizionario storico manuale della letteratura italiana. Torino usw. 1928. S. 151 f. (s. v. Guarini) und 270—72 (s. v. Pastor fido). Guarinis Wirkung in unserer Literatur behandelt Leonardo Olschki, G. B. Guarinis Pastor fido in Deutschland. Leipzig 1908.

17) A. a. O. S. 33. Olschki, a. a. O. S. 9, schließt sich Voßlers Meinung an. Das in Frage kommende Werk des Giacomo Gastoldi ist: Il quarto libro de Madrigali a cinque voci. Venet. 1602. Die dort komponierten Guarini-Stellen, die den Vorlagen Flemings entsprechen, sind die Madrigale Nr. 6, 7, 8, 9, 18.

18) Dieser Sachverhalt — Rezeption der italienischen Lyrik durch Vermittlung der Musik — fügt sich der These des Buches von Rudolf Velten (Das ältere deutsche Gesellschaftslied unter dem Einfluß der italienischen Musik. Heidelberg 1914) ein, das im übrigen mit dieser einseitig konstruktiven These, wie andernorts zu zeigen sein wird, dem historischen Ablauf Gewalt antut.

Digitized by Google

haben sie doch recht wenig Musikalität, und ihr Wert für Flemings dichterische Entwicklung wird wiederum durch das bestimmt, was sie inhaltlich hinzubringen, und was sie an Gelegenheit zur Bereicherung und Vervollkommnung der formalen Ausdrucksmittel darbieten.

2. Motive.

Im Ganzen betrachtet, sieht die Versammlung der von Fleming gewählten Übersetzungsvorlagen recht buntfarbig aus. Es erklärt sich das aus dem Eifer des Adepten, der zu raschester Vervollkommnung möglichst viele Töne auf seine Palette zu raffen sucht, ohne vorerst auf streng-kritische Sichtung Wert zu legen. Manches ist darunter, was Flemings persönlicher Art und dichterischer Gestimmtheit ferner liegt und für sein eigenes Schaffen unverbindlich bleibt. Mehr als Zufall scheint es nur, daß die betreffenden Stücke gerade den Literaturkreisen entstammen, denen Fleming durchweg — unmittelbar zumindest — am wenigsten verpflichtet ist, dem französischen und dem italienischen; und ferner, daß diese Stücke sämtlich anonym sind. Stets lautet hier die Überschrift: „Aus dem Französischen", „Aus dem Italienischen" oder ähnlich. Empfand der Dichter selbst das etwas Außenseiterhafte, die geringere Verbundenheit mit eigenem Wesen, daß ihm der genauere Hinweis nicht lohnte? Solange die Originale nicht festgestellt sind, wird die Frage kaum zu beantworten sein.

Der krasseste Fall solcher Wesensfremdheit ist wohl Überschr. 19, aus dem Französischen stammend, ein Epigramm, das man überall, nur nicht bei Fleming vermuten würde. Es lautet:

Die Lieb' ist eine Gunst, die erstlich durch das Aug'
Ins Herze geht und fleust vom Herzen in den Bauch.

Schon aus der „Rubella" geht hervor, wie ganz unsinnlich — im Gegensatz zu der der meisten Zeitgenossen — die dichterische Liebesauffassung Flemings im Grunde war. Erklingt einmal — selten genug — ein anderer Ton, so handelt es sich um Arabesken oder traditionelles Formelwerk, ohne Bedeutung für den inneren Gehalt. Vollends aber ein Lehrsatz von solcher zynischen Geradheit, wie er hier vorliegt, ist in Flemings eigenem Schaffen undenkbar. Es ist die petrarkistische Liebesauffassung mit ihrer betonten Geistigkeit, die da, wo sie in reiner Form vertreten wird, doch eben Halt macht vor letzter erotischer Verwirklichung. Darum ist es eine grobe Verkennung Waldbergs[19], wenn er die zitierte Überschrift (übrigens, der Parallele wegen, ohne den

19) Max Frh. v. Waldberg, Die deutsche Renaissance-Lyrik. Berlin 1888. S. 153 f.

Digitized by Google

letzten Halbvers, also unter Verfälschung des Sinnes!) mit einem Vers Petrarcas[20] in gleiche Linie rückt:

Trovommi Amor del tutto disarmato,
Ed aperta la via per gli occhi al core[21].

Man erkennt unschwer den ganzen Gegensatz, der sich zwischen den beiden Äußerungen auftut, den Gegensatz von derb-realistischer Gnomik und verfeinerter Empfindung. Der echte Fleming steht auf Seiten der letzteren. Eine tatsächliche Entsprechung zu Überschr. 19 findet sich bei Owen[22], für dessen kühle Reflektiertheit der Petrarkismus nur eine unter verschiedenen möglichen Ausdruckshaltungen bedeutete, — ein Epigramm, das ich für die Vorlage des von Fleming übersetzten französischen Originals halte:

Incipit a geminis perque os descendit ab illis,
Incidat in Centrum donec Amoris Amor.

Anderen Geistes, aber von ähnlich apodiktisch-unmittelbarer Formulierung, ist der französische Vierzeiler, den Überschr. 20 wiedergibt. Sachlich und ohne Floskeln wird hier eine strengbestimmte Direktive gegeben: ein Tor ist, wer Unbekannte, wer viele, wer garnicht liebt; eine zu lieben, ist das Rechte. Flemings Persönlichkeit war komplizierter, als daß sie sich in so nüchterne Vorschrift hätte einfügen können; und er hatte ein Bewußtsein seiner Problematik, wie etwa das aufschlußreiche Bekenntnis von Son. IV 64 es bezeugt: der Problematik des feurig Hingegebenen, des stets und immer neu Entzündeten, in dem Gewissen und Wille gegen dunkel-unentrinnbares Verfallensein einen, hier gewiß nicht tragisch akzentuierten (dafür ist Flemings Naturell zu leicht und wendig), aber doch als bedrückend empfundenen, verwirrend aussichtslosen Kampf führen. *Wer schützt sich vor Gewälten, die stärker sind als er?* — eine Klage, die einen verblüffenden Psychologismus der Selbstbeobachtung voraussetzt. Die große Lebensspannung Flemings, zwischen Selbstbehauptungswillen und Entselbstetheit — sie schwingt auch hinter diesen Versen. Immerhin: die bedenkenlose Aufnahme des französischen Epigramms mag dafür sprechen, daß Fleming zu dieser Zeit der eigenen Artung nur erst unscharf inne geworden war — auch der dichterischen übrigens, denn solch schmuckloser und geradliniger Sentenzenstil war seine Sache nicht.

Vertrauter klingen die ebenfalls aus dem Französischen übersetzten Son. IV 6 und IV 7. Offenbar ist hier mit Vorlagen zu rechnen, die der Kunst der Plejade nahe stehen, die auch schon — besonders diejenige von Son. IV 7 — petrarkistisch beeinflußt

20) Rime di Francesco Petrarca. [Hrsg. v. Gustav Gröber.] Strasburgo o. J. (= Bibliotheca Romanica). Nr. 3 = Son. 3, 9 f.

21) Der Gedanke, daß die Liebe durch die Augen ins Herz dringe, ist ein Erbe von den Trobadors, bei denen er die Entstehung der Liebe typisch umschrieb.

22) Epigrammatum libri III, editio nova. Ambergae 1611. S. 32: „Amor descendens" (liber I, epigr. 158).

Digitized by Google

sind. Abschiedsklage, Tränenfluten und Zaubermacht der Mädchenaugen: das sind Elemente petrarkistischer Tradition und in Flemings eigener Dichtung fest beheimatet. Auch das Leandergleichnis von Son. IV 6 wird später mehrfach wieder aufgefrischt, aber, was nun durchaus charakteristisch ist, mit anderer Wendung. Wenn der französische Dichter sich schließlich doch trotz aller vergleichbaren Not und Wirrnis dem antiken Liebeshelden überlegen fühlt, weil ihn die göttliche Leuchte der Frauenaugen sicher durch Sturm und Brandung leitet, so nennt im Gegenteil Fleming den gerühmten Namen nur, um die ganze Tiefe seiner Peinigung zu erweisen, der gegenüber Leander noch als *Glückeskind* erscheinen muß. Man sieht, wie gebändigt selbst diese schon weitgehende französische Affektbewegung im Vergleich zu Flemings eigenster Klageweise wirkt, wie sehr der Deutsche sich verleugnete, wenn er solche Gestaltungen in sein Werk aufnahm.

Sehr viel einsamer noch als die beiden letztgenannten Sonette heben sich die nach unbekannten Italienern übersetzten Oden aus der Masse der Flemingschen Schöpfungen heraus. Auch wo die Motive vertraut berühren, atmet die Art ihrer Gestaltung einen fremden Geist. Mag das weniger noch für das Tanzlied Od. V 2 gelten, das uns hier — weil keine unmittelbare Liebesdichtung — minder interessiert, so gilt es doch ausgesprochenermaßen für Od. V 3. Es ist ein Lied der Sehnsucht, einsetzend mit einem Preis der Liebsten — Themen, die Fleming immer wieder variiert hat. Anzunehmen ist auch, daß er stilistisch viel Eigenes in die Vorlage hineingetragen hat. Und trotzdem ist der letzte Eindruck der Übersetzung derjenige der Unzugehörigkeit. Das italienische Original war eins von jenen sangbaren Liedern, wie sie um die Jahrhundertwende in Deutschland eindrangen und hier die neue Form der Gesellschaftslyrik begründeten. Der Ton ist hell, voll inneren Jubels und zärtlicher Lockung; die Sehnsucht wird als Beschwingendes, nicht als Verzehrendes empfunden; wo letzteres einmal versichert wird (v. 25 f.), da spürt man, daß es garnicht so ernst gemeint ist, daß es sich nur um eine kleine List handelt, die Frau mit Rührung zu betören. Leicht-gleitend wie der Ton ist der Rhythmus; die Sprachgebung ist denkbar einfach, ein glatter Fluß von Vokativen und Imperativen, Asyndese und fortdauernde anaphorische oder synonymische Wiederaufnahmen die einzigen Stilmittel, der Ausdruck ganz schlicht und ungekünstelt, fast ohne jeden umschreibenden, aufhöhenden oder vereindringlichenden Schmuck. Nicht einmal in den Anfängen seiner lateinischen Liebesdichtung hat Fleming formal in solchem Maße unkomplizierte Gebilde geschaffen; auch wo er Sangbarkeit will, instrumentiert er reicher; vollends die seelischen Hintergründe seiner Lyrik bergen ein ganz anderes Pathos von Leidenschaft, Kontraste ohne Maß und stete Bereitschaft zu schwerem Ausbruch. Das Antlitz seiner Kunst sieht an solchen, mit der linken Hand gefertigten Übungen wie dieser Übersetzung streng vorbei.

Digitized by Google

Eine Gruppe von Übertragungen Flemings hat sich uns so dargestellt, die von seinem dichterischen Wege abführen, keine Begründung in ihm haben und keine oder doch wenige und dann äußerliche Spuren in ihm hinterlassen. Für die Anschauung des 17. Jahrhunderts war eine Übersetzung kaum weniger geistiges Eigentum, produktive Hervorbringung des Übersetzers als sein originales Schaffen: insofern rechtfertigt sich eine gewisse Verwunderung über die Bedenkenlosigkeit, mit der Fleming Fremdkörper dieser Art in seinem Werke duldete. Die Vermutung, daß die Übertragungstätigkeit der Frühzeit zufällt, wird dadurch gewisser. Auch die andern, jetzt zu erörternden Übersetzungen gehören ihr an, wie das ihr Stil bezeugt. Aber sie sind in ganz anderer Weise mit dem Kunstwillen Flemings verbunden. Sie und die Namen, die hinter ihnen stehen, repräsentieren viele und wesentliche Züge seiner Entwicklung, der abgeschlossenen und der kommenden. Was Fleming besonders am Herzen lag, läßt sich aus ihnen ablesen, und ihre motivische Nachwirkung ist nicht gering. Sei es, daß viele oder die meisten der Dichter, denen er seine Vorlagen entnahm, ihm doch irgendwie im Innersten fern waren: das, was er ihnen entnahm, das wählte er mit Bedacht, wie es sich seiner Neigung am stärksten näherte; und schließlich vertraten sie alle eine Tradition, die auch in ihm lebendig war. Die Ausdrucksformen berührten sich in ihrer stereotypen Festigkeit, mochten auch die Gesinnungen verschieden sein.

Mit welcher Energie der Dichter, wenn es ihm darauf ankam, das Wahlverwandte suchen und finden konnte — ganz im Gegensatz zu der bisher beobachteten Sorglosigkeit —, das zeigt sich am deutlichsten in den Übersetzungen aus dem einzigen Italiener, den er mit Namen nennt: Battista Guarini. Der Autor des „Pastor fido" mußte dem Lyriker von allen, die er übertrug, am unwillfährigsten sein. Tatsächlich hat es Fleming verstanden, solche lyrischen Partien aus dem „Pastor fido" für seine Zwecke herauszusuchen, die, in sich geschlossen, zu seinem eigenen bisherigen Schaffen in einiger Beziehung standen — ein Griff von bemerkenswerter Sicherheit auch dann, wenn, wie wir annahmen, die Sammlung Gastoldis ihm bereits eine gesichtete Auswahl lyrischer Stücke darbot. In drei von den vier Guarini-Übersetzungen, die Fleming gefertigt hat, begegnen uns die drei Hauptthemen der „Rubella" wieder: Kußmotivik in PW. V 8, Liebespreis in PW. V 10 und Liebesklage in Od. V 1. Freilich hat Fleming das Besondere in Stil und Gehalt des Italieners, das trotz allem fühlbar bleibt, nicht restlos eigener Art anverwandeln können, zumal er sprachlich gerade hier noch recht ungewandt hantiert. (Nur in Od. V 1 schafft er es. nicht etwa durch größere Stilkunst, sondern durch fessellose Freiheit der Wiedergabe.)

Die Kußgedichte der „Rubella" waren dadurch charakterisiert, daß sie fast durchweg aus einer bestimmten, vorge-

Digitized by Google

stellten Situation herausentwickelt wurden. Epische Bewegung als Antrieb des gedanklichen Ablaufs und ein Verharren im Bereich des beziehungsmäßig Gegebenen kennzeichneten die überwiegende Mehrzahl der Stücke. Der Chor aus dem „Pastor fido", den Fleming jetzt in PW. V 8 überträgt[23], bringt eine Variante des Kußthemas, die in der „Rubella" noch nicht vertreten war: eine rein lyrische Spekulation über den rechten Kuß, begründet auf eine allgemeine Einsicht in das Wesen liebender Zuneigung und eingebettet in feierliche Wendungen, die das Geheimnis bildlich zu umschreiben suchen. So wie nur die menschliche Seele würdig ist, geliebt zu werden, weil sie allein durch ihre Fähigkeit lebendiger Erwiderung die Liebe eigentlich macht, so ist nur der Mund des Kusses würdig, weil nur er ihn erwidern und damit in sich selber erfüllen kann. Ganz deutlich schließt später die berühmte Od. V 15 („Wie er wolle geküsset sein") an diesen Chor aus Guarini an, wenn sie beginnt:

Nirgends hin als auf den Mund.

Aber auch dem ganzen Typus nach ist die Ode keine unmittelbare Fortführung der frühen lateinischen Kußlyrik, sondern setzt — in ihrem lyrisch-spekulativen Charakter — den umbildenden Einfluß Guarinis voraus, wenn sie auch, was die Gesichtspunkte der Kuß-Systematik betrifft, an Secundus und Douza noch einige Anklänge zeigt[24].

Zweimal kehrt weiterhin das Kußthema innerhalb der Übersetzungen wieder, beidemale in jener speziellen Ausprägung, die schon in der „Rubella" eine Rolle spielte und mit dem Stichwort ‚Seelenraub im Kuß' umschrieben werden kann[25]. Von dem lateinischen Erotopaegnium des Heinsius, das Fleming jetzt in PW. V 2 überträgt[26], ist anzunehmen, daß es bereits dem Dichter jener frühen Suavia als Muster gegenwärtig war[27]; und es hat auch später noch gewirkt. Ähnlichen Inhalts, doch weit knapper, ist das Erotopaegnium des Caspar Barth, das in PW. V 1 ver-

23) Atto II, scena 6. Coro (Il Pastor fido, ed. Camillo Orlando. Strasburgo o. J. = Bibliotheca Romanica. S. 103. Z. 36 — S. 105. Z. 9).

24) Es handelt sich bezeichnenderweise um Stücke — Secundus' Bas. 10 und das 15. Carmen der Douzaschen „Basia" (Ausgaben und Literatur vgl. Münchener Museum V. S. 265 Anm. 11 und 269 Anm. 16) —, die auf die „Rubella" noch nicht fühlbar eingewirkt hatten. Aufzählung und Bewertung der verschiedenen Kußarten findet sich übrigens auch sonst, z. Bsp. bei Marino. Canzone dei baci, Str. 5. 1—6 (Poesie varie. A cura di Benedetto Croce. Bari 1913 = Scrittori d'Italia 51. S. 22 f.), ohne daß, wie Severino Filippon (Il marinismo nella letteratura tedesca. Rivista di letteratura tedesca 4. 1910. S. 16) meint, ein Einfluß auf Fleming angenommen werden muß. (Die sämtlichen Parallelen, die Filippon für Fleming beibringt, halten nicht Stich. Fleming ist von Marino noch nicht berührt, nennt ihn nie, kannte ihn vielleicht garnicht. Wo sein Stil „marinistisch" scheint, ist mit anderen Voraussetzungen zu rechnen.)

25) Vgl. Münchener Museum V, S. 289 ff.

26) Heinsius, Poematum editio nova. Lugd. Bat. 1621, S. 240.

Digitized by Google

deutscht vorliegt[28]. Das Motiv erscheint hier schon so fest geworden und als dichterischer Allgemeinbesitz vorausgesetzt, daß der eigentliche Kußvorgang übersprungen und gleich die sich ergebende Situation erörtert werden kann. Die galante Schluß-Antithese schafft einen neuartig-reizvollen Ausklang. Das Gedichtchen des Leipzigers hat Fleming auch ferner gefesselt, denn PW. V 18 folgt ihm, was den motivischen Aufbau angeht, Zug um Zug.

Der schon erwähnte, in PW. V 10 übertragene Preisgesang des Guarini[29] bedeutet ebenso wie jenes Kußgedicht gegenüber den gleichgerichteten Bemühungen der „Rubella" einen neuen Ton. Auch hier eine hochgreifende, vergeistigte, gebärdenschwache, aber gedankenzähe Art der Betrachtung, der Flemings Deutsch nur schlecht und recht nachkommen mag. In diesem Falle war seine Anpassungsbereitschaft doch geringer; er hat die Weise des Italieners kaum je zu eigenem Gebrauche wieder aufgenommen. Trotzdem ist deutlich, daß Guarini gerade hier auf den Schultern Petrarcas steht — Petrarcas, nicht des Petrarkismus! Denn es handelt sich um einen Zug Petrarcischer Erotik, den der Petrarkismus verhältnismäßig wenig gepflegt hat. Seinen Vertretern lag eine mit handfesten und wirkungssicheren Objekten arbeitende Dithyrambik mehr als ehrfürchtige Anbetung hoher, allem irdischen Maß entrückter Ideenbilder. Damit erklärt sich Flemings geringe Berührtheit von Guarinis Hymnik: in ihm war eben die petrarkistische Tradition die starke Macht; in ihr war er geschult und durch sie empfing er Petrarca; der Canzoniere-Dichter selber hatte keine Gewalt über ihn. Diese schon anläßlich meiner „Rubella"-Analyse vorgreifend vertretene Auffassung[30] — noch einmal gesagt: daß das Erbe Petrarcas ganz allein in seiner Ausgestaltung durch das Heer der petrarkistischen Nachtreter an Fleming kam — wird andernorts weiter auszuführen sein; es ist eine Erkenntnis, der ich großes Gewicht beilege. PW. V 10 ist wertvoll als ein abermaliges Stückchen Beweis dafür.

Man sehe nur, wie ganz anders unser Dichter auf jene kurze Liebesklage aus dem „Pastor fido", die er Od. V 1 ins Deutsche wendet[31], reagiert! Hier gibt Guarini nicht Petrarca, sondern Petrarkismus; und Fleming packt mit beiden Händen zu, die kostbare Beute zu sichern. Die Schilderung der Qual, die der Liebsten Seufzer bereiten — er kleidet sie nicht schlicht und kühl in ein anderes Sprachgewand, sondern er wirft sich in sie hinein, reißt sie empor, stachelt und peitscht sie mit allen Sprach-

27) Vgl. Münchener Museum V, S. 289 f.
28) Barth, Fabularum Aesopiarum libri V. Phoenix. usw. Francofurti 1623. S. 123 f. (Erotopaegnion Nr. 19).
29) Pastor fido, Atto III, scena 9, Coro (ed. Orlando, S. 144, Z. 20—S. 145, Z. 5).
30) Vgl. Münchener Museum V, S. 307 f.
31) Pastor fido, Atto I, scena 2 (ed. Orlando, S. 55, Z. 22—29).

Digitized by Google

mitteln, die ihm zu Gebote stehen; sie sind gewiß noch recht beschränkt, aber der heiße Wille zur Erregung lebt in ihnen. Der nächste Abschnitt wird die Züge dieser Umbildung noch aufzuweisen haben.

Wir sind damit in den Bannkreis des Petrarkismus eingetreten und sehen so auch die letzte Entwicklungsstufe der „Rubella“[32] in den Übersetzungen wiederholt. Neues Traditionsgut wird in ihnen aufgenommen und bereitgestellt, das dann zum Baugrund der deutschen Lyrik Flemings beiträgt und ihre Beziehungen deutlich macht. Der fruchtbarste Vermittler ist hier Heinsius. Auch er hat eine Liebesklage beigesteuert (PW. V 7)[33], von krasser Bildlichkeit — das Antlitz des Mädchens ist die Marterbank des Dichters —, von Todes-Rhetorik erfüllt, vor allem mit antithetischem Schluß, der sich des beliebten Paradoxons von dem Feuer bedient, das stets entzündet und nie verbrennt. Die Antithetik ist die besondere Stärke des Heinsius wie des Scaliger; wenn Fleming sie dann als motivisches Kompositionselement und Vehikel geschärften Ausdrucks über alles liebt, so sind die beiden gewiß nicht unschuldig daran. Allerdings greift die Antithese tiefer, sie ist ein inneres Prinzip, eine geistige Haltung und als solche in der Struktur der petrarkistischen Erotik fest begründet. Auch bei Heinsius offenbart sie diesen Charakter, wenn er das ganze Verhältnis von Mann und Weib unter dem Gesichtspunkt des Kampfes sieht und bis ins Einzelne mit kriegerischen Metaphern und Vergleichen kennzeichnet, in denen Haß und Liebe, Leid und Lust sich in eins verschlingen, und wenn sogar das endliche ergebungsfreudige Bekenntnis des Besiegten zu seiner Niederlage sich wiederum nur antithetisch äußern kann:

Ick moest om los te gaen noch meer gebonden sijn[34].

Oder wenn er, in Variation dieses Schlußmotivs, den Jubel über erlangtes Glück nicht als einfach-klare Empfindung ausströmen läßt, sondern jenes heimliche Ineinander von Bindung und Freiheit, das jeder Liebeserfüllung eignet, thematisch auswertet, in dem Sinne, den der Titel zeigt: „Dominae servitium libertatis summa est“[35]. Fleming hat beide Gedichte übertragen (in PW. V 5 und Od. V 4) und ist ihnen verpflichtet geblieben.

Die große Grundantithese aber der petrarkistischen Liebesauffassung schlechthin — sie leuchtet, wenn auch nicht in letzter Komprimierung, höchster Geladenheit, in den Versen des Owen auf, die Fleming in Überschr. 13 rezipiert hat[36]:

32) Vgl. Münchener Museum V, S. 301 ff.

33) Nederduytsche Poemata. Amsterdam 1616. S. 73: „In poenam vivo“ (Emblemata amatoria Nr. 10).

34) A. a. O. S. 17 f.: „Solvi non possum, nisi magis constringar“.

35) A. a. O. S. 15 f.

36) Owen, Epigrammatum libri III. editio nova. Ambergae 1611. liber I, epigr. 13. — Die beiden von Fleming nicht mit übersetzten Schlußverse wiederholen nur das Gesagte in bildlicher Einkleidung.

Digitized by Google

Principium dulce est, at finis amoris amarus:
Laeta venire Venus, tristis abire solet.

Die darüber hinaus noch mögliche, schärfste, die echtest-petrarkistische Spannung, *dulcedo* und *amaritudo* in einem, als stets verbunden Gegenwärtiges, in Suav. 16, 28 schon als *dulcaciditas* vorformuliert[37] — diese Spannung bringt Fleming dann in seiner deutschen Lyrik zur Anschauung.

*

So aufschlußreich für Flemings künstlerischen Geschmack, seine Neigungen und eigenen Ziele die letztbesprochenen Übertragungen auch sein mögen, eine dritte Gruppe von Stücken tritt ihnen ebenbürtig an Wichtigkeit zur Seite — Stücke, deren geringere gehaltliche Bedeutung durch die Tatsache aufgewogen wird, daß in ihnen neue, bis dahin in Flemings Schaffen unvertretene Motive zum ersten Male Form gewinnen. Es sind Motive, die ebenfalls der Tradition des Petrarkismus zugehören, wenn sie auch meist nicht eigentlich auf Petrarca selbst zurückgehen, sondern erst von seinen Nachahmern ihrem Repertoire hinzugefügt und nun allerdings durch die Art der stilistischen Behandlung dem gültigen System voll eingegliedert wurden. Dennoch bleiben sie erkennbar etwas gesondert, insofern in ihnen nicht die schwere Strenge des petrarkistischen Bewußtseins zu walten pflegt, sondern ein spielerisches Bemühen um geistreiche Verknüpfungen, das seine Objekte, erschöpft von den großen Problemen, am Rande des eigentlich erotischen Bereiches sucht. Es sind die Außenbezirke petrarkistischer Erotik, die hier in Frage stehen. Fleming hat auch sie mit eifriger Hingabe in der Folgezeit gepflegt; und darum sind auch seine zuerst in diese Richtung weisenden Übersetzungen einer kurzen Musterung wert — ganz abgesehen davon, daß in ihnen z. T. unmittelbare und spezielle Anregungen für Späteres gegeben sind.

Eines der gemeinten Außenmotive freilich ist schon in der „Rubella" — und sogar doppelt — gestaltet: die Betrachtungen zum Bilde der Geliebten[38]. Jenes Emblema des Heinsius, das Fleming in PW. V 6 übersetzt hat[39], war mit seiner Wendung des Motivs ins Innerlich-Gleichnishafte auch schon auf eine der beiden lateinischen Gestaltungen (Suav. 17) nicht ohne Einfluß geblieben. Ein anderes, verwandtes Thema aber, das der nächtlichen Traumerscheinung, tritt hier zum erstenmal ins Blickfeld, in Son. IV 3, und zwar in der Form, die Hugo Grotius ihm

37) Sie ist übrigens so auch von Guarini schon ausgesprochen, beiläufig zwar — in jenem, noch zu erwähnenden Chor, den Fleming PW. V 9 übersetzt hat. Es handelt sich um die Entsprechung von Flemings v. 68 f.:

Gioco dolce ha pania amara.

Allerdings hat der Uebersetzer die Stelle gründlich verwässert und verbogen.

38) Vgl. Münchener Museum V, S. 295 f.

39) A. a. O. S. 71: „Imaginem eius mecum gesto" (Emblemata amatoria Nr. 5).

Digitized by Google

gegeben hat[40]. Es ist ziemlich die typische Form: im Traum zeigt sich die Liebste gut und willfährig, während sie sonst den Dichter spröde abweist. „Würden doch die Träume Wirklichkeit!" Fleming hat das Motiv dankbar angenommen, aber auch weitergebildet, z. Bsp. in PW. V 16, wo er es mit der Vorstellung vom Seelenraub verkoppelt.

Sehr viel fruchtbarer noch in Flemings eigenem Schaffen sollte jene Motivreihe werden, die wir als ‚Pretiosen-Ausdeutung' bezeichneten, unermüdlich im ganzen 17. Jahrhundert durchpflügt und auch von unserm Dichter breit verhandelt. Die Aufgabe besteht darin, aus allen möglichen Geschmeiden und Kostbarkeiten, meist Ringen oder Armbändern, die der Liebsten gehören oder geschenkt werden, für galante Huldigung Kapital zu schlagen oder doch sonstwie brillante Kombinationen aus ihnen hervorzulocken. Die beiden Poeme dieser Art, die Fleming übertragen hat, das eine von Heinsius (PW. V 4)[41], das andere von Grotius (Son. IV 4)[42], berufen ganz besonders seltene und erlesene Gegenstände: Grotius hat eine goldene Haarnadel seines Mädchens erhascht und erleichtert damit Cupido sein Amt, der nun keinen Pfeil mehr braucht, des Dichters Herz immer neu zu verletzen. Heinsius hat gar einen goldenen Zahnstocher der Geliebten erlangt, der ihn in ihrer Abwesenheit nun tröstet! Es muß zur Ehre Flemings gesagt werden, daß er sich in seinen eigenen Gedichten so weit denn doch nicht vorgewagt hat!

Weit ab von der erotischen Wirklichkeit wie die Pretiosen-Dialektik, wenn auch in anderer Richtung, führt endlich das Thema der letzten Übersetzung dieser Gruppe, des Chorgesangs PW. V 9 aus Guarini[43]. Es ist das Lieblingsthema der ganzen Zeit, das hier angeschlagen wird: das Amor-Problem, im besonderen das Problem der Blindheit Amors. Gerade auf diesem Felde konnten Witz und spielerischer Scharfsinn ja reiche Ernten einbringen, und die Lösung der Frage konnte, weil für die Praxis unverbindlich, je nach Laune ausfallen, wenn sie nur gut begründet war. Fleming hat sich mit besonderer Lust, vielfach erweiternd und variierend, gerade dieser Spezialität in der Folge angenommen.

Unsere motivische Analyse der Flemingschen Übersetzungen erotischen Inhalts hat uns einen Schritt über die „Rubella" hinausgeführt. Es gilt nun noch, die Art zu prüfen, wie der Dichter die gegebenen Vorlagen behandelt, womit sein inneres Verhältnis zu ihnen endgültig geklärt, sein eigener Stiltrieb verdeutlicht wird

40) Poemata. Lugd. Bat. 1617. S. 410: „Somnia".
41) A. a. O. S. 17: „Vilius est aurum. Op de gouden tantstocker".
42) A. a. O. S. 407 f.: „Acus".
43) Pastor fido, Atto III. scena 2, Coro (ed. Orlando, S. 108, Z. 2—17, 28—37. S. 109, Z. 10—19. S. 110, Z. 6—25).

Digitized by Google

3. Behandlungsweise.

Was hier kurz noch aufgezeigt werden soll, sind einmal die allgemeinen Umrisse der übersetzerischen Technik, sodann die Tendenzen der sachlichen Änderungen, die der Übersetzer vornimmt, nicht aber der Prozeß der sprachlichen Umschmelzung im einzelnen, dessen Untersuchung gewiß recht interessante Aufschlüsse vermitteln würde, aber in einen andern Zusammenhang gehört.

Man gewinnt im ganzen den Eindruck, daß Fleming prinzipiell einen möglichst engen Anschluß an die Vorlage wahren wollte. Wo es ihm die Umstände irgend gestatten, übersetzt er wörtlich, auch wenn das Ergebnis ästhetisch unbefriedigend bleibt oder gar die Klarheit des Sinnes leidet. Am leichtesten mußte die Erreichung des genannten Zieles sein, wo die Vorlage einer stammverwandten Sprache zugehörte, die syntaktisch und etymologisch dem Deutschen nahe stand, die also in gewissen — wenn auch engen — Grenzen durch einfache lautliche Umsetzung zu bewältigen war. So kommt es, daß die Übertragungen aus dem Holländischen des Heinsius im Verhältnis den genauesten Anschluß zeigen.

Was nun diesem Streben nach Genauigkeit entgegenwirkt, das sind eine Reihe von Schwierigkeiten, die in den Verhältnissen und im Dichter selber begründet liegen. Auf der einen Seite der metrische und der Reimzwang, der sich in komplizierteren Fällen empfindlich bemerkbar macht[44], ferner die Tatsache, daß Fleming das Italienische, in geringerem Grade aber auch das Holländische, nicht voll beherrschte. Die Folgen von beidem sind häufige Füllsel, gequälte Umschweife und direkte Mißverständnisse. Auf der anderen Seite tritt nun aber entscheidend hinzu die sprachliche Unbeholfenheit des Anfängers, die teilweise beträchtliche Grade erreicht. Alles zusammen führt einmal dahin, daß die meisten Übersetzungen freier ausfallen, als gewollt, weil eben die sichere Herrschaft über die Federführung fehlt, dann dahin, daß meistens — abgesehen wieder von den Stücken aus dem Holländischen — die Nachbildung über das Maß der Vorlage sich dehnt, weil die Fähigkeit des konzentrierten Ausdrucks noch wenig entwickelt und durch äußere Hemmungen leicht lahmgelegt ist[45]. Vor allem ist

44) Selbst dem Holländischen gegenüber. Das markanteste Beispiel dafür ist Od. V 4, wo die Kürze des Verses und die bedrängende Nähe der Reime eine Freiheit der Wiedergabe erzwingt, die das Stück deutlich von den anderen Heinsius-Übersetzungen abhebt. In Son. IV 4, aus dem Lateinischen des Grotius, wurde dem Dichter die einmal gewählte Sonettform so unbequem, daß er ganz gegen sonstige Uebung dem zweiten Quartett ein neues Reimgewand verlieh (eddc statt der Wiederholung abba), ohne freilich dadurch die verstimmte Muse zur Gnade bewegen zu können.

45) Die Schwellungen der Vorlage gehen bis zu 17 Versen. Natürlich sind nicht alle diese Fälle gleich zu beurteilen. In PW. V 9 etwa, wo die Schwellung äußerlich am stärksten ist, trägt die Vereinheitlichung des Versmaßes durch den Uebersetzer ein gut Teil der Verantwortung. Andrerseits spricht bei den

Digitized by Google

der allgemeine Eindruck, daß die Bewältigung der eigentlichen übersetzerischen Aufgabe nur selten einigermaßen befriedigend geglückt ist[46]. Abgesehen von den direkten Fehlern und den unnützen Flickworten und -versen gleitet die Nachdichtung meist nur über die Oberfläche des fremden Gebildes hin, begnügt sich oft mit ungefährer Entsprechung, nimmt den Dingen nicht selten die Schärfe, den Aussagen die Klarheit, verwässert und verwirrt, verläuft sich zuweilen in seltsam ungeschickte und sprachwidrige, mühsam verständliche, ja manchmal geradezu sinnlose Wendungen. Dennoch ist die Übersetzungsarbeit für Fleming auch in stilistischer Hinsicht gewiß nicht vergeblich gewesen. Ein Ringen mit dem Wort, das sich hier eifervoll kundgibt, ist trotz allem unverkennbar. Es zeitigt manche überraschende Prägung inmitten von Mißgriffen und führt auch im Ganzen hier und da zu Leistungen, die ein etwas ausgeglicheneres Antlitz zeigen — vor allem aus dem Holländischen, etwa PW. V 4 oder PW. V 6. Eine Entwicklung wird auch hier vom Schlechteren zum Besseren leiten. Der Gewinn der reproduktiven Vorbereitung tritt dann recht eigentlich in der deutschen Lyrik der Folgezeit hervor, deren ausgebildete Sprachform ohne Vorstufen nicht verstanden werden kann.

Um die gegebene, wesentlich doch ungünstige Charakteristik zu rechtfertigen, seien einige Proben vorgeführt. Dem Italienischen gegenüber versagt der Übersetzer am öftesten. Gleich der Anfang von PW. V 8 ist ein Musterbeispiel. Die Anrede *Cicchi mortali* wird verdolmetscht: *Ihr blindes Volk* und damit allem Folgenden die umfassende Gebärde genommen, mit der Guarini ein allgemein Menschliches packen will. Die Wiedergabe des anschließenden Relativsatzes *(voi che . . .)* durch ein kondizionales Gefüge *(so . . . denn)* zerstört den logischen Zusammenhang. In v. 3 ist auf das klarbestimmte *guardando* zugunsten einer blassen Umschreibung verzichtet. Vor allem ist die Beziehung von v. 5 f. ganz unverständlich. So wie es da steht, ist die Rede von einem goldenen Aas (dem Inhalt der Geldkiste, des Geldsarges), das wie ein Schatten um seine Gruft schleicht — eine sinnlose Vorstellung! In Wirklichkeit sind es die angeredeten Habgierigen, die ihre Geldkiste wachsam umschleichen, wie der Schatten eines Toten ruhlos um sein Grab schweift. In v. 7 fällt wieder die in dem Prädikat *ingombra* verkörperte, zielstrebige Satzbewegung einer trägen und verwaschenen Hilfsverb-Konstruktion zum Opfer. So geht es weiter. Der zweite grobe Übersetzungsfehler steckt schon in v. 10 f. Die Vorlage lautet an dieser Stelle: *il vero e vivo amor dell' alma è l'alma.* Fleming zieht die erste Hälfte *(il vero e vivo amor* = v. 10) in den vorhergehenden Satz, wo sie sich in vertuschender Übersetzung noch leidlich anschließt,

starken Erweiterungen von PW. V 1 und Od. V 1 ein bewußter Wille beträchtlich mit, dessen Deutung im weiteren unternommen werden wird. In diesen beiden Fällen ist auch die Freiheit der Wiedergabe in der Hauptsache gewoll-

Digitized by Google

behält dann aber für v. 11 als selbständigen Satz die zweite Hälfte übrig, aus der er folgende Weisheit macht: *Die Gemüter sind Gemüter!* Maßlos ungeschickt ist die Parenthese v. 20 f., nicht zu begreifen die Wiedergabe von *baci* durch *Meister* in v. 44 (sollte tatsächlich die bloße Notwendigkeit einer Reimentsprechung zu *Geister* v. 41 jede Sinnrücksicht zum Schweigen gebracht haben?). Vollends am Schluß, in v. 51—53, ist alles auf den Kopf gestellt. Nicht nur befremden die ganz unpassenden Füllsel, die lediglich ihres Raumwertes wegen dastehen (v. 51: *wiederum so bald.* v. 53: *unversehns*), und nicht nur erheitert das Bild von den Füßen der Herzen, die einander begegnen, sondern vor allem ist das Verhältnis von Haupt- und Vergleichsaussage gerade umgedreht und so die Meinung des Satzes zerstört. Nicht sind die Küsse so süß wie die Begegnungen liebender Herzen, sondern umgekehrt sind die Begegnungen geliebter Herzen wie Küsse, von Amor geküßt. Indem Fleming *Amor* als *amor* auffaßte und als unerheblich unter den Tisch fallen ließ, hat er sich noch um den letzten Rest der Verständnismöglichkeit gebracht[47].

Wenn in diesen Fällen ein gewisser Mangel an Sprachkenntnis offenbar mitspielt, so kann davon dem Lateinischen gegenüber nicht die Rede sein. Statt dessen wirkt sich hier der Zwang der Form, die Fleming vorfand oder neu wählte, in unheilvoller Weise aus. So geht die Umschmelzung der beiden Grotius'schen Zwölfzeiler in deutsche Sonette (Son. IV 3 und 4) — mit ihrem drückenden Reimschema[48] und ihrem von vornherein genau bestimmten Umfang[49] — nicht ohne Auslassungen und entbehrliche

46) Das scheint auch solche Stücke zu betreffen, deren Vorlagen wir nicht kennen, z. Bsp. Son. IV 7. Die bloße Lektüre drängt dieses Urteil auf. Im übrigen müssen hier natürlich die Anonyma aus dem Spiel bleiben, da uns für ihre Bewertung die Handhaben fehlen.

47) Aehnlich wie bei PW. V 8 liegt es bei PW. V 9 und PW. V 10. Eine Auswahl von Stellen sei genannt. PW. V 9: Schiefheiten in der Wortwahl v. 5 *(fede — Glauben)*, v. 23 *(perfido — Feind der Herzen)*, v. 68 *(gioco — Schall)*; Mißverständnisse v. 28 *(corro — laufe.* Imperativ statt 1. Sing. Praes. Indic.), v. 70 *(impara — lehrt*, statt *lernt)*; Füllsel v. 48, v. 70 *(uns Allen)*; Umschweife v. 49 f.; verschwommene Mehrdeutigkeit v. 72 f. Immerhin ist PW. V 9 im ganzen etwas geschickter als PW. V 8 herausgekommen. Dagegen fällt PW. V 10 durch die Menge der ausdrucksmäßigen Mißgriffe auf (abblassend *armonia — Getöne* v. 2; durch allzu wörtliche Wiedergabe aus dem Ton fallend *cosa — Ding* v. 7, *animale — Tier* v. 9; Bedeutung zerstörend *cagione — Werk* v. 13), sowie durch eine seltsame Plumpheit der syntaktischen Fügungen. Der Schluß fällt besonders stark ab: v. 20 bleibt die Einfügung *als ein Mensch* ganz sinnlos, während das *coll' uomo* der Vorlage logisch wohl eingeordnet ist; v. 21 f. ist schließlich der Gipfel des Grotesken *(Oggi ne fa Mirtillo a chi nol crede maravigliosa fede)*. Was Fleming sich hierbei gedacht hat, wird ewig verschlossen bleiben.

48) In Son. IV 4 ist seine Strenge darum etwas schon gemildert, vgl. Anm. 44.

49) Nicht aber ihrer Strukturgesetzlichkeit, die für Fleming noch wenig bedeutete. Vgl. Heinrich Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung. Leipzig 1884. S. 89.

Digitized by Google

Zusätze, Gequältheiten und Schiefheiten ab[50]. Die letzteren kommen doch manchmal direkten Übersetzungsfehlern bedrohlich nahe; man wird darin, da Fleming die sicherste Beherrschung des vertrauten Idioms, wie schon gesagt, wohl zuzubilligen ist, den Beweis für flüchtige Arbeit sehen müssen. — Ähnlich wie hier die Zwangsjacke des Sonetts preßt in Überschr. 13 die des kurzen Epigramms dem Übersetzer die Luft ab. Die zweite Hälfte des zweiten Verses, in der die entscheidende Reimbindung das Ganze rundend vollenden soll, — sie ist ein klägliches Debacle geworden.

Am besten hat sich Fleming — aus den angedeuteten Gründen — mit dem Niederländischen des Heinsius abgefunden. Freilich kann von schöpferischer Neubildung auch hier nicht irgendwie die Rede sein; was uns gegeben wird, ist eine meist getreue Umsetzung der Worte, die eben darum nie die fremde Herkunft verleugnen und den Zusammenschluß zu genuinem Gebilde nicht eigentlich finden können, die aber doch den fremden Inhalt leidlich gut vermitteln. Es ist eine brave Durchschnittsleistung, ohne Glanz, aber auch ohne entstellende Flecken. Eine weitergreifende Änderung wie die in PW. V 4, 11 (Ausschaltung des *menichvout* der Vorlage, der Reimschwierigkeit wegen) gehört hier schon zu den Ausnahmen; sie wird übertrumpft nur von der (wiederum reimbedingten) Ausweichung in PW. V 7,6 (*u soetheyt, u verstandt = dein, was man himlisch nennt*), einer Hilflosigkeit, die in solchen Ausmaßen isoliert bleibt. Der einzige ausgesprochene Fehler, der vorkommt, ist die Wiedergabe von *vreucht* PW. V 5,6 mit *Furcht,* ein offenbares Versehen, da die Zerstörung der Heinsius'schen Antithese *(vreucht — verdriet)* nicht Flemings Absicht gewesen sein kann. — Etwas abseits steht lediglich Od. V 4, deren strophische Gliederung und kurzes Maß eine etwas größere Freiheit der Behandlung erzwangen und damit auch öftere Mißgriffe zur Folge hatten[51].

50) Auslassungen: Son. IV 3, 3 (Grotius v. 3: *si licet et fas est).* Son. IV 3, 6 (Grotius v. 6). Son. IV 4, 5 (Grotius v. 4). Son. IV 4, 10 (Grotius v. 8: *ubi se amisit).* Inhaltlose oder störende Zusätze: Son. IV 3, 6: *ohn' allen falschen Schein.* Son. IV 3, 8: *und machts ihr unbekant.* Son. IV 3, 13: *in dem ich viel muß lachen.* Son. IV 4, 3: *daß dir diß widerfahren.* Son. IV 4, 4: *als ich wol selbsten wolt'.* Son. IV 4, 5: *Erhole deinen Mut!* Son. 4, 6: *bei schwarzer Nacht.* Son. IV 4, 8. (Von den 8 Beispielen der letzten Kategorie kommen 6 auf Konto der Reimnot!) Unbeholfene Wendungen: Son. IV 3, 3 f. (ungeschickt und mißverständlich infolge zu wörtlicher Wiedergabe). Son. IV 3, 6 *(facilis — from,* nicht den Sinn treffend). Son. IV 4, 9 *(indomita flamma — heißen Liebespressen,* Ergebnis der Reimverzweiflung). Son. IV 4, 14 (*cuspis — Raub,* leere Umschreibung). Fehler: Son. IV 3, 11 (Verkennung des kausalen Verhältnisses, infolgedessen auch falsche Uebersetzung). Son. IV 4, 2 (*rapta — tielst).* Son. IV 4, 12 f. (verworrenes Gerede, weil der pointierte Sinn des Satzes der Vorlage nicht scharf erfaßt ist).

51) Z. Bsp. die ungeschickte Verb-Doppelung v. 8 und die Ersatzverse 17 und 31, der erste nur leer und floskelhaft, der zweite unverständlich — alles Ergebnisse der Reimnot. Auch rhythmisch, im Verhältnis von Satz- und Verston, macht sich die Kürze des Metrums unangenehm bemerkbar.

Digitized by Google

Übersieht man das Bild, das Flemings Übersetzungen uns ihrer Anlage und Technik nach und als künstlerische Leistung bieten, so kommt man leicht dazu, das innere Verhältnis des Dichters zu seinen Vorlagen als etwas kühl und fern, ja gleichgültig einzuschätzen. Kein Anzeichen eines spezifischen Willens oder auch gefühlsmäßigen Antriebs, der formend eingriffe, hat sich bisher ergeben. Treue Vermittlung scheint einziges Ziel; und alle Ausweichungen sind durch äußere Not veranlaßt — ein Bezirk rein sachlicher Motivationen also, in dem wir uns hier bewegen. Umso sinnfälliger hebt sich darum eine Gruppe von Änderungen heraus, deren Begründung ganz notwendig in einer anderen Ebene zu suchen ist — Änderungen, die keiner Zwangslage ihr Dasein verdanken, die sehr unauffällig sind und offenbar spontanem Empfinden oder kaum bewußtem Reiz entspringen, und die zugleich in eine scharf bestimmte Richtung weisen — auf jene Stelle der Begegnung, wo das fremde Dichterwort auf den verwandten Klang in Flemings künstlerischer Verfassung trifft und ihn zum Schwingen bringt, oder wo sonst aus irgend einem Grunde die lebendigen Kräfte seines Gestaltens berührt und in Bewegung gelöst werden.

Diese Kräfte sind zwiefacher Art: Linien, die schon in der „Rubella" sich andeuteten, werden damit weiter ausgezogen. Einmal die Tendenz zum geistvollen Ornament. In diese Kategorie gehört es, wenn in Son. IV 4 ein vierfacher Wortgleichklang herausgearbeitet wird, beruhend auf den Möglichkeiten der Bedeutungsvariation, der von Grotius nur leise vorbereitet ist. Sein Erotopaegnium beginnt:

Aurea, sed quovis, acus, o pretiosior auro,
De dominae pulchro rapta capillitio.

Fleming macht daraus:

Du güldne Nadel du, noch güldener als Gold,
Die du der Liebsten fielst aus ihren güldnen Haaren.

Wichtiger ist die andere Tendenz auf Steigerung des Ausdrucks, die zunächst als äußere Häufung in Erscheinung tritt — so, wenn in PW. V 8,2 das einfache *possedere* Guarinis durch *Schätze, Geld und Gut* verdeutscht wird —, dann aber vor allem als Verstärkung der Affektäußerungen. Kräftig verdeutlichend wird so aus dem *gemoet* des Heinsius ein *treuer Mut* (PW. V 6, 8), aus seinem *hert* ein *krankes Herze* (PW. V 4, 4), aus seiner Antithese:

. . . die my de strijt aendoet,
Die acht ick boven al

die schärfere:

. . . die mir den Tod antut,
Die acht' ich Allem vor.

Die Tatsache, daß die letztgenannten Fälle alle den sonst so überaus wortgetreuen Übertragungen aus dem Holländischen entstammen, gibt ihnen noch besonderes Gewicht.

Digitized by Google

Zwei oder drei der Flemingschen Übertragungen sind in ihrem ganzen Charakter von den andern deutlich geschieden. PW. V 2 steht noch auf der Scheide; das Streben nach treulichem Anschluß an die Vorlage und der Drang nach freier Aussprache halten sich ungefähr das Gleichgewicht. In PW. V 1 aber und in Od. V 1 ist dieses Drängen zum Durchbruch gelangt, jede Unterordnung unter eine übersetzerische Pflicht ist aufgegeben und das fremde Gebilde nichts weiter mehr als Anregung und Leitmotiv zu eigener ungehemmter Expression. Dies sind die Vorbilder, die Fleming im Kern berühren, die Überlieferungen, die die stärkste Fruchtbarkeit in ihm entwickeln, weil sie das Produktive in ihm aufs äußerste aktivieren; und wenn man nun die Themen bemerkt, die hier in Frage stehen — das Seelenraub-Motiv in PW. V 1 und PW. V 2 und die Liebesklage in Od. V 1 —, Zentralthemen seines gesamten Schaffens, so ermißt man das Beziehungsvolle solchen Zusammentreffens. Denn diese Themen sind es nun, in deren Nach- und Neugestaltung jene Formtendenzen, die wir eben hier und da bescheiden sich regen sahen, in breiter Fülle und gesammelter Wucht verwirklicht werden.

Die Übertragung des lateinischen Erotopaegniums von Heinsius, PW. V 2, repräsentiert, wie ausgesprochen, den Übergang. Nicht nur der Grundriß ist beibehalten, sondern auch die Ausführung weithin der fremden Vorlage nachgeformt, in freier Fügung vielfach, aber unter Verzicht auf eigene Zutat. Ein paarmal sind, in richtiger Erkenntnis, leere Wortwiederholungen des Holländers, die die Zeile füllen, ohne Einbuße an Wirkungskraft vereinfacht. Dennoch ist das Ganze gegenüber der Vorlage um vier Verse geschwellt. Darin deutet sich die innere Aufhöhung an, die das Gedicht unter der Hand des Deutschen erfahren hat, bekundet sich die selbständige Ausgestaltung, die immer wieder den Fluß der translatio unterbricht und in die Breite zwingt. Wieder tritt die Neigung zum Wortspiel hervor, wenn nicht nur der so im Deutschen nicht wiederzugebende Gleichklang *lux - luce* in der Variante *Lieb - liebte* festgehalten (v. 1), sondern die Steigerung *dulci dulcius* über das Vorbild hinaus zur letzten Möglichkeit *süß - süßer - süßte* entfaltet wird. Ungleich eindrucksvoller ist nun aber die Art, wie Fleming die empfindungsmäßige Gestimmtheit des Ganzen emporreißt, die Gebärden krasser, den Schmerz tiefer, die Liebesäußerung inniger bildet, wie er schwingende Bewegtheit schafft, wo vordem sachliche Kennzeichnung war. Ein nüchternes *collum* wird zum kosenden *Hälselein* (v. 4), einfaches *anima* bzw. *pectus* jedesmal in *Seel' und Herz* vereindringlicht (v. 19. 20 — damit wieder Gleichklang erzielt!); *lachrimae* werden zu *Thränenrinnen* (v. 23), *infelix* und *miser* erscheinen herber und kräftiger: *mit Schmerzen* (v. 15), *mit Weinen* (v. 17). Aus einem unpathetischen *erubui* macht Fleming die entgegengesetzte, nun ganz anders akzentuierte, leidenschaftsschwerere Reaktion: *ich ... entfärbte gäntz-*

Digitized by Google

lich mich (v. 4). Umgekehrt hellt er ein knappes *basiolum poscam* zu weicher Lockung auf:

Ich will umb einen Kuß sie freundlich sprechen an (v. 24) und trägt sogar da eine Gefühlsbewegung hinein, wo das Original nur objektive Aussage bietet (*voller Freuden* v. 27). Der Punkt des Ablaufs, wo die Leidempfindung die höchste Intensität erreicht, sind Flemings Verse 17—21. Die typische Form des Schmerzausrufes, interjektionelles *ah,* hatte zweimal verseinleitend bei Heinsius diesen Punkt markiert, daneben einmal im Versinnern ein satzeröffnendes *hei mihi.* Fleming verdichtet und steigert auch hier, indem er zusammendrängt, häuft und Gleichklang schafft: vier aufeinander folgende Verse (v. 17. 18. 19. 21) beginnen mit *Ach!,* der zweite sogar mit verdoppeltem, wodurch denn freilich eine Klageweise von monotoner Erregtheit sich ergibt, der das Vorbild nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat. Auch wenn Fleming eine lange Periode der Vorlage in vier hastige Kurzsätze auflöst (v. 4—8), dient das der gleichen Wirkungsabsicht wie alles andere, den inneren Vorgang zu stärkerer Sichtbarkeit zu bringen.

Vollends in den Bereich frei ausgestaltender Bearbeitung treten wir mit PW. V 1. Die Verszahl ist fast die gleiche wie die des Barthischen Originals geblieben; aber die deutschen Alexandriner gegen die lateinischen Glykoneen gehalten, ergibt sich eine Schwellung um etwa die Hälfte des Umfangs. Die Vorlage ist jetzt nicht mehr als das Gerüst, um das sich der zärtliche Wortschwall des deutschen Dichters rankt. Dabei vollzieht sich ein völliger Stilwandel: die scharftonige Anaphorik Caspar Barths, wie sie Fleming selbst einst, in den ersten „Rubella"-Gedichten, geübt hatte, sie bleibt zwar materiell erhalten, wird aber in solchem Grade von den neu entfesselten Gefühlsergüssen umflutet und erweicht, daß ihr jede prägende Kraft abhanden kommt. Das gesamte Barthische Gebilde ist in einen, einheitlichen, breit hinfließenden Strom von liebesseliger Pathetik verschwemmt, in dem sich Flemings eigenste Diktion rein und ungetrübt manifestiert. Wir beschränken uns darauf, die bezeichnendsten Züge der Wandlung herauszuheben. Gleich den Auftakt intoniert Fleming mit doppelter Klangvariante — jenem einprägsamen (mit Anaphorik nicht zu verwechselnden) Effekt, den wir schon kennen:

Du hast, o liebstes Lieb, mein Herz' in deinem
[Herzen!

Schon diese Struktur ist ohne Entsprechung bei Barth. Aber auch die Worte selbst haben ein ganz anderes Gesicht bekommen. *Herz* ist für *mens* eingetreten und damit der ganze Ablauf in eine wärmere, gefühlsnähere Sphäre erhoben. *O liebstes Lieb* gibt einfache Anrede *Neaera* wieder; der neuerliche Anruf *Ach! Liebste* in v. 5 ist völlig ohne Vorgang im Lateinischen. Den fortführenden Gedanken, daß der gequälte Liebende sein geraubtes Herz suche, drückt Barth in großer Kürze aus: .... *quam miser, ah miser ... quaero.* Fleming macht daraus:

Digitized by Google

. . . nach dem ich wündsche sehr,
Das ich such' überall mit ach! wie großen Schmerzen

(v. 2f.). Und wenn Barth die Lage des bei der Geliebten gefangenen Herzens ganz sachlich so beschreibt: *Ecculam de vi conqueritur tua,* dann zieht Fleming alle Register:

Ach! ach! wie ängstet sichs! Itzt wird es gar ver-
[schmachten,
Weil es so mit Gewalt dir muß gefangen sein

(v. 7f.). Hinter jede Bitte, jede Forderung wird eindringlichst beschwörender Nachdruck gelegt. Die Peripetie des Gedichtes liegt in den Versen:

Sed tu reddere eam cave,
Intus tu, vaga mens, mane.

Aus diesen zwei Imperativen macht Fleming deren fünf, die einander drängend vor Erregung die eine Aussage in immer wechselnden Formen umjagen:

Doch gieb mirs wieder nicht, behalt es in dem deinen!
Mein Herze, bleibe drin, hinfort daraus nicht weich
Und ändre diesen Ort!

(v. 9—11). Auch die Schlußstrophe des Lateiners mit ihrer objektiv erzählenden Haltung wendet Fleming in unmittelbare Anrede (v. 13—16) und schafft sich mit nochmaligem Forte kräftigen Abgang, indem er die *amica patria* des Herzens ausmalt in

Das rechte Vaterland, das vielgewündschte Haus.

Das non plus ultra an emphatischer Auftreibung dichterischer Empfindungsaussprache bleibt doch die Guarini-Paraphrase Od. V 1. Gewiß hat Olschki[52] recht, wenn er hier von „schülerhaftem Schwulste" redet, insofern nämlich selten so peinigend wie an dieser Stelle die Qual des hoffnungslosen Ringens um den voll erschöpfenden Ausdruck, die auf Flemings früheste Zeiten weist, dem Leser zum Bewußtsein kommen mag. Aber trotz aller Mißgriffe ist es ein Ringen, dessen Gründe und Ziele so deutlich sind wie nirgends sonst, und dessen Ergebnis man nicht gerade als „Schwulst" bezeichnen sollte, weil diese Vokabel falsche Assoziationen mit späteren Entwicklungen heraufbeschwört, an denen Fleming im strengen Sinne keinen Teil hat. Er häuft nicht um der Häufung willen, nicht um formale Effekte zu erzielen, sondern um die schweren Empfindungsgehalte unentrinnbar, voll wuchtiger Nähe im Wort zu bannen. So ist es nicht leere Spielerei, aber auch nicht bloßer Mangel an Sprachbeherrschung, wenn in Od. V 1 aus acht Guarinischen Versen achtzehn werden, sondern ein Anzeichen, in welchem Grade Fleming hier von dem Italiener berührt und mitgerissen worden ist, der ihm auf seinem eigenen, kaum begonnenen Wege so eindrucksvoll entgegenkam.

Wie Fleming umgestaltete, kann auch in diesem Falle nur angedeutet werden. Zunächst bleibt der syntaktische Rahmen, den

52) A. a. O. S. 12.

Digitized by Google

die Vorlage bietet, erhalten, und nur seine Füllung schwillt, indem die tragenden Bestimmungen schwer belastet werden. Einmal der thematische Anschlag, *questi sospiri ardenti,* den Fleming zu langgezogenem, verworren-schwungvollem Auftakt auseinanderfaltet:

Dieses feurige Beginnen,
Dieser seufzerheiße Dunst

(v. 1 f.). Dann die leitende Aussage: nicht sind diese Seufzer ein *refrigerio del core;* wieder setzt Fleming das starke Affektwort an Stelle der schlichten Sachbezeichnung:

Ein' Erfrischung meiner Brunst

(v. 4). Von v. 7 an geht die Satzbildung des Bearbeiters eigene Wege; zugleich versinken die Grenzen des in der Vorlage Gegebenen, beginnen eigene Zusätze und Ausführungen steigenden Umfangs das Übernommene zu überspülen und schließlich bis zur Unkenntlichkeit in ihren rauschenden Strudel zu verschlingen. Man spürt noch Guarinis bescheidenes *incendio* als Ausgangspunkt, wenn Fleming die *dicken Flammen meiner Liebe* (v. 7 f.) beruft; man ahnt die — auf irgendeinem Mißverständnis beruhende — Beziehung auf *turbini,* wenn *ihrer* [d. h. der Liebesflammen] *Wirbel ganze Loh'* über dem Haupt des Klagenden zusammenschlägt. Aber die Schlußverse der zweiten Strophe (v. 11 f.) sind bereits ohne jede Entsprechung in der Vorlage, geboren aus dem Bedürfnis, die hohe Erregung von v. 11 abermals, bis in die letzte Möglichkeit, emporzugipfeln. Und in der Schlußstrophe sind nur noch hier und da versprengt ein paar Stichworte aus Guarinis letzten beiden Zeilen unter der Flemingschen Umformung zu ertasten *(foschi nembi = dicke schwarze Wolken* v. 14; *duol = Leid und Pein und Schmerz vollauf* v. 16; *piogge di pianti =* v. 18), die hier das Pathos zu groteskem Ausmaß steigert. Jedes Wort, das Fleming in diesem Gedicht aus Eigenem hinzugefügt hat, ist bis an den Rand der Tragkraft mit Empfindungswerten beladen und dient keinem anderen Ziel, als eben die Größe der Liebe und des Leidens immer noch wuchtiger und wirkungsvoller darzustellen. Mag die hemmungslose Hyperbolik dieser massiven Kunstübung — auch abgesehen von den Mängeln ihrer sprachlichen Bewältigung — uns heute fremd und kalt berühren, so ist im Blickpunkt seines Wollens Fleming die Leistung nicht abzusprechen, eine fremde Dichtung, die wahrlich von starken Affekten sprach, mit ungleich kräftigeren Mitteln zum Äußersten getrieben zu haben, das dem gegebenen Motiv nur irgend abzuringen war. Und eben daß sie das Wollen klar in den Blickpunkt rückt, macht den geschichtlichen Wert der Leistung aus.

Man wird hier einen autonomen Formtrieb auf Seiten des reproduzierenden Dichters anerkennen müssen, denselben, der schon in der „Rubella" wirksam war[53]. Wie er dort sich äußerte in

53) Vgl. Münchener Museum V, S. 312 f.

Digitized by Google

den Prinzipien der Motivaneignung, so hier in der Technik formaler Nachbildung — ein Gleichlauf steigernder, überbietender, immer auf letzte Ausschöpfung drängender Tendenzen. Mag dabei vorderhand noch zweifelhaft bleiben, in welche seelischen Tiefen die Gründe solchen Triebs hinabreichen, die existente Gegebenheit einer ganz bestimmten Gestaltungsweise wird deutlich; ein Stil der Unruhe, der erregten Gebärde zeichnet sich ab, in dem wir ein Wesentliches der Flemingschen Künstlerschaft zu erkennen haben; und soviel scheint auch jetzt schon einleuchtend — aus dem übereinstimmenden Befund der ganzen Frühdichtung heraus —, daß dieser formalen Gegebenheit eine gewisse innere Prädisposition, eine starke seelische Reizbarkeit und ein Drang nach leidenschaftlicher Affektbekundung, zuzuordnen ist. Daneben tritt die polare Erscheinung eines gleichfalls starken Hanges zu dialektischer Ausformung klar zutage. Die Spannung zwischen beiden Tendenzen bezeichnet die Wesensschicht, in der Fleming mit dem Petrarkismus zusammentrifft — zunächst in williger Hingegebenheit an einen Stil, der alle gleichgerichteten, doch noch latenten Möglichkeiten in ihm zu vollem Leben entbindet, danach in anverwandelnder Umbildung dieses Stils zu neuer, eigener Form. Wenn die Rezeption des Petrarkismus in der „Rubella" noch wesentlich als stofflich zu charakterisieren war[54], so zeigen die letztbehandelten Übersetzungen den Dichter doch schon im Begriff, den wirkenden Kräften dieses Traditionsgefüges sich zu öffnen.

54) A. a. O. S. 309.

KÖNIGSBERG PR. HANS PYRITZ

NEUES ZU LEISEWITZENS „JULIUS VON TARENT" MIT EINEM UNBEKANNTEN BRIEFE DES DICHTERS

Vor kurzem erwarb ich in Deutschland kaufweise einen Brief von Johann Anton Leisewitz, dem Verfasser des Sturm- und Drangdramas „Julius von Tarent". Da dieser Brief gänzlich unbekannt zu sein scheint[1],

1) Die veröffentlichten Briefe Leisewitzens sind wie folgt zerstreut: im Theaterjournal für Deutsche 1780 (einer an Reinwald, 1779 — vgl. auch Bechsteins Mitteilungen aus dem Leben der Herzöge von Sachsen-Meiningen, Halle 1856, S. 186); in den Sämtlichen Schriften, Braunschweig 1838 (drei an die Pastorin Wichmann, 1775—1776; 47 an den Bibliothekar Langer, 1781—1794); in R. M. Werners Ausgabe von Julius von Tarent, Nr. 32 der Literaturdenkmale (zwei an Nicolai, 1777); bei H. Mack, J. A. Leisewitzens Briefe an seine

Digitized by Google

möchte ich ihn an dieser Stelle veröffentlichen. Er füllt vier dichtbeschriebene Seiten eines ziemlich schmalen 18 × 11 cm. betragenden Briefbogens aus, ist in Leisewitzens unverkennbarer schwerleserlichen Hand mit häufigen Korrekturen und Zusätzen verfaßt und lautet folgendermaßen:

Braunschweig d. 14 ten März 1776

Ah que le diable emporte l'amour, Mon cher Docteur! Ay je donc perdu[2] mes savantes et profondes raisons contre la plus folle des passions en un mot, jetté[3] mes perles pour les cochons? — Doch ich will Deutsch reden, der Zorn weisz ia nicht ein mahl in seiner Muttersprache[4] Worte zu finden, und sich[5] ihm mit einem Dictionaire zu denken, wäre eben so gut, wie die Liebe auf Krücken. Aber in vollem Ernste — wenn, wie ich wohl glaube, ihre Leidenschaft mehr als Gallanterie ist — überlegen Sie noch einmahl was ich Ihnen von dem Charakter der Dame gesagt habe und was das ganze Publicum sagt. Ich weisz freylich dasz die Liebe der groszte Sophist ist; dasz man einen Charakter in keinem andern Lichte sehen kan, als worin ihn die Situationen stellen, und das dieses Licht[6] wie alle andre sublunarische Lichter und Lampen lügen und trügen kan. Auch denke ich dasz, ein so allgemeines Gerücht, freylich nicht geglaubt aber doch untersucht zu werden verdient, und dasz man auf der einen Seite die Köpfe wohl zählen kan, wenn man auf der andern keine zu[7] wägen hat.
Doch ich bin ein Narr, dasz ich gegen eine Leidenschaft anräsonnire — Wir werden keine Gründe an diesem Romane zerschellen, da schon sogar[8] ein andrer Roman daran zerschellt ist.
A propos was war denn das?
Wenn meine Weisheit nicht hilft, so hilft vielleicht das weisze Pulver wovon ich das Noircissement belege — Es[9] ist ia ein Universal Mittel gegen die gröszesten, schweresten, und gefährlichste Zufälle — und darunter gehört ia auch wohl die Liebe?
Die Versicherungen Ihrer Freundschaft haben mich ungemein vergnügt, weil[10] Sie von Ihnen kamen der Sie mit dergleichen geitzig sind.

Braut. Weimar 1906 (102 an Sophie Seyler, 1777—1781; vier an Hofapotheker Andreae, 1777—1778; drei an Abel Seyler, 1777, 1781; 13 an das Ehepaar Andreae, 1781—1791). Gregor Kutschera, J. A. Leisewitz, Wien 1876, weiß auch von veröffentlichten Leisewitz-Briefen an Herder, Lichtenberg und Vieweg zu berichten und zählt gleichfalls die noch ungedruckten Briefe auf. Im Anhang teilt er einige der letzteren, darunter einen von Albrecht Thaer an Leisewitz, mit. Von meinem Briefe scheint er nichts zu wissen. Leisewitzens Tagebücher wurden neuerdings in zwei Bänden von Mack und Lochner (Weimar 1916—1920) veröffentlicht. Weiteres Quellenmaterial befindet sich bei Kühlhorn, J. A. Leisewitzens Julius von Tarent (Bausteine 10), Halle 1912.

2) Das Wort „jetté" ist ausgestrichen und „perdu" darüber geschrieben.
3) Das Wort „jetté" steht zwischen den Zeilen über „mes".
4) Ein ausgestrichenes „zu" folgt.
5) Das Wort „sich" steht zwischen den Zeilen über „ihm".
6) Das Wort „Licht" steht zwischen den Zeilen über „wie".
7) Eine ausgestrichene Silbe „wän-" folgt.
8) Das Wort „sogar" steht zwischen den Zeilen über „schon ein".
9) Vor „Es" ist ein „Wenn" ausgestrichen.
10) Nach „weil" ist ein „ich" ausgestrichen.

Digitized by Google

Ich glaube Ihnen das auf Ihr Wort, wie ich es dem alten Cramer glauben würde, wenn er mir 100 Ducaten schenkte — Rechnen Sie auf mich.
Aber was Henker wollen Sie in America machen. Wenn ich wüszte dasz das Ihr Ernst wäre, so nähme ich alles, was die göttliche Lydia angeht zurück. Sie erhalten hierbey eine Verbeszerung meines Tr. — Die Fiction die in der caszirten Scene die meiste Figur macht finden Sie schon im Musenalmanach p. 134 — Vosz hat mein Mscpt schon vor 2 Jahren gesehen Ganz unangenehm ist mir das Ding nicht — Ich hatte schon lange etwas gegen diese Scene, ohne mich doch entschließen zu können sie wegzuwerfen. Es ging mir wie den Männern die ihre Frauen mit Vergnügen in Ehebruch[11] ertappen, weil sie schon lange eine Ursache zur Ehescheidung gesucht haben.
Noch bitte ich folgendes hinzu zu setzen.
A 3 S. 2. nach den Worten — „um seine Gattin — und Sie sagen ia Blanca sey todt"
„Und sehen Sie[12] meine Klagen sind ia nicht das Haarausraufen am Sarge, is sind ia nur die Thränen am Grabstein".
Gefallt Ihnen die neue Scene — mir gefallt Sie. Sie müszten darüber besonders urtheln[13] konnen da Sie bey Sterbe betten zu Hause gehören. Konte man das ganze Ding u durch Z. bey Reich drucken lassen — Mit nächster Post an F. v. V.
Wehner[14] ist noch n auszer Gefahr. J. L.

Eine Bleistiftanmerkung am oberen Rande der ersten Seite, die jedenfalls von einem der ersten Besitzer des Briefes herrührt, jetzt aber stark verblichen und fast unleserlich ist, gewährt den einzigen Anhaltspunkt für den Namen des Empfängers. Wenn ich ihn richtig entziffert habe, so lautet der Name „Hofrath Marcard". Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Heinrich Matthias Marcard, einen hannoverschen Arzt, der verschiedene auf den Schriften des englischen Arztes Percival Pott fußende medizinische Werke verfaßte. 1772 praktizierte Marcard zu Stade in Hannover, machte sodann mehrere Reisen nach England, ließ sich 1774 in der Stadt Hannover nieder und wurde Etatsrat und Leibarzt des Bischofs von Lübeck und des Herzogs von Oldenburg, und später hannoverscher Hofmedikus, Land- und Garnisonphysikus in Stade[15].

Ohne diese Anmerkung, die unter den Umständen für authentisch angesehen werden muß, hätte man wohl zu der Ansicht neigen können, der Brief sei an Leisewitzens Freund Albrecht Thaer, einen Arzt in Celle, gerichtet, denn die Worte „da Sie bey Sterbe betten zu Hause gehören" führen unbedingt zu dem Schlusse, daß der Empfänger ein Arzt gewesen sein

11) Nach „Ehebruch" ist ein „zu" ausgestrichen.
12) Nach „Sie" sind die Worte „es ist ia nicht" ausgestrichen.
13) Nach „urtheln" sind die Worte „Mit nachster" ausgestrichen.
14) Dieser Name ist sehr klein und unleserlich geschrieben. Wenn meine Lesart stimmt, so ist der von Kutschera a. a. O., S. 10, 13, erwähnte Freund von Leisewitz gemeint.
15) Allgemeine deutsche Biographie XX, S. 294.

Digitized by Google

muß. Doch kann Thaer schon deswegen nicht in Betracht kommen, weil er Leisewitz duzte, während sich Leisewitz hier des formellen Sie bedient.

Ort und Datum — Braunschweig, den 14. März 1776 — stimmen mit Werners Angabe (a.a.O. S. XXXIV) überein, daß Leisewitz vom November 1775 bis zum Sommer 1776 meistens bei seiner Schwester in Braunschweig wohnte.

Der scherzend erwähnte „alte Cramer" wird wohl J. A. A. Cramer (1723—1788), Mitarbeiter der Bremer Beyträge und später ein namhafter Gelehrter, Theologe und Dichter, sein. Da Cramer wegen seiner vielen wohltätigen Werke und seines unbestechlichen Charakters als „Eygode" (der durchaus Gute) bekannt war, so denkt wohl Leisewitz zunächst nicht an Cramers etwaigen Geiz, sondern eher an seine scharfe Menschenkenntnis und kluge Beurteilung derer, die seiner Wohltaten würdig erschienen. Im Gegensatz zu seinem Sohne Carl, einem Freunde Leisewitzens, wird er hier „der alte" genannt.

Der Hinweis auf „mein Trauerspiel" ist von entschiedenem Interesse. Leisewitz spricht hier ohne Zweifel von „Julius von Tarent". Schon 1771 hatte er sich in Göttingen mit dem Werke beschäftigt. In meinem Briefe erwähnt er nun die Tatsache, daß Voss — Johann Heinrich Voss — das Manuskript „schon vor zwei Jahren" gesehen habe. Im September 1774 hatte Leisewitz das Drama vorläufig beendet, aber nur vorläufig, denn noch lange darauf nahm er Verbesserungen und Veränderungen daran vor. Im Juli 1775 feilte er noch immer daran (Werner S. XXIII). Im Frühjahr 1775 erfuhr er von dem Preisausschreiben Sophie Ackermanns und Friedrich Schröders in Hamburg für das Jahr 1776, wobei, wie allgemein bekannt, Klingers „Zwillinge" den Sieg davontragen sollten. Leisewitz beschloß, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen, und übergab daher sein Manuskript (das wir nach Werner A nennen wollen) dem Freunde Ludwig Hölty, seinem einstigen Haingenossen, der eine reine Abschrift besorgen sollte. In dessen Hand befand sich das Manuskript im Mai 1775. Allein Hölty fiel es sehr schwer, das unleserliche Manuskript zu entziffern. Als Leisewitz dann die reine aber arg verderbte Abschrift endlich erhielt, korrigierte er sie nur ganz flüchtig und übersandte sie etwa im August 1775 mit spärlichen Verbesserungen an Voß in Hamburg. Wir bezeichnen nach Werner die schlecht revidierte Höltysche Abschrift als R. Nach der unverdienten Niederlage im Hamburger Wettbewerb, die, wie es scheint, einzig und allein Vossens beispielloser Nachlässigkeit zuzuschreiben ist[16], geriet R auf irgend eine Weise in die Hand des Leipziger Verlegers Weygand und wurde im Juli 1776 (bei Kutschera heißt es „zur Ostermesse") angeblich „ohne Leisewitz' Willen"[17] gedruckt. Mindestens sechs dem Texte nach verderbtere Nachdrucke, d. h. Doppeldrucke, im ganzen sieben 1776 datiete Drucke[18], sämtlich von Weygand

16) Vgl. A. Nutzhorn im Euphorion, 16. Band, S. 58—61.

17) Vgl. Hennebergers Jahrbuch 1. Bd., S. 115; ferner Werner a. a. O. S. XXVI und XXXII.

18) Werner waren alle sieben noch nicht bekannt. Eine vollständige Aufzählung gibt Kühlhorn a. a. O. S. 82 ff. Herrn Prof. Kurrelmeyer an der Johns Hopkins University in Baltimore verdanke ich die Einsicht in zwei Weygand-Drucke aus dem Jahre 1776, die sich in seinem Besitze befinden.

Digitized by Google

besorgt, folgten bald darauf. Alle späteren Ausgaben bis auf die Wernersche (1889) nahmen sich den einen oder den anderen dieser Doppeldrucke zur Grundlage. Werner war der erste Herausgeber, der, statt sich auf diese Drucke zu stützen, zu dem Leisewitzschen Originalmanuskript A, das nunmehr in Braunschweig aufbewahrt ist, zurückging und zwar, wie er sagt (S. XXXIII), um die Entwicklung des Textes darzulegen und um seine Ausgabe als Grundlage für Seminarübungen brauchbar zu machen. Die Ausgaben, die nach Werner erschienen sind, wie z. B. die Bong-Ausgabe der Stürmer und Dränger, folgen in dieser Beziehung alle Werner.

Ich schicke diese ziemlich eingehende Besprechung der Entstehungsgeschichte des „Julius von Tarent" voraus, weil mein Brief sowohl diese Frage wie auch andere damit zusammenhängende Probleme neu beleuchtet.

Erstens schreibt Leisewitz, er sende Marcard eine „Verbesserung" seines Trauerspiels. Bezieht er sich damit auf die von ihm schlecht revidierte Höltysche Abschrift (R), die, wie wir wissen, nicht nur für den Wettbewerb gedient hatte, sondern auch als Grundlage aller vor Werner erschienenen Ausgaben gedient haben soll? Man ist, wie wir ersehen werden, zu dieser Annahme berechtigt, denn es läßt sich nicht nachweisen, daß Leisewitz noch ein drittes Manuskript bereitete[19]. Andererseits geht aber aus meinem Briefe deutlich hervor, daß Leisewitz in dem neuen Manuskript (R) noch weitere Änderungen vorgenommen hat, indem er eine Szene (die „caszirte Scene") ganz ausschaltete und eine neue (die „neue Scene") einrückte. Ferner drängt sich die Mutmaßung auf, daß die zum zweiten Male revidierte Höltysche Abschrift direkt oder indirekt durch Marcard in den Besitz des Leipziger Verlegers Weygand geriet. Dies ließe sich etwa folgendermaßen erklären. Leisewitz erhielt das Manuskript Ende 1775 oder Anfang 1776 aus Hamburg zurück; im März sandte er es nach vorgenommenen Änderungen an Marcard; durch Marcard geriet es irgendwie in Weygands Besitz und wurde im Juli gedruckt. Auf diese Weise ließe sich für die bisher verblüffende Frage, wie es möglich gewesen sei, daß Höltys Abschrift scheinbar ohne Leisewitzens ausdrückliche Erlaubnis und Einwilligung in Weygands Hand geraten konnte, eine glaubwürdige Erklärung finden.

Doch darf man sogar noch weiter gehen. Mein Brief, im März geschrieben, läßt doch deutlich ersehen, daß Leisewitz Wert darauf legte, einen Verleger für das Drama zu finden, denn er fragt an „Könnte man das ganze Ding u. durch Z. bey Reich drucken lassen?". Mit Reich ist ohne Zweifel der bekannte Leipziger Verleger gemeint. Ferner dringt Leisewitz in Marcard, ihm doch zu diesem Zwecke den Beistand Höltys zu sichern. Berechtigt dies nicht unbedingt zu der Annahme, daß die Drucklegung des Dramas seitens Weygands, den Marcard wohl zu diesem Zwecke anwarb, keineswegs Leisewitzens Wünschen zuwiderlief? Wie dem auch sein mag, war Leisewitz zu dieser Zeit eifrig bemüht, einen Verleger zu

19) Ein weiteres Manuskript — eine Theaterfassung — liegt allerdings im Archive des Mannheimer Theaters vor, datiert jedoch aus dem Jahre 1784 und steht in keinem Zusammenhang mit Leisewitz.

Digitized by Google

finden und hatte nichts gegen den Gebrauch der „Verbesserung“ als Druckvorlage. Es muß also die in Hennebergers Jahrbuch gegebene und seither oft wiederholte Erklärung, daß die Drucklegung des Dramas bei Weygand „ohne Leisewitz' Willen“ stattgefunden habe, durch gewisse Vorbehalte eingeschränkt werden. Noch im Jahre 1912 glaubte Kühlhorn irrtümlicherweise, daß „Leisewitz auf den Druck seines Werkes gar keinen Einfluß hatte und also für den Text der Weygandschen Ausgabe nicht die geringste Verantwortung trägt“[20]. Diese Annahme wird durch meinen Brief widerlegt. Ferner muß Werners Stammbaum des Dramas (S. XVIII) ergänzt werden. Zwischen R (Leisewitzens 1775 vorgenommene flüchtige Revision der Hölty-Abschrift) und O1 (den ersten Weygand-Druck von 1776) muß nämlich die Figur V (die 1776 vorgenommene „Verbesserung“ von R, von dem in meinem Briefe die Rede ist) eingeschaltet werden.

Leisewitz erwähnt eine „caszirte Scene“, die in der Hauptsache bereits „im Musenalmanach p. 134“ erschienen sei. Bezieht sich Leisewitz auf den Vossischen Musenalmanach für 1776? Dieser bringt S. 125—146 einen von Voss unterschriebenen Beitrag „Die Leibeigenschaft“, der aus zwei Idyllen „Die Pferdeknechte“ (S. 125—135) und „Der Ährenkranz“ (S. 135—146) besteht. Michel und Hans unterhalten sich über die Tyrannei ihres Herrn. Hans spricht (S. 132):

Ich will dir ein Mährchen erzählen.
Kennst du die wüste Burg? Mein seliger Oheim, der Jäger,
Laurt da im Mondschein einst auf den Fuchs, in den Zwölften.
[Mit einmal
S. 133 Braust, wie ein Donnerwetter, das wütende Heer aus der Heide.
Hurrah! rufen die Jäger, die Pferde schnauben, die Peitschen
Knallen, das Hifthorn tönt, und gewaltige feurige Hunde
Bellen hinter dem Hirsch, und jagen ihn grad' in das Burgthor.
Oheim hält's für die fürstliche Jagd, ob sein Tiras gleich
[winselt,
Denk mal, und geht (wie er denn zeitlebens ein herzhafter
[Kerl war!)
Ihnen nach in die Burg. Nun denk, wie der Satan sein Spiel
[hat!
Jäger und Pferd' und Hunde sind Edelleute, mit Manteln,
Langen Bärten, und eisernen Kleidern, und groszen Perüken;
Wie die Schlaraffengesichter im Spiegelsaale des Junkers.
Weiber mit hohen Fontanschen und Bügelröcken und Schlentern
Fodern sie auf zum Tanz. Da rasseln die glühenden Ketten!
134 Statt der Musik erschallt aus den Wänden ein Heulen und
[Winseln.
Drauf wird die Tafel gedeckt. Ganz oben setzt sich der
[Stammherr
Vom hochadlichen Haus, ein Straszenräuber. Sein Beinkleid,
Wams und Bienenkapp' ist glühendes Eisen. Sie fressen
Blutiges Menschenfleisch, und trinken siedende Thränen.

20) Kühlhorn a. a. O. S. 83.

Digitized by Google

Unsers Junkers Papa kriegt meinen Oheim zu sehen,
Nimt den Becher voll Thränen, und bringt ihn: Da trink er [eins, Jochen!
Jochen will nicht; er musz. Nun soll ich denn trinken, so [trink ich,
Sagt er, in Gottes Namen! Und knall! war alles verschwunden.
Michel
Bald ist der Kerl dabey! Dann schallen ihm unsere Seufzer
Statt der Musik, dann brennen ihm unsre Thränen die Seele.
Hans
Hu! wie wird er dann springen usw.[21].

Vergleichen wir das mit der 1. Szene des 5. Aktes von „Julius von Tarent" in der Fassung A, wo sich die beiden Soldaten unterhalten. Der erste Soldat erzählt von der Tyrannei des Vaters seines jetzigen Herrn:

Drei Tage nach seinem Ende steht ein alter Soldat, der es meinem Vater nachher sagte, am Schloßgarten dem Ulmengange gegenüber auf der Wacht. Um Mitternacht hörte er so ein ungewöhnliches Sausen der Blätter und roch einen Pulverdampf. Kurz darauf sah er den verstorbnen Fürsten unter einer Menge höllischer Geister. Sein Leib brannte in einer grün-blauen Flamme, nur daß er blutrote Augen hatte. Er winselte entsetzlich nach einem Trunke. Die Geister gaben ihm auch einen Becher mit rauchendem Menschenblute, das er mit vielem Widerwillen trank. Nachher ging der Becher auch unter den Geistern auf die Gesundheit vieler damals lebender Potentaten und hoher Häupter herum. Am Morgen flog eine Menge Fledermäuse und Eulen aus den Ulmen, und die Blätter schienen noch blutrot, als die Sonne aufging.

Diese Szene, am 27. Juli 1774 geschrieben, fehlt tatsächlich in den Erstdrucken von 1776 (O). Mein Brief macht es klar, daß Leisewitz mit dieser Szene niemals ganz zufrieden war und nunmehr im März 1776 endlich beschloß, sie fallen zu lassen, angeblich weil die Erzählung des ersten Soldaten eine Wiederholung des im Musenalmanach erschienenen Beitrags von Voß darstelle (Voß hatte also gewissermaßen die Situation vorweggenommen), aber in Wirklichkeit wegen des Dichters Unzufriedenheit damit. Daß Leisewitz der Ansicht ist, Voß habe sich in der „Pfändung" von ihm beeinflussen lassen, beweist der nächste Briefsatz: „Voß hat mein Manuskript schon vor zwei Jahren gesehen".

Welche ist nun die „neue Scene", von der Leisewitz spricht? Es ist sonst nichts von einer Szene im „Julius von Tarent" bekannt, die erst 1776 verfaßt worden wäre. Aller Wahrscheinlichkeit nach muß diese neue Szene die erste des 5. Aktes in O — die Szene zwischen Julius' Vater und dem Arzte — sein. Der Briefsatz „Sie müßten darüber besonders urtheln können, da Sie bey Sterbe betten zu Hause gehören" macht diese Annahme förmlich zur Gewißheit. Leisewitz schaltete also die Soldatenszene zugunsten der alternativen Vater-Arztszene aus, und diese muß somit

21) Die Abschrift dieses Zitats verdanke ich Herrn Prof. A. E. Zucker von der Staatsuniversität Maryland.

Digitized by Google

als die chronologisch allerletzte von ihm niedergeschriebene Szene des Dramas betrachtet werden.

Die nächsten Absätze des Briefes, „Noch bitte ich usw." sind von textkritischem Interesse. Die Worte „Und sehen Sie usw.", die Leisewitz in III, 2 eingeschaltet wissen möchte, fehlen im Originalmanuskript A. Sie scheinen auch in Höltys revidierter Abschrift R und ursprünglich in Leisewitzens „Verbesserung" V gefehlt zu haben, wurden aber jetzt auf Leisewitzens Wunsch von Marcard eingerückt. Daher findet man sie also in den sämtlichen Weygand-Drucken aus dem Jahre 1776 wieder. Werner und seine Nachfolger jedoch, deren Text sich namentlich auf das Originalmanuskript A stützt, lassen diese Worte aus. Mein Brief liefert eindeutig den Beweis, daß die 20 Worte wieder in den Text eingesetzt werden müssen. Andererseits heißt es in den Weygand-Ausgaben irrtümlich „und Sie sagten [statt „sagen"] ia Blanca sey . . ." In diesem Falle stimmt Leisewitzens Originalmanuskript A und folglich auch Werner samt seinen Nachfolgern mit dem Briefe überein.

Trifft meine Lesart „Wehner" zu, so handelt es sich um den oben in Note 14 erwähnten Freund. Wer mit F. v. V. gemeint ist, vermochte ich nicht festzustellen. Z. dürfte wohl Johann Georg Zimmermann, der Verfasser von „Über die Einsamkeit", sein, wozu mich mehrere Anhaltspunkte führen. Erstens war Zimmermann mit dem Verleger Reich befreundet und stand in brieflichem Verkehr mit ihm[22]. Zweitens hatte er Beziehungen zu Hölty[23]. Schließlich war Zimmermann mit der Familie Marcard bekannt. 1796 verfaßte nämlich ein Marcard einen „Beytrag zur Biographie des seel. Hofraths und Ritters v. Z"[24].

Im folgenden fasse ich diejenigen Punkte zusammen, worin mein Brief Neues zu dem Problem des „Julius von Tarent" beiträgt.

1. Johann Heinrich Voß hatte schon 1774 das Manuskript gesehen.

2. Im März 1776 sandte Leisewitz eine „Verbesserung" seines Dramas an seinen Freund Marcard.

3. Diese Verbesserung (V) stellt eine Revision der bereits revidierten Höltyschen Abschrift (R) dar und muß im Stammbaum zwischen R und O^1 eingeschaltet werden. Die Fassung V darf als Ahne aller Erstdrucke betrachtet werden.

4. V unterschied sich folgendermaßen von R:

a) In V fehlte eine Szene (jedenfalls V, 1 des Manuskripts A — die Soldatenszene) und zwar wegen Leisewitzens Unzufriedenheit damit und weil eine ähnliche Situation bereits im Vossischen Musenalmanach für 1776 vorweggenommen war. Beiläufig deutet mein Brief an, daß Leisewitz gegen Voß den Verdacht hegte, er habe dem „Julius von Tarent" die betreffende Fiktion für seine „Pfändung" entnommen, als er 1774 das Manuskript des Dramas las.

b) V enthielt an Stelle jener Szene eine andere (V, 1 der Erst-

22) Vgl. das Archiv für Literaturgeschichte, 9. Bd., S. 429. Siehe auch Werner a. a. O., S. XXXVIII.

23) Vgl. Kutschera a. a. O., S. 21.

24) Hamburg 1796. Vgl. Goedekes Grundriß, 2. Aufl., IV, 158.

Digitized by Google

drucke O — die Vater-Arztszene), und diese darf somit chronologisch als die letzte Szene angesehen werden, die Leisewitz niederschrieb.

c) V rückte in III, 2 zwanzig Worte ein, die weder in A noch in B, wohl aber in den Erstdrucken O standen. V bekräftigt auch die Lesart „sagen" statt „sagten" in derselben Szene. „Sagten" muß als einer der vielen Druckfehler in O betrachtet werden.

5. Angesichts meines Briefes weist keine einzige neuere Ausgabe des Dramas einen einwandfreien Text auf. Werner führt durch seine Bevorzugung des Originalmanuskripts A irre. Mein Brief läßt deutlich erkennen, daß die Ausgaben von 1776 (O) — die direkten Nachkömmlinge von V — betreffs Anordnung der Szenen und Beurteilung einiger Textfragen größeren Wert besitzen, als Werner ahnen konnte. Eine echt kritische Ausgabe müßte, wenn sie den von Leisewitz ins Auge gefaßten Text getreulich wiedergeben soll, den Inhalt des Briefes sowie die sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen voll und ganz verwerten. Als Grundlage für die Anordnung der Szenen und für einschlägige Textfragen müßte sie O^1 — die erste Weygand-Ausgabe — benützen, weil ihr durch meinen Brief neuer bisher ungeahnter Wert zugesprochen wird. Das Originalmanuskript A kommt nur in zweiter Linie in Betracht, und zwar um sowohl Druckfehler in O, wie auch Leisewitzens Nachlässigkeiten in der Korrektur der Höltyschen Abschrift (R) zu kontrollieren.

6. Schließlich wurde das Drama nicht ohne Leisewitzens Willen, sondern vielmehr auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin gedruckt. Die vielen Fehler und Nachlässigkeiten im Texte O, auf die Werner hinweist und für die man Leisewitz gewöhnlich nur teilweise verantwortlich zu erklären pflegt, müssen doch großenteils ihm zugeschrieben werden. Denn indem er V an Marcard übersandte, tat er es mit dem ausdrücklichen Wunsch, daß diese Fassung als Druckvorlage dienen möge.

CINCINNATI, OHIO U.S.A. EDWIN H. ZEYDEL

ZU DIETRICH VON DEM WERDER

Dietrich von dem Werder, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, besonders verdient als Übersetzer Ariosts und Tassos, hat als frei schaffender Dichter keinen Platz in der Literaturgeschichte. Doch lohnt sich wohl ein kurzer Hinweis auf eine Dichtung, die durch ein schmerzliches Ereignis veranlaßt wurde. Verse der Klage und des Gedenkens an die nach der Geburt des fünften Kindes ihm entrissene Gattin bilden den Inhalt eines schmalen Heftes, das im Jahr 1625 in verschiedenen Ausgaben erschienen ist. Diese Klage auf den Tod der Gattin eröffnet die Reihe der Publikationen des Dichters.

Digitized by Google

Heinrich Hoffmann von Fallersleben leitete vor Jahrzehnten seine „Findlinge" mit einigen Textproben aus dieser Dichtung ein[1]. Hoffmann kannte einen Hallischen Druck; wo er ihn aufgefunden hat, sagt er uns nicht, und so sank denn dieser Findling wieder in das Dunkel der Literaturgeschichte zurück. Auf Hoffmanns Mitteilungen beruht eine Notiz bei Goedeke, und auch der Biograph Werders, Georg Witkowski, konnte diesen Druck nicht ausfindig machen[2]. Ein Zufall führte mir bei zeitungsgeschichtlichen Arbeiten einen Zerbster Druck vor Augen, den die Preußische Staatsbibliothek besitzt[3]. Der Titel lautet:

Selbst eigene Gottselige
Thränen
Dieterichs von dem
Werder
Die Er
Der weiland Whol Edlen Vielehr
und Tugentreichen Frawen
Dorotheen Catharinen,
geborne von Waldaw auß dem Hause Schwanowitz/ seinem Hertzvielgeliebten Ehegemahl/ Als dieselbe in seinem abwesen den 12. Februarii Selig von dieser Welt abgeschieden/ und er ihren Cörper folgendes tages zu seiner anheimkunfft verblichen gefunden/
Zu Ihrem Lob von Hertzen nachgesandt hat.
Geschehen im Jahr unsers Erlösers
M. DC. XXV.
Gedruckt zu Zerbst bey Zacharias
Dörffern.

Unter der Jahreszahl eine schmale Eierstableiste; das gleiche Ornament, verdoppelt, umrahmt den Text des Titelblattes. Die letzten drei Seiten sind weiß geblieben, der Text beginnt auf der dritten Seite, auf der zweiten finden wir Bibelzitate (Spr. Salom. 31 und Jes. Sir. 38). 11 Seiten der beiden Quartbogen bringen die eigentlichen Gedenkverse, etwa 220 Alexandriner.

Wie soll elender ich und hochbetrübter Mann/
Wie soll ich meine reim und Klage stimmen an?
Soll ich (O trewstes weib) ewr schönes lob hersingen/
Und ewre Tugendt lan auff meiner Harff erklingen?
Ja oder soll ich nuhr mein Pein beschreiben hier/
Und bringen meinen Schmertz und Leiden zu pappier?
Ich solts ja beydes thun: Dann ewer Edle Ehre

1) Weimar. Jahrbuch. ed. Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade. II. 1855. S. 211f.

2) Georg Witkowski: Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. 1887. Vgl. besonders S. 30 und 38. Abdruck einiger Verse des Gedichts (nach Hoffmann) S. 114f.

3) Signatur Ee 541. Nr. 6. 16 Seiten in Quart.

Digitized by Google

Ist wehrt/ das nimmermehr ihr süsser klang aufhöre/
Auch ist so wichtig wohl meins Creutzes schwere bürd/
Das in ein Messing sie tieff eingeschnitten würd.

So beginnt das Gedicht. Aus dem folgenden druckt Hoffmann 36 Verse ab, die übrigens unmittelbar aufeinander folgen. Die 12 Schlußverse hat schon Beckmann veröffentlicht[4]. Die Proben bei beiden Autoren stimmen, wenn natürlich auch nicht orthographisch und lautlich, mit unserm Text überein. Biographisch interessant, wenn sie auch nur Bekanntes bestätigen, sind folgende Verse:

So habt ihr mir auch hier zwey schöner Pfläntzelein
Zum trost gelassen noch/ ein Sohn und Töchterlein/
Zwey liebe werthe pfandt/ die Gott geleit und führe/
Und mit seim guten Geist zu seiner Ehr regiere.
Zwey sein schon für euch hin in hoher Seeligkeit/
Das fünft habt in dem arm ihr bey euch an der Seit.
O möcht ich sein der dritt in ewrem Sarck verschlossen!

Von Witkowski wird noch ein dritter Druck, ein Leipziger, der unmittelbar nach dem ersten Druck erschienen sein muß, erschlossen[5]. Aber auch von dieser Ausgabe sind Exemplare nicht bekannt geworden. Der Gesamtkatalog der der preußischen Bibliotheken kennt überhaupt keine Ausgabe dieser Werderschen Dichtung. Da Werder in jener Zeit aber schon wieder in den anhaltischen Landen weilte, wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man in dem Zerbster Druck die Originalausgabe erblickt, die erste poetische Arbeit Werders, die gedruckt der Öffentlichkeit vorgelegt worden ist.

4) Beckmann: Historie des Fürstenthums Anhalt. Zerbst 1710. VII. S. 289.
5) Witkowski S. 38.

BERLIN GÜNTHER OST

BIBLIOGRAPHISCHE BEMERKUNGEN ZU BETTINA VON ARNIMS SÄMTLICHEN WERKEN

Die Tatsache, daß die alten Originalausgaben Bettina von Arnims — mit Ausnahme von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ — nur auf wenigen Büchereien vorhanden und nur mit großen Schwierigkeiten einigermaßen vollständig erhältlich sind, veranlaßte den Erforscher ihrer Briefromane, Waldemar Oehlke, dazu, ihre Schriften zu sammeln und mit Erläuterungen herauszugeben. „Bettina von Arnims Sämtliche Werke“ erschienen mit sorgfältiger innerer und äußerer Ausstattung von 1920 bis 1922 in sieben Bänden im Propyläen-Verlag zu Berlin. Sie fanden damals die gebührende Aufmerksamkeit bei Germanisten und Bibliophilen, und verhältnismäßig viele Zeitungen sowie Zeitschriften nahmen Notiz von ihr, oft mit einer Beurteilung unter dem Gesichtspunkte

Digitized by Google

der Frauenbewegung. — In den letzten Jahren scheint diese Ausgabe nicht mehr zu den gangbaren Verlagsartikeln zu gehören; man sieht sie manchmal ungebraucht für wenige Reichsmark auf den Bücherwagen des Berliner Universitätsviertels angeboten oder liest davon in unterschiedlichen Warenhausanzeigen.

Wozu soll da jetzt noch eine späte Kritik dienen? Die zahlreichen Besprechungen in den Literaturzeitschriften müßten, wie man annehmen sollte, eigentlich bereits alles gebracht haben, was darüber zu sagen war. Das trifft wohl für Bettinas Hauptwerke und die ästhetische Seite der Angelegenheit zu: für „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", „Die Günderode", „Ilius Pamphilius und die Ambrosia", das „Königsbuch", die „Gespräche mit Dämonen" und schließlich ihre Kompositionen. Aber in bibliographischer Hinsicht bleibt noch ein kritischer Rest nachzutragen, besonders für das kleinere, im Bande 7 vereinigte Beiwerk, das zu bringen sich der Herausgeber ausdrücklich, auch schon durch die Wahl der Überschrift „Sämtliche Werke" verpflichtete. Er sagt (Band 1, Seite IV): „Die Verstreutheit des Brief- pp. Materials hat bisher eine große Biographie verhindert. Vielleicht gelingt es diesen Zeilen, ... andere zur Lösung einer solchen gewiß lohnenden Arbeit anzuregen". Anscheinend hatte er die Absicht, diesen Hinderungsgrund durch seine Sammlung zu beseitigen, und er hat sicher an die Vollständigkeit seiner Ausgabe geglaubt.

Oehlke hätte aber noch eine Reihe weiterer kleiner Schriften oder sonstiger Arbeiten Bettinas durch Abdruck vor dem Verschollenwerden retten oder wenigstens in der Haupteinleitung und in dem Vorwort zum Bande 7 nennen können. Diese fehlenden Stücke können zwar an Bedeutung nicht mit den Hauptwerken verglichen werden; sie sind jedoch nach Form und Inhalt bemerkenswert und gehören auf jeden Fall in eine *Gesamt*ausgabe. Es handelt sich hierbei um Arbeiten, die zum Teil seit langer Zeit gedruckt und in allgemein zugänglichen Veröffentlichungen erwähnt worden sind. Stoff genug, um einen nicht zu dünnen achten Band zu füllen. Allerdings disiecta membra und noch mehr verschollen, noch mehr im Staube der Bibliotheken begraben, also viel eher abdruckswürdig als die selbständigen Originalausgaben Bettinas. Hielt der Herausgeber das Fehlende für zu geringfügig, um es ganz oder teilweise wiederzugeben, so durfte mindestens eine kurze Charakterisierung an den geeigneten Stellen erwartet werden. Da auch Oehlkes Rezensenten noch nicht das Fehlende nachgetragen haben, läßt diese Übereinstimmung wohl den Schluß zu, daß ein Teil von Bettinas literarischer Tätigkeit allgemein unbekannt geblieben ist.

In dieser Beziehung ist es Bettina ähnlich gegangen wie Achim von Arnim, über dessen Gesamtausgabe sich Brentanos Freund Johann Friedrich Böhmer um 1860 gegenüber Joseph Görres' Tochter Marie beklagte. Böhmer meinte, beim Sammeln eines Nachlasses solle man immer mit den kleinen Aufsätzen be-

Digitized by Google

thes Briefwechsel mit einem Kinde" (1835) an Pückler veranlaßt hatte. Dieser erfüllte aber Bettinas Verlangen nicht ganz; er nahm den Aufsatz gekürzt in das Gartenwerk hinein, nannte Bettinas Namen gar nicht und sprach von ihr nur als von dem „geistreichen Verfasser", von einem „Freunde", einem „gebildeten Geist und kompetenten Richter", der den Gegenstand mit ebensoviel Zartheit wie Kraft und Tiefe behandele[2]. — An Schinkel schrieb Bettina über ihren Aufsatz in einem undatierten Briefe: „... Glauben Sie nicht mich zu beleidigen, wenn Sie ihn ganz verwerfen ... Auf der anderen Seite weiß ich auch, daß keinem von Ihren geachteteren Freunden ... ein Aufsatz gelingen würde, wie er mir gelungen ist, indem meiner reinen Liebe für Ihr Genie, meinem herzlichen Willen sich so manches zum Vortheil gefügt hat, wonach andre vergebens streben möchten ..."[3]. — Werner Deetjen hat 1905 einen Neudruck als Leipziger Bibliophilengabe veranstaltet (Privatdruck von 15 Seiten in 8^0).

3. Bettina und Wilhelm Grimm rezensierten 1817 gemeinsam Achim von *Arnims Roman „Die Kronenwächter"* (Berlin 1817, Teil 1), in den „Heidelberger Jahrbüchern" (1818, Blatt 29, Spalten 452—464), mit der Unterschrift „$\beta\gamma$" wobei „β" Bettina, „γ" Wilhelm Grimm bedeuten sollte. Es ist ein Aufsatz von zwölf Großoktavseiten; die künstlerische Würdigung fiel dabei Bettina zu, die literarhistorische und persönliche dagegen Wilhelm Grimm. Über die Entstehung brachte Steig allerlei in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", 1899, Band 31, Seiten 169—177. Der Aufsatz findet sich im Neudruck in Wilhelm Grimms Kleineren Schriften, Band 1, Seiten 302ff. — Arnim sandte Bettinas Besprechung mit einem Briefe vom 12. Juni 1817 an die Brüder Grimm: „... Zugleich erhaltet Ihr den ersten Band meiner Kronenwächter und für Dich, Wilhelm, eine Rezension meiner Frau, die sie mir verehrt hat und die Du mir gelegentlich zurückschicken kannst. Wenn das große Lob hinausgeschafft wird, so ist doch wohl manches drin, was mit dem Deinigen verarbeitet zu einer Rezension gebraucht werden kann, die Du wo wie wann, da magst Du zusehen, dem lesenden Publico mittheilen magst ..." Wilhelm Grimm antwortete am 12. Oktober 1817: „... Auch liegt der Aufsatz der Bettina dabei; ich habe viel davon aufgenommen, alles nämlich, was den Geist des Buches darstellt, manches einzelne, was mir wohlgefiel, hab ich ausgelassen, weil es mir vorkam, als gehöre es nicht für die Welt, sondern nur für Euch beide, was ihre Gesinnung gegen Euch ausdrückte ..."[4].

2) Vgl. hierzu auch Pücklers „Briefwechsel und Tagebücher", 1873, Bd. I S. 106/107, 15. — „Ilius Pamphilius" S. 142 (Oehlkes Ausgabe Bd. 5). — Steig III 1904 S. 537. — Briefwechsel Meusebach/Grimm, 1880, S. 113, 351.

3) Katalog 291 der Firma J. A. Stargardt in Berlin, 1929, Nr. 13.

4) Steig III 1904 S. 382, 385, 396. — Der große Arnim-Briefwechsel, den Steig in drei Bänden herausgab, wird im folgenden abgekürzt: „Steig I 1894" = Band 1, Briefwechsel mit Clemens Brentano; „Steig II 1913" = Bd. 2,

Digitized by Google

richtig bestreitet, Nichts sagt, weil er ihn selbst in diesem Buche als einziges Mittel mit großer Folgerichtigkeit anwendet. Nach seiner Ausführung darüber dürfte er gar nicht mit sprechen. Es könnte ihn nicht berühren.

Er bringt aber das Ich des Menschen zur richtigen Würdigung. Dadurch haben wir einen besonderen Vorteil. Es geht aus dieser Eigenheit des Einzelnen erst recht die Fortdauer des Menschen hervor. Müßten alle Menschen nur das stereotype Ebenbild eines guten Menschen sein, so wäre wohl an einem Exemplare genug. Es ist ein Beweis unserer Zukunft. Ein Fehler bleibt es aber immer, daß er den Kampf unter Menschen für nötig hält, indem er höchstens das Vereinen kennt, aber kein Recht.

Wenn nun Br. Bauer die Idee für das erste hält, und das Ich und allen Egoismus der gemeinsamen Geschichte geopfert wissen will, so verbinde man Beider Ansichten, so wird wohl das Richtige herauskommen".

Dieser Aufsatz geht über den Rahmen einer gewöhnlichen Besprechung weit hinaus und kann als ein selbständiges Seitenstück zu Stirners Werk aufgefaßt werden. Henry Mackay nennt ihn unter sonstigen Stirner-Besprechungen in seiner Stirner-Biographie (1914, Seite 160). Daß hier eine Schrift Bettinas bisher unbeachtet geblieben sei, hat zuerst Leopold Hirschberg 1908 in der „Frankfurter Zeitung" erwähnt (18. August, Nr. 229, 1. Mbl.), jedoch ohne daß sie seither jemand im Zusammenhange mit den übrigen sozialpolitischen Äußerungen Bettinas untersucht hätte: dem Gedankenkreise des „Königsbuches", der „Gespräche mit Dämonen" und ihres „Briefwechsels mit Friedrich Wilhelm IV." (herausgegeben von Ludwig Geiger, 1902) [1].

2. Zu *Fürst Pücklers* berühmtem Gartenwerk, den *„Andeutungen über Landschaftsgärtnerei,* verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau" (Stuttgart 1834), steuerte Bettina einen anonymen Aufsatz über Schinkels Entwürfe zu den Fresken des Berliner Alten Museums bei (Seiten 226 bis 242). Bettina kommt hier zu dem Ergebnis, daß im Bereich unserer Kenntnis von Kunstwerken nichts den Kompositionen Schinkels an die Seite zu stellen sei, daß „die schöne, allumschließende Abrundung, einfach und groß, unbeengt wie in majestätischem Strome sich vor unserem Auge ergieße". Wenige Jahre nach dem Erscheinen von Pücklers Buch wurde Bettinas Anteil von Theodor Mundt erkannt, der in einem Artikel des „Deutschen Taschenbuchs auf das Jahr 1837" (Seiten 39/40) darauf hinwies. Mundt sah „diese merkwürdige Episode" als eine Auswirkung von Bettinas Wunsch nach literarischer Gemeinschaft mit Pückler an, einem Wunsch, der sie bereits 1834 zur Widmung von „Goe-

1) Auch Hans Sveistrup zitiert sie nicht in seiner historisch fundierten Abhandlung „Stirner als Soziologe" (Von Büchern und Bibliotheken. Abschiedsgabe für Ernst Kuhnert. 1928. S. 103 bis 123).

Digitized by Google

thes Briefwechsel mit einem Kinde" (1835) an Pückler veranlaßt hatte. Dieser erfüllte aber Bettinas Verlangen nicht ganz; er nahm den Aufsatz gekürzt in das Gartenwerk hinein, nannte Bettinas Namen gar nicht und sprach von ihr nur als von dem „geistreichen Verfasser", von einem „Freunde", einem „gebildeten Geist und kompetenten Richter", der den Gegenstand mit ebensoviel Zartheit wie Kraft und Tiefe behandele[2]. — An Schinkel schrieb Bettina über ihren Aufsatz in einem undatierten Briefe: „... Glauben Sie nicht mich zu beleidigen, wenn Sie ihn ganz verwerfen ... Auf der anderen Seite weiß ich auch, daß keinem von Ihren geachteteren Freunden ... ein Aufsatz gelingen würde, wie er mir gelungen ist, indem meiner reinen Liebe für Ihr Genie, meinem herzlichen Willen sich so manches zum Vortheil gefügt hat, wonach andre vergebens streben möchten ..."[3]. — Werner Deetjen hat 1905 einen Neudruck als Leipziger Bibliophilengabe veranstaltet (Privatdruck von 15 Seiten in 8^0).

3. Bettina und Wilhelm Grimm rezensierten 1817 gemeinsam Achim von *Arnims Roman „Die Kronenwächter"* (Berlin 1817, Teil 1), in den „Heidelberger Jahrbüchern" (1818, Blatt 29, Spalten 452—464), mit der Unterschrift „$\beta\gamma$" wobei „β" Bettina, „γ" Wilhelm Grimm bedeuten sollte. Es ist ein Aufsatz von zwölf Großoktavseiten; die künstlerische Würdigung fiel dabei Bettina zu, die literarhistorische und persönliche dagegen Wilhelm Grimm. Über die Entstehung brachte Steig allerlei in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", 1899, Band 31, Seiten 169—177. Der Aufsatz findet sich im Neudruck in Wilhelm Grimms Kleineren Schriften, Band 1, Seiten 302ff. — Arnim sandte Bettinas Besprechung mit einem Briefe vom 12. Juni 1817 an die Brüder Grimm: „... Zugleich erhaltet Ihr den ersten Band meiner Kronenwächter und für Dich, Wilhelm, eine Rezension meiner Frau, die sie mir verehrt hat und die Du mir gelegentlich zurückschicken kannst. Wenn das große Lob hinausgeschafft wird, so ist doch wohl manches drin, was mit dem Deinigen verarbeitet zu einer Rezension gebraucht werden kann, die Du wo wie wann, da magst Du zusehen, dem lesenden Publico mittheilen magst ..." Wilhelm Grimm antwortete am 12. Oktober 1817: „... Auch liegt der Aufsatz der Bettina dabei; ich habe viel davon aufgenommen, alles nämlich, was den Geist des Buches darstellt, manches einzelne, was mir wohlgefiel, hab ich ausgelassen, weil es mir vorkam, als gehöre es nicht für die Welt, sondern nur für Euch beide, was ihre Gesinnung gegen Euch ausdrückte ..."[4].

2) Vgl. hierzu auch Pücklers „Briefwechsel und Tagebücher", 1873, Bd. I S. 106/107, 15. — „Ilius Pamphilius" S. 142 (Oehlkes Ausgabe Bd. 5). — Steig III 1904 S. 537. — Briefwechsel Meusebach/Grimm, 1880, S. 113, 351.

3) Katalog 291 der Firma J. A. Stargardt in Berlin, 1929, Nr. 13.

4) Steig III 1904 S. 382, 385, 396. — Der große Arnim-Briefwechsel, den Steig in drei Bänden herausgab, wird im folgenden abgekürzt: „Steig I 1894" = Band 1, Briefwechsel mit Clemens Brentano; „Steig II 1913" = Bd. 2

Digitized by Google

4. Über den Frankfurter Kaufmann und Kunstfreund *Johann Isaak Gerning,* den August Sauer einmal einen „Bastard der Herderschen Muse" nannte, spottete Bettina in einem wohl seiner Zeit nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesenen Artikel aus dem Jahre 1803, als ein verbreiteter Stadtklatsch wissen wollte, daß Gerning trotz einem beträchtlichen Altersunterschiede Heiratsabsichten auf die damals achtzehnjährige Bettina habe. Steig druckte diesen recht vergnügten Tagebucherguß 1892 aus dem Manuskript der Varnhagen-Sammlung in dem „Stammbuch für Wilhelm Hertz zum siebzigsten Geburtstage" (Seiten 64 bis 66) ab.

5. An versteckter Stelle findet sich ein kleiner anonymer Beitrag Bettinas zu Achim von *Arnims „Tröst Einsamkeit"* von 1808, die während ihres kurzen Erscheinens in Einzelheften „Zeitung für Einsiedler" hieß. In der Nr. 7 vom 23. April 1808 brachte Arnim ein aus allerlei Bestandteilen zusammengestelltes „Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen", in das er u. a. auch eine kurze Erzählung Bettinas von einem Einsiedelmann und einer Hindin aufgenommen hatte, ohne ihren Anteil äußerlich erkennbar abzugrenzen. Näheres darüber teilte Steig 1912 im Euphorion, Bd. 19 S. 230 ff. („Zur Einsiedlerzeitung") und 1913 im Band 2, S. 137, seines Briefwechsels mit.

6. Das *Stammbuch* des bayrischen Arztes Dr. Johann Nepomuk *von Ringseis,* das jetzt im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt wird, enthält neben vielen anderen zeitgenössischen Eintragungen auch solche von Bettina und Achim von Arnim und Clemens Brentano, als Zeichen einer durch Jahrzehnte bis zum Tode ungetrübten Freundschaft. Bettina schrieb Ringseis Ende März 1815 eine an die Erzählungen aus „1001 Nacht" erinnernde kleine Zaubergeschichte ein, von einem schuldlosen Knaben, dem ein „prunkloser Leuchter, rings Eisen" nützliche Geister dienstbar machte. Ringseis erzählte von diesem Teile des Stammbuchs in seinen „Erinnerungen" (Artikel in den „Historisch-politischen Blättern" 1875 Bd. 76 S. 595ff. in Buchform: 1886 Bd. 1 S. 207 ff.).

7. Von der noch längst nicht erschöpften, aber doch schon recht großen Zahl der bekannten *Briefe Bettinas* gibt Oehlke mehrere wertvolle Stücke aus den allgemein zugänglichen Sammlungen in Buchform wieder; außerdem bringt er 3 bisher ungedruckte Briefe. Vermißt wird bei ihm ein besonders charakteristischer Brief, der für die Erhaltung einer ungewöhnlich reichen Sammlung alter deutscher Literatur von ausschlaggebender Bedeutung war, und zwar wegen seiner ephemeren Veröffentlichung in einer Tageszeitung in weiteren Kreisen unbekannt geblieben,

Briefwechsel mit Bettina; „Steig III 1904" = Band 3, Briefwechsel mit Jacob und Wilhelm Grimm.

Digitized by Google

jedoch mehrfach zitiert worden ist: Bettinas Immediateingabe vom 5. September 1847 an Friedrich Wilhelm IV., um diesem den Ankauf der Sammlung des einige Tage vorher gestorbenen Kassationshofpräsidenten Karl Hartwig Gregor von Meusebach für die Berliner Königliche Bibliothek nachdrücklich ans Herz zu legen. Bettinas warme Empfehlung hatte Erfolg. Ihr verdankt die genannte Bibliothek einen wesentlichen Teil ihrer national wichtigen Bücherschätze. Ludwig Geiger druckte den Brief 1903 in der Sonntagsbeilage 14 der „Vossischen Zeitung" ab. — Das Manuskript hat sich in Bettinas Nachlaß in Form eines selbständigen Gutachtens über Meusebachs Bibliothek vorgefunden. —

8. Wenn Oehlke den Artikel „Inneres Schauen in Goethes Familie. Von der Frau Bettina von Arnim" (in Justinus Kerners „Blättern aus Prevorst" 1839, Bd. 12 S. 165—168) gekannt hat, so hat er ihn mit Recht weggelassen. Es ist ein einfacher Abdruck aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", wie ich in Heft 2 des Jahrgangs 1930 der „Zeitschrift für Bücherfreunde" (S. 39—40) gezeigt habe.

II. Gedichte Bettinas.

Von den *Gedichten* Bettinas bringt Oehlke einige mit Sonderüberschrift vereinigt im Bande 7, andere — teilweise nach eigenem Geständnis nachempfundene — nur an den Stellen der Hauptwerke, in die sie von Bettina bei den Einzelveröffentlichungen eingestreut worden sind. So „Das Abendrot am Strand hinzieht..." (Bd. 1, Frühlingskranz S. 39), „Eilt die Sonne nieder zu dem Abend..." (Bd. 2, Günderode S. 478), „Auf diesem Hügel überseh' ich meine Welt..." (Bd. 4, Goethe-Briefwechsel Teil 3 S. 149), „Im Bett der Rose lag er eingeschlossen...", „Im Grase liegen! Im Regengeträufel..." und „Der Knabe sprach mit Lust..." (Bd. 5, Ilius Pamphilius S. 43, 102 und 140); ferner ein Gedicht an Schleiermacher „Ob ich dich liebe, weiß ich nicht..." (Bd. 7 S. 431) und eins an Josef Joachim „Mitten im Winter, der einem Sommer gleicht..." (Bd. 1 S. LXX). Dadurch wird ein gleichzeitiger Überblick über Bettinas Schaffen in gebundener Sprache erschwert. Immerhin sind diese Teile ihrer Lyrik in der neuen Gesamtausgabe wenigstens vorhanden.

A. Mehrere längst veröffentlichte Gedichte Bettinas hat Oehlke jedoch unberücksichtigt gelassen und ihre Existenz nicht einmal erwähnt. Hier sind folgende zu nennen:

1. Eine Hymne von 84 Zeilen auf den ungarischen Nationaldichter Sandor Petöfi: „Wie Vögel, die kaum befiedert im Frühlicht flattern", mit der Überschrift *„Petöfi dem Sonnengott"*.

Bettina hat sie mehrmals niedergeschrieben und mindestens zweimal verschenkt. Je ein Stück finden wir in den Autographensammlungen von Al. Meyer-Cohn (Katalog 1905 Bd. 1 Nr. 919)

Digitized by Google

und Moritz Carriere (Katalog 70 von Karl Ernst Henrici 1921 Nr. 383) angezeigt, außerdem zwei Bruchstücke des Anfangs und eine Abschrift von fremder Hand im Bettina-Nachlaß, der Oehlke nach seiner Angabe zugänglich war. Eine Fassung ist schon vor zwei Menschenaltern gedruckt worden, im Anhang zu Karl Maria Kertbenys Übersetzung von Petöfis Dichtungen, die 1858 mit einem Vorwort von Friedrich Bodenstedt, dem Mirza-Schaffy-Dichter, in Leipzig erschien (S. 581—584); sie ist unterzeichnet „Von Bettina Arnim . . . Jüterbog, 16. Januar 1850". Über Bettinas ungarische Beziehungen, besonders zu Kertbeny und Petöfi habe ich unter Wiedergabe dieses Gedichtes kürzlich berichtet (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 1930, Bd. 156 Heft 1/2 und Bd. 157 Heft 3/4).

2. Ein Rätsel *„Dichterruhm"*, eine Charade in Form eines Sonetts: „Wenn sich in Träumen Thürme leicht erheben . . ." (mit einem Gegensonett als Auflösung von Johann Friedrich Heinrich Schlosser: „Wenn Phantasie den goldnen Scepter führet . . .). Auch dieses Gedicht Bettinas hat einen klaren Herkunftsvermerk: „1806. Charade. Von Bettina Brentano" und findet sich in Schlossers Nachlaß gedruckt, 1857, Bd. 2 S. VIII und 80, worauf bereits Ludwig Geiger 1904 hingewiesen hat (Euphorion Bd. 11 S. 120 ff.).

3. Eine Stammbuchstrophe vom 19. März 1839 für den Philosophen Moritz Carriere, in der Bettina ironisch auf einen doktrinären Streit zwischen ihrem Schwager Savigny und dem Berliner Professor Gans über die philosophische und rechtliche Natur des Begriffes „Besitz" anspielt: *„Läßt in dem Antlitz sich erfreulich lesen . . ."*, abgedruckt in den von Wilhelm Diehl 1914 herausgegebenen Lebenserinnerungen Carrieres (S. 54, 147).

4. Ein Verlegenheitsgedicht, dessen Fehlen allerdings erträglich wäre, für Karl August Varnhagen von Ense, als Bettina auf Varnhagens Exemplar von Heines Gedichten einen Tintenfleck gemacht und diesen überklebt hatte, vom 21. Oktober 1844: *„Was darunter verborgen . . ."* (von Ludmilla Assing 1865 in die „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim", S. 376/377, aufgenommen).

B. Handelt es sich bei diesen 4 Gedichten um fehlende Stücke, so muß andererseits auch auf eins hingewiesen werden, das Bettina nicht gehört.

Auf S. 307 bis 309 finden wir in Band 7 ein Gedicht *„Ja, die Zeichen sind alle erfüllet . . ."* von 10 sechszeiligen Strophen, dem Oehlke nach dem Inhalt die passende Überschrift „Der Vulkan" gegeben hat. Nach seiner Bemerkung auf S. 3 ist es „das einzige, das in ihrem Alter entstanden zu sein und auf die politischen Kämpfe der dreißiger und vierziger Jahre hinzudeuten scheint, aus Jos. Joachims Nachlaß mit freundlicher Erlaubnis seines Sohnes, Dr. Joh. Joachims in Göttingen". An anderer Stelle ist es für ihn

Digitized by Google

„vielleicht nur eine Übersetzung aus dem Italienischen" (Bd. 1 S. LXIX). Einer seiner Rezensenten meint: „In Wirklichkeit setzt es offensichtlich die Berliner Revolution vom März 1848 voraus" („E. S." = Edward Schröder, im „Anzeiger für deutsches Altertum" 1923 Bd. 42 S. 85/86).

Tatsächlich stammt es von Achim von Arnim und findet sich gedruckt im zweiten Teil des Romans „Die Kronenwächter", 1854, S. 393/394, Bd. 4 der Gesamtausgabe von 1854, Bd. 16 der von 1857 (Ausgabe von Monty Jacobs: Bd. 2 S. 483—485). Über Arnims eigenhändiges Manuskript dazu weiter unten mehr. Bettina mag bei ihrer Bearbeitung der Werke Achim von Arnims — wie auch sonst noch mehrfach nachweisbar — selbst von einzelnen Teilen Druckreinschriften angefertigt haben, die später nicht nicht mehr als fremden Ursprungs erkennbar waren und Freunden ihres Hauses zur Erinnerung überlassen wurden.

C. Drei Gedichten mit Kompositionen Bettinas in Band 4, S. 261/272, aus dem *Liederheft von 1843* „Dédié à Spontini . . ." hat Oehlke den Vermerk beigesetzt, „Dichter unbekannt", während er bei anderen Goethe, Achim von Arnim u. a. als Dichter ermitteln konnte. Auch bei diesen ist Arnim der Verfasser: „Mondenschein schläfert ein . . ." (aus den „Gleichen", 1819; 1846 Bd. 18 S. 168), „Ein Stern der Lieb' am Himmelslauf . . ." (aus den „Kronenwächtern" Teil 1, 1817; 1840 Bd. 3 S. 263; ferner im „Briefwechsel" Steig II 1913 S. 404/405) und „Vom Nachen getragen . . ." (aus „Ariels Offenbarungen" 1804 S. 133/134).

D. Seit dem Abschluß von Oehlkes Ausgabe sind 2 weitere hier zu nennende Gedichte aufgetaucht.

Das eine gehört Bettina zweifelsfrei, nämlich: *„Wer sich der Einsamkeit ergibt . . .",* mit der Unterschrift „Bettina", fünf vierzeilige Strophen, eine undatierte Variation des bekannten Goethe-Gedichtes (Euphorion 1926 Bd. 27 S. 332: Neues aus dem Kreise La Roche-Brentano. Mitgeteilt von Adolf Bach).

Ferner ein lustiges Knittelvers-Abschiedsgedicht für einen Gast der Familie Arnim: *„So lange Du, o Freund Guenoux . . .",* elf sechszeilige Strophen, datiert „Berlin, den 26. April 1837", mit Bettina an der Spitze von zwölf Unterschriften ihrer Familienmitglieder und Nahestehenden. Georg Herrmann teilte es 1925 in der Zeitschrift „Die Literatur" mit (Jg. 27 Heft 12).

E. Ein deutlicher Hinweis darauf, daß Bettina mehr Gedichte verfaßt als in der neuen Gesamtausgabe zu lesen sind, ließ sich auch einem 1921 im Autographenhandel aufgetauchten Briefe aus dem Jahre 1853 entnehmen, in welchem sie die Absicht äußert, ihre Gedichte zum Besten ihres Goethe-Monuments gesondert herauszugeben (Katalog 70 von Karl Ernst Henrici in Berlin, 1921, Nr. 276). Das hätte sich mit dem wenigen Material der neuen Gesamtausgabe allein kaum gelohnt. Elf weitere Gedichtsmanuskripte fanden sich in ihrem Nachlaß vor (Katalog 148

Digitized by Google

derselben Firma, 1929, Nr. 4/5); bei diesen scheint es aber sehr fraglich zu sein, ob es sich nicht nur um Bettinas Abschriften fremder Gedichte handelt. — Varnhagen notierte in seinen „Tagebüchern" am 10. April 1857, knapp zwei Jahre vor Bettinas Tod: „(Bettina) liest etwas mehr als früher, wo man ihr stets vorlas; aber ihrem regen Geiste genügt diese bloß empfangende Tätigkeit nicht, und doch ist sie keiner andern jetzt fähig; daß sie ihre Liederkompositionen zur Herausgabe sammelt und durchsehen läßt, ist die einzige Arbeit, der sie einige Förderung gibt; alles andere muß ruhen" (Bd. 13, 1870, S. 364).

III. Angezweifelte Schriften Bettinas.

Zwei Schriften in selbständiger Buchform, von denen die eine ganz von Bettina herrührt, während an der anderen Bettina mitschaffend beteiligt war. Sodann eine dritte, deren Material auf Bettina zurückgehen soll.

1. Eine anonyme Broschüre von 75 Kleinoktavseiten, *„An die aufgelös'te Preußische Nationalversammlung. Stimmen aus Paris"*, ohne Jahr, mit der Verlagsangabe „Paris. Massue & Cie. Quai Voltaire. — Berlin. Reuter und Stargardt". Das dem Titel folgende Blatt trägt die Aufschrift „Der Frau Bettina von Arnim gewidmet". Die zweiseitige Vorrede schließt mit den Worten „Seien Sie gegrüßt im Namen vieler Polen von St. Albin. Paris, 15. December 1848".

v. Loeper hat diese polenfreundliche Denkschrift unter Bettinas Werken am Schluß seiner Bettinabiographie aufgeführt (Allg. Deutsche Biographie, 1875, Bd. 2 S. 582), Steig ebenfalls im Bettina-Abschnitt von Goedekes Grundriß (1895/98, Bd. 6 S. 86), dieser aber mit einem ablehnenden Zusatz. Steig glaubt vielmehr, daß die Verfasserin die Französin Hortense Cornu sei, welche den Goethe-Briefwechsel 1843 unter dem Pseudonym „Séb. Albin" ins Französische übersetzte, daß „St. Albin" nur ein Schreibfehler für das genannte Pseudonym sei.

Aus dem Briefwechsel zwischen Bettina und Coru[5] geht jedoch Bettinas Verfasserschaft eindeutig hervor. Im siebenten Brief vom 23. Januar 1849 bittet Bettina ihre französische Freundin um Entschuldigung, daß sie sich ihres Schriftstellernamens bedient habe, um eine kleine Schrift zugunsten der bedrängten Polen, deren Nöte ihren Briefwechsel erfüllt hatten, auch während des plötzlich verhängten Belagerungszustandes in Berlin herausbringen zu können. Sie kündigt dabei gleich das Erscheinen zweier weiterer Broschüren an. — In der Varnhagen-Bücherei auf der Preußischen Staatsbibliothek befinden sich zwei Exemplare der Denkschrift mit Varnhagens eigenem Vermerk „Von Bettina von Arnim".

5) Von mir abgedruckt und kommentiert im „Euphorion" 1926, Bd. 27 S. 398/408.

Digitized by Google

Die genannten Briefe waren teils in der Varnhagen-Sammlung, teils in der besonderen Autographensammlung dieser Bibliothek seit langen Jahren zugänglich; die Leitung stellte sie stets in anerkennenswerter Weise den Interessenten zur Verfügung. Somit war eigentlich für Oehlke kein Grund vorhanden, diese Broschüre und die mit ihr zusammenhängende Verfasserfrage gänzlich zu übergehen. — Über die von Bettina verheißenen zwei weiteren Hefte werde ich demnächst in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" einiges Material veröffentlichen, zu dessen Erörterung hier der Raum fehlt.

2. Ähnlich wie mit der Polendenkschrift ist es mit einem fröhlicheren Werke dieser Jahre bestellt, an dem Bettina aber nur mit einem seinem ganzen Umfange nach kaum mehr feststellbaren Anteile verbunden ist, dem romanartigen Märchen *„Das Leben der Hochgräfin Gritta von Rattenzuhausbeiuns"*. Ich habe es Ende 1925 aus dem Urmaterial, Korrektur- und Handschriftbogen im Nachlaß der Brüder Grimm, herausgegeben (Berlin, 270 S. 8°). Für die näheren Einzelheiten beziehe ich mich auf das Nachwort. Hier sei nur auf folgendes hingewiesen. Nach einer Äußerung der jüngsten Schwester der Brüder Grimm, Auguste Grimm, hat Gisela von Arnim[6] das Märchen begonnen und Bettina es bis zum Schluß fortgesetzt. Mehrere Anzeichen deuten auf eine Entstehung etwa in der Mitte der vierziger Jahre; weshalb es damals nicht an die Öffentlichkeit gelangte, hat sich noch nicht ermitteln lassen. Etwa drei Viertel des Urstoffs sind in je einem sauberen Druckbogen erhalten geblieben, der Rest in ersten Korrekturbogen und in Manuskriptblättern, diese letzten sämtlich unverkennbar von Bettinas Hand, mit einer größeren Zahl von Änderungen, die nur bei Arbeit an einem eigenem Werke oder bei einer Mitverfasserschaft vorkommen können. Es handelt sich wohlgemerkt bei dem letzten Viertel um elf eng und voll beiderseitig beschriebene handschriftliche Blätter in Großquartformat. Selbst wenn nur *diese* Bettinas Gedankengut wären — eine Einschränkung, für die kein Anlaß besteht —, gehörte die „Gritta" in einer noch näher festzulegenden Form in die Bettina-Gesamtausgabe. Das muß gegenüber einigen Rezensenten[7] betont werden, die anscheinend Bettinas Manuskriptteil als unerheblich und nur die Ansicht als richtig hinstellen, daß von Bettina eine anschauliche Erzählung mit fortlaufender Handlung nicht zu erwarten sei, ihr gewissermaßen logische Denkfähigkeit und Konzentration absprechen. Von mehr als einem — allerdings m. E. großen — Anteil an der unterhaltsamen Kinderabenteuergeschichte habe ich im Gritta-Nachwort nicht gesprochen.

6) Über Giselas gesamtes Leben und Schaffen vgl. die Monographie von Ljuba Dramalieva, „Gisela von Arnim", Leipzig 1925 (Maschinenschrift-Dissertation).

7) Z. B. Josef Körner, im „Lit. Bl. f. germ. u. rom. Philologie" 1927 S. 96 ff., und Max Koch, in der „Liter. Wochenschrift" 1926 S. 698.

Digitized by Google

Anwendung auf die neue Gesamtausgabe: Oehlke konnte über das Vorhandensein des Gritta-Stoffs aus mehreren Quellen — den Enkeln und Enkelinnen Bettinas, der Verwaltung der Grimm-Schränke in der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek und z. B. dem Oberbibliothekar Dr. Daffis — Nachricht erhalten. Wenn er schon die drei kleinen Märchen Bettinas aus dem zweiten Bande des Arnim-Briefwechsels als erfreulichen Zuwachs buchte, so mußte das erst recht für die ganze „Gritta" oder den auf alle Fälle durch das Manuskript gedeckten Bettina-Teil gelten. Oehlkes siebenter Band kam 1922 heraus; gerade die vorhergehenden Jahre hatten eine verhältnismäßig liberale Benutzungsordnung für die Grimm-Schränke gebracht, deren Reichtum an literarischen Schätzen aller Art längst bekannt war. —

Auch von diesem Buche aus ergibt sich eine weitere, hier nur anzudeutende Verfasserschaftsfrage im Bettina-Gebiet. Von 1844 bis 1848 erschienen in Berlin, im Arnimschen Familienverlage drei Märchen „Mondkönigs Töchter", „Das Heimelchen" und „Aus den Papieren eines Spatzen", pseudonym unter den Namen „Marilla Fitchersvogel" und „Allerlei-Rauh", bisher übereinstimmend Gisela von Arnim zugeschrieben. Vor einigen Jahren tauchten nun mehrere Manuskriptblätter des Anfangs von *„Mondkönigs Tochter"* in derselben äußeren Verfassung wie beim Gritta-Manuskript auf, in Bettinas charakteristischer Handschrift! Dazu paßt eine Bemerkung F. August Kühnes, der die Neuausgabe der „Drei Mährchen" von 1853 in der „Europa" dieses Jahres (Nr. 78, S. 6/9) u. a. mit folgenden Worten anzeigte: „... (Sie) gelten für Musenerzeugnisse der Töchter des Hauses. Ob die Mutter ihnen den Faden der Erzählung zuerst gedreht, die Töchter ihn dann weitergesponnen, läßt sich nicht untersuchen; ein Gemisch von Frankfurterisch und Berlinisch im Ton der Erzählungen, namentlich in der ersten, spricht dafür. Zwei Idiome streiten hier miteinander, die Phantastik dichterischer Naturwelt, wie sie in Brentanos Werken, auch in den Briefen des Kindes waltet, und Berliner Witz und Schliff ..." Diese Manuskriptblätter sind jetzt auf dem Umwege über Paris in (m. W. unzugänglichen) Berliner Privatbesitz übergegangen. Auch ihre Verwertung gehört zu den Aufgaben der Bettina-Forschung.

3. Die Tiroler Kämpfe des Jahres 1809 erregten Bettinas Mitgefühl. Sie kommt darauf öfters im Goethe-Briefwechsel zu sprechen, und an Philipp Nathusius schreibt sie um 1838, es müsse ein Buch existieren, das meistenteils aus ihren eigenen Nachrichten und Bemerkungen gebildet sei[8]. Damit meinte sie J. L. S. Bartholdys Schrift *„Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809"* von 1814. Geiger machte Bettinas Angaben in einer ausführlichen Untersuchung glaubhaft[9]. Oehlke kam 1905 in

8) „Ilius Pamphilius". Oehlkes Ausgabe Bd. 5 S. 376, 404.

9) S. 206 bis 215 des bereits genannten Briefwechsels mit Friedrich Wilhelm IV., 1902.

Digitized by Google

seiner Monographie über Bettinas Briefroman[10] mit einigen Einschränkungen zu dem Ergebnis, daß Bettina umgekehrt aus Bartholdys Buch geschöpft habe. Eine kurze Berührung dieser Frage war wohl auch in Oehlkes Gesamtausgabe angebracht, findet sich dort aber nicht.

IV. Die Herausgabe der „Sämtlichen Werke Ludwig Achims von Arnim" durch Bettina.

Eine literarische Arbeit, die für Bettina en den letzten Jahrzehnten ihres Lebens eine Herzenssache gewesen ist und sie dauernd sehr in Anspruch genommen hat, wird von Oehlke nur in seiner allgemeinen Einleitung und nur mit wenigen Worten erwähnt, ihrem Umfange wie ihrer Bedeutung nach aber nicht ausreichend gewürdigt: nämlich die Herausgabe der gesammelten Werke ihres Gatten Achim von Arnim.

Sofort nach seinem Tode (1831) begann Bettina seinen reichen literarischen Nachlaß, der erst in den letzten Jahren für kurze Zeit zugänglich wurde und gleich danach auf den Autographenmarkt kam, schnell auch in alle Winde zerstreut wurde, auf seine Verwendbarkeit bei einer zu Arnims Lebzeiten nicht erreichten Gesamtausgabe hin durchzusehen. Schon in dem Briefe, der den Brüdern Grimm Arnims Tod nach Kassel mitteilte, bat sie diese, mit ihr zusammen die Herausgabe zu übernehmen (Steig III 1904 S. 622). Aus mancherlei Gründen zog sich der Beginn der tatsächlichen Vorarbeiten bis zum Jahre 1838 hin[11], und seit 1839 erschienen die bekannten 22 Bände in unregelmäßigen Zwischenräumen auf Kosten Bettinas bei mehreren Kommissionsverlegern[12] bis 1856, wobei die vor 1853 erschienenen Bände 1853 ein neues Titelblatt mit dem Aufdruck „Neue Ausgabe" erhielten. 1857 wurden diese 22 Bände in eine weitere „Neue Ausgabe" von 21 Bänden zusammengefaßt; für die Einzelheiten darf ich auf S. 140 ff. meiner „Arnim-Bibliographie" von 1925 hinweisen.

Ein Teil der Bände, nämlich 1 bis 12 von 1839 bis 1842 und 1 von 1853, trägt den Titelblattvermerk „Herausgegeben von *Wilhelm Grimm*". Dadurch wird der Anschein erweckt, als ob Wilhelm Grimm die Gesamtausgabe begonnen und einen Teil der Bände herausgegeben habe. Tatsächlich verhält es sich jedoch anders. Bettina allein hat das Verdienst an dem Zustandekommen und der Durchführung der trotz ihrer erheblichen Bandzahl noch jetzt nicht ganz vollendeten Gesamtausgabe. Wilhelm Grimm hat

10) „Palaestra" Bd. 41 S. 114.

11) Briefwechsel Meusebach-Grimm, 1880, S. 286 (Brief Wilhelms an Bettina vom 14. August 1838).

12) Abdruck des ersten Verlagsvertrages bei: Ludwig Geiger, Dichter und Frauen, 1896, S. 233 ff. („Bettina von Arnim und Moritz Veit").

Digitized by Google

keinen Band herausgegeben oder bearbeitet; die beiden ersten Bände des Wunderhorns (Band 13 und 14) wurden von einem Berliner Studenten Rudolf Baier, der einige Jahre Bettinas Amanuensis war[13], bearbeitet, die beiden letzten (Bd. 17 und 21) von Ludwig Erk, außerdem die „Gedichte" (Band 22) von Karl August Varnhagen von Ense.

Auf diesen Sachverhalt muß einmal deutlich hingewiesen werden, weil immer wieder in einer größeren Zahl von Monographien, Artikeln und Bücherverzeichnissen Wilhelm Grimm gutgläubig als Herausgeber genannt wird. Wilhelm Grimm hat selbst von dem Gegenteil Zeugnis abgelegt und nach seiner eigenen Mitteilung an Karl Goedeke[14] nur das freundschaftliche, warme Vorwort der Gesamtausgabe geschrieben, sich aber sonst an ihr nicht beteiligt. Bettina hat ihn anscheinend nicht einmal über ihren Plan und den Inhalt der einzelnen Bände informiert; denn in einem Briefe vom 8. September 1840[15] teilte er Bettina mit, er habe eben die Bände 3, 5 und 6 erhalten und fragte: „Was enthält Band 4, den ich noch nicht habe?" Ein unverkennbares Zeichen dafür, daß er nicht einmal auf die Gestaltung der ersten Bände verantwortlich eingewirkt haben kann. — Varnhagen wurde nach seiner eigenen Angabe[16] erst in den Jahren 1854 bis 1856 und nur zur Bearbeitung der „Gedichte" herangezogen. Wie bei dieser Sachlage Steig 1904 sagen konnte, daß Wilhelm Grimm bei der „heute von Freund und Feind als übel empfundenen Beteiligung Varnhagens" sich von der Gesamtausgabe zurückgezogen habe[17], läßt sich nicht recht verstehen. Doch darüber wird weiter unten noch etwas zu sagen sein.

In diesem Zusammenhange taucht auch die Frage auf, welchen Anteil Bettina selbst an der Verfasserschaft des zweiten Teils von Arnims Roman *„Die Kronenwächter"*, dem vierten Bande der Gesamtausgabe (1854), hat. Mehrfach ist dieser Band Bettina selbst zugeschrieben worden. Erstmals von Goedeke, wohl mit Rücksicht auf die ebengenannte Äußerung Wilhelm Grimms und unter dem Eindrucke der damals ziemlich allgemein als richtig angenommenen Kritiken des Bettina-Goethe-Briefwechsels (1835) von Gervinus, Riemer, Düntzer u. a., die Bettina Fälschung vorwarfen. Schon fünf Jahre vor dem Erscheinen dieses Bandes erklärte Goedeke 1849: „Den 2. Band will Bettina herausgeben, d. h. selbst verfassen"[18], und später: „Den zweiten Teil hat vermutlich Bettina

13) Vossische Zeitung 1903, Sonntagsbeilage Nr. 11 (Rudolf Baier: Mein erster Besuch bei Hartwig v. Meusebach).

14) Grundriß, 1881, 1. Aufl. Bd. 3, S. 41. — Vgl. hierzu: Briefe der Brüder Grimm, gesammelt von Hans Gürtler und Albert Leitzmann, 1923, S. 201 ff., 274 f.

15) Ungedruckt, in Meusebachs Nachlaß auf der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek.

16) Tagebücher, 1861—1870, Bd. 11—14 (vielfach).

17) Steig III 1904 S. 380.

18) Elf Bücher Deutscher Dichtung, 1849, Bd. 2 S. 312.

Digitized by Google

ausgearbeitet"[19]. Eine Tagebuchnotiz Varnhagens vom 21. Februar 1854[20] scheint Goedekes Auffassung zu stützen; denn Varnhagen bemerkt an diesem Tage, Bettina habe, als er sie zur Herausgabe des zweiten Teils drängte, ihm erwidert, daß noch der Schluß fehle, den sie erst schreiben müsse. Und noch vor wenigen Jahren gab Hirschberg in einer Übersicht des Inhalts der Gesamtausgabe an: „Band 4 enthält den zweiten, von Bettina verfaßten Teil der Kronenwächter"[21]. — Diese Unsicherheit über die wahre Verfasserschaft veranlaßte Raimund Öttl 1913[22] zu einer inneren, sprachvergleichenden Untersuchung der beiden Kronenwächterteile und der gedruckten Schriften Bettinas; er kam dabei zu dem Ergebnis, daß beide Teile einheitlicher Herkunft sein müßten, daß eine Ähnlichkeit oder gar Übereinstimmung mit dem Stil der bekannten Schriften Bettinas nicht vorhanden und ein sprachlicher Eingriff Bettinas nicht erkennbar sei.

Dieses Urteil Öttls kann ich seit kurzer Zeit aus eigener Kenntnis des besten Beweismittels, des Manuskripts, bestätigen. Steig hatte bei der Wiedergabe des Briefwechsels zwischen Arnim und den Brüdern Grimm in der Zeit der Abfassung des ersten Teils gesagt: „Das Manuskript des zweiten Theiles der Kronenwächter war 1839 vorhanden, wie eine gedruckte Ankündigung der ... Ausgabe ... bewährt"[23]. Aus dieser vorsichtigen Bemerkung darf geschlossen werden, daß Steig, dem das Wiepersdorfer Archiv offen stand, dieses Manuskript nicht gesehen hat. Es lag mir im Frühjahr 1929 in der Urschrift vor, als es mit den anderen Bettina-Archivalien in Berlin zur Versteigerung kam[24], und erwies sich als Arnims eigenhändige, von Bettina 1854 getreu veröffentlichte Handschrift; sogar der Schluß des Bandes (von S. 408 ab), der mit seiner Zusammenstellung von Notizen über die weitere Fortsetzung als von der Herausgeberin stammend angesehen werden könnte und von Steig angesehen worden ist[25], rührt von Arnim selbst her. Ob und wie weit in Einzelheiten etwas geändert worden sein mag, konnte ich in der kurzen Zeit, die für die Durchsicht zur Verfügung stand, nicht näher feststellen. Dem Vernehmen nach ist auch dieses Manuskript in private Hände (ins Ausland?) gegangen; seine wissenschaftliche Auswertung wird voraussichtlich noch auf sich warten lassen. — Die nunmehr gesicherte Verfasserschaft Arnims hat für Oehlkes Gesamtausgabe wegen der Aufnahme des oben bereits erwähnten Gedichtes „Ja, die Zeichen sind alle erfüllet ..."

19) Grundriß (wie oben).
20) Tagebücher, Bd. 10, S. 445. — Vgl. auch S. 29; ferner Bd. 11, S. 182 189, 194, 204, 211.
21) Erinnerungen eines Bibliophilen, 1922, 2. Aufl., S. 61.
22) Der zweite Teil der „Kronenwächter" von Ludwig Achim von Arnim. Eine Autorschaftsfrage. Berndorf a. d. Tr. 1913—1914. (Programm).
23) Steig III 1904 S. 380.
24) Auktionskatalog 149 von Karl Ernst Henrici in Berlin, 1929, Nr. 26.
25) Steig III 1904 S. 381.

Digitized by Google

unter Bettinas Gedichte ihre besondere Bedeutung. Auch dieses findet sich in dem Manuskript an passender Stelle in Arnims Handschrift.

V. Die alten Bettina-Gesamtausgaben von 1853 und 1857.

Wie steht es mit Bettinas eigener Sammlung ihrer Schriften? Oehlke antwortet: „Bettinas Werke sind als Ganzes nur einmal von ihr selbst 1853 herausgegeben worden" (Bd. 1 S. LXVIII) und sagt dann etwas weiter unten, er habe diese Ausgabe nur aus der Universitätsbibliothek Bonn erhalten können. Es gibt jedoch außer dieser elfbändigen Ausgabe, die 1853 in „v. Arnim's Verlag" zu Berlin erschien und sehr selten ist, eine fast unbekannte Titelausgabe von 1857, ebenfalls aus dem Familienverlage, mit demselben Inhalt, denselben Druckbogen, zeitlich geordnet mit dem „Frühlingskranz" beginnend und mit den „Gesprächen mit Dämonen" schließend. Bei ihr ist nicht etwa ein Band weggelassen worden, sondern die beiden — 1853 als Bände 9 und 10 bezeichneten — Teile des „Königsbuchs" haben hier *ein* gemeinsames Titelblatt und die gemeinsame Bezeichnung „Band 9" erhalten, genau so wie bei der 2. Titelausgabe der Werke Achim von Arnims — 1857 — die Bände 11 und 12 der Ausgaben von 1842 und 1853, die den „Wintergarten" bringen, entsprechend dem Erstdruck von 1809 wieder zu *einem* Bande (5) zusammengefaßt worden sind. — Daß die Bettina-Ausgabe von 1857 Oehlke entgehen konnte, muß umsomehr überraschen, als sie nach meinen Feststellungen auf einer öffentlichen Bibliothek vorhanden ist, und zwar ebenfalls auf der Universitätsbibliothek Bonn, aus der er seinerzeit die Ausgabe von 1853 nur unter Mühen erlangen konnte. Ein weiteres kleines Kuriosum: als ich 1927 dort einmal gelegentlich dieses Exemplar der Ausgabe von 1853 persönlich einsehen wollte, war weder sie selbst noch ihre Aufnahme im Zettelkatalog zu finden, wohl aber die Ausgaben von 1857. Wer eine nähere Beschreibung der Gesamtausgabe von 1853 wünscht, mag in Hirschbergs „Erinnerungen eines Bibliophilen" (S. 98—99) nachlesen.

Oehlke sagt ferner an der genannten Stelle: „Natürlich habe ich zu kritischem Vergleich nach Möglichkeit auch die ersten Originalausgaben herangezogen, die ebenfalls schon recht selten und zum Teil nur mit großen Schwierigkeiten zu beschaffen waren". Über diese Bemerkung hat bereits „E. S." (= Edward Schröder) in seiner Rezension (Anzeiger für deutsches Altertum, Bd. 41, S. 108ff.) das Notwendige gesagt, daß nämlich die alte Gesamtausgabe nur aus den Restbeständen der Original-Einzelausgaben zusammengesetzt worden sei. Wenn aber „E. S." und einige andere Rezensenten, welche übrigens die Ausgabe von 1857 auch

Digitized by Google

nicht nennen, der Meinung zu sein scheinen, daß die Gesamtausgabe von 1853 *nur* aus Erstausgaben bestehe, so verfallen sie dabei zum Teil in den entgegengesetzten Irrtum. Ihre Meinung trifft wohl zu für den „Frühlingskranz", „Die Günderode", „Ilius Pamphilius" und die „Gespräche mit Dämonen", nicht aber für den Goethe-Briefwechsel und das Königsbuch.

Die „Zweite Auflage" des *„Goethe-Briefwechsels"* von 1837 ist eine wirkliche neue Auflage des Erstdrucks von 1835 mit allerlei satztechnischen Abweichungen (wenn auch ohne inhaltliche Änderungen); aus ihren Restbeständen wurde 1849 eine „Dritte Auflage" als Titelausgabe hergestellt, und aus deren Restbeständen wieder die Bände 4 bis 6 der beiden Gesamtausgaben von 1853 und 1857. Von 1849 ab erhielten die meisten Exemplare des Goethe-Briefwechsels als Bilderbeigaben die 5 Stiche der eigenen englischen Übersetzung Bettinas von 1838, mit englischer Beschriftung; die Stiche mit deutschem Wortlaut waren wohl in geringerer Zahl abgezogen worden als die Druckbogen des Haupttextes. Die „Dritte Auflage" von 1849 ist anscheinend Herman Grimm, Bettinas Schwiegersohn und Gatten Gisela von Arnims, unbekannt geblieben, weil er seinen mit einer verehrungsvollen Würdigung Bettinas ausgestatteten Neudruck von 1881 auch — allerdings mit mehr Recht — als „Dritte Auflage" bezeichnete.

Das *„Königsbuch"* von 1843 wurde 1852 völlig neugedruckt. Dessen „Zweite Auflage" wird stets als Titelausgabe betrachtet, ein Irrtum, der bei einer Vergleichung auf den ersten Blick erkennbar wird. Diese Auflage hat ein ganz anderes Satzbild, größere Typen und Zeilenzwischenräume als die erste. — Bei dieser Gelegenheit sei über die Titelblätter der ersten Ausgabe des Königsbuchs einiges bemerkt, da über sie Unklarheit herrscht. Das Werk ist in der ersten Auflage anonym veröffentlicht worden; die näheren Gründe und politischen Schwierigkeiten hat Ludwig Geiger 1902 („Bettina von Arnim und Friedrich Wilhelm IV.", S. 12 bis 53) mit aktenmäßigen Belegen dargestellt. Jedem Bande sind gleichlautende Vortitel „Dies Buch gehört dem König" beigegeben, ferner ein Haupttitel, der diese Bezeichnung nur formell verdient; denn er lautet beim Bande 1 „I. / Berlin, 1843. / E. H. Schroeder. / (Unter den Linden 23, Jagorsches Haus.)"; beim Bande 2 ist nur die „I." in „II." geändert. Beiden Bänden ist auf den Umschlägen der originalbroschierten Exemplare nochmals der Haupttitel aufgedruckt. Die Klage so mancher Besitzer des Königsbuchs, ihr Exemplar habe leider keine Titelblätter, muß hiernach als unbegründet angesehen werden; in mehreren großen öffentlichen Bibliotheken habe ich den Katalogvermerk „Titelblatt fehlt" gefunden, obwohl beide Titelblätter bei näherem Zusehen vorhanden waren.

Noch ein Wort über die erste Ausgabe von *„Ilius Pamphilius und die Ambrosia"*. Dieser Briefwechsel Bettinas mit Philipp Nathusius kommt regelmäßig nur „gemischt" vor, nämlich der

Digitized by Google

Band 1 in „Zweiter Auflage", „Leipzig 1848. Friedrich Volkmar. (Expedition des v. Arnim'schen Verlags)", während Band 2 in unbezifferter Erstausgabe beigebunden ist und den Verlagsvermerk „Berlin, 1848. Expedition des von Arnim'schen Verlags" trägt. Die erste Ausgabe des Bandes 1 ist so gut wie unbekannt; sie hat keine Band- oder Auflagenbezeichnung; ihr Verlagsvermerk lautet „Berlin, 1847. Expedition des von Arnim'schen Verlags". Ein Exemplar von 1847 war bisher nur auf der Preußischen Staatsbibliothek zu ermitteln. — Anscheinend hatte Bettina auch bei diesem Werke Schwierigkeiten mit der Zensur.

VI. Die abschließende Bettina-Biographie.

Schließlich etwas über die noch ausstehende endgültige große Bettina-Biographie. Oehlke will durch seine Sammlung dem einstigen Biographen das erforderliche Material an die Hand geben. Die alte Monographie Conrad Albertis von 1885 — „Bettina von Arnim (1785—1859). Ein Erinnerungsblatt zu ihrem hundertsten Geburtstage" — hat er mit Recht als unzulänglich und überholt angesehen.

Als Oehlkes Gesamtausgabe herauskam, lag eine moderne Biographie seit mehreren Jahren bereits vor, in schwedischer Sprache (obwohl an der Jenaer Universität entstanden) und deshalb vielleicht Oehlke unbekannt geblieben: *„Bettina, en livsväg kring Goethe"*, von Beatrice *Zade*, Stockholm (1916), 245 S. 8°. Dieses Buch stellt dem Umfang nach alle bisherigen Lebensbeschreibungen Bettinas in den Schatten, gibt uns aber noch nicht *die* abschließende Bettina-Biographie, weil sie Bettina unter starker Paraphrasierung des „Briefwechsels" von 1835 im wesentlichen nur als Anbeterin Goethes auffaßt und ihren eigenen, von so mancherlei anderen Idealen und Beziehungen erfüllten Lebensweg kaum würdigt. Wir lesen bei ihr z. B. wenig von ihrer seelischen Stellung zu Arnim, und das vor einigen Jahren von Josef Körner[25a] in anderer Hinsicht berührte Problem der „Doppelliebe" bei Arnim (besonders in dessen „Gleichen"), welches in merkwürdiger Gefühlsübereinstimmung sich unschwer auch bei Bettina nachweisen läßt, bleibt bei Zade (vielleicht aus äußeren Rücksichten?) unerwähnt. Ihr Buch stützt sich allem Anschein nach nicht auf archivalische Studien, sondern nur auf die vor dem Weltkriege bereits gedruckte Literatur, ohne aber auf das 1905 von Oehlke in seiner Monographie „Bettinas Briefromane" eingehend untersuchte Verhältnis der gedruckten Briefwechselfassungen zu den Originaltexten näher einzugehen, ebensowenig wie auf eine positive Würdigung von Varnhagens unzähligen Äußerungen. —

25a) In: Vom Geiste neuer Literaturforschung. Festschrift für Oskar Walzel. 1924. S. 88 („Erlebnis, Motiv, Stoff").

Digitized by Google

Die Beurteilung dieses letzten Punktes, der *Varnhagen-Frage*[26], ist mindestens bei einer Darstellung der beiden letzten Jahrzehnte Bettinas von größter Wichtigkeit.

Berufung auf Varnhagens Zeugnis wird unter dem Einfluß von Haym und Treitschke seit langen Jahren nicht gern gesehen. Es ist aber bei Arbeiten über Bettinas Spätzeit ganz unmöglich, an seinen gedruckten und ungedruckten Aufzeichnungen achtlos vorüberzugehen. Er stellt die reichste Quelle an tatsächlichen Angaben für ihr äußeres und inneres Leben dar, die wir besitzen, und wenn er zu einer Bettina-Frage Stellung nimmt, wird seine Ansicht bei dem zur Zeit noch großen Mangel anderen Materials — bei aller subjektiven Reserve — mindestens mit in den Kreis der Erwägungen gezogen werden müssen. Totschweigen bedeutet hier Parteinahme. Steig, der den großen dreibändigen Arnim-Briefwechsel mit Clemens Brentano, Bettina sowie Jacob und Wilhelm Grimm von 1894 bis 1913 herausgab, hat im Vorwort zum Bande 1 auf Eingriffe Varnhagens in die Originalbriefe hingewiesen und eine zusammenfassende (vernichtende) Kritik an Varnhagens Verhalten gegenüber dem Arnim-Kreise angekündigt, diese Absicht aber meines Wissens trotz seinem jahrzehntelangem Verfügungsrecht über die Wiepersdorfer Fundgrube nicht ausgeführt; nahe liegt deshalb die Annahme, daß seine Beweise wohl nicht schlüssig genug waren.

Wie schwierig es ist, in dieser Sache eine zum weiteren Aufbau geeignete Unterlage zu gewinnen, ersehen wir aus zwei einander entgegengesetzten Äußerungen ernster Rezensenten von Oehlkes Gesamtausgabe.

August Sauer machte 1921 (Euphorion Bd. 23, S. 729) Oehlke den Vorwurf, er habe sich zu eng an Varnhagen angeschlossen und dessen spitzige und stachlichte Bemerkungen wie Epigramme ans Ende der einzelnen Abschnitte gestellt, sie dadurch übermäßig betont. Oehlke hätte Bettina „aus den widerlichen Umarmungen des greisen vampyrischen Varnhagen" befreien müssen. „Das Richtige wäre gewesen, in einer wissenschaftlichen Abhandlung, ungefähr wie es Zinke mit Forster getan hat, das gesamte Material aus Varnhagens Tagebüchern, Briefen und Nachlaßpapieren wörtlich vorzulegen (jetzt ist vieles nur angedeutet), es durch Vergleichung mit den Gegenzeugen zu widerlegen und so ein für allemal abzutun und dann die wahrhafte Gestalt Bettinens auf Grund dieser echten Zeugen in zusammenhängender Darstellung vor dem Leser aufleben zu lassen . . ." — Eine durchaus zweckmäßige Methode, deren Anempfehlung leider durch das für Sauer wohl schon von vornherein feststehende Ergebnis einen parteiischen Beigeschmack erhält. Und woher sollten die „echten

26) Über Varnhagens nichtliterarische Persönlichkeit vgl.: Carl Misch. Varnhagen von Ense in Beruf und Politik, Gotha 1925, 177 S. — Darin nichts über seine Stellung zu Bettina.

Digitized by Google

Gegenzeugen" kommen? M. E. ist Varnhagen — lediglich aus Rücksicht auf seinen langen und nahen Umgang mit Bettina, nicht aus Sympathie für seine menschlichen Eigenschaften — eher als Zeuge gegen ihm widersprechende Meinungen zu verwerten.

Der Zufall hat bald nach Sauers Äußerung eine ganz andere Ansicht zu Tage gebracht. Fritz Bergemann, dem wir seit 1927 die erste wirklich vollständige, von Ballast befreite Ausgabe des echten Bettina-Goethe-Briefwechsels auf wissenschaftlicher Grundlage und mit reichem Kommentar verdanken, sagte 1922 (Literarisches Zentralblatt 73, S. 75) mit erkennbarer Anspielung auf Sauer: „... Aber warum soviel schmälen auf Varnhagen, dem man doch soviel Material verdankt? Seine Zeugnisse mögen oft nicht günstig für Bettina sein; wahr sind sie ..."

Diese beiden typischen Urteile lassen sich nicht miteinander vereinen. Weder das eine noch das andere wird voraussichtlich voll begründet werden können, wie mir nach längerer intensiver Beschäftigung mit dem ganzen Wesen „Bettina" vorkommen will. Für die rein tatsächlichen Angaben Varnhagens, die nicht mit Bewertungen verquickt sind — und deren gibt es eine sehr ansehnliche Menge —, geht die beliebte apriorische Note „Unglaubwürdig" nach dem jetzigen Zustande und der jetzigen Kenntnis der Urkunden weit über das zulässige Maß hinaus. Für Bergemanns Äußerung spricht u. a. vernehmlich die Tatsache, daß er von den jetzt Lebenden wohl am tiefsten in das Bettina-Goethe-Problem eingedrungen ist und dadurch einen Standpunkt gewonnen hat, der auch für die Beurteilung der übrigen Lebensbeziehungen Bettinas eine gesicherte Grundlage darstellt.

BERLIN-KARLSHORST OTTO MALLON

ANZEIGEN

Hennig Brinkmann: Zum Ursprung des liturgischen Spieles. Bonn, Cohen 1929. 40 S.

Die kleine, aber wichtige Schrift vereinigt Darstellung, Kritik und eigene Forschung auf einem für die gesamte Kulturgeschichte des Mittelalters bedeutsamen Gebiete, das von germanistischer Seite zuletzt durch J. Schwietering bearbeitet worden ist; an dessen Abhandlung „Über den liturgischen Ursprung des mittelalterlichen geistlichen Spieles" (Zeitschr. f. d. Alt. 62, S. 1—20) knüpft Br. geradezu an. Es geht hier um die Entstehung, den Sinn und die Auswirkung des „Oster-Tropus", der Keimzelle des liturgischen Spieles im Mittelalter. Daß bei diesen Vorgängen die Musik von hervorragender Bedeutung war, erkennt

Digitized by Google

der eine wie der andere Forscher an, ohne daß wir doch bei der Dürftigkeit unserer Überlieferung ihren Anteil näher bestimmen können.

Br. faßt zunächst die gesicherten Ergebnisse der bisherigen Forschung zusammen. Der Tropus *Quem quaeritis,* schon im 10. Jh. überliefert, ist der älteste seiner Art; auch das früheste Weihnachtsspiel dialogischer Art ist von der Osterfeier durchaus abhängig, obwohl es sich dann reicher entfaltete. Der Ostertropus, ursprünglich die Einleitung zum Introitus der Ostermesse, weist auf St. Gallen als Heimat, vielleicht auf Tutilo als Verfasser hin, dem auch andere Tropen dialogischer Art gelangen. Die Bibel gab nur sachliche, nicht formale Anregungen, doch war die Gesprächsform in der Karfreitags-Liturgie gegeben. Trotz mancher „Anregungen" und „Vorbilder" bedeutet die Gestaltung des Dialogs *Quem quaeritis* eine schöpferische Tat, die sicherlich noch nicht „dramatisch" wirkte, aber vielleicht stärker dahin strebte, als Br.s Hinweis auf einen „latenten dramatischen Trieb" ahnen läßt.

Der „Dialog" der Karfreitagsliturgie lautete: *Christus: Quem quaeritis?* *Narrator: responderunt ei: (Judaei): Jesum Nazarenum.* Da war das Gespräch durchaus in der Art des Oratoriums in einen „Er-Bericht" eingebaut. In unserm Tropus aber folgen Frage und Antwort ohne Zwischenrede und Erklärung aufeinander; der Text ist zudem ganz neu erfunden und wird nicht aus der Kenntnis der Bibel her unmittelbar „verstanden"; er ist vor allem innerlich bewegt. Br. spricht (S. 30) im Anschluß an Schwietering geradezu von der „Peripetie der Osternacht", die „vielleicht damals noch viel stärker als heute empfunden worden sei". Beide Forscher denken dabei wohl zunächst an die Art, wie A. Dieterich den Aristotelischen Ausdruck zur Erklärung der griechischen Tragödie verwendet hat. Eine genauere Durchforschung der inneren Form des Dramas aber (vgl. „Euphorion", Bd. 30, S. 29 ff.) zeigt uns, daß die „Peripetie" nicht einen einzelnen Punkt, eine einmalige Wendung im Drama bedeutet, sondern daß sie den gesamten Aufbau dieser Kunst beherrscht. Die „umschlägliche" Darstellung lebendiger Vorgänge ist natürlich in einfacher Form geübt worden, ehe es ein Drama i. e. S. gab, drängte aber schon immer irgendwie auf diese Kunstform hin und verband sich dazu gern mit andern Formelementen, wie dem Gespräch, der Gebärde, der Gehbewegung. Auch das Wunder der Osternacht verlangte gebieterisch die Spiegelung in Rede und Geste lebendiger Menschen in ausgesprochen „charakteristischer" Haltung. Das bringt aber das weitere dramatische Element der „Rolle" mit sich und verlangt von der Phantasie die Verwandlung des Schauplatzes in ein „anderes", in eine neutrale oder irgendwie bezeichnete Standfläche (Bühne). Das alles war nun, wie Br. gewiß mit Recht betont, in dem alten Tropus noch nicht eigentlich „vorhanden", bis auf das rollenmäßig ausgeprägte, umschlägliche Gespräch. Keimhaft aber war da vieles andere verborgen, was erst Zeit und Gelegenheit zur Entfaltung erhielt, als der Tropus von seiner bisherigen Stelle an das Ende der Oster-Matutin (zwischen das 3. Responsorium und das anschließende Tedeum) versetzt wurde. Was hier in verschiedener Form zur Sprache kam, hatte alles mit der Auferstehung zu tun, die in dem Tr. *Qu. quaer.* auf dem gefühlsmäßigen Gipfelpunkt der liturgischen Gruppe als unmittelbares Erlebnis heiliger Gestalten dargestellt, nicht bloß berichtet, nicht nur besprochen, erörtert, gefeiert wurde. Vorausgegangen waren Responsorien, die nach Form und Inhalt

Digitized by Google

die Gemeinde auf das Kommende oratorienmäßig einstimmten und zugleich den Ort der Handlung bezeichneten, an dem dann das Gespräch stattfand. Der Altarraum oder der Altar selbst „bedeutete" nun das heilige Grab.

Brinkmann erinnert hier an die Tatsache, daß sich im 9. und 10. Jahrhundert eine symbolische Deutung der Vorgänge bei der Messe auf Ereignisse aus dem Leben Jesu unter heftigen Widerständen durchsetzte. Bei der Verwendung des Altars in unserm Tropus handelt es sich aber um mehr als um mittelalterliche Allegorese. Der bloße Dialog verwandelt doch für die Phantasie der Zuhörer die Singenden bereits in „Christicolae" und „Caelicolae", zunächst gewiß ohne daß die Erscheinung der Sänger (etwa durch Attribute) einen Anhalt bot. Wohl aber sind die Sänger eben „anders" und „mehr", als sie scheinen, und das allein kraft ihrer geistlichen Funktion. Wie die romanische Kathedrale aus einem gemauerten Zweckbau zu einer Verkörperung des Gottesreiches auf Erden wird ohne eigentlich allegorische Wirkung ihrer Gestalt und Attribute, so wird unter der Wirkung der Gesänge der Altar gleichsam „durchscheinend" innerhalb seiner eigentlichen Sphäre: des Heiligen. Diese „Transparenz" war von Hause aus gewiß zunächst rein-religiöser Art, barg aber schon ästhetische „Umkreis-Werte" und hat in der christlichen Welt der dichterisch-symbolischen Wirkung dramatischer Vorgänge mächtig vorgearbeitet. Zunächst betätigte sich diese immanente Kraft innerhalb der Liturgie. Die allegorische Ausdeutung der Meßgebräuche hat sicherlich dabei mitgewirkt, aber sie allein kann den höchst zusammengesetzten Vorgang nicht erklären. Aus rein religiösen und nur dogmatisch-didaktischen Gründen wäre die reichere Ausgestaltung der *Visitatio* aus dem Tropus *Quem quaer.* später kaum erfolgt.

Mit Recht zieht Br. dann, indem er zu eigener Forschung übergeht, die ausgeführte Darstellung der *Regularis Concordia* des Bischofs Aethelvold heran, um die Verkettung der ***Visitatio*** mit der ganzen Umgebung und damit ihre geistige Haltung zu erläutern (S. 10 ff.). Hier geht der eindringliche Vorgang der *Adoratio* am Karfreitag voran. Das erst verhüllte, dann sichtbar gemachte Kreuz wird mit eindrucksvollen Zeremonien (Niederwerfen, Gebet der Bußpsalmen, Kuß) verehrt. Von irgend welcher „mimischen" Darstellung oder auch nur symbolischen Andeutung der Kreuzigung selbst, von „Rolle" und „Bühne" ist keine Rede, aber alles ist (dank dem Zusammenwirken von Wort, Ton und Zeremonie) „mehr als es scheint". Die Liturgie wendet sich nicht an Außenstehende, die zu überzeugen wären, sondern an Gläubige, die aus der Versponnenheit in das Weltliche herauszureißen und auf ihr „eigentliches" Ziel hinzuweisen sind. Die feiernden Kleriker wollen nichts anderes sein als christliches Volk in idealisierter Gestaltung. Es liegt nur eine „Verwesentlichung", eine erhöhte Gottbezogenheit vor, keine symbolische Steigerung wie bei eigentlicher, auch dramatischer Dichtung.

Was in der R. C. darauf folgt, die ***Depositio*** des Kreuzes, ist schon nicht mehr „offiziell", ist auch nicht rein liturgisch, sie wirkt noch durch Wort, Ton und zeremonielle Gebärde, aber diese haben eine scharfe Bedeutung bekommen: die Erscheinung weist sinnbildlich auf einen andern, (heils-) geschichtlichen, einmaligen Vorgang hin. Die „Dekoration" setzt ein. Das Grab wird auf oder an dem Altar irgendwie angedeutet *(assimilatio sepulchri).* Die Handlungen, welche die Kleriker mit dem Kreuz vornehmen, „bedeuten" die Beer-

Digitized by Google

digung Christi (während die *Elevatio* sich nachher vor der Ostermatutin ohne jede weitere Zeremone vollzieht). Bei diesem Brauche, der *ad fidem indocti vulgi ac neofitorum corroborandam* eingeführt sein will, treten also mimisch-demonstrative Züge schon ganz deutlich hervor, viel stärker als bei dem mehr andeutenden alten Tropus. Aber auch dieser erfährt in der *Visitatio* nicht bloß eine sehr wirksame Umrahmung, sondern wohl auch eine gewisse Umdeutung. Der Vorgang auf der „Bühne" erhält Eigenleben und szenische Abgrenzung innerhalb des Ablaufs der heiligen Geschichte. Die tiefere Bedeutung des alten Tropus, worin die suchende Seele mit dem himmlischen Troste gespeist und damit einer beseligenden Peripetie teilhaft wird, tritt in den Hintergrund und wirkt nur noch kraft dramatisch-symbolischer „Schichtung" mit[1]. Im Vordergrund stehen nun die als (1) Engel und (3) Besucher(innen) verkleideten vier Kleriker, jener durch einen Palmzweig, diese durch Weihrauchfässer „bezeichnet". Der heilige Vorgang ist, fernab von allem Naturalismus, hoch stilisiert, aber er soll doch als Erlebnis durch Auge (und Ohr) auf die Seele wirken; wie er sich in einen mimischen Auftritt (von immer noch rein religiöser Prägung) verwandelt, zeigt sich darin, daß die Besucher zunächst gleichsam irrend und forschend dem Engel sich nähern, dann aber von ihm angerufen werden. Wir haben es mit einem ganz dramatischen „Als ob" zu tun, wobei der bewegte Vorgang sich deutlich nach der Seite des Höchst-Sinnvollen hin vertieft. Als die Besucher sich wieder zum Gehen wenden wollen, ruft der Engel sie zurück, hebt einen Vorhang und zeigt ihnen, daß das Kreuz nicht mehr da ist. Sie stellen ihre Weihrauchgefäße „in das Grab", ergreifen die dort liegenden „Gewänder" des Auferstandenen, breiten sie aus (um die Auferstehung darzutun) und legen sie wieder auf den Altar zurück. Darauf folgt das jubelnde Tedeum. — Die *Visitatio* überträgt also die Vorgänge der heiligen Geschichte auf eine andere Ebene; alles weist im tiefsten Grunde doch auf die christliche Seele hin, die ihren Heiland sucht und die nun des Erlebnisses der Auferstehung teilhaft wird, wie einst die Marien am Grabe es hatten.

Es besteht also ein bedeutender Unterschied zwischen den auf den ersten Blick so ähnlichen Vorgängen der *Elevatio* und der *Visitato*. Jene wird denn auch, wie Br. (3) zeigt, regelmäßig unter Ausschluß des Volkes unter Auserwählten vollzogen, die Gesänge sind gedämpft. Diese dagegen ist der ganzen Gemeinde zugänglich, die nach dem Glockenläuten der Matutine zur Messe zusammenströmt. Man begründete das wohl (S. 33) im Mittelalter damit, daß das Volk das Auferstehungserlebnis als Sympathiezauber ausnutzte. Jedenfalls liegt aber eine verschiedene Grundstimmung und Grundhaltung vor, wie ja denn nur die *Visitatio* sich in der Richtung auf „das Dramatische" hin entwickelte. Br. erklärt das letztere damit, daß nur hier die Peripetie von Trauer zu Jubel gegeben und in Rücksicht auf sie der ganze Vorgang musikalisch und dramatisch aufgebaut war.

Peripetie in dem hier gebrauchten Sinne braucht aber nicht notwendig dramatisch zu sein; in die Richtung auf das Dramatische weisen jedenfalls die anderen Elemente, von denen oben schon die Rede war, und die sich hier aus den Keimzellen heraus bereits kräftig entfaltet hatten, viel kräftiger

1) Vgl. meine 'Gedanken über den Aufbau des Dramas'. Leipzig 1926.

Digitized by Google

auch als bei der *Depositio*. Denn diese kam doch nicht über eine streng religiös gemeinte mimische Demonstration der Beerdigung Christi in liturgischen Formen hinaus. Wie sie auf das ungebildete Volk wirken sollte, wenn dieses nicht zugelassen war, steht dahin. Wahrscheinlich war aber jene Wirkung zunächst beabsichtigt und die nachträgliche Ausschließung der Gemeinde nur eine zeitbedingte polizeiliche Maßregel. Es handelt sich jedenfalls um eine Zweckhandlung, um eine S t ä r k u n g (nicht Erweckung und Begründung) des Glaubens durch den Augenschein, der von einer bereits vorbereiteten, in die Mysterien eingeweihten Zuhörerschaft willig „umgedeutet" wurde — ohne eigentliche Transparenz, ohne Mitschwingen der eigenen Seele, als eine bloße Verdeutlichung und Auswirkung geschichtlicher Vorgänge.

Anders steht es, wie gezeigt, mit dem innern Sinn und der eigentümlichen Atmosphäre der *Visitatio*. Hier will sich nicht, wie bei den Klerikern, ein täglich und stündlich gepflegtes religiöses Erleben zu einem Höhepunkt steigern; hier soll die Laienschaft, die in Alltagsgedanken oder geradezu im ererbten Heidentum immer wieder erstarrt, und der das Christentum im wesentlichen noch fremd ist, für das Wunder der Auferstehung und damit für den Christenglauben immer wieder neu gewonnen werden. Ich glaube, Br. sieht an der eigentlichen Zielrichtung der ganzen Darstellung vorbei, wenn er sie ziemlich einseitig im dogmatischen Sinne ausdeutet. „Sinneinheit aller Vorgänge ist Beglaubigung der Auferstehung, und der Triumph der Glaubensgewißheit ist ihr Gipfel". Gewiß k ö n n e n die Erscheinungsszenen (Christus vor Maria Magdalena, vor Thomas, vor den Jüngern von Emmaus), die im 11. Jh. hinzukamen, in diesem Sinne gedeutet werden und, wenn man will, auch die Sequenz *Victime paschali*, dieses Siegeslied über den Tod; ebenso können bei dem nach dem Vorbild der *Visitatio* gebildeten Weihnachtsspiel (das doch auch wieder seine eigene Atmosphäre mit sich bringt) die Streitgespräche, kann das Prophetenspiel dahin gedeutet werden. Aber ich glaube, die Kirche wußte zu gut Bescheid mit den Grenzen dogmatischer Belehrung und vernunftmäßiger Überzeugung, als daß sie damit gerade auf die Laienschaft hätte einwirken wollen, auf die doch die ganze bunte Herrlichkeit berechnet ist. Massen überzeugt man nicht mit Gründen, sondern durch Gefühlserregungen; zum mindesten muß das Dogma in dieser Weise bearbeitet werden. Das geschah mit allen der Kirche zur Verfügung stehenden Mitteln und selbst mit fragwürdigen Zugeständnissen, wie dem Lauf der Apostel zum Grabe und der Mercatorszene, die beide nichts mit der Erregung von Glaubensgewißheit zu tun haben, aber trefflich dazu dienen, die Zuhörer bei der Sache zu halten. Mit allen diesen Mitteln suchte man die Ostervorgänge als einmal geschehene, aber für immer bedeutsame Tatsachen auf Grund des biblischen Berichts (aber in ganz freier Ausführung seiner Angaben) anschaulich und gefühlswirksam zu machen. Das Ziel war nicht die vernunftmäßige Überzeugung, sondern das warme Miterleben.

Die Spiele treten damit auf e i n e Stufe mit dem Predigtmärlein, das den dogmatischen Inhalt lieblich und lockend umspinnt, und ohne das die Lehren keinen Zugang zu den Herzen der mittelalterlichen Menschen finden würden. Die Erscheinungsszenen mit ihren Zutaten „gelten" hier, dichterisch-szenisch genommen, als Verkörperung der eigenen Freude des Christen an dem Auferstandenen, sie dienen der allseitigen vollen Ausschöpfung des Wunders im populären Sinne

Digitized by Google

und schließen sich zu einem Gesamtvorgang, zu einer zweiten Szenengruppe, ja gleichsam zu einem zweiten Akte des heiligen Dramas zusammen. Man braucht wahrlich nicht erst die antike „mimische Hypothese" als Vorbild zu bemühen, aber ein Vergleich mit ihr und ihren späteren Sproßformen bis zum Volksstück des 19. Jahrhunderts zeigt, wie klug hier ein bei aller Primitivität der äußeren Verhältnisse doch schon „bühnensicherer" Verstand Ernstes und Heiteres mischt, wie wirksam sie die Linie der Ereignisse mit einem großen Lobgesang durchbricht, der die Grundstimmung des ganzen Szenengefüges gleichsam auf einmal ausschöpfen will, — sie jedenfalls auf eine vorläufige Höhe treibt und damit dem späteren *Tedeum* vorarbeitet. Br.s gute Beobachtung (S. 38) über die Auferstehung in den späteren Spielen stimmt zu dem Gesagten. Fast überall tritt der Vorgang selbst in der dramatischen Darbietung zurück: ein sicherer Geschmack bewahrte das Mittelalter davor, sich szenisch allzu merklich an dem Mysterium zu vergreifen, aber es kam ja überdies viel mehr auf seine Rückwirkung auf menschliche Seelen an, und dafür waren die Gespräche der Wächter und der Engel, war die szenisch-dialogische Interpretation als solche viel wichtiger.

Schließlich ist die ausgeführte Visitationsszene doch nicht bis zur vollen dramatischen Bewegung vorgedrungen. Ihr fehlte die letzte geistige Vertiefung, wie dem klerikalen Strange der Osterzeremonien die bewußte mimische Verlebendigung; beiden fehlt die stete symbolische Umschmelzung und Austiefung der sinnfälligen und tatsächlichen reizvollen Vorgänge im Sinne echter dramatischer „Transparenz". Eigentlich laufen auch nachher beide Richtungen unverbunden nebeneinander her: der Grund, warum das Mittelalter wohl Ansätze zum Oratorium und ein reich entwickeltes geistlich-mimisches „Spiel", aber kein Drama hervorgebracht hat.

HAMBURG ROBERT PETSCH

Heinrich Wittenwilers 'Ring'. Nach der Meininger Handschrift herausgegeben von Dr. Edmund Wießner, Leipzig, Philipp Reclam jun., 1931. (Deutsche Literatur, Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, Reihe Realistik des Spätmittelalters Bd. 3.)

Das Monumentalwerk 'Deutsche Literatur', begründet 1927, seit Juli 1930 begonnen, herausgegeben von dem Verein „Deutsche Literatur" im Verlag von Phil. Reclam jun., will in 250 Bänden „Geist und Gestalt jedes einzelnen Stadiums unserer Literatur" sprechen lassen. Der ungeheure Inhalt ist in 25 „Reihen" gegliedert, deren jede, von der Heldendichtung an bis zum poetischen Realismus des vorigen Jahrhunderts (einschließlich), je eine entsprechende Anzahl von Bänden enthalten soll. Bis August 1931 lagen 22 Nummern vor. Der hier angezeigte Band Wießners wird eine Zierde der ganzen Sammlung sein. Die Anlage des Buches kann als Beispiel für die Einrichtung der andern Bände dienen. Voraus geht eine 'Einführung' (S. 5—16), welche die Eigenart dieses ori-

Digitized by Google

ginellen Vertreters der spätmittelhochdeutschen Literatur kräftig heraushebt und den Sinn des Werkes in einer bis jetzt nicht erreichten Sicherheit und Klarheit darstellt. Dazu war Wießner vor andern berufen, hat er doch schon in einer Reihe von Einzelforschungen grundlegende Ergebnisse zur Kenntnis Wittenweilers veröffentlicht. Den Hauptteil des Buches bildet die Ausgabe des Textes des 10 000 Verse zählenden Gedichtes, die sich mit Recht streng an die Überlieferung hält und Abweichungen, auch bloß orthographische, in den Noten unter dem Text verzeichnet. Am Schluß werden Worterklärungen, eine Beschreibung der einzigen Handschrift und ein Verzeichnis der Initialen-Linien nachgetragen. So erfüllt Wießners Neuausgabe, die die im Jahre 1851 erschienene, vergriffene Ausgabe Ludwig Bechsteins weit hinter sich zurückläßt, alle Anforderungen in vollem Maße.

Die leitenden Gesichtspunkte für den Inhalt und den Aufbau des Werkes, die Wießner in der 'Einführung' klar legt, beruhen auf dem Satz der Poetik nach Horaz (Epistola ad Pisones): entweder nützen oder ergötzen wollen die Dichter oder, beides vereinend, die Lust mit der Lehre verbinden. Wittenweiler selbst erklärt dies im Prolog aus der Natur des Menschen, der nicht fortwährend Ernst ohne Scherz hören mag und sich an Verschiedenerlei erfreut; er macht den Unterschied zwischen *nutz* und *tagalt* (Zeitvertreib, Scherz, = *kurzewîle)* V. 50. Mit diesen Forderungen vereinigt er zwei in der Literatur seiner Zeit, des sinkenden Mittelalters[1], stark hervortretende Gattungen, die Schwankdichtung, diese in ganz realistischer, ja naturalistischer Auffassung, und die Didaktik: letztere hat ihre Wurzel in der kirchlichen Dogmatik, ist also religiös begründet; das fabulistische Element dagegen, die Dorfgeschichte, beruht auf parodistischer Sehweise: ein ernstes Ideal wird ins Spaßhafte, Groteske, ja Zotige gezogen, der feinen, ritterlichen Kultur wird die rohe Bauernflegelei gegenübergestellt, bezw. jene wird in die bürgerlich-bäuerliche Sphäre übertragen. So werden Heldensage, höfischer Roman, Minnelyrik, Liebesbrief ins Lächerliche verkehrt. Und doch soll das Rittertum nicht eigentlich verspottet werden, sondern, dafür sorgt das lehrhafte Element, als Vorbild dienen. Man sieht, wie die Zwiespältigkeit der Anlage, Belehren und Ergötzen unter einen Hut zu bringen, in Spannungen sich auswirkt. Das Parodistische kommt natürlich auch in der Sprache zur Geltung, die bäurisch, roh, unflätig, gemein ist; selbst einzelne Ausdrücke werden parodiert, wie z. B. in dem Wortwitz *esler, vil esler pauren* 59, *ein eselman für ein edelman* 128.

Schon dadurch, daß der Dichter, wie die ganze mhd. gesunkene Nachblütezeit, das Fortwirken der ritterlichen Kultur in den bäuerlichen (und bürgerlichen) Kreisen zur Fläche macht, auf der sich die Lebensanschauung seines Schwankes erhebt, besitzt die Erzählung eine stark s o z i a l e Beimischung. Eben in der Parodie tritt der Unterschied der Stände hervor, und gerade durch die Parodie wird gezeigt, wie unmöglich die rohe Bauernbande einen Begriff vom wahren Rittertum haben kann. Die Lebensformen des Bauerntums waren im 13. Jh.

1) Über diese s. Stammler, Die „bürgerliche" Dichtung des Spätmittelalters, in dieser Zs. 53, 1—24; Die Wurzeln des Meistergesangs, Deutsche Vierteljahrsschr. 1, 1922, 529—559; Von der Mystik zum Barock 1400—1600, 1927; Walther Rehm, Kulturverfall und spätmittelhochdeutsche Didaktik, in dieser Zs. 52, 289—330.

Digitized by Google

gewiß nicht feiner, aber das Publikum, für das die Dichtkunst berechnet war, war ein anderes geworden. Neidhart behandelt seine Bauern doch ganz anders, weniger geringschätzig, als sie der schmutzige Pinsel des Dichters des 15. Jahrhunderts malt. Die höfische Dorfpoesie ist zum grotesken Schwank geworden.

Wenn wir nun zum Schluß die einzelnen Lehren zu einer Gesamtdidaktik zusammenstellen, so ergibt sich etwa folgendes aufsteigende System (die römischen Ziffern I, II, III betreffen die drei Teile des Gedichtes, I V. 55—2622, Lehre der Höfischheit [s. V. 18]; II V. 2623—6457, Wie ein Mann sich halten soll an Seel und Leib [s. V. 21]; III V. 6458 — Schluß 9699, Wie man in Kriegszeiten, Schlachten am besten verfährt [s. V. 25]): A) Religiöser Elementarunterricht, Taufe I 285—306; Beichte und Buße 673—679 und II 3810—4187; Katechisation (Vaterunser, Ave Maria, Glaubensbekenntnis) II 3818—3845. Nochmals Beichte, religiöse und B) praktische Lehren II 4082—4418 (darin Ehre und Ruhm, Schönheit und Kraft, also die bona fortunae und bona corporis 4108—4123); II 4963—5200 Haushalt. — C) Hofkunst II 4831—4962; I 898—947 (turnieren); I 1665—1912. 2261—2622 (Minnedienst); als Hofzucht werden also gelehrt die beiden Forderungen der höfischen Bildung: Rittertum (turnieren) und Minne. — D) Krieg, Lehren über das Kriegswesen und Kriegsleben III 6740—6891. 7166—7557. 7695—7846. 8098—8561. 9452—9532. — E) Die höchste Stufe ist die Moralis Philosophia, die Lehre von den Kardinaltugenden II 4419—5200, ganz nach der '*Moralis Philosophia*' des Wilhelm von Conches (Hildebert von Tours?, erste Hälfte des 12. Jhs.)[2]. Die vier Kardinaltugenden Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit mit ihren Teiltugenden, den „Dienerinnen", dem „Gesinde". So steigt die Didaktik des 'Ring' auf von der religiösen Elementarlehre durch das höfische Leben und den praktischen Alltag zum Krieg und gipfelt in der philosophischen Ethik. Aber, wohl gemerkt, nicht in einem regelmäßigen Stufenstieg, sondern so, wie die Handlung der Erzählung des Bauernschwankes den Weg dazu angibt.

2) Ausgabe: Migne 171, 1003—1056; John Holmberg, Das Moralium Dogma philosophorum des Guill. de Conches, Univers. Uppsala 1929; s. auch ZfdA. 56, 137—216, bes. S. 142 f.

HEIDELBERG GUSTAV EHRISMANN

Adolf Schweckendiek, Bühnengeschichte des Verlorenen Sohnes in Deutschland I. Teil (1527—1627). Leipzig. Leopold Voß. 1930. (XV, 163 S.) gr. 8^0 = Theatergeschichtliche Forschungen hrsg. von Julius Petersen. Bd. 40.

Wollte man die stoffgeschichtliche Methode nach ihren vorliegenden Ergebnissen beurteilen, ihre Zweckmäßigkeit bliebe zweifelhaft. Die an sich so verlockende Aufgabe, den „Schicksalsgang" eines häufig wiederkehrenden Motivs in Kultur- und Kunstentwicklung zu verfolgen, scheint

Digitized by Google

allzu leicht auf den Irrweg zu führen: aus Spezialfällen gewonnene synthetische Erkenntnisse wieder an Spezialfällen zu demonstrieren. Die in solchen Längsschnitt gestellte Spezialanalyse verliert dann gewöhnlich durch den Schluß vom Allgemeinen aufs Besondere die wünschenswerte Objektivität, sowie durch die stoffliche Beschränkung die erforderliche Fundierung im Querschnitt. Als Vorzug bleibt das stärkere Hervortreten des Unterscheidenden in der Ähnlichkeit, des Trennenden im Zusammenhang.

In diesem Vorzug vor allem liegt die Nutzbarkeit stoffgeschichtlicher Methoden für theatergeschichtliche Forschung, dort vor allem, wo textliche Abhängigkeit vorliegt, Abweichungen also leicht dramaturgischen Charakter haben können. Die Bedeutung solcher Bühnenbearbeitungen für die ältere Bühnengeschichte habe ich erst kürzlich betont („Bühnenbearbeitungen in der Dramatik des XVI. Jahrhunderts", Euphorion 31, 1930, S. 562—78). Der Versuch, die Bühnengeschichte eines beliebten dramatischen Stoffes zu schreiben, würde viel versprechen — wenn nicht der Irrweg wäre!

Schweckendiek, von dem wir eine beachtenswerte Stellungnahme zum Hans-Sachs-Bühnenstreit kennen (Zeitschr. f. Deutschkunde 43, 1929, S. 31 ff.), veröffentlicht im vorliegenden Bande den ersten (aus einer Marburger Dissertation hervorgegangenen) Teil einer umfangreichen Monographie, der in zwei Kapiteln Dramaturgie und Bühnenform der Dramen vom Verlorenen Sohn von 1527 bis 1627 behandelt. (Ein zweiter Teil soll den V. S. auf der Kulissenbühne verfolgen.) Er geht dabei methodisch von Herrmanns Forderung aus, „zunächst die Individuen, die einzelnen Gestaltungen der Vergangenheit, wieder lebendig werden zu lassen", erkennt also ganz richtig, daß das Hauptgewicht der Darstellung auf die Einzeluntersuchung zu legen ist. Leider will er damit auch „Kösters Suchen nach dem Typischen" verbinden, „weil die mangelnde Überlieferung von selbst oft nur eine Typisierung gestattete". Hier aber beginnt der Irrweg: Da die Forschung auf dem Gebiete des vorbarocken Theaters noch kaum über zweifelhafte, zum Großteil wieder als falsch erwiesene Hypothesen hinausgekommen ist, geht es nicht an, bei Einzelrekonstruktionen von vorgefaßten Typenvorstellungen auszugehen. Das aber tut Sch., indem er ahnungs- und kritiklos übernimmt, was die Forschung bisher hervorgebracht hat: die gelehrte Terenzbühne des Expeditus Schmidt (1904), die volkstümliche Stymmeliusbühne Lachmanns (1926), die Hans Sachs'sche Meistersingerbühne nach Herrmann-Köster-Schweckendiek (1914 ff.), die Bühne der Englischen Komödianten nach Kaulfuß-Diesch (1905), endlich Flemmings „Kubische Simultanbühne" der Jesuiten (1923). Und doch glaube ich die Unhaltbarkeit des Schmidtschen „Badezellen"-Typus hinlänglich erwiesen zu haben (Zeitschr. 54, 1929, S. 66 f.), desgleichen die Wertlosigkeit von Lachmanns Rekonstruktionsversuch (Euphorion 29, 1928, S. 257 ff.); und doch hat der Herrmann-Köstersche Streit um die Hans Sachsbühne (trotz Drescher, Engler, Holl und Schweckendiek) weder im Speziellen zur Klarheit geführt, geschweige einen Typus der Meistersingerbühne erwiesen; kann die Bühne der E. K., wie sie Kaulfuß-Diesch gezeichnet hat, vor neuerer Forschung kaum bestehen; muß auch die „Kubische Simultanbühne" Flemmings zumindest als jesuitischer Bühnentyp fraglich erscheinen, seit ich ihre wesentlichen (von Flemming als völlig neu hingestellten) Merkmale schon in früheren, aus

Digitized by Google

volkstümlicher (ma.) Tradition entwickelten Formen (Brunnerbühne in Steyr 1566) feststellen konnte (Hallesche Neudrucke Nr. 258—60, 1928, S. XXIV ff.). Es ist klar, daß solche synthetische Vorarbeit für einen stoffgeschichtlichen Längsschnitt unzureichend ist, andererseits natürlich höchst ungewisse Typen-Hypothesen durch von vornherein auf sie zugeschnittene Spezialanalysen nicht gestützt werden können.

Es bleibt demnach mühsame Aufgabe der Kritik, Sch.s Analysen Stück für Stück nachzuprüfen und aus seinen Ergebnissen all das zu streichen, was sich nicht zwingend (sondern nur als möglich in Hinblick auf geglaubte Typen) aus dem Einzelfall ergab. —

Sch. beginnt sein bühnengeschichtliches Kapitel mit der „echten Simultanbühne", worunter er ungefähr das versteht, was man im Allgemeinen (und besser) ma. Raumbühne nennt (mein Typus A 1: Zeitschr. 54, 47 ff.). Für das Wesentlichste dieser Form hält er die ständige Sichtbarkeit der Spieler, das Fehlen des Begriffs „Hinter-der-Bühne". Nun ist das gewiß ein verbreitetes Merkmal der Simultaninszenierung, aber doch eigentlich keine unumgängliche Konsequenz des Simultanprinzips (wie wir diese angebliche Regel auch bei Typus A 1 früh durchbrochen finden: vgl. Zeitschr. 54, S. 58 Anm. 60)! Im übrigen zeigt sich Sch. über das ma. Theater recht einseitig informiert: So „wirr und uneinheitlich" wie die Requisiten eines Kinderspiels war der Aufbau der geistlichen Spiele keineswegs, weder in der Frühzeit, da die (hochgebildeten!) geistlichen Spielleiter dem tiefsymbolischen Charakter der Spiele entsprechend (oder doch den Gegebenheiten des kirchlichen Spielraumes folgend) ohne Zweifel eine sinnvolle Anordnung erstrebten, noch in der Spätzeit, da etwa Vigil Raber oder Renwart Cysat eine topographische Wiedergabe des Schauplatzes versuchten, der Donaueschinger Plan eine Gruppierung des Raumes nach der Zeitordnung, andere einen stilistischen Aufbau nach Bedeutungszentren usw. (vgl. Zeitschr. 54, 47 f.). Auch Mones Ansicht, daß die Zuschauer bei den großen Rauminszenierungen mit der fortschreitenden Handlung wanderten (noch von Lebede 1923 übernommen), wird heute kaum mehr ernst genommen; keinesfalls erblicken wir darin „das Entscheidende gegenüber den späteren Bühnenformen" (Sch. S. 133).

Als erster Vertreter der „echten" Simultanbühne wird uns Hans *Salats* V. S. (1537) vorgeführt, den Sch. gewissenhaft nach den (von andern Spielen!) überlieferten Luzerner Plänen auf dem Weinmarkt inszeniert (wie übrigens mit ähnlichen Ergebnissen schon O. Eberle in seiner „Theatergeschichte der Innerschweiz" 1929, S. 41, 300 [Bild 9]). Nun mag die Möglichkeit solcher Rauminszenierung zugestanden werden. Eine Rekonstruktion hat aber doch erst dann Wert, wenn sie nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist. Davon aber kann uns Sch. in keinem Punkt überzeugen. Es ist ihm durchaus nicht der „untrügliche Beweis" gelungen, daß der Dichter wirklich den Weinmarkt als Aufführungsort vor Augen hatte (S. 32), denn die Worte des Temptators in der Teufelsszene (V. 820):

gedenkstu niemer an das wort,
das Jesus seit *dört an eim ort* . . .

sind doch wohl ein (in den Dramen jener Zeit gar nicht seltener) Hinweis auf die Hl. Schrift und nicht, wie Sch. zu entdecken glaubt, eine Anspielung

Digitized by Google

auf eine andere Aufführung, in der Jesus „dort an eim ort" (der Szenerie nämlich) tatsächlich die Worte gesprochen hätte. Überhaupt ist es wenig wahrscheinlich, daß man für Salats Stück, das höchstens (!) fünf Spielplätze oder Standorte benötigt (gegen fünfundzwanzig der großen Luzerner Marktinszenierungen), daß man für dieses anspruchslose Stück nun denselben großen Spielraum, denselben kostspieligen Aufbau verwendet haben soll. Creizenach (Gesch. d. n. Dramas[2] III, 230) hat bekanntlich aus BA. 510: „Nun kumpt die rüstung der andern Landschaft . . .", womit das Spiel in der Fremde einsetzt, auf eine Art Sukzessionstechnik (Szenenwechsel) geschlossen. Ich kann nicht finden, daß Sch. diese Ansicht widerlegt hat. Er gesteht selbst zu, daß „tatsächlich nicht alle ‚orte' von Anfang an nebeneinander standen", daß vielmehr der Wirtshaustisch (Fremde) erst während des Spiels aufgestellt wurde. Am Ende der Wirtshausszene (die durch keine Simultanhandlung in der Heimat unterbrochen wird!) „zerstüpt das völklin", womit also die „rüstung der andern landschaft" wieder aufgelassen erscheint. Die folgende Handlung ist „uf den platz" verlegt, bis mit BA. 2375 wieder das Spiel in der Heimat aufgenommen wird: „dann gat der vater harus spacieren, und die diener im nach, so gat im der sun entgegen, den ersicht er witnuß . . ."; d. h. der Vater tritt aus dem Haus, in das er offenbar während des Spiels in der Fremde abgegangen (!) war. Nach alldem hat die Annahme, daß der Platz vor dem Haus des Vaters vorübergehend auch für die Wirtshausszenen in der Fremde verwendet wurde, mindestens ebenso viel Wahrscheinlichkeit für sich wie Sch.s Hypothese. Der ganze Aufbau des Stückes spricht mehr für eine konzentrierte Simultaninszenierung, bei der etwa die Hauptszenen auf *einer* Hauptbühne (mit wechselnder Bedeutung: Heimat — Fremde) zu spielen waren. —

Für Burkard *Waldis* macht Sch. eine Kirche als Aufführungsraum wahrscheinlich, kann uns aber im übrigen auch hier nicht ganz von der „Echtheit" der Simultaninszenierung (in seinem Sinn) überzeugen. Wenn er feststellt, daß der Innenraum der Kirche „ohne weiteres Zuschauerraum und Bühnenraum in ein ‚Gegenüber' zwinge", so sehen wir nicht recht ein, warum erst die Kirchen der Reformationszeit diesen Zwang ausgeübt haben sollen und nicht schon die des MA., die als Spielraum noch beliebter waren (vergl. Zeitschr. 54, 56ff.)? Aber es kommt Sch. gar nicht in den Sinn, daß es vielleicht schon im MA. (unabhängig von humanistischen Einflüssen) flächige Simultanbühnen gab, daß es gar nicht erwiesen ist, ob nicht die flächige Anordnung in anderen Ländern, etwa in Frankreich, sogar primär war, daß also „die Verlegung des Blickpunktes an eine bestimmte Stelle und das Gegenüber von Zuschauern und Spielern in bestimmter Front" nicht unbedingt „Züge der Humanistenbühne" (S. 137) sein müssen. Wir verstehen nicht, warum flächigen Simultanbühnen (z. B. der Bühne von Valenciennes) die „Echtheit" abgesprochen werden soll. —

Die Schmidtsche „Badezellenbühne", die Sch. als „Terenzbühne im engeren Sinne" kritiklos übernimmt, soll des *Macropedius* ‚Asotus' (1537) vertreten, dessen Inszenierung freilich kein Problem ist, da die Einheit des Ortes gewahrt bleibt. Badezellen im Sinne der so oft mißbrauchten Terenzillustrationen waren gewiß nicht erforderlich, vielmehr ist bei Macropedius an eine einfache Renaissancebühne zu denken, die gerade auf niederländischem

Digitized by Google

Gebiet graphisch belegt ist: durch die Darstellung einer Löwener Bühne von 1594 (Niessen, Das Bühnenbild Taf. 40, Abb. 1) sowie durch einen (sonderbarerweise bisher unbeachtet gebliebenen) Grundriß einer Bühne in Nijmegen um 1600 (Haag). Beide Belege zeigen (was von den kühnen „Winkel"-Rekonstruktören doch einmal bemerkt werden sollte!) einen Zeltaufbau (*scena*), der auf drei Seiten Podium freiläßt, was u. a. all die komplizierten „Winkelungen" neuerer Rekonstruktionsversuche auf höchst einfache Art überflüssig machen könnte!

Unter dem irreführenden Namen „Erweiterte Terenzbühne" werden die — szenisch recht heterogenen! — Stücke des *Gnapheus* und der Bindergruppe vereinigt. Hier nun gäbe die textliche Verwandtschaft Gelegenheit, die Abweichungen auf ihren dramaturgischen Gehalt hin zu prüfen (wie ich es bereits andeutend mit der Bindergruppe versucht habe: Euphorion 31, 575 ff.). Sch. aber zieht es vor, sich an Expeditus Schmidt zu halten, und opfert die Möglichkeit neuer Erkenntnis dem „Badezellen"-Moloch! Bei Gnapheus schließt sich der circulus vitiosus: Die nach niederländischem Muster entworfenen Terenzbilder werden nun dem Niederländer als Terenzianisches Muster vorgehalten. Was etwa Badius zur Terenzbühne verengt hat, wird nun — umgekehrt gesehen — als „erweiterte Terenzbühne" angesprochen! — Wir wissen ja gewiß nicht viel über die Rederykerbühne und über die niederländischen Bühnenverhältnisse der Frühzeit überhaupt (Endepols' Arbeit ist unzureichend); aber die immerhin in leicht zugänglichen Ausgaben vorliegenden *abele spelen* hätten Sch. doch eine Vorstellung von der offenbar weit ins MA. zurückreichenden konzentrierten Simultantechnik geben können, die — schon lange vor dem Erscheinen der ersten Badezellenbilder — den Begriff „Hinter der Szene" kannte und regelmäßig „Heimat" und „Fremde" auf einer Fläche eng zusammenschob (vgl. Zeitschr. 54, S. 57 Anm. 54). In diese Tradition gehört Gnaphens. Seine Bühne ist eine konzentrierte, flächige Simultanbühne, auf der es schon im MA. „verdeckte Handlung" gab. Terenzianisch ist nur der Verzicht auf die Vorführung von Innenräumen, die wir dagegen drei Jahrzente später im oberösterreichischen Steyr wiederfinden (Brunners flächige Simultanbühne). Gnapheus mit den überlieferten Bildern der (provisorisch errichteten!) Bühnen von Gent 1539 und Antwerpen 1561 zu verknüpfen, ist auch falsch. In einer Zeit, in der es noch keine stehenden Bühnen gab, sondern für jede Gelegenheit entsprechende Bühnen errichtet wurden, beweist die Nichtverwendung von Innenraum und Oberbühne nicht nur, daß diese „im Acolast nicht gebraucht werden", vielmehr daß dieser ‚Acolast' eben eine eigene, andere Bühne voraussetzte.

Aber nicht nur für Gnapheus erscheint uns Sch.s neuer Typus höchst zweifelhaft, diese sog. „erweiterte Terenzbühne", die sich angeblich aus seinen Darlegungen „ergibt", und die er näher umschreibt als „Terenzbühne mit der Möglichkeit des Ortswechsels durch Bedeutungswandel, mit oder ohne fingierten Wechsel", wobei „die einzelnen Eingänge" bloß „ihre Bestimmung nach dem Auftreten der Personen" erhalten sollen. Einem humanistischen Gelehrtenhirn mag ja schließlich auch eine solche Mißkonstruktion zugetraut werden. Die Bindergruppe aber läßt sich gewiß nicht in dieses Schema pressen. Denn noch deutlicher als Gnapheus gehen der Schweizer Jörg *Binder* und der in Wien wirkende Wolfgang *Schmeltzl* vom

Digitized by Google

Simultanprinzip aus. Wie Binder Simultantechnik (Wanderungen, Botengänge) und Auftrittssystem nach Art der flächigen Simultanbühnen verquickt, so hält auch Schmeltzl (dessen V. S. ich in meiner Untersuchung über „Süddeutsche Bühnenformen vor Einführung der italienischen Verwandlungsbühne", Zeitschr. 53, 1928, S. 59 wohl von meiner Analyse, nicht aber, wie Sch. behauptet, von dem aus den anderen Stücken erschlossenen Typus [konzentrierte Simultanbühne] ausschloß) unter Vermeidung fingierten Ortswechsels an der Simultantechnik fest, soweit es ihm seine wohl aus Raummangel stark konzentrierte Bühne gestattet, und bedient sich des Abgangs hinter der Szene bloß, um störende Kollisionen zwischen den allzunahe zusammengerückten Standorten zu vermeiden (was Brunner und andere durch Verwendung von Teilvorhängen erreichen!). Wir müssen also von einer Verengung der ma. Simultanbühne, nicht aber von einer „Erweiterung der Terenzbühne" sprechen. — Zum *Pfälzer Bearbeiter* (um 1556) wiederholt Sch. die von mir schon Zeitschr. 54, S. 67 abgelehnte Rekonstruktion Exp. Schmidts, deren topographische Verwirrung wohl keinem Publikum zugemutet werden könnte.

Durch die irrige Ansicht, daß Standortprinzip und Auftrittssystem unvereinbar seien, wird Sch. auch in seinen Bemühungen um *Wickram* (den er in einem Abschnitt „Volkstümliche Bühnenformen" mit H. Sachs zusammentut) gehemmt. Entgegen seiner „gewinkelten" Neutralbühnen-Rekonstruktion (S. 93), der jede Überzeugungskraft fehlt, halte ich weiter (mit Bolte) einen Simultanaufbau mit Trennung von Heimat und Fremde für wahrscheinlicher. — Auf H. *Sachs* näher einzugehen, würde in Anbetracht der umfänglichen Literatur zu diesem schwierigen Thema hier zu weit führen. Ich möchte nur bemerken, daß es doch endlich angezeigt wäre, gerade bei Szenen, die Innenraum und Straße simultan vorführen (hier, wie seit dem ‚Simson' öfter, unter ausdrücklicher Verwendung einer Tür), sich vor Augen zu halten, daß diese Technik von den ma. Mansionen übernommen ist, also nur ein Aufbau in Frage kommt, der sich diesem Ursprung gemäß ableiten läßt (vergl. Lußkys Rekonstruktion der Sachs'schen Fastnachtspielbühne: The Journal of English and Germanic Philology. Urbana, Illinois, U. S. A., vol. XXVI, Oct. 1927, Nr. 4, S. 521—63). Auch muß betont werden, daß die Existenz einer Bühnenterminologie weder bei H. Sachs noch sonst in jener Zeit erwiesen ist! —

Die *holländische Historie* von 1540 wird — da angeblich „des Auftrittssystems wegen die echte Simultanbühne ausscheidet" (S. 101 f.) — der Rederykerbühne zugesprochen, „weil keine Anzeichen für ein anderes System vorliegen, die übrigen Szenen aber wenigstens (!?) der Rederijkerbühne nicht widersprechen". Dabei scheint Sch. von dieser „Rederijkerbühne" (weiß Gott woher!) eine sehr bestimmte Vorstellung zu haben: Er spricht von einem „Stellagensystem" (offenbar schwebt ihm etwas im deutschen Sinn des Wortes wie Bücherstellagen vor) mit festgelegter Anzahl von Eingängen, die nun allerdings bei der holländischen Historie bis auf zwei überflüssig wären. „Aber", so tröstet sich Sch., „es ist wohl selbstverständlich, daß eine Rederijkerbühne nicht stets alle Eingänge benutzen mußte". Ja wozu hätte man sie denn dann gebaut? Oder hält Sch. wirklich die überlieferten Genter und Antwerpener Landtjuweel-Bühnen für stehende Theater?

Digitized by Google

Der Grundfehler von Sch.s Methode, Spezialrekonstruktionen gewaltsam auf vorgefaßte (meist recht hypothetische) Typenvorstellungen zuzuschneiden, wird hier besonders deutlich. Verkehrt aufgezäumte Hypothesen sind jedoch für die Theaterforschung wertlos! War der Verfasser nicht in der Lage, die holländische Historie zumindest mit der französischen Vorlage und dem Londoner Originaldruck zu vergleichen, so hätte er besser ganz geschwiegen.

Das Kapitel „Der V. S. auf der deutschen *Schulbühne* bis 1619" leidet wieder unter der Schmidtschen Illusion, es habe einen einheitlichen Begriff „Schulbühne" gegeben. Heterogenste Formen werden zu dem an und für sich fragwürdigen Typ „Erweiterte und gewinkelte Terenzbühnen" zusammengeschweißt: Neben Ackermanns (1536) und Reislebens (1586) konzentrierte Simultanbühnen (etwa im Stile Brunners) werden neutrale Sukzessionsbühnen wie die von Holle (1603) und Boehme (1618) gestellt, ohne daß uns bei den einen oder den anderen die Notwendigkeit einer im Sinne Sch.s konkaven Winkelung einleuchten kann. Abgesehen davon, daß eine konvexe Winkelung (die belegt ist: Löwen 1594, Nijmegen um 1600) zumindest (!) die gleichen Möglichkeiten (für Straße, Verstecke etc.) bietet, möchte ich doch daran erinnern, daß es auch auf der modernen Illusionsbühne (ohne besondere „Winkel") stets ein beliebter Bühnentrick war, gleichzeitig auf der Bühne befindliche Personen sich gegenseitig übersehen zu lassen. Nur ein bühnenfremder Theoretiker kann erklären, daß ein Beiseitetreten und Unbemerktbleiben „nicht möglich ist, wenn die Bühne nur eine gerade Hinterwand hat" (S. 116). —

Ist es schon fraglich, ob man für den V. S. der Englischen Komödianten (1620) ohne weiteres die komplizierte und gewiß nicht ganz zwingende Rekonstruktion von Kaulfuß-Diesch (1905) „übernehmen" darf, so müssen wir die allzu vertrauensselige Verwendung von Flemmings wenig glaubwürdiger „kubischer Simultanbühne" für das Stück des biederen Schweizer Schulmeisters *Wul* (1627) entschieden ablehnen! Es ist mir ganz unverständlich, daß „Kenner" der vorbarocken Bühnenverhältnisse immer wieder die (von mir seit 1928 mehrfach widerlegte) Behauptung wiederholen, daß die volkstümliche Bühne des 16. Jh. keinen Innenraum kannte. Eine „deutliche Trennung von Außen und Innen, die durch Verhüllung und Enthüllung in ein ganz besonderes Licht gerückt wird" (S. 125), ist im 16. Jh. durchaus volkstümlich (vergl. Zeitschr. 54, 1929, S. 61ff.) und hängt ohne Zweifel mit der ma. Mansionstechnik zusammen. Erst in sekundärer Entwicklung mögen die „Häuser" die Form von „Hinterbühnen" angenommen haben (wofür man den nicht sehr treffenden Ausdruck „kubische Simultanbühne" immerhin verwenden mag); dabei vom „herrschenden Typ der Jesuitenbühne" zu sprechen, ist ebenso falsch, wie die Ansicht, daß die Jesuiten diese Inszenierungsform erfunden hätten (S. 127). Wenn überhaupt Nic. Frischlin einen ähnlichen („kubischen") Bühnentyp vor Augen hatte (was ich stark bezweifle, wenn mir auch Neumanns Rostocker Diss. 1925 unbekannt ist), so wäre jedenfalls ein jesuitisches Vorbild überflüssig! Gar bei Wul ist doch die volkstümliche Tradition so naheliegend, anderseits Sch.s Verteilung der Innenszenen auf zwei Hinterbühnen, wobei die eine bald das Vaterhaus, bald (für ein paar Worte!) die Wirtsküche darstellen soll,

Digitized by Google

so unwahrscheinlich, daß sich eine Widerlegung wohl erübrigt. Wenn schon aus dem Text allein Schlüsse gezogen werden dürften, so wäre am ehesten an eine Hinterbühne mit Bedeutungswandel zu denken (auch der Symmetrie des Schlußbildes wegen). —

Stellen wir diese fleißige, gar nicht talentlose und doch verfehlte Arbeit neben all die anderen Produkte jüngerer Wissenschaft, von denen ähnliches gilt, so scheint es nachgerade erschütternd, wieviel an wertvollen Geisteskräften heute verschwendet wird, um Verwirrtes noch mehr zu verwirren! Ist das unvermeidlich?

EDINBURGH ROBERT STUMPFL

---

1. Joseph Görres, Geistesgeschichtliche und literarische Schriften I (1803—1808), herausgegeben von Günther Müller. Der Gesammelten Schriften dritter Band. Gilde-Verlag, Köln 1928. XXIV und 524 S., gr. 8°.
2. Joseph von Görres in Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge zum Görres-Jubiläum. Von Mitarbeitern der Gelben Hefte. Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. M. Buchner. Oldenburg, München o. J. [1926]. 112 S., 8°.
3. Görresfestschrift. Aufsätze und Abhandlungen zum 150. Geburtstage von Joseph Görres. 2. Auflage. Bachem, Köln (in Kommission der Görresgesellschaft), herausgegeben von Karl Hoeber. 1926. XVI u. 271 S., 8°.

Es ist kein Zweifel, daß uns das Görresjahr einen Gewinn bedeutete. Eine Persönlichkeit, deren wetterleuchtende Vielseitigkeit lange Jahrzehnte hindurch nicht nur die Literatur, sondern auch z. T. die Wissenschaft von einer ernsthaften, objektiven Beschäftigung mit ihr ferngehalten hat, die doch als Anreger und Wirker unendlich viel bedeutete, wurde in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, und mit Befriedigung dürfen wir feststellen, daß nicht nur Standbilder gesetzt, Straßen und Vereine nach Görres benannt und kaumdurchdachte, lokalpatriotische Redensarten bis zum Überdruß wiederholt wurden — das Festjahr hat auch zu ernsterer Besinnung Anlaß gegeben und manche Arbeiten inspiriert, die unsere Erkenntnis über den großen Publizisten und Volkserzieher erweitern und berichtigen können. Das Bild des Mannes, dessen Name so eng mit der Geschichte der germanischen Philologie wie mit der Volkskunde verknüpft ist, dessen Person in der Entwicklung der Journalistik keine geringere Rolle als auf historischem und konfessionsgeschichtlichem Gebiete spielt, beginnt uns klarer zu werden; wir ahnen, welche durchdringende Rolle dieser Mann als Romantiker und Philosoph, Politiker und Journalist in der deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts gespielt hat, und dankbar buchen wir es als einen Hauptgewinn der reichen Jubiläumsliteratur, daß hier — soweit wir sehen, seit langer Zeit zum ersten Male wieder — Görres über die politischen und konfessionellen Schranken hinweg als Gesamtpersönlichkeit gewürdigt wurde, daß Fäden aufgedeckt werden konnten, die versuchen, die zunächst divergent erscheinenden Epochen des großen Koblenzers zu einer inneren Einheit zu verknüpfen.

Digitized by Google

Solchen Fäden in vollem Umfange nachzuspüren, wird uns freilich erst die große Görresausgabe befähigen, deren dritter Band (1) die Schriften enthält, die den Germanisten zumeist angehen. Die nunmehr fünfzigjährige Görresgesellschaft stattet mit dieser Ausgabe eine lange erwartete Dankesschuld und Ehrenpflicht an ihren Meister ab, und ihr darf das Lob gespendet werden, daß sie umsichtig und wohlvorbereitet an diese Aufgabe heranging. Der vorliegende, von Günther Müller besorgte Band, der die Reihe der geistesgeschichtlichen und literarischen Schriften eröffnet, umfaßt das Heidelberger Schrifttum von Görres, nimmt allerdings diesen Titel in des Wortes weitester Bedeutung, indem er auch die Schriften umgreift, die auf die romantische Periode in Görres' Leben hinleiten (Glauben und Wissen, Aurora-Beiträge, Kindermythen). Andrerseits bringt er nicht die „Mythengeschichte der asiatischen Welt", nicht die „Volks- und Meisterlieder" und die anderen, kleineren Schriften, deren Entstehung durch die Heidelberger Eindrücke bedingt ist; auch die von Schellberg entdeckten Vorlesungsnachschriften, die Beiträge in den „Heidelberger Jahrbüchern" fehlen. Das wird man im Interesse der inneren Geschlossenheit des Bandes bedauern müssen, wenn nicht diese Werke ihrerseits in einem weiteren Bande geeinigt werden. Die Ausgabe selbst ist philologisch sauber gearbeitet, Lesartenapparat und Anmerkungen sind durchaus zu loben: eine etwas weitmaschige Einleitung des Herausgebers führt in das Verständnis der Werke ein, unter denen der handliche Abdruck der „Korruskationen" am willkommensten erscheint. Die Paralipomena am Schluß des Bandes enthalten eine Reihe bisher wenig oder gar nicht beachteter Aufzeichnungen: über Allwills Briefsammlung von F. H. Jacobi, über den Geiz, über die Poesie, Tagebuchglosse, Berichtigung zum Prospekt der Bibliothèque germanique, Bogsentwürfe und -fragmente, zerstreute Aufzeichnungen und Urkunden zur Heidelberger Polemik. Die andern Schriften des Bandes (Glauben und Wissen, Kindermythen, Bogs, Volksbücher, Beiträge zur Trösteinsamkeit, Peter Hammer [faksimiliert], Wachstum der Historie) waren auch bisher nicht allzu schwer zugänglich; immerhin wird durch ihre Zusammenfassung ihre handliche Benutzbarkeit wesentlich gesteigert. Das Druckbild ist etwas sehr nüchtern und hätte wohl etwas feiner auf den Inhalt abgestimmt werden können.

Diese Görresausgabe bedeutet zweifellos eine wirkliche Ehrung, weil sie einen wirklichen Gewinn bedeutet. Von der Festschrift der „Gelben Hefte" (2) läßt sich beides nur sehr bedingt behaupten. Panegyrische Verklärung ist kein Weg, das Bild von Görres klarer zu zeichnen, und wer nicht „die Brunnen in die Tiefe graben" will, möge sich ein anderes Thema als ausgerechnet Görres wählen. Die Mahnung ihres Meisters: „Klingende Schellen, übel Getöne, lassen wir's bleiben, es regt nur den lockeren Schnee in den Gebirgen, und Sturzlawinen werden uns noch vollends begraben!" blieb hier leider weitgehend unberücksichtigt. Wenn Klinkenberg in seiner „Besinnung auf Görres" (S. 1—15) den großen Koblenzer als überparteilichen Geist und Vorgänger Bismarcks in der Einigung Deutschlands feiert, wenn Walch in begeisterten Worten einige Exzerpte aus den Korruskationen preist („Wetterleuchten", S. 58—66), wenn Follert in nicht gerade neuer Form und mit kaum neuen Ergebnissen den Münchener Görreskreis schildert und einiges über G.s Berufung nach München andeutet („Ein Sonntagabend im Görreshaus zu München", S. 67—88), so fragt man sich unwillkürlich, weshalb das alles, in meist besserer Form und

Digitized by Google

mit zumeist reicheren Ergebnissen längst bekannt, hier noch einmal wiederholt werden mußte. Karl d'Ester will in seinem Beitrag, den er selbst zutreffend als „Gedanken" bezeichnet, wohl nicht mehr als eine Plauderei über seinen Gegenstand bieten („Joseph Görres und die Journalistik" S. 21—34), aber diese Plauderei enthält doch bedeutend mehr als die anspruchsvolleren „Aufsätze" mancher anderen Beiträger. Freilich ist es, und zumal bei einem Charakter wie Görres, ein gefährliches Unterfangen, eine Einheitlichkeit der Lebensführung (hier: seiner Anschauungen über Zeitung und Zeitungswesen), konstruieren zu wollen; und jedenfalls darf man kaum Briefexzerpte aus den verschiedensten Epochen seines Lebens als gleichbeweisend nebeneinander stellen, um dieses Ziel zu erreichen, wie d'Ester das gern tut (S. 32 f. z. B.). Seine Ausführungen deuten die Förderung an, die Görres dem Journalistenstande und seinem Ansehen angedeihen ließ, kennzeichnen den Rhein als Journalistenstrom und behandeln dann Einzelfragen wie diese: Görres und die Preßfreiheit, G.s Ansichten über das Wesen des Redakteurs und die Aufgabe der Zeitung u. s. w., alles nicht erschöpfend — was wohl auch nicht im Plane des Beitrages lag —, aber doch gedankenreich und mit positiven Ergebnissen. Max Grünbeck liefert eine auf archivalischem Quellenstudium fußende Spezialarbeit über den „Kampf gegen den Rheinischen Merkur in Württemberg" (S. 35—57), der in G.s Verhältnis zu Preußen eine so entscheidende Rolle gespielt hat; Beziehungen und Folgen werden gut und, wie mir scheint, endgültig herausgearbeitet und damit ein wirklicher Beitrag zur Görresforschung geliefert. Robert Stein wirft einige Streiflichter auf die „Ernte des Görresjahres" (S. 89—105), ohne irgendwie Vollständigkeit zu erreichen. Der Beitrag von Anton Doeberl („Der alte Görres als Ahnherr der katholischen Bewegung in Bayern und Deutschland" S. 11—20), der bezeichnenderweise an den Anfang der Einzeluntersuchungen gestellt wurde, kann an dieser Stelle nur titelweise genannt werden.

Da hinterläßt die Görresfestschrift der Görresgesellschaft (3) doch einen weit sympathischeren Eindruck. Das Streben, Wesentliches zu sagen, mehr noch: das Bemühen, eine gewisse Vollständigkeit des Bildes zu erreichen, tritt überall mit erfreulicher Deutlichkeit hervor, und wenn wir auch die Feststellung des Herausgebers im Vorwort, daß „keine Phase aus Görres' reichem Geistesleben dabei unberücksichtigt" blieb, nicht voll unterschreiben können (wir hätten gern Bemerkungen über G.s Verdienste um Germanistik und Volkskunde, über die Entwicklung seines Stils und seiner Religiosität, über seine Tätigkeit als Dozent u. s. w. in dem Buch gefunden), so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der allgemeine Blickwinkel der ganzen Betrachtungsweise erfreulich weiter gefaßt ist als in der Festnummer der „Gelben Hefte". Die vierzehn Aufsätze fügen sich hier wirklich zu einer gewissen Einheit zusammen, und wenn unter ihnen der junge Görres weit eingehender behandelt wird als der Mann und der Greis, so ist auch diese Tatsache als Gewinn zu buchen: beim jungen Görres muß die Arbeit einsetzen, wollen wir die späteren Phasen seines Lebens, die uns zudem durch manche gute Spezialarbeit bedeutend klarer sind, verstehen. So möchte ich an dieser Stelle besonders auf Max Braubachs Beitrag „Zur Beurteilung des jungen Görres" (S. 18—24) hinweisen, der, anknüpfend an einen Aufsatz über die „Cisrhenanische Conföderation" in der „Neuen Schildwache", sehr schön dartut, wie schon im jungen Görres die Keimzellen zu seiner späteren Lebensauffassung und -betätigung wirksam waren.

Digitized by Google

Leo Just („Joseph Görres und die Friedensidee des 18. Jahrhunderts" S. 25—45) und Adolf Dyroff („Görres und Schelling" S. 65—97), bieten sehr beachtliche und gute Beiträge zu wichtigen Einzelfragen; Roman Reiße gibt eine Voruntersuchung über die Weltanschauung des jungen Görres (S. 46—64) bekannt, der eine ausführliche Arbeit in Buchform folgen soll. Auch hier verbreitet sich Karl d'Ester über „Görres journalistische Sendung" (S. 98—113); der Beitrag ist dadurch wichtig, daß er — meines Wissens zum ersten Male — die Tätigkeit G.s vom Blickwinkel gleichzeitiger rheinischer Publizisten prüft und untersucht, wie weit G. mit ihnen in Beziehung stand. Anknüpfend an einen Görresbrief an Reimer, der mitgeteilt und eingehend interpretiert wird, legt Paul Kaufmann die Beziehungen G.s zu einigen bedeutenden Zeitgenossen (Reimer, Cornelius, Schenkendorf) dar, während Wilhelm Schellberg durch Miteilung einiger unbekannter Görreszeugnisse für die große Ausgabe, deren 3. Band oben angezeigt wurde, wirbt („Neue Görres-Funde" S. 206—215). Alexander von Müller untersucht noch einmal gründlich und, wie mir scheint, mit sicheren Ergebnissen „Görres' Berufung nach München" (S. 216—246). Die andern Aufsätze, historisch oder konfessionell orientiert, kommen hier zur Besprechung nicht in Frage; betont sei nur nebenbei, daß auf die Weise, wie Robert Stein durch willkürliche Exzerpte „Görres' Stellung in der Naturwissenschaft" (S. 126—150) zu bestimmen sucht, das Problem wohl kaum lösbar ist. Alles in allem bedeutet diese Festschrift einen wirklichen Fortschritt in unserer Erkenntnis, und es ist zu wünschen, daß die hier aufgerollten mannigfaltigen Fragen zu gründlichen Einzeluntersuchungen, an denen es für Görres noch sehr fehlt, anregen möchten. Die Görresgesellschaft hat sich endlich ihres vornehmsten Themas in würdiger Form erinnert; sie erscheint besonders berufen, diesen Wunsch zu verwirklichen. Wenn sie sich entschlösse, nunmehr öfters solche Einzeluntersuchungen zu sammeln und gleichsam als Kommentar zu ihrer großen Görresausgabe herauszugeben, könnte sie der aufrichtigen Anteilnahme und warmen Dankes aller interessierten Kreise gewiß sein.

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

W.-E. Peuckert, Schlesische Volkskunde (Sammlung „Deutsche Stämme. Deutsche Lande"). 272 S. 8°. 24 Textabbildungen, 16 Tafeln. Leipzig (Quelle und Meyer) 1928.

B. E. Siebs, Die Helgoländer. Eine Volkskunde der roten Klippe (= Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft Nr. 13). 132 + 3 S., 8°. 8 Bildtafeln. Breslau (Hirt) 1928.

E. H. W. Meyer, Ein niedersächsisches Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts. Eine volkskundliche Untersuchung. (= Sonderveröffentlichungen des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Band I). 256 S., 8°. 36 Abbildungen auf Bildtafeln. Bielefeld (Auslieferung: Julius Opitz) o. J. (Vorwort 1927).

Digitized by Google

Wenn die Zahl der volkskundlichen Neuerscheinungen eine positive Äußerung über die Wertschätzung und die Geltung der jungen Wissenschaft enthielte, so stünde es recht gut um sie. Die Monographien, die Gesamtbilder von geographischen Einzelgebieten entwerfen wollen, sind in den letzten Jahren üppig emporgeschossen, zahlenmäßig vielleicht nur von den Werken überboten, die das aktuelle Problem „die Volkskunde im Schulunterricht" zum hundertsten Male aufrollen, ohne doch etwas Neues dazu zu sagen. Wir haben heute kaum einen Winkel unseres Landes, der nicht seine volkskundliche Monographie besäße; manche Teile unseres Vaterlandes dürfen sich sogar rühmen, mehrfach monographisch behandelt worden zu sein, und so könnte angesichts der langen Reihe schönbebilderter Werke der gutgläubige Laie wirklich annehmen, daß unsere Erkenntnis über die deutsche Volkskunde wesentlich durch das Erscheinen dieser zahlreichen Werke gefördert wäre.

Ein kurzer Blick in die einzelnen Monographien wird ihn eines Besseren (oder richtiger: Schlechteren) belehren. Es sind nur ganz, ganz wenige unter ihnen, die uns wirklich etwas gegeben, die uns in etwas gefördert haben. An anderer Stelle[1] habe ich ausführlich auseinandergesetzt, woran das liegt: wie Systemzwang und Sammeltätigkeit die Stelle von eigenem Durchdenken des Stoffes und Verarbeitung des Materals vertreten. Es ist ja so einfach: man sammelt aus Büchern oder noch fließenden Quellen Material, ordnet den Zettelkasten nach bewährtem Prinzip (1. Haus und Hof, 2. Sitte und Brauch u. s. w.) — und das „Buch" ist fertig. Hundertmal Gesagtes wird eifrig wiederholt; etwas Gefühl, das sehnsüchtig nach der „guten, alten Zeit" langt, gibt dem Ganzen eine gewisse lyrische Haltung. Die Zeit steht still: was in den letzten zwanzig Jahren verarbeitet worden ist, findet keinen Widerhall in diesen Werken, die als Druckjahr mit dem gleichen Recht die Zahl „1890" tragen könnten. Im besten Falle taucht Naumanns Zweischichtentheorie formelhaft-mißverstanden auf. . . .

So wird der Fachmann, der es dazu erleben muß, daß von Nichtsachverständigen an diesen Werken der Wert seiner Wissenschaft gemessen wird, nur mit Mißtrauen jeder monographischen Neuerscheinung auf volkskundlichem Gebiet gegenübertreten. Wir brauchen Spezialarbeiten, die wichtige volkskundliche Fragen historisch oder soziologisch klären, die den Mut haben, Gegenwartsprobleme anzuschneiden, historische Querschnittmonographien („Die Volkskunde des Humanismus!") oder thematische Längsschnittmonographien („Geschichte der deutschen Volkssage" usw.) — aber statt dieser notwendigen Werke erscheinen in munterer Fülle landschaftliche Monographien, noch dazu meist solche von einer alten überholten Methodik.

Ich möchte nicht, daß für diese ablehnende Haltung die drei Bücher verantwortlich gemacht werden, die es jetzt zu besprechen gilt. Sie sind sogar wesentlich eigenwilliger als viele ihrer Vorgänger, haben den Mut zu gelegentlicher eigener Fragestellung und nehmen gelegentlich sogar Rücksicht auf neue Forschungsergebnisse. Ich wollte mit den einleitenden Worten nur den Hintergrund zeichnen; es wird sich nun fragen, wieweit sich die hier zu beurteilenden Werke von diesem Hintergrund abheben.

Peuckert bemüht sich schon in der Stoffeinteilung, sich vom Schema zu lösen. Aber die Disposition einer Monographie muß innerlich geschlossen

1) Hessische Blätter für Volkskunde XXIV (1925) S. 155 ff.

Digitized by Google

sein; man muß die einzelnen Kapitel als Glieder einer Kette erkennen, deren keines fehlen darf, ohne die Kette zu zerreißen. Peuckert teilt: 1. Der schlesische Bauer, 2. Dichten und Denken, 3. Der religiöse Mensch, 4. Von der Wiege bis zum Grabe. Das sind Einzelkapitel, aber sie geben (ganz davon abgesehen, daß sie sich wiederholt überschneiden) kein Ganzes. Sieht man nun näher zu, daß z. B. die Darstellung des „religiösen Menschen" (gemeint ist wohl die „Religiosität der schlesischen Volksmenschen") sich mit der Spiegelung der Volksreligiosität in der Legende, in der Volksdichtung überhaupt begnügt (mit kurzer, historischer Grundlage), ohne tiefere Studien erkennen zu lassen (nicht einmal Wittigs Name ist genannt!), so erheben sich schon ernste Bedenken an der zwingenden Notwendigkeit, diesen Abschnitt zu fixieren. Erfährt man weiter, daß die Volkskunde schließlich nur bezweckt, „die religiösen Vorstellungen der Alten zu begreifen" (S. 11), so weiß man wirklich nicht, woher der Verfasser das Recht zu so kühner Behauptung nimmt. Sehr löblich ist hinwiederum die historische Perspektive, die (ohne überall durchgeführt zu sein) doch überall gestellt wird; hier konnte ja der Verfasser auf der vorzüglichen Volkskunde von Klapper fußen, die übrigens seltsamerweise in dem ganzen Buche nicht genannt wird. Daß manches nicht näher ausgeführt wird, liegt wohl daran, daß der Verleger eine starke Verkürzung des Manuskriptes erzwang (S. 237). Die Einwebung eigener Erlebnisse in den Text gibt diesem oft eine anmutende persönliche Note; freilich erzählt das Buch — und das ist ein ernster Vorwurf — mehr von der Vergangenheit als von der Gegenwart. In Streitfragen beobachtet Peuckert eine bemerkenswerte und sympathische Ruhe; der in solchen Monographien leider nur zu üblichen Überschätzung der mythischen Rudimente alten Götterglaubens entzieht er sich mit dankenswerter Objektivität (bes. S. 22 ff.). Darüber hinaus enthält das Werk manche feine Einzelbeobachtung; ich verweise nur auf die Unterscheidung zwischen Knaben- und Mädchenliedern (S. 200 ff.) und die Studien über das Sommersingen (S. 97 ff.). Manches Zweifelhafte läuft mit unter: die Deutung der Hockerbestattung, die längst und allgemein abgelehnt ist (= Lage des Embryo im Mutterleib, S. 12), die seit Grimm überwundene romantische Erklärung der Leichenverbrennung als eines Läuterungsfeuers (S. 16) — was haben diese Dinge übrigens in einer Schlesischen Volkskunde zu suchen? —, die abgetane Bezeichnung „fränkisch" für das mitteldeutsche Gehöft (S. 51), die seltsam zugespitzte Formulierung über die Herkunft des Volksliedes (S. 154) — ich nenne nur einige Dinge, ohne irgendwie vollständig sein zu wollen. Und die wichtigste Frage: ist es dem Buche gelungen, seine Existenz zu rechtfertigen? Ich muß sie offen lassen; weder methodisch noch inhaltlich sagt es wesentlich Neues (ich erinnere nochmals daran, daß wir eine ganz moderne, in Anlage und Inhalt oft bessere Darstellung desselben Stoffes von Klapper besitzen!); zwar enthält es manche sehr guten Beobachtungen und Bemerkungen, aber genügen die zur Rechtfertigung eines großen Buches? Hätte der Verfasser sie in einer Reihe von Aufsätzen niedergelegt, wäre uns mehr gedient gewesen.

Siebs' Buch über die Helgoländer steht auf eigener Plattform: der Verfasser ist Jurist, also mehr Liebhaber als Fachmann. Diese Tatsache muß bei der Beurteilung wohl berücksichtigt werden. Dem Buch gereicht sie zum Vorteil: der Jurist zieht Dinge in den Umkreis der Betrachtung, die der Volkskundler meist beiseite liegen läßt; seine Bemerkungen über das Erwerbsleben

Digitized by Google

(S. 34 ff.) und das Rechtsleben (S. 58 ff.) der Helgoländer führen — vielleicht unbewußt — Riehlsche Gedanken aus. Allerlei hübsche Exkurse: über die Kost (S. 25 f.), die kirchlichen Verhältnisse (S. 29 f.), über Fischereigebräuche (S. 44 f.) beleben die Darstellung, die gelegentlich nur zu begeistert-subjektiv wird, um noch wissenschaftlich ernst genommen zu werden (S. 15, 48, 113). Auch Siebs gibt eine Kapitelfolge, kein Ganzes, auch er berichtet (was er im Titel nicht andeutet) fast ausschließlich von der Vergangenheit, wobei denn manche Einzelfälle in aufdringlicher Breite erzählt werden, während man manches ganz vermißt (Volklied, Volksdichtung usw.), anderes (z. B. das Aberglaubenkapitel) gern tiefer erfaßt gewünscht hätte. Bei der Darstellung der Sprache (bei der Holthausen mitgewirkt hat) wird das volkskundliche Werk plötzlich zur Grammatik, dafür werden die volkskundlichen Sprachprobleme nicht berührt. Die ältere Literatur ist sehr ausgiebig und gründlich benutzt; doch ist das Material recht ungleich (bei der Behandlung der Kinderspiele wird z. B. — sehr im Gegensatz zu andern Teilen — nur Gegenwartsmaterial benutzt). Dadurch wird der monographische Charakter des Werkes noch mehr gespalten, als er es durch die Gesamtanlage ohnehin schon ist; der oft gegen die Volkskunde erhobene Vorwurf des Methodenmangels würde hier mit Recht geltend gemacht werden. Bei all diesen Bedenken dürfen die zweifellosen Vorzüge des Buches nicht übersehen werden; werten wir es als materialsammelnde Aufsatzfolge, so wollen wir es mit Dank und Lob entgegennehmen; eine volkskundliche Monographie, wie wir sie verlangen müssen, ist es nicht.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse bei Meyers Werk. Er gibt, und zwar fast ausschließlich auf Grund eigener intimster Kenntnisse, eine Darstellung des Dorfes Windheim an der Weser, wie es in seiner Jugend, um 1880, aussah. „Die Aufzeichnungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, wohl aber auf geschichtliche Treue." Und so entsteht hier eine Art Protokoll, das ohne jede andere Absicht als die, eine Tatsachenaufzeichnung zu geben, die Dinge vor uns hinstellt, ein Quellenwerk, das ich gleich neben Bomanns vorzügliches, vor kurzem hier (53, 206) besprochenes Werk stellen möchte. Auch hier ist der Verfasser ein Jurist; die Frage nach Volkszahl, Beruf und Bodenverteilung stellt er ähnlich wie Siebs, und die sichere Grundlage, die er so legt, beweist, wie richtig die Riehlsche Forderung („Land und Leute", 1. Kapitel der Einleitung) war. Es sind Erinnerungen, die er niederschreibt, aber sie sind mit der gewissenhaften Treue des Miniaturenmalers wiedergegeben, und so bunt die einzelnen Kapitel durcheinander gewürfelt sind — hier könnte am ehesten eine Kritik einsetzen —, so ergibt ihre Gesamtheit doch ein abgerundetes, klares Bild: dem Ziel der „Monographie" kommt Meyers Buch am nächsten. Zum Lobe des Buches kann ich nichts Besseres sagen, es ist zuverlässig, es ist eine primäre Quelle, und gerade weil es den Stoff intuitiv und ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz behandelt, gewinnt es für uns seinen hohen Wert. Siebs und noch mehr Peuckert schwanken zwischen Geschichte und Gegenwart, Darstellung und Materialsammlung, zwischen Natur- und Bildungserlebnis, Meyer erzählt schlicht und eingehend, wie es war; so wird sein Werk unter den dreien das für den Wissenschaftler brauchbarste. Es wird in Zukunft zu den besten Monographien zu zählen sein, die wir besitzen; möge es darüber hinaus unter denen, die der volkskundlichen Wissenschaft Dienste leisten wollen, werben für den Gedanken, nur Wesentliches und Eigenes mit

Digitized by Google

all der anspruchslosen inneren Einheitlichkeit zu bringen, die dieser Gegenstand erfordert!

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

Ludwig Tieck — Friedrich von Raumer Letters. Hitherto unpublished letters from Ludwig Tieck to Friedrich von Raumer contributed by Edwin H. Zeydel and Percy Matenko. New York 1930, Columbia University Press. 38 SS. Groß 8°. (Reprinted from *The Germanic Review*, Volume V).

Vor bald einem halben Jahrhundert hat Gotthold Klee eine Sammlung der Briefe von Ludwig Tieck versprochen; bisher hat man vergebens darauf gewartet, und sind von Forschern und Verlegern lieber so zahl- wie wertlose Blumenlesen, Analysen, Deutungen romantischen Schrifttums dargeboten worden denn dieses grundlegende Quellenwerk. Heut dürfte man in Deutschland kaum noch einen jungen Gelehrten finden, der für solche Arbeit die nötige editionstechnische Vorbildung — und die selbstlose Bescheidung eines ehrgeizlosen Dieners am Wort mitbrächte; und jedenfalls keinen Verleger, der sich auf das kostspielige Unternehmen einließe. Da ist es denn ein wahres Glück und bietet Anlaß zu Dank und Freude, daß Amerika die ganze Last auf seine starken Schultern nimmt; Germanisten der Universitäten New York und Cincinnati sind mit der Einsammlung und Herausgabe der bislang ungedruckten Briefe Tiecks beschäftigt, und zu den Vorarbeiten, Vorläufern des großen Opus, wie sie vor allem E. H. Zeydel in zahlreichen Aufsätzen deutscher und amerikanischer Fachzeitschriften während der letzten Jahre veröffentlicht hat, gehört auch das anzuzeigende Schriftchen. Es enthält 8 neue Briefe Tiecks an den Historiker Raumer aus der Zeit vom 16. Juni 1816 bis 17. Dezember 1838 und Ergänzungen zu einer Reihe schon früher, aber unvollständig mitgeteilter Stücke derselben Korrespondenz. Da begegnen höchst interessante Äußerungen L. Tiecks über Italien und Italiener (in politischer Hinsicht erscheint ihm das Land als „die Karikatur von Deutschland"); ein begeisterter Hymnus auf den (mit H. v. Kleist verglichenen) Dramatiker Prosper Mérimée neben einer geringschätzigen Bemerkung über Schiller, dessen glänzende Strophen „Das Ideal und das Leben" „ein gefaseltes Gedicht" gescholten werden; abfällige Kritik des Goethe-Schillerschen Briefwechsels (wobei ein die Weimarer Dioskuren ärgernder[1] Aufsatz in Reichardts ‚Deutschland' von 1796 sich als anonyme Jugendarbeit Tiecks herausstellt); ein feines Lob von Raumers „Hohenstaufen"; beifällige Würdigung von Häring-Alexis' „Walladmor"; ein wichtiges Zeugnis über die ursprüngliche Anlage von L. Tiecks „Gesammelten Schriften".

Leider haben die Spender dieser wertvollen Gabe nicht überall die nötige Sorgfalt walten lassen; der Text ist, wie sich auch ohne Einsicht der Originale erweisen läßt, mehrfach verlesen, die Erläuterungen ungenügend, ja mitunter falsch. Ich führe einiges an.

Zum Text. Nr. 1 schließt nicht mit Punkt, sondern geht in das Schlußkompliment über; lies: „. . . erhalten Sie in Ihrer Freundschaft den Ihrigen L. T." — S. 5, Z. 25 ff. möchte ich so lesen: „Wenn er noch nicht zur Höhe der

Digitized by Google

Freiheit durchgedrungen ist, wie will er [st. wie viele es] denn vom niedrigen Punkt das seltsam verschlungene Gebirge ... übersehn?" — S. 9, Z. 21 lies *er*geben st. *an*geben; Z. 23 dürfte statt des unverständlichen *Ns* wohl *Nb* (= notabene) einzusetzen sein; Z. 3 v. u. Adee verstehe ich nicht und bezweifle die Richtigkeit der Lesung. — S. 22, Z. 15 v. u. ergibt ungenaue Lesung den völlig sinnlosen Satz: „Und müssen Sie nicht Erde umstören?" — S. 25, Z. 7 v. u. „Schande" ist wohl Druckfehler für das einzig mögliche *Schade*[2]. — S. 31, Z. 2 v. u. dürfte statt M[ar]k (welche Währung damals noch nicht üblich war) R[eichs]th[aler] zu lesen sein; der Ausrufsatz der folgenden Zeile ist sinnlos und grammatisch unmöglich. — Schwierige Buchtitel, die der Herausgeber weder zu entziffern noch zu identifizieren verstand, werden verstümmelt dargeboten (S. 6, Z. 5 v. u., S. 34, Z. 13) und appellieren an den Scharfsinn hartnäckigerer Leser.

Zum Kommentar. Anm. 43: Der Zeitschriftenaufsatz von 1796 kann sich natürlich nicht auf die Buchausgabe von 1803 beziehen, sondern nur auf den Erstdruck in den „Horen" von 1796. — Anm. 47: Der Gatte der Julie Gley hieß Rettich. — Anm. 47a: Der *Berliner* „Theater-Schulz" (den ich freilich auch nicht feststellen kann; ist die Lesung richtig?) kann unmöglich der *Dresdener* Schulze-Laun sein. — Anm. 55, 58: Nicht der Philosoph K. H. F. Krause ist gemeint, sondern der österr. Generalkonsul Jakob Krause, ein Freund des Tieckschen Hauses (vgl. Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten, hg. v. E. K. Blümml, München 1914, II, S. 537, 626). — Anm. 73: Nicht „Das Buch über Shakespeare" steht in Frage, sondern die geplante Fortsetzung der Schlegelschen Übersetzung. — Um die Identifikation von Tiecks Bekannten *Hugo* (S. 26) und *Sulzmann* (S. 29) haben sich die Herausgeber nicht bemüht.

1) Vgl. Schiller an Goethe 16. Okt., Goethe an Schiller 19. Okt. 1796.
2) Oder steht im Original *Schaade*?

PRAG JOS. KÖRNER

Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Dr. Reinhold Conrad Muschler. Dritte stark vermehrte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. XXXI und 328 Seiten.

Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall. Herausgegeben von Dr. Reinhold Conrad Muschler. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Levin Ludwig Schücking, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. XXXIV und 347 Seiten.

Der erstmalig 1893 veröffentlichte Briefwechsel zwischen der Droste und Levin Schücking liegt nun zum ersten Male in ungekürzter Gestalt vor. Die Ausbeute an unbekanntem Neuen ist übrigens nicht sonderlich groß: neben vereinzelten Belanglosigkeiten, bei denen man oft kaum begreift, wie persönliche Rücksichten ihre Unterdrückung angezeigt erscheinen lassen konnten, fällt vor allem ein umfangreicher Abschnitt in dem Briefe der Droste vom 24. Juni 1843 ins Auge; hier tritt sie in zartfühlender und taktvoller Weise für die Wün-

Digitized by Google

sche einer Frau ein, die dem Herzen des nunmehr verlobten Schücking einst sehr nahe gestanden hatte. Der ganze Passus war übrigens von der Schreiberin selbst eigentlich dazu bestimmt, alsbald vernichtet zu werden. Eine dankenswerte Bereicherung der Neuausgabe stellt die Einleitung des als geschmackvoller Erzähler nicht unbekannten Herausgebers Muschler dar. Mit warmem Herzen und erstaunlicher Einfühlungsfähigkeit sucht sie das rechte Verstehen zu wecken für das nicht alltägliche Verhältnis dieser beiden edlen und hochstehenden Menschen, deren Altersunterschied den Anlaß zu so manchem schiefen und törichten Urteil gegeben hat. Wenn M. freilich sagt, er glaube nicht, daß etwas anderes die Droste langsam von Levin Schücking entfernt habe „als das Getrenntsein und die Unmöglichkeit, in einem regen Briefwechsel mit ihm zu bleiben", so muß man dem doch verschiedene maßlos heftige und ungerechte Briefstellen der Droste über Schücking aus den letzten Jahren, etwa an Schlüter oder die Else Rüdiger, entgegenhalten. Der verhältnismäßig geringfügige Anlaß — Schückings angebliche Indiskretionen in seinem Roman „Die Ritterbürtigen" — vermag die leidenschaftlichen Ausfälle Annettens gegen ihren „Adoptivsohn" in keiner Weise begreiflich zu machen; und man kommt kaum um die Annahme herum, daß eben doch in diesem von der Dichterin zweifellos ganz rein und geistig aufgefaßten Verhältnis erotische Untertöne mitschwangen, die nach Schückings Verlobung das einsame Herz der Alternden zwangen, seiner Enttäuschung an falscher Stelle Luft zu machen, da ihr gesunder Sinn und ihr besonnenes Urteil sie hinderten, sich über die wahre Ursache ihres Grolles klar zu werden.

Gleichsam an der Hand dieser altbekannten berühmten Briefsammlung tritt jetzt ein weiteres hochbedeutsames Dokument aus dem Lebenskreise Schückings auf den Plan: die Briefe, die er und Luise Gall vor ihrer Vermählung aneinander gerichtet haben. Dieser neue Briefwechsel, während seines ganzen Verlaufes einem großen Teile der Drostebriefe zeitlich zur Seite gehend, ergänzt sie aufs glücklichste und läßt sämtliche beteiligten Persönlichkeiten mit noch größerer Schärfe und Bestimmtheit hervortreten. Unter anderm tritt die bei aller Aufgeschlossenheit gegenüber den Forderungen der Zeit doch im letzten Grunde aristokratische Seelenhaltung Schückings des öftern überraschend in Erscheinung. Rein menschlich sind diese Briefe etwas ganz Einzigartiges; auch wenn sie nicht von den Trägern bekannter Namen stammten, vermöchten sie von der ersten bis zur letzten Seite den Leser in Spannung zu erhalten. Denn es ist wohl nicht alltäglich, daß die Herzen zweier Menschen sich finden, die sich noch niemals von Angesicht gesehen haben. In einem Briefe an Freiligrath, durch den er manches Rühmenswerte von der als Schriftstellerin bereits ziemlich bekannten hessischen Generalstochter Luise von Gall gehört hat, legt Schücking in einer kaum ganz ernsthaft gemeinten romantischen Anwandlung dieser Dame sein Herz zu Füßen; sie geht auf den Scherz ein und antwortet mit einem graziösen Schreiben, und nun entspinnt sich ein lebhafter Briefaustausch, der zunächst noch eine Weile den Charakter des geistreichen Spiels, des etwas koketten Sich-voreinander-in-Szene-Setzens beibehält, aber dann sehr bald ernstere Züge gewinnt: man hat sich unversehens innig lieben gelernt, man kann einander nicht mehr entbehren, und man ist sich einig in dem Entschluß, einander fürs Leben zu gehören, noch längst ehe es zu der ersten Begegnung im Frankfurter Dom kommt, die alle noch etwa bestehenden Zweifel

Digitized by Google

und Befürchtungen beseitigt. Es ist ungemein reizvoll, den seelischen Ablauf dieser Entwicklung vom romantischen Spiel zum tiefen, echten Liebesgefühl bei den beiden Partnern zu verfolgen, doppelt reizvoll, da es sich um zwei so geistvolle, in der Form ihres Briefstils wie ihres ganzen Sichgebens hoch über dem Durchschnitt stehende Menschen handelt. Professor Levin Ludwig Schücking, ein Enkel dieses romantischen Liebespaares, hat eine vorzügliche biographische Einleitung beigesteuert, die vor allem die Persönlichkeit der halbvergessenen, von der Drosteliteratur nicht immer gerecht und unparteiisch gewürdigten Luise von Gall ins rechte Licht zu stellen sucht und von ihrer Familie und ihrem Schicksal dankenswerte Kunde gibt.

Die Ausstattung, die der Verlag den beiden Bänden hat zuteil werden lassen, geht weit über das hinaus, was man bei Veröffentlichungen dieser Art gewöhnt ist. Eine Reihe von Bildern der Droste, Schückings, seiner Mutter und Luisens von Gall erhöhen den Wert der schönen Ausgabe.

BRESLAU HANS HECKEL

NEUE THEATERGESCHICHTLICHE LITERATUR

Wenn man die Publikationen verfolgt, die sich mit der jungen Disziplin der Theatergeschichte befassen, so drängt sich die Vermutung auf, die Fortschritte der historischen und literarhistorischen Forschung seien spurlos an ihr vorübergegangen. Die Theatergeschichte ist den älteren Schwestern gegenüber im Nachteil. Vorläufig bleibt es schwer und schwierig, sie über das erste notwendige Stadium des Sichtens, Feststellens, Sammelns hinwegzubringen. Zunächst müssen die Materialien gefunden und bearbeitet werden. Außerdem fehlt noch jede Tradition, die ein System verbürgen und einen Rahmen ziehen könnte um die oftmals erstaunlich guten Einzelbilder. Aeltere Arbeiten, die Wege weisen wollten, haben nicht sehr stark gewirkt und blieben auch wohl allzu isoliert, als daß eine Richtung von ihnen hätte ausgehen können. Dann aber, noch ehe eine Tradition da war, noch ehe das Handwerkszeug in Ordnung gebracht wurde, geriet ein mächtiger einflußreicher Zweig auf seltsame Abwege. Man wollte die Theatergeschichte zu einer Theaterwissenschaft erweitern. Wobei die Gefahr droht, daß anstelle der Erkenntnis von geistigen Zusammenhängen die Herrschaft über technisch-materielle Äußerlichkeiten erreicht wird. Unzweckmäßig dürfte auch die verbreitete Neigung der Theaterhistoriker sein, jeweils gleich Gesamtdarstellungen geben zu wollen, anstatt in der Beschränkung auf ein Stück, einen Dichter oder Darsteller nach den inneren Zusammenhängen zu suchen.

Es dürfte nicht unnützlich sein, solche Erwägungen einer Anzeige neuer theatergeschichtlicher Literatur vorangestellt zu haben. Damit sind die Maßstäbe angedeutet, damit ist gleichzeitig der Wert der Arbeiten vorwegbezeichnet.

Johannes *Bolte* legt als Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften (de Gruyter, Berlin 1931) ein Schriftchen *„Schauspiele am Hofe des Landgrafen Moritz von Hessen"* vor. Die

Digitized by Google

schattenhafte literargeschichtliche Existenz des Landgrafen Moritz, der nicht wie der bekanntere Zeitgenosse Heinrich Julius von Braunschweig seine deutschen und lateinischen Dramen drucken ließ, wird durch Boltes Mitteilungen recht belebt. Nach einer instruktiven Abhandlung über die vielseitige Begabung und Tätigkeit des Herzogs berichtet Bolte von seinem einzigen erhaltenen Stück „Satyra Tragicomica dicta PRAEMIUM PIETATIS, Daß ist Ein Schön Satyra vff Tragicomische artt, genandt Die Belohnung der gottesfurcht". Eine Schulkomödie mit oftmals wiederholter Moral. Bemerkenswert ist die bürgerliche Gesinnung des im kräftigen Realismus geschriebenen Stückes, das mit den derberen Werken des Herzogs Heinrich Julius und mit den stofflich verwandten Versstücken Wolfhart Spangenbergs verglichen werden kann. Wichtiger als die eigenen Dichtungen des hessischen Herzogs ist sein Einfluß auf die dramatische Produktion seiner Umgebung. Auch dafür gibt Boltes gewissenhafte und kenntnisreiche Schrift Belege. Vornehmlich italienische Vorbilder werden benutzt, es gibt nur einen Versuch zur Einbürgerung einer englischen Dichtung.

In der Thüringisch-Sächsischen Zeitschrift für Geschichte und Kunst (Gebauer-Schwetschke, Halle 1929) gibt Wilhelm *Stieda* einen gründlichen Bericht über die Laufbahn des Schauspielers und Theaterdirektors *Josef Bellomo*. Aus genauem Aktenstudium sind lebendig und frisch die Daten zusammengetragen, die manchen oft nachgeschriebenen Irrtum berichtigen. Bellomos Herkunft ist unbekannt, 1778 ist er Theaterdirektor und Wirt in Graz. Daß er, wie vielfach behauptet wurde, eine Stellung bei der Italienischen Abteilung der Wiener Staatskanzlei innegehabt habe, läßt sich nicht nachweisen. Stieda vermutet sogar, Bellomo könne ein Deutscher gewesen sein, mit italienischem Künstlernamen. Der angeführte, ohne Sprachfehler abgefaßte Brief an den Direktor Großmann ist allerdings kein genügender Beweis für diese Annahme. Obwohl Stieda ausführlich Kritiken und Mitteilungen über Bellomos Leistungen zitiert, erhalten wir kein rechtes Bild von der Art und Auffassung seines Ensembles. Er selber scheint jedenfalls ein unbedeutender Schauspieler gewesen zu sein, der auch nur in kleinen Rollen auftrat, aber seine Truppe hat, zum mindesten einige Jahre lang, durchaus gute Aufführungen geboten. Sein Hauptverdienst sieht Stieda in der Weimarer Tätigkeit als Vorgänger Goethes. Wer einmal daran gehen wird, diese Epoche Theatergeschichte zu deuten, wird hier das Material sorgfältig verzeichnet finden.

Wilhelm *Pfeiffer-Belli* hat den dankenswerten Versuch unternommen, die Frankfurter Bühnengeschichte der Goethischen Dramen im Zusammenhang darzustellen: *„Die Dramen Goethes auf dem Theater seiner Vaterstadt 1775—1832"* (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1929). Mit Gründlichkeit schildert der Verfasser als großen Auftakt den Zustand des deutschen Theaters im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, dann den Zustand des deutschen Theaters im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und schließlich das Frankfurter Theater 1775—1832. Da wird alles zusammengetragen und in eingehender Uebersicht dargestellt, was die Forschung an Akten und Daten gefunden hat. Die Bühnenverhältnisse, Beleuchtung, Kostümwesen, die Prominenz und Nichtprominenz der Darsteller, die Zahl der Proben und das Repertoire — alles ist berücksichtigt. Aber man bedauert, daß von solcher Fundierung aus der zweite Schritt nicht getan ist: das Innere der Aufführung ist nicht bloßgelegt, der Stil und das Wesen der

Digitized by Google

Darstellung nicht aufgedeckt, das zeitlich Bedingte der Form nicht belegt. Pfeiffer-Belli stellt mit der richtigen Absicht dar, „die Theatergeschichte in das große Gebiet der Kulturgeschichte" einzugliedern. Zu solchem Vorhaben genügt es leider nicht, die Tatsachen zu vermitteln, man muß folgern, verbinden, nach Gründen suchen und die Beziehungen herstellen. Ein Stein ist gelegt, der Grundstein gewiß, doch das Haus wurde noch nicht gebaut. Es ist dabei anzuerkennen, daß das Buch manche Tatsache der Frankfurter Theatergeschichte verläßlicher belegt als die Vorgänger (wie die bereits von verschiedenen Seiten angezweifelte und korrigierte Elise Mentzel etwa). Auch hier: eine erwünschte Materialsammlung, keine befriedigende Darstellung.

Die umfängliche Untersuchung von *„Friedrich Hebbels Herodes und Mariamne auf der Bühne"* von Marie Louise *Hiller* (B. Behrs Verlag, Berlin u. Leipzig, 1930) leidet an der falschen Problemstellung. Die Verfasserin geht vom Drama aus, nicht von der Bühne, mit der wenig einsichtsvollen Begründung, Hebbel habe keine Theaterstücke geschrieben. Damit bleibt das Buch eine Bereicherung literarischer Kenntnisse, hat aber wenig für die Theatergeschichte zu bedeuten. Interessant ist die äußere Folge: die Uraufführung fand 1849 in Wien statt, von 1849—74 gab es keine Inszenierung, 1874 fiel das Drama in Berlin durch, 1899 errang Max Grube ihm einen Achtungserfolg, und erst im 20. Jahrhundert erkannte man die tragische Idee des „Das kann man tun, erleiden kann mans nicht" und gewann damit das Publikum.

Die wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater in Kiel legt als Jahresgabe unter dem Titel *„Um Lola Montez"* sechs Blätter aus dem Kieler Theatermuseum vor, die ein hübsches Bild von dem abenteuerlichen Liebes- und Theaterleben der Tänzerin bieten. Dem Faksimile eines Billets von König Ludwig, den Karikaturen aus München und Amerika, wo die Abenteuerin in ihrem eigenen Drama „Lola Montez in Baiern" auftrat, ist ein bisher unveröffentlichtes Gemälde aus der Harvard-Universität angefügt.

Eine jener wichtigen lokalen Theaterchroniken, die späteren Gesamtdarstellungen zur Grundlage dienen werden, stellt Paul Th. *Hoffmanns „Entwicklung des Altonaer Stadttheaters"* dar (H. W. Köbner u. Co., Altona 1926). Das ist eine Festschrift, die zum fünfzigjährigen Bestehen des jetzigen Hauses zusammengestellt wurde, im Auftrag, in knapp vier Monaten. Es leuchtet ein, daß so mit der wechselvollen Geschichte, die das traditionsreiche Stadttheater erlebte, kaum mehr als eine erste Chronik geboten werden konnte. Der Wert der kenntnisreichen Arbeit ist vor allem durch die Genauigkeit und Sorgfalt in der geschickten Verwendung des Tatsachenmaterials bedingt. Wissenschaftliche Bedeutung nimmt Hoffmann selbst nicht für sie in Anspruch. (Daß die Darstellung zuweilen ganz ins Anekdotische verfällt und daneben eine Bildersammlung von Stadtverordneten und Bühnenmeistern abgerollt wird, erklärt sich wohl aus der Art ihrer Entstehung.) Das Buch wird als anspruchslose und verläßliche Chronik seinen Wert behalten.

Von einer ganz anderen Seite geht Julius *Bab* in der interessanten Arbeit *„Das Theater im Lichte der Soziologie"* (C. L. Hirschfeld, Leipzig 1931) an Geschichte und Problem der Bühne heran. Die sozialen Grundlagen des Theaters, das Wesen von Drama und Schauspieler, der aktive Anteil des Publikums werden historisch untersucht und einleuchtend dargestellt. Mit genauer

Digitized by Google

Kenntnis des äußeren Bertriebes setzt Bab das seltsame Phänomen Theater in Beziehung zu den anderen gesellschaftlichen Kräften. Vor einem Verlieren in konkrete Details bewahrt ihn die schöne Formel, die er für diese Kunst findet: Der Sinn des Theaters ist „die Ueberwindung der Lebensangst durch eine zu magischer Verwandlung gesteigerte Ekstase". Der zwecklose Verwandlungsrausch, der emotionelle Rausch, der nur durch eine Gesamtheit hervorgebracht werden kann, macht die eigentliche und wesentliche Leistung des Theaters aus. Dieses Theaters, dessen beste Diener immer wieder bis zu tragischen Katastrophen um die verlorengegangene Einheit von Dichter, Schauspieler und Publikum gekämpft haben. Babs Untersuchung kommt zu einer rechten Zeit, sie ist sehr wohl dazu geeignet, mancher aus dem Leben in die Kunst dringenden Verwirrung Einhalt zu tun und an der Befreiung des Theaters aus der Knechtschaft des Tages mitzuwirken. Auch der, der das holde Spiel der Täuschung anders sieht — zu tieferen Aufgaben berufen oder noch unbeschwerter, unproblematischer —, darf die inhaltsreiche Schrift dankbar entgegennehmen als verantwortungsvoll aufgerichteten Wegweiser.

BERLIN WOLFGANG DREWS

Neues Archiv für Theatergeschichte, herausgegeben von Max Herrmann, 1. Bd. Berlin 1929. (VIII, 172 S., 12 Abbildungen.) kl. 8^0 = Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte Bd. 39.

Die Berliner „Gesellschaft für Theatergeschichte" (E. V. 1902), an deren Spitze die um die Theaterwissenschaft hochverdienten Gelehrten M. Herrmann und H. H. Borcherdt stehen, knüpft mit dieser Veröffentlichung an einen Versuch an, den 1905 und 1906 Hans Devrient mit dem — im Auftrag der „Gesellschaft", doch im freien Verlagsbuchhandel herausgegebenen — „Archiv für Theatergeschichte" leider ohne dauernden Erfolg unternommen hat. Diesmal können wir hoffen, daß der Bestand des „Neuen Archivs" (dessen Erscheinen übrigens, wie ausdrücklich betont wird, nicht an bestimmte Termine gebunden sein soll) durch seine Aufnahme in die „Schriften der Gesellschaft" auf längere Dauer gesichert ist. Bürge dafür mag uns der ernste Wille des Herausgebers sein, endlich das der jungen Theaterwissenschaft unentbehrliche Organ zu schaffen. „Eine zur Selbständigkeit erstarkte Wissenschaft", so heißt es im Vorwort zum ersten Band 1929 (und wir möchten wünschen, daß diese Ansicht allgemeinere Anerkennung finde!), „bedarf eines zeitschriftartigen Organs, das zu einem Sprechsaal für die sie bewegenden Fragen sich entwickeln kann und in dem vor allem auch kleinere Arbeiten vorgelegt werden, die nicht bis zum Umfang eines Buches sich ausdehnen: Quellenveröffentlichungen abgegrenzten Charakters und besonders Abhandlungen, die in ihrer Methode und in ihren Ergebnissen der Wissenschaft und den ihrer Arbeit zugewandten Lesern etwas zu bieten hoffen." —

Max Herrmann eröffnet den Band mit einer Untersuchung über „Das Volksbuch vom Till Eulenspiegel als theatergeschichtliche Quelle".

Digitized by Google

Der früheste überlieferte Druck dieses Volksbuches, eine bei J. Grüninger in Straßburg erschienene Ausgabe von 1515, enthält Bl. 16—17 (in Edw. Schröders Faksimiledruck, Lpz. 1911, fol. XVI—XVII) als XIII. Historie: *wie Ulenspiegel in der ostern mettin ein spil macht / dz sich d'pfarrer vnd sein kellerin mit den buren raufften vñ schlugē.* Diese als Quelle für die mittelalterliche Theatergeschichte bedeutsame Stelle „auf alles Theatergeschichtliche" hin zu untersuchen unternimmt zum ersten Mal Herrmanns Studie. Mit der vorbildlichen philologischen Gründlichkeit, die wir beim Verfasser der grundlegenden „Forschungen" gewohnt sind, stellt H. zunächst als Entstehungszeit für die Historie (mit Schröder) den Beginn des 16. Jhr. fest, erweist dann den Terminus „Osterspil" für jene Zeit als bloße Benennung für „Spiele, die zur Osterzeit aufgeführt zu werden pflegten" (daneben auch zeitlich ungebunden für Theater überhaupt, während überdies 'osterspil' in rein epischer Bedeutung = Schnurre belegt ist) und wendet sich dann der Aufgabe zu, „das normale Osterspiel [= Auferstehungsspiel] aus dem Anfang des 16. Jh., soweit es sich in unserer Historie darstellt", herauszuarbeiten. Was den Spieltext betrifft, ergibt sich eine Einordnung in die dritte Langesche Entwicklungsstufe: drei Marienszenen (ohne den Wettlauf der Apostel) umfassend. Die Tatsache, daß nur die eine Maria in der ersten Szene lateinische „Reime" zu sprechen hat, erinnert an das Trierer Spiel, mit dem auch sonst die Anlage übereinzustimmen scheint, woraus H. den Beweis ableitet, „daß die früheste, der liturgischen Feier noch nahestehende Fassung des deutschen Auferstehungsdrāmas, das, gewiß älteren Ursprungs, in einer Handschrift aus dem 14. oder dem Anfang des 15. Jh. überliefert ist, auch im Beginn des 16. Jh. auf oberdeutschem Boden noch lebendig war" (S. 15f.). In Bezug auf die Tätigkeit der Darsteller und des Regisseurs bestätigt die Historie mittelalterlichen Theaterbrauch. Dem „terminus technicus" für Regie: *zurichten vnd regieren* möchte ich keine weitere Bedeutung beimessen (wie überhaupt keinem Terminus jener Zeit!), zumal mir „zurichten" (worin H. „einen sonst nicht belegten Ausdruck für die Tätigkeit des Regisseurs" erblickt) wie „anrichten" im 16. Jh. mehrfach untergekommen ist; vergl. in Tyrolffs 'Goliath' (1541): *. . . . vnd sonderlich / die das Spil anzurichten gesynt würden etc.* (s. Zeitschr. 54, 49). Als Schauplatz (vergl. dazu Zeitschr. 55, 56ff.) ist das Schiff der Kirche anzunehmen (was nach H.s Meinung die Wahl des Schauplatzes der Meistersingerbühne in der Nürnberger Marthakirche vorbereitet). „Als Ausstattungsgegenstand [Grab] dient eine ganz niedrige kleine Hütte, ohne Fenster, vorn mit einem Eingang versehen, durch den man den Engel sitzen sieht", welches Grabhäuschen vielleicht in einem der Holzschnitte (Abb. S. 34) wirklichkeitsgetreu wiedergegeben ist. Zwei Voraussetzungen der Eulenspiegelhistorie, die wir verglichen mit den Theaterverhältnissen um 1500 als anormal bezeichnen müssen: die angebliche *gewonheit hie das di buren alwegen zu den ostern in der nacht ein osterspil machen,* sowie die Mitwirkung einer Frau in der Rolle des Engels (zit. schon bei Creizenach, Gesch. d. Dr. I, 179) rückt H. „in die Sphäre der theatergeschichtlichen Irrealität", indem er den Nachweis erbringt, daß der Eulenspiegelspaß an sich „mit keiner Theaterwirklichkeit etwas zu tun hat" (S. 25ff.). —

Digitized by Google

Joseph Gregor liefert einen Beitrag „Zur Kritik der ältesten theatralischen Graphik". Nach einem allgemeinen Überblick über die ältesten Terenzillustrationen, die im wesentlichen traditionell gebunden erscheinen, ohne doch einer „in die Gegenwart gerichteten Verschiebung" unzugänglich zu sein (wie die Umbildung der sonst erstaunlich traditionellen dekoratorischen Motive, Haus- und Türandeutungen, sowie die zunehmende Lebendigkeit der theatralischen Gesten, wofür kein klassisches Vorbild existierte, vor allem aber Kostümeigenheiten zeigen), wendet sich G. speziell den spanischen Frühdrucken zu, von welchen die Wiener Nationalbibliothek eine wertvolle Sammlung aus althabsburgischem Besitz bewahrt. An erster Stelle steht Calisto y Melibea's Tragikomödie 'La Celestina' ‹1480?›, die in den folgenden Jahrhunderten in allen Ländern und Sprachen unzählige Auflagen erlebt hat und in deren Illustrationen sich nach G.'s Meinung der „theatralische Typus" besonders rein spiegelt. Das Gesamttheater wird hier „als Plattform geschnitten, ohne Hintergrund, mit Seitenauftritten und einem in die Mitte gestellten Versatzstück" (Abb. 4, die wir schon aus Niessens Bilderatlas kennen). „Die Phantasie des Graphikers scheint mit Proszeniumsauftritten auszukommen, die aus den bekannten Seitenteilen und Türen gebildet werden. Deshalb muß, auch wenn die Szene besonderen Apparat verlangt, ein 'Versatzstück' hineingestellt werden." Wenn das alles auch bühnentechnisch denkbar wäre, mehr als eben Phantasiegebilde des Graphikers können wir darin nicht erblicken, solange nicht ein solcher Typus durch andere (literarische) Quellen zu belegen ist. Mit Beispielen aus dem 17. Jh., wie dies Gregor (allerdings mit Vorsicht) tut, wird man jedenfalls die Theaterwirklichkeit der Frühdruckillustration nicht beweisen können. Die Geschichte des älteren spanischen Theaters erweist im Gegenteil einen solchen dekorativen Bühnenaufbau um 1500 als ganz unwahrscheinlich. Wieweit etwa die Vorstellung der Frühgraphiker auf das spätere Theater — wie in Italien — eingewirkt hat, werden weitere Forschungen festzustellen haben. —

Der Band enthält überdies eine Abhandlung von Gertrud Hille über „Die Tieck-Sempersche Rekonstruktion des Fortuna-Theaters" und „Charlotte von Hagns Spielgeldkalender 1840—46" erläutert von Wolfgang Quincke. — Ein beigefügtes Personen- und Ortsregister (das in folgenden Bänden noch ausgebaut werden soll) vervollständigt die für die Theaterforschung in jeder Beziehung begrüßenswerte Publikation, der wir eine rasche und dauernde Folge wünschen.

EDINBURGH ROBERT STUMPFL

Oskar Eberle, Theatergeschichte der innern Schweiz, Das Theater in Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug im Mittelalter und zur Zeit des Barock 1200—1800. Königsberg i. Pr.: Gräfe und Unzer 1929. XI, 304 S. (mit 15 Abb.) = Königsberger Deutsche Forschungen, hrsg. von J. Nadler, F. Ranke, W. Ziesemer, Hft. 5.

Digitized by Google

Ein neues Werk aus der so fruchtbaren Schule Josef Nadlers. „Was in der 'Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften' und in 'Art und Kunst der deutschen Schweiz' angedeutet ist, wird hier im engen Umkreis der innerschweizerischen [katholischen!] Bühne nach allen Seiten durchleuchtet". Dabei geht Eberle in seiner nicht nur umfang- sondern auch inhaltsreichen Arbeit über eine bloße Zusammenfassung vorliegender Spezialstudien (Brandstetter, Fleischlin, Morel, Dürrwächter, Flemming etc. etc.) weit hinaus, füllt ebenso mit tiefgründigem Einzelwissen Lücken, wie seine weitschauende Synthese neue Zusammenhänge und Einblicke erschließt.

In zwei Bücher gliedert E. seinen Stoff: Erstens „Die Spiele der Luzerner Bürger 1453—1651", zweitens „Das Barocktheater in der inneren Schweiz", umfassend „Das Barockdrama der Luzerner Jesuiten 1579—1773" und „Die Spielbücher der innerschweizerischen Landschaften 1200—1800". Natürlich ließe sich gegen diese Gliederung manches einwenden. Die erfreuliche Geschlossenheit des ersten Teiles bringt den Nachteil mit sich, daß im zweiten für die innerschweizerischen Orte außer Luzern auch das (allerdings spärliche) vorbarocke Material unter „Barocktheater" verzettelt werden muß. (Mit der ungewöhnlichen Erweiterung der Barockzeit zurück bis 1550 wollen wir uns abfinden, solange Fehlkonsequenzen wie bei Heß' 'Marianus Rot [1927]' vermieden sind.) Indeß — jede Einteilung hat ihre Mängel und die vorliegende wäre schwer zu bessern.

Mit kräftigen Strichen zeichnet E. vorerst die Entwicklung der großen Luzerner Bürgerspiele, deren theatergeschichtliche Einzelheiten dank Brandstetters gewissenhaften Veröffentlichungen in seltener Klarheit uns vor Augen stehen. Von Salat und Bletz über Cysat bis Ritz und Oehen geht der Weg vom mittelalterlichen zum barocken Drama — ohne strenge Grenze, denn das Mittelglied fehlt in Luzern: der Humanismus. So läßt sich schwer über Grenzen streiten, wo zudem die Form — das Theater — in traditioneller Gebundenheit verharrt. Doch etwas zu weit scheint uns E. zu gehen, wenn er die Entwicklung des „Barocktheaters" gar mit Hans Salats ‚Verlorenem Sohn' von 1537 beginnen läßt, und zwar „in dreifacher Art: Geistig, indem Salat den „Verlorenen Sohn' in den Dienst der religiösen Erneuerung stellt; der Form nach, indem er sich bemüht, statt einer Gesamtschau ein Einzelgeschick zu geben [barock?]; bühnentechnisch in der Vereinheitlichung der Schauplätze" (S. 21). Das alles sind doch Errungenschaften von Renaissance und Reformation! — Wie auch der ernste Teufel (im Gegensatz zum lustigen des Spätmittelalters) „als echtes Kind erneuerter Gottesgelehrsamkeit" (S. 25) eben reformatorisch ist und seine Sinnbildlichkeit (im Gegensatz zur Spaßhaftigkeit der Volksspielteufel) nicht erst „der barocken Spielkunst der Jesuiten" verdankt (E. S. 111). [Zu S. 8, Spiel vom Klugen Knecht, wären ergänzend Beutlers Ergebnisse heranzuziehen: Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie 1927, S. 146; vergl. Zeitschr. 53, 425 ff.]

Nachdem schon 1533 Luzern vereint mit den innerschweizerischen altgläubigen Orten durch den Sieg bei Kappel sich seine religiöse Freiheit erkämpft hat, beginnt mit der Berufung der Jesuiten 1574 die religiöse Erneuerung, damit der Weg zum Barock. 1577 eröffnen sie ihr Gymnasium (das schon um die Mitte des folgenden Jahrhunderts 475 Schüler

Digitized by Google

zählt), 1579 ihr Theater. Lateinisches Schul- und Bibelspiel beherrschen die Frühzeit — bis 1597 [die Behauptung S. 64, daß man nur „allgemein anerkanntes Spielgut" aufführt, ist doch rein hypothetisch, da weder Crocus noch Tobaeus als Autoren erwiesen sind], sie werden dann (1582—1645) durch Heiligenspiele, deren Stoffe vorwiegend der schweizerischen Legende entnommen werden, verdrängt, bis 1638 eine „Neuschau" verschiedenster Stoffe mit vorübergehender Renaissance von Schul- und Bibelstück folgt. Wenige Jahre noch „scheint das Heiligenspiel als einzige Möglichkeit weiter zu leben", um 1643 endgültig dem Bibelstück zu weichen und dem japanischen und chinesischen Missionsdrama. Doch „immer noch ist der heilige Blutzeuge höchstes Ziel der Jesuitenbühne, und sie will es nicht fassen, daß man schon lange wieder aus der religiösen Verzückung heraus zu einer festfrohen Weltlichkeit überging, deren Held nicht mehr der Blutzeuge, sondern der ritterliche Weltmann ist" (S. 81). Mit dem jesuitischen Heiligenspiel (das an Stelle des schweizerischen Legendenspieles trat), mit dem ‚Franz Xaver' von 1677 hat das Jesuitentheater in Luzern seinen Höhepunkt überschritten: es zieht sich vom Markt endgültig zurück auf die Kulissenbühne der ehemaligen Michaeliskirche, von der freien Volksbühne zur ständisch beschränkten, aristokratischen Saalbühne, um nach 1712 wieder zur Schulbühne herabzusinken. —

Um 1650 wird das Heiligenspiel vom Heldenspiel abgelöst. Die Darstellung des Stilwandels, der sich damit vollzieht, wie die anschauliche Scheidung der beiden Spielgruppen ist ein Hauptverdienst der Arbeit E.s Der Kontrast von Ruhe und Bewegung im Gegenspiel, als Ausdruck einer Doppelwelt, des Kampfes zwischen Tyrann und Heiligem, ist dem barocken Heiligenspiel wesentlich; hinter Tyrannen- und Heiligengruppe stehen Hölle und Himmel. Damit ist auch der schauspielerische Stil bestimmt: „Bewegtheit kennzeichnet die Gruppe um den Tyrannen und um die Hölle, Ruhe die Gruppe um den Heiligen und den Himmel" — derselbe Gegensatz wie im religiösen Spiel des Mittelalters zwischen liturgischer Gemessenheit und „entfesseltem Mimus der Teufel". An Stelle von Himmel und Hölle tritt im rationalistisch-ungläubigen höfischen Heldenspiel die „gefesselte Bewegung" barocken Hofzeremoniells: Nur mehr Bewegung ist hier Grundsatz der Spielkunst: „Darum die Verwandelbarkeit des Bühnenbildes durch die Kulisse, darum die Auflösung des Wortes in Musik, darum die Auflösung der Chöre zum Ballett oder zur Parallelhandlung!" (S. 219). So ergibt sich für das innerschweizerische Barocktheater, „daß die Spiele von 1550—1570 nicht das Gepräge eines einheitlichen Stiles tragen. Das erste Spieljahrhundert ist religiös in der Seelenlage, sinnbildlich in den Darstellungsmitteln, ideal im Stil und hat den Heiligen als Hochziel. Das zweite Spieljahrhundert ist höfisch-weltlich in der Seelenlage, höfisch-wirklich in den Darstellungsmitteln, realistisch im Stil und hat den höfischen Helden als Ziel" (S. 239). Beide barock zu nennen hält E. trotzdem für berechtigt: „wenn man sich nur bewußt bleibt, daß die eine Hälfte geistlich, die andere höfisch war". (Eine festere Umschreibung des Barockbegriffes wäre in der Literaturwissenschaft längst notwendig, vor allem dort, wo Mittelalter und Barock ohne humanistischen Trennungsstrich ineinander übergehen!) —

Digitized by Google

Daß E. in seiner Arbeit neben literarhistorischer und geistesgeschichtlicher Würdigung stets die Spielkunst als solche entsprechend berücksichtigt, verdient besondere Anerkennung. Im ersten Buch wird veranschaulicht, wie sich die mittelalterliche Raumbühne (Osterspielbühne) über eine konzentrierte Heiligenspielbühne (seit Salat 1537), die schließlich die Haupthandlungen auf einem Podium vereinigt (Bletz' ‚Jüngstes Gericht' 1549, wo rund um die Mittelbühne zunächst noch ein Spielraum zu ebener Erde bleibt; vergl. Zeitschr. 54, S. 50), bis zur (in Vorder- und Hinterbühne) geteilten Bühne entwickelt, die 1651 für Oehens ‚Judith' auf dem Mühleplatz errichtet wurde — in noch durchaus ‹ma.› Inszenierung. (Eine instruktive Darstellung dieser Wandlung — die ich in meiner Abhandlung über „Die Bühnenmöglichkeiten im XVI. Jh." zu zeichnen versuchte — gibt E. in Bild 9 S. 300.) Beachtenswert (im Sinne meiner Ausführungen Zeitschr. 54, 56 ff.) ist die Tatsache, daß die Konzentration der Schauplätze „ohne humanistische Anregungen" durchgeführt wird, daß also auch hier Barock direkt an Mittelalter anschließt. Das läßt die ungebrochene Fortentwicklung der ma. Bühnenformen bis ins XVII. Jh., bis zur Einführung der italienischen Verwandlungsbühne, in der Innerschweiz klarer erkennen als unter der antikisierenden Tünche der Humanistenzeit anderer Länder. Wenn E. bei Oehens Bühne 1651 neben dem mittelalterlichen „plastischen Aufbau einer Stadt auf der Bühne" und neben den ma. Requisiten das „Aneinanderreihen der zwei Spielplätze als Hinter- und Vorderbühne mit ihrem Höhenunterschied" [die Vorderbühne liegt zu ebener Erde!] sowie das „Verschwinden der Spieler im Hintergrund" als neu bezeichnet, so gilt das nicht dem deutschen Theater des XVI. Jh. gegenüber, das (wie ich Zeitschr. 54, 68 ff. gezeigt habe) den Typus der „geteilten Bühne" schon gekannt hat, wie auch der Begriff „Hinter der Szene" eine Renaissanceerrungenschaft ist. — In der Schauspielkunst erkennt E. drei parallelbestehende Darstellungsstile, entsprechend der Teilung: Himmel, Erde, Hölle. Wirklichkeitsgetreu werden alle Gesten und Handlungen des bürgerlichen Alltags (ohne Standesunterschied) dargestellt, heidnisch-dämonisch das Teufelspiel, liturgisch alles Unsinnliche. — Aus dem Kapitel ‚Barocke Spielkunst' ist die Bühne zu Joh. Kaspar Weißenbachs ‚Eidgenossischem Contrafeth' (Zug 1672) hervorzuheben, von der eine Federzeichnung (Abb. 12, S. 302) erhalten ist. Wir erblicken hier ein Musterbeispiel einer „geteilten Bühne" (Typus A 4, s. Zeitschr. 54, S. 74) mit Vorder-, Mittel-, Hinter- und Oberbühne (= Himmel!); Vorderbühne unveränderlich-neutral, Hinterbühne verwandelbar. Diese Form einer Doppelbühne (wobei bezeichnender Weise die Hinterbühne für lebende Bilder verwendet wird — man denke an die Rederykerbühne) ist typisch für die Barockbühne der Innerschweiz. Sie lebt in Schwyz bis heute fort!

EDINBURGH ROBERT STUMPFL

Digitized by Google

Kurt Heckscher, Die Volkskunde der Provinz Hannover. Band I: Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. (Veröffentlichungen der Provinzialstelle für Volkskunde. Provinzialmuseum Hannover). Hamburg, M. Riegel, 1930. 8°; XXIII u. 853 S., 32 Abbildungen.

Drei Jahre nach dem erstaunlichen Buch von *Bomann*, dessen Gründlichkeit und Reichtum der volkskundlichen Sachforschung nicht nur eine Menge reizvollster Einzelheiten, sondern auch eine sichere methodische Grundlage geschenkt hat (vgl. die Anzeige in dieser Zeitschrift, Band 53, S. 206 f.), kommt aus und für Hannover ein zweites monumentales Volkskundewerk, das vom Augenblick seines Erscheinens ab für den Volkskundler wie für jeden andern Germanisten unentbehrlich zu werden scheint. *Kurt Heckscher* ist der Fachwelt kein Fremder mehr: vor einem halben Jahrzehnt bereicherte er Methodik und Wissen der Volkskunde mit seinem umfangreichen Sammelwerk über Ernst Moritz Arndt („*Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises*", vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift, Band 57, S. 125—127); seither hat er im Dienst der volkskundlichen Aufnahme der Provinz Hannover den Kreis Neustadt am Rübenberg bearbeitet — das Ergebnis dieser Erhebungsarbeit liegt in diesem gewichtigen, etwa 12000 positive Einzelaufnahmen[1] umfassenden Bande vor.

Der erste Eindruck verwirrt. Ein großer, bis ins einzelne, scheinbar noch so unwesentliche Fältchen hineintastender Zettelkasten ist mit allen Varianten und Spielformen abgedruckt worden: was der verständnisvolle Frager in seiner monatelangen, mühseligen Aufnahmearbeit aus diesem kleinen Fleckchen Erde herausgehorcht hat, wird hier, in ein übersichtliches Ordnungssystem gebracht, vor dem Beschauer ausgeschüttet. Welch große Divergenz von Bomann: dort der sorgsam und reif aus dem ihm zur Verfügung stehenden großen Material auswählende, auswägende Greis, über dessen Buch der weise, weite Horizont eines klaren Abends sich spannt — hier der junge, zu neuen Erkenntnissen und Methoden drängende Gelehrte, dessen Werk trotz oder vielleicht gerade wegen seiner herben Objektivität, mit der er die Ergebnisse seiner zweijährigen treuen Suche photoartig aneinanderreiht, auf jeder Seite für seine Methode wirbt, zu ihr erziehen will: es hätte des erneuten Abdrucks seines Vortrags über „Das Sammeln volkskundlichen Materials aus mündlichen Quellen" (S. 820—833; bereits gedruckt in *„Volk und Rasse"* 1930, S. 18 ff.) nicht bedurft, um den Leser diesen eigentlichen Zweck des Buches ahnen zu lassen. Und in diesem programmatischen, pädagogischen Zweck liegt vielleicht die hauptsächliche und entscheidende Rechtfertigung für den teuren Druck des dickleibigen Wälzers. Die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" hatte eine Druckbeihilfe ebenso wie die Provinz Hannover abgelehnt (S. XIII) — man versteht recht gut, aus welchen Gründen. Um so bewundernswerter ist der Mut und die Weitsicht des Verlegers, der das Manuskript, nachdem es 2½ Jahre notgedrungen brach gelegen hatte, nun zu neuem Leben erweckt.

Heckscher sieht als wichtigstes Ziel der wissenschaftlichen Volkskunde eine „Feststellung der Grundatome der Volkskunde und der Gesetze ihrer Verbindungsprozesse" (S. XIII): er ist also sehr weit davon entfernt, im Sam-

1) Die negativen Aufnahmeergebnisse sind zur Platzersparnis fortgelassen.

Digitized by Google

meln ihren letzten oder auch nur wesentlichen Zweck zu erblicken. Aber für die Lösung solcher schwierigen Strukturforschungsaufgaben ist ein unbestechliches Material unbedingte Erfordernis, und da dieses Material in ständiger Bewegung, Umformung, Neubildung ist, muß immer von neuem gesammelt, gesichtet, verglichen werden. Das hat schon Wilhelm Heinrich Riehl erkannt, als er 1869 als Vorrede zu seinem Wanderbuch die „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums" schrieb, in ihrer Art eine Meistermethodik des Sammelns mündlicher Quellen, lange vor Wossidlo und Wisser (die Heckscher S. 823 an den Anfang jeder Sammelmethodik setzen möchte). Diese Kontinuität des Sammelns gibt der wissenschaftlichen Volkskunde ihr eigenes Gesicht: weil die Volkskultur in ewiger Umschichtung begriffen ist, kann erst der Vergleich zwischen zwei (oder mehr) verschiedenen Phasen ihres Entwicklungsganges Einblicke in ihr Wesen verschaffen. Und gerade hierin möchte ich eines der erfreulichsten Ergebnisse der Heckscherschen Sammlungen erblicken, daß auch sie wieder Beweise für den dauernden Gegenwartswert der Volkskunde, die nun einmal keine Raritätensammlung sein kann, erbringt. Wenn im Rätselschatz der Sipomann (S. 535) auftaucht:

„Baben vernickelt,
Unnen verwickelt,
In'e Mitten greun", —

wenn im *Vörlât*-Glauben das Automobil eine Rolle spielt (S. 48), — wenn für landwirtschaftliche Maschinen gutmundartliche Bezeichnungen wie *môrtscheplôg* (S. XIII) neu geprägt werden: so ist mit solchen Funden (und sie sind nicht selten) bewiesen, daß weder Technik noch Verkehr, weder Maschine noch Fabrik die eigentliche Struktur der Volkskultur (wie doch immer wieder von Laien behauptet wird) zerstören können. Das ist das Spannende an Heckschers Werk, daß man bei der Lektüre sehr deutlich beobachten kann, wie sich neben das vielgerühmte alte nun mit gleich scharfem Profil ein neues Volkstum stellt.

Aber in dieser Feststellung liegt nicht das eigentliche Problem des Buches. Heckscher selbst behauptet zwar: „Das wissenschaftliche Hauptergebnis der Sammlung besteht . . . darin, gezeigt zu haben, wie ungeheuer reich das Volksleben in seiner zeitlichen und örtlichen Variierung bestimmter Grundelemente ist" (S. XIII). Das wäre ja an sich nicht so neuartig, daß ein Buch von 54 Bogen das erweisen müßte. Sammlungen sind in breiter Form auch schon vor diesem Werk angelegt und ausgewertet worden; am ausführlichsten und vorbildlichsten im skandinavischen Norden. Dort hat man auch die Form des gedruckten Registers erfunden, um die Archivschätze den Interessenten, durch einen Schlüssel gleichsam, zugänglich zu machen; für die ost- und westpreußischen Schwänke und Märchen hat *K. Plenzat* dieses System mit Geschick auch in Deutschland verwertet. Eine solche telegrammkurze Inhaltsangabe seiner Sammlungen, an sich gut möglich und sicher recht dankenswert, hätte Heckscher auf kargem Raume aufstellen können. Er hat — obwohl er diese Möglichkeit natürlich auch gesehen hat — es nicht getan; er hat statt dessen alles, was er hatte, mit allen Varianten, mit Ortsangaben bei jeder Einzelheit, mit dem ganzen Registrier-Apparat des Archivs ausgebreitet, eine Kette von Spezialsammlungen, deren jedes Glied fast einen selbstständigen Materialaufsatz oder gar eine eigene Broschüre abgeben könnte. Einige Zahlen für diese Tat-

Digitized by Google

sache: H. bringt z. B. hunderte von Böteformeln (S. 126—146), eine lange, alphabetisch geordnete Flurnamenliste (S. 250—283), tausende von Kinderliedern und -reimen (S. 330—511), eine ganze Volksliedersammlung (S. 660—742), fast hundert Seiten Rätsel (S. 519—595), eine lange Liste mit Grabsprüchen (S. 597—604) usw. Das ist gewiß sehr schön und zum ständigen Nachschlagen (das durch ein vorzügliches Register, S. 834—853, bestens ermöglicht wird) von nun an unentbehrlich. Aber bei näherem Hinsehen zeigt sich doch, daß manches für den, der nicht gerade h a n n o v e r s c h e Volkskunde treibt, nebensächlich ist — und wohin sollte das führen, wenn jeder deutsche Kreis eine volkskundliche Sammlung von fast 900 Seiten erhalten sollte! Das Archiv ist ja eben die Form der ungedruckten Sammlung, die solche kaum handlichen Riesenbände unnötig machen soll, die zudem — sehr wesentlich gerade für volkskundliche Sammlungen! — vor dem ein für allemal festliegenden Buch die ständige innere Bewegungsmöglichkeit voraushat.

Das sind Erwägungen, die H. zweifellos selbst angestellt hat. Trotzdem ließ er das Buch erscheinen. Nicht also sein tatsächlicher Inhalt, diese Perlenschnur von archivalischen Volkstumssammlungen, sondern das, was vor und hinter ihnen liegt, muß auch nach dem Wunsche des Verfassers dem Buch seine Berechtigung geben: die Methodik, die es entstehen ließ, und die Anregung, die es ausstrahlen will. Das Eine rechtfertigt sich durch das Andere. Und hier liegt die ernste Problematik des ganzen Werkes, eine Problematik, die gerade in den Tagen der Vorbereitung des Volkskundeatlasses von aktuellster Bedeutung ist.

H.s Methode ist die Antithese zu der des Volkskundeatlasses: dort Fragebogen, von zahllosen Helfern beantwortet, hier e i n Mann, ein Fachmann dazu, der von Ort zu Ort zieht und selbst sammelt, fragt, notiert. Dieser fachmännischen Sammelmethode redet H. in dem schon erwähnten Neuabdruck seines Vortrages sehr energisch und mit sehr guten Gründen das Wort (S. 823). Die fragwürdige Treue des Fragebogenausfüllers kontrastiert dabei gut mit der Unbestechlichkeit und Weitsicht des Fachmannes, der „die Volkstumserscheinung mit weitest möglicher Objektivität, idealerweise mit photographischer Treue, unter Einbeziehung aller Neben- und Begleitumstände aufnehmen kann". Aber freilich: eine solche Aufnahme eines Kreises dauert dann auch 2 Jahre — und wieviel Leute in Deutschland gibt es, die Vorbildung und — Zeit genug haben, sie zu übernehmen? Mir scheint: gerade dieses Buch beweist, daß der Volkskundeatlas für s e i n e Zwecke die richtige Methode wählte — er muß nur der Unzuverlässigkeit des Fragebogenbeantworters mit einem um so dichtmaschigeren Helfernetz begegnen!

Aber H. arbeitet ja auch mit anderen Zielen als der Volkskundeatlas, und die volkskundliche Sammelarbeit darf sich doch nicht mit der Atlasvorbereitung erschöpfen. H. möchte seine Methode, zu sammeln, aufzuzeichnen, anzuordnen, als vorbildlich hinstellen: dieses Buch lehrt die exakte Anlegung von volkskundlichen Archiven. Und es lehrt sie gut und überzeugend: es kann in seiner ganzen Fügung, im Aufbau des Ganzen wie in der Anlage des Einzelteils, eine sehr heilsame Gegenwirkung gegen den gerade in diesen Partien der Volkskunde noch immer blühenden Dilettantismus auslösen. Freilich nur, wenn es — gelesen wird. Aber wird ein so objektives, umfangreiches und —

Digitized by Google

teures Buch von den Kreisen, auf die es erziehlich wirken könnte, gelesen? Nach seines Verfassers Wunsch soll das Werk ein „Heimatbuch" sein (S. XIV); hier liegt wohl die gleiche (zwar schmerzliche, aber eben doch unzweifelhafte) Täuschung vor, der Jacob Grimm unterlag, als er sein Wörterbuch zum Hausbuch der deutschen Familie proklamierte.

Wenn nun schon „kritisiert" werden soll, so seien mir einige methodische Ausstellungen gestattet. Das Buch soll und muß ein „zeitlicher Querschnitt" (S. XIII) sein — weshalb wird aber dann das Bild an einigen Stellen durch die Verarbeitung historischer Quellen (Chroniken, Zeitungen und Zeitschriften, früher erschienene Volks- und heimatkundliche Werke) verzeichnet? Vom Notfeuer z. B., das zuletzt 1862 im Kreise entzündet wurde, hat der Sammler der Gegenwart nichts mehr gesehn, wenn es auch noch „überall . . . dunkel (!) in Erinnerung" ist (S. 91) — trotzdem wird eingehend (S. 91 f.) darüber berichtet. Für die ehemalige Existenz von Reliquien werden lateinische und deutsche Druckbelege beigebracht (S. 101), das alte Abgaben- und Dienstewesen wird, obwohl längst verschwunden, genau geschildert (S. 211 ff.), die Hegung des „echten Tags" wird nach alten Quellen beschrieben (S. 224 ff.), die verschwundenen Volkstrachten werden vorgeführt (S. 743 ff.) usw. Ich möchte nicht mißverstanden werden: daß all dieses behandelt wird, ist sicher sehr dankenswert, nur hätte der Vf. hier und an vielen andern Stellen des Werkes besser daran getan, zwischen eigener Sammlung = Gegenwartsbestand und gedruckter oder entlehnter Quelle = früherem Bestand strenger zu teilen: Diese Dinge hätten in den Anmerkungen besser ihren Platz gefunden. So, wie es jetzt ist, bleibt das Bild streckenweise unklar. So erhält H. z. B. zwei Märchen aus Wunstorf; sie entstammen der Colshornschen Sammlung und sind hochdeutsch, auch im Stil ganz schriftsprachlich, erzählt. Ist ihr Inhalt nun heute noch bekannt? Aber warum erzählt H. sie dann nicht so, wie er sie hörte? Oder weiß man jetzt nichts mehr von ihnen? Das wäre ein wichtiges und einwandfreies Zeugnis für das Verlöschen eines Märchenlebens innerhalb einer ganz bestimmten Zeitspanne. Auf S. 826 bezeichnet H. die Märchen dann als Frauendichtung, setzt sich also in Gegensatz zu Wisser. Aber er selbst hat, da er n u r die zwei Colshornmärchen bringt, scheinbar keine Märchen mehr gefunden? Dann ist aber doch die Bemerkung von S. 826 ungerechtfertigt? Man sieht, wie das Bild in solchen Fällen (und sie sind nicht selten) bei näherem Hinsehen unscharf wird. Und weiterhin: warum wurden die Noten zu den Kinder- und Volksliedern (S. 420 ff., 660 ff.) fortgelassen? Zur Beurteilung der Liedertexte ist die dazugehörige Melodie unerläßlich.

Die Darstellung ist meist ganz unpersönlich: der Vf. tritt völlig hinter seinem Material zurück. Nur an einigen Stellen macht er — und dies sind für den Forscher vielleicht die wesentlichsten Partien — Bemerkungen über den G e i s t, der hinter, in, neben den mitgeteilten D i n g e n webt. Ich verweise z. B. auf die Fußnote über die Behandlung der Hexen (S. 24[1]), über den subjektiven Wahrheitsgehalt der *Vörlât*-Geschichten (S. 46[1]), über Einzelfälle von Opferzauber (S. 103[25,40]) usw.: hier hätte man gern mehr gehabt. Vieles bringt der angehängte Vortrag, er bringt auch in feinen und zarten Worten das Beste, was ein Volkskundler, der zu seinem Gegenstand hinführen will, nur bringen kann: die große, hemmungslose Liebe zum Volk.

Digitized by Google

Dieses neue Buch Heckschers wird, mehr noch als das stabile Arndtwerk, ein unentbehrliches Nachschlagewerk für Volkskundler und Germanisten werden: als solches wird es in jeder Fachbibliothek stehen müssen, als solches kann es — seiner ganzen Natur nach — auch nicht veralten. Darüber hinaus wünsche ich ihm, daß es ihm vergönnt sein möge, methodische Nachahmung zu finden und Liebe zum großen Gegenstand zu wecken.

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

K. Wehrhan, Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel (= Veröffentlichungen des Volksliedausschusses für das Land Nassau, die Stadt Frankfurt a. M. und den Kreis Wetzlar. Band I). Wiesbaden, Heinrich Staadt, 1929. XVI u. 388 S., 8°.

Eine in siebzehnjähriger liebevoller Schulmannsarbeit und unter tätiger Mithilfe zahlreicher Fach- und Gesinnungsgenossen geerntete Sammlung von 4160 Nummern, in denen Kinderlied und -reim, Kinderspiel und -sprache, Kinderglaube und erste künstlerische Betätigung des Kindes in bunter Folge wechseln — eine solche Urkundensammlung hat mehr als bloßen Materialwert. Wehrhan zeichnet hier, obwohl er selbst nie erzählend das Wort nimmt, in seinem Material ein so vielseitiges Bild vom Frankfurter Kinderleben, daß mannigfache Kreise schönste Anregung empfangen. Bedeutungsvoll z. B. für den Kunstwissenschaftler sind die bei den Spielen, bes. den von W. schon an anderer Stelle (*Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* XXI 234 ff.) behandelten Hickelspielen (S. 299—332) und den Figuren- und Zeichenspielen (S. 359—370) beigegebenen reizvollen Kinderzeichnungen; der Volkskundler erhält zahlreiche begehrte Einzelheiten zur Volkskunde der Großstadt: er beobachtet die eigenartige Mischung des Stadtvolkstums, das die verschiedensten landschaftlichen, beruflichen und Rassenelemente in sich zu neuer Einheit umschmilzt (vgl. S. VI), er sieht, wie das Bild der Neuzeit, Zeppelin (S. 90 ff.), Kaffeehaus, Rollschuh- und Schlittschuhbahn (S. 204, 209 f., 358), zoologischer Garten (S. 352) usw. sich bereits heute sehr lebhaft in den Kulturäußerungen des Volkes widerspiegelt, wie sich neben das alte „Wir winden Dir den Jungfernkranz" der Weberoper (S. 255) und neben das noch ältere, freilich stark zersungene „Amor ging und wollte sich erquicken" (S. 239), vom Volk nach alten Gesetzen umgeformt, Text und Melodie der Vorkriegsoperette (vgl. z. B. S. 21, 109, 191 Nr. 2894, 193 Nr. 2906, 198 Nr. 2936 usw.) stellen, wie moderne Fremdwörter im altgeformten Krabbelreim (S. 4 Nr. 40) auftauchen usw. Durch seine reichen Synonymiken zur Kinder-, Pennäler- und Ammensprache (bes. S. 33 ff.) macht sich das Buch dem Sprachforscher wichtig; die Motive der Spielreime, der Lieder und Lügenverse gehen den Literarhistoriker an — und schließlich ist das Werk eine Materialsammlung zur Pädagogik und Kinderpsychologie von erstaunlicher Fülle.

Der meiste Stoff stammt von Schulkindern der Frankfurter höheren und Volksschulen; das Kleinkind kommt dementsprechend ein wenig zu kurz. Es wäre wohl gut gewesen, Alter und Geschlecht der betr. Kinder jeweils, wo ir-

Digitized by Google

gend möglich, beizufügen: unter Reimen und Spielen sondert sich scheinbar Knaben- und Mädchengut ziemlich weitgehend voneinander, wenn auch das Milieu nicht bei jedem so offenkundig ist wie etwa bei dem Mädchenreim Nr. 776 (S. 51). Ähnlich mischen die zu den einzelnen Dingen und Erlebnissen der Kindesumwelt gegebenen reichen Synonymiken z. T. sehr deutlich Ammen- und Pennälersprachliches. Bei Anderem möchte man die Volkstümlichkeit etwas in Zweifel ziehen: der Fingerreim 165 (S. 13) z. B. klingt mit seinen gespreizten Reimen und seiner gehobenen Sprache doch sehr nach Spielbuch oder Kinderbeilage, und bei dem Wiegenlied 331 (S. 25) habe ich ähnlichen Verdacht. Ebenso verraten einige der mitgeteilten Ferienheimlieder — z. B. Nr. 2732, das nach „O alte Burschenherrlichkeit" gesungen werden soll (S. 175), ähnlich auch Nr. 2736 (S. 177) und die folgenden — denn doch ziemlich stark den dichtelnden Heimleiter! Das Kriegsspiellied 3351 (S. 276) scheint in der Kriegszeit selbst aufgezeichnet zu sein, als diese völlig unkindliche Reimerei aus innerpolitischen Gründen an den Schulen gelehrt wurde — volkstümlich ist sie hoffentlich wohl ebenso wenig geworden wie „Hindenburgs Fahrt nach Rußland" (S. 261) u. a. Hier (und auch sonst) vermißt man schmerzlich einen Hinweis, w a n n die einzelne Nummer aufgezeichnet wurde: das sollte bei solchen langbefristeten Sammelwerken tunlichst doch nicht versäumt werden!

Das Werk enthält Sammlungen zum Wortschatz der kindlichen Umwelt, Spiel- und Scherzreime, Verse und Lieder der verschiedensten Art (mit zahlreichen Notenbeilagen) — übrigens erscheint mir die Überschrift „Gassenhauer" zu den hierunter zusammengefaßten Versen (S. 188 ff.) keineswegs durchgängig zu stimmen —, Beobachtungen über Kinderglauben (Orakel, Kinderschreckgestalten, Zaubersprüche usw.) und -bräuche (z. B. bei den christl. Festen S. 81 ff.), schließlich eine große Anzahl von Reigen- und anderen Spielen; Rätsel und die in ungebundener Rede erzählte Kinderliteratur (Märchen u. a.) sind nicht mit erfaßt. Augenscheinlich bringt W. seine g a n z e Sammlung, wie die reichlich beigesteuerten Varianten andeuten: dadurch wird der wissenschaftliche Wert sehr beträchtlich gehoben. Leider fehlt ein — gerade für solche Sammelwerke doppelt unentbehrlicher — Wort- und Sachweiser; ein eingehendes und verständig gegliedertes Inhaltsverzeichnis sucht diesen Mangel auszugleichen.

Wehrhans Buch kann, soweit ich sehe, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, nächst dem erstaunlichen Werk der Gertrud Züricher das reichhaltigste Werk zur Volkskunde des Kindes zu sein: diese Tatsache allein umschreibt seinen unbestreitbaren Wert.

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

---

1. E r w i n M ü l l e r, Psychologie des deutschen Volksmärchens. München (Kösel und Pustet) o. J. (1928). XII u. 160 S., 8°.

2. W a l t e r W e n k, Das Volksmärchen als Bildungsgut (= Friedrich Manns Pädagogisches Magazin Heft 1254). Langensalza (Beyer u. Söhne) 1929. 128 S., 8°.

Digitized by Google

Beide Werke nähern sich dem Märchen vom Standpunkt des Pädagogen und Psychologen. Beide Werke fragen nach seinem „Erziehungswert" (Müller), seiner „grundsätzlichen Beurteilung" (Wenk), zielen also scheinbar nicht so sehr auf das Märchen an sich, als auf seine Wirkungen und seine Benutzbarkeit in ganz bestimmter, nämlich erzieherischer, Hinsicht. Trotzdem scheinen mir beide Werke für die Märchenforschung wesentlich, und zwar gerade weil sie nicht von der Basis des Märchenforschers ausgehen.

Müller fragt nach dem Seelenleben des Märchens und liefert, um dessen Auswirkungen bewerten zu können, eine sehr eindringliche psychologische Analyse des Märchens (S. 29—106). In der Märchendarstellung von Empfindungen, Wahrnehmungen und Anschauungen, in seiner Stellung zu Raum und Zeit zeigen sich die wichtigen Formgesetze der „typisierten Einfachheit" und der „Polarisation" (S. 35 ff.), Gesetze, die bereits Charlotte Bühler angedeutet hatte (*„Das Märchen und die Phantasie des Kindes"*, 1918, S. 14 ff.), ohne eingehendere Darstellungen zu bieten; nach ähnlichen Gesichtspunkten wird dann das seelische (S. 41 ff.: Aufmerksamkeit, Reproduktion, Assoziation, Apperzeption usw). und logisch-abstrakte Vorstellungsleben, schließlich das emotionale Seelenleben (S. 73 ff.), wie es sich im Märchen kundtut, analysiert (logische, ästhetische, ethische, sittliche, religiöse, soziale Werte usw., Stimmungen, Temperamente und Affekte im Märchen usw.). Ohne Zweifel wird durch diese psychologische Schau des Märcheninhalts die Erkenntnis des Märchenwesens, von der Fachforschung auf weite Strecken hin durch oft am Äußern haftende Sammelbeobachtung nur annähernd und notdürftig gewonnen, wesentlich erweitert und vertieft. In den übrigen Partien (bes. Aufbau und Technik der Märchenerzählung S. 106 ff. und die entbehrliche, weil oft genug gegebene Übersicht über die einzelnen Märchendeutungstheorien S. 20 ff.) referiert Müller mehr, als daß er Eigenes bringt: man sieht die Begrenztheit dieser Arbeiten, die natürlich dort abhängig werden, wo die Fragestellung rein-volkskundlich wird. Aber die Abschnitte über das „Märchen im Selbsturteil der Kinder" (S. 127 ff.) und die Untersuchungen zur Klärung der pädagogischen Märchenfrage wird auch der Märchenforscher mit Anteilnahme und Gewinn lesen.

Der Wert der Müllerschen Arbeit für die Märchenforschung liegt also in der Untersuchung der mannigfaltigen Erscheinungsformen von Sinnlichkeit und Geistigkeit an Märchen, Fragen, an denen man bisher meist achtlos vorbeiging. Demgegenüber bietet *Wenk* eine monographische Analyse eines Forschungsbegriffes, und zwar des Begriffs „Kindermärchen". Er versteht darunter nicht, wie sonst üblich, Märchen mit kindlichen Helden und kindlichem Milieu, sondern die Märchen der Grimmschen Sammlung, die sich mit größerer und geringerer Absolutheit in der Kinderstube eingenistet haben, die „klassischen" Stücke, nämlich KHM. 5, 15, 19, 21, 24, 25, 26, 50, 52, 53, 89, seltsamerweise auch 101[1]); das Problem liegt für ihn in der Frage: Warum sind gerade diese und nicht andere Nummern der Grimmschen Märchen „klassische" Kindermärchen geworden? Das Ergebnis ist überraschend: Wenk findet, daß diese 12 Märchen tatsächlich eine Arteinheit bilden, daß sie alle, im Gegensatz zu allen andern Grimmschen Märchen, eine ganz bestimmte Entwicklungsstufe

1) Warum aber nicht auch 11,161 u. a., die ich z. B. als „Kindermärchen" im Sinne Wenks empfinde? Man sieht, wie subjektiv diese Zwölferauswahl ist!

Digitized by Google

erreicht haben: sie sind nicht mehr reine Zaubermärchen, sondern sind vermenschlicht; an die Stelle des handelnden Dämons ist der menschliche Held getreten (oder der Dämon ist doch dem Menschen wesentlich angeglichen worden), und mit dieser Wandlung hat sich die ganze Umwelt zum Menschlichen hin geändert. So gelingt es Wenk als Ergebnis einer Reihe eindringlicher Märchenanalysen, in denen die „Kindermärchen" wirksam mit Zaubermärchen vom gleichen Typ- oder Motivinhalt kontrastiert werden, eine Entwicklungslinie der Märchengeschichte zu ziehen: am Anfang steht das „reine Zaubermärchen", in dem der menschliche Held so gut wie tatenlos in den heroischen Umkreis magischer Mächte gerät; je stärker dieser magische Kreis, der eigentliche Mittelpunkt des Zaubermärchens, vermenschlicht wird, um so mehr schwindet die Eigenart des Märchens, bis schließlich im „Kindermärchen" die Grenze des Märchens erreicht ist.

Man spürt die Problematik der Arbeit. Was *Müller* bietet, sind gründliche und gutbeobachtete Feststellungen, die man dankbar zur weiteren Arbeit benutzen wird. *Wenk* gibt dagegen neue Entwicklungslinien; er ist Synthetiker, jener Analytiker. Und, so bestechend zunächst seine Theorie auch ist, und so starkes Einfühlungsvermögen in die Güter der Volkskunde er auch zeigt: hier fragt sich doch, ob zu so weitreichenden Ergebnissen einer Grenzarbeit, die zwischen zwei Disziplinen steht, nicht das fachliche Rüstzeug mangelt. Man stutzt schon bei den Fachausdrücken, die W. verwendet: „Kindermärchen" gebraucht er im eigenen Sinn (und, wie mir scheint. ist dieser in anderer Bedeutung eingebürgerte terminus nicht sehr durchdacht benutzt worden), und wenn er dann das Märchen als „Rahmenerzählung" bezeichnet und damit die Zweiteilung des Märchens in eine menschliche und eine dämonische Sphäre meint (die menschliche wirkt am Eingang und Ausgang, die dämonische in der Mitte der Erzählung), so gebraucht er auch hier (S. 55) einen Fachausdruck der Literaturwissenschaft in neuer, wiederum nicht sehr glücklicher Bedeutung; dadurch werden Mißverständnisse und Unklarheiten notwendig. Auch der Ausdruck „Reihentechnik", den er (S. 56) für „Kettentechnik" vorschlägt, trifft nicht den Kern der Sache. So zeigt sich vielfach eine gewisse Eiligkeit der Konzeption auf Kosten der Gründlichkeit: es bedeutet z. B. eine völlige Verkennung der Tatsachen, wenn S. 42 behauptet wird, daß in einer Reihe von Märchen (neben den „Kindermärchen" im alten Sinne) z u f ä l l i g Kinder die Helden sind, oder wenn S. 43 von einer „geringen formalen Festigkeit" des Märchens gesprochen wird; es ist eine einseitige Übersteigerung, wenn der Held des Zaubermärchens als fast völlig passiv (S. 47), seine Gegenspieler aber durchweg als „Menschen von ausgesprochener Aktivität" gekennzeichnet werden (S. 48), wenn gar die Existenz eines wirklichen Märchenhelden im Zaubermärchen geleugnet wird (S. 50). Es ist unangängig, Märchenmotive, die vielleicht einen kulturellen Hintergrund haben, als „dämonisch" zu bezeichnen, nur weil sie schwer verständlich sind (S. 60), und mit Konstruktionen früherer Märcheninhalte, die jetzt „umgedeutet" vorliegen (S. 60), ist man auch am besten recht vorsichtig. Man spürt hier aber auf Schritt und Tritt den Nichtfachmann, die Grenzarbeit, bes. auch in der Sichtung der herbeigezogenen Literatur, die wohl den alten Thimme (S. 41) als Autorität anführt, aber z. B. von der Leyens Arbeiten nicht befragt hat. Solche Dinge sind gefährlicher als gelegentliche Über-

Digitized by Google

spitzungen und Einseitigkeiten, an denen auch kein Mangel ist: z. B. ist die Hexe in „Hänsel und Gretel" doch schon durch den eifersüchtigen Besitz ihres Knusperhäuschens und durch ihre menschenfresserischen Absichten als Dämon gekennzeichnet, aber da ihre „Vermenschlichung" gezeigt werden soll (S. 81), wird von diesen Dingen nicht gesprochen. Die „gewissen kleinen Wünsche" Aschenputtels, die das Bäumchen erfüllt (S. 95), sind doch von entscheidender Bedeutung (ohne die goldenen Kleider hätte A. nie den Prinzen gesehen!), und das Bäumchen (das ja einem zufällig vom Vater abgerissenen Haselzweig entstammt und erst nachträglich mit dem Grab der Mutter in Verbindung gebracht wird!) ist denn doch „dämonischer", als W. zugeben will (S. 97). Übrigens gebraucht er das Wort „dämonisch" recht unklar: bei einer Verwünschung (S. 99) liegt doch kein „dämonischer", sondern bestenfalls magischer Einfluß vor! Aber diesen Überspitzungen und eiligen Formulierungen steht eine Fülle treffender und lehrreicher Beobachtungen gegenüber; die Analyse des „entdämonisierten" Wolfes im „Rotkäppchen" und im „Wolf und den sieben Geißlein" z. B. (S. 64 ff.) ist ein kleines Meisterstück.

Übrigens muß gerechterweise darauf hingewiesen werden, daß auch *Müllers* Arbeit nicht frei von Lücken und zweifelhaften Bemerkungen ist. Was er z. B. auf S. 17 als Berendsohns Fund bekanntgibt, ist Rankes geistiges Eigentum; Krohns grundlegendes Buch über „Die folkloristische Arbeitsmethode" (Oslo 1926) scheint ihm ebenso unbekannt (S. 26 ff.) wie die Griseldisarbeit von K. Laserstein (S. 98) und noch manche andere Spezialarbeit. Auch hier wird manches zu rationalistisch ausgedeutet wie etwa die Märchenphantasie aus der Keimzelle der Steigerungstechnik (S. 32), manches, was die Grimm nachweislich hinzustilisiert haben, als besonders „märchenhaft" hingestellt (z. B. S. 34 oben), manches auch direkt mißverstanden wie z. B. die Antithese Grimm-Aarne (S. 88). Der „tumbe Parzival" darf doch auch nicht neben den dummen Grafensohn („Motiv der Dummheit"!!) gestellt werden (S. 75)!! usw. Aber im Ganzen hat Müller doch die Arbeiten der Märchenforschung in viel umfassenderer und — kritischerer Weise herangezogen als Wenk. Daß beide Arbeiten immer das *Grimmsche* Märchen meinen, wenn sie „*Volks*märchen" sagen, liegt in ihrer besonderen Zielsetzung begründet, ist aber immerhin bei der Beurteilung der Ergebnisse in Betracht zu ziehen.

Es ist ein seltsames Beginnen, diese zwei Außenseiterarbeiten gegeneinander abzuwägen. *Müller* steht der Märchenforschung näher, seine Ergebnisse sind stabiler und in Zahl und Inhalt mannigfaltiger, aber im Einzelnen nicht so weittragend wie *Wenks* eine Hypothse. Dessen Büchlein ist erregender, hat den höheren Horizont — aber es bleibt nicht nur als Gesamtfrage, sondern auch in manchen Einzelheiten problematisch.

Die Märchenforschung wird dankbar beide Anregungen benutzen und von ihnen lernen.

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

Johannes Bolte und Georg Polívka, unter Mitwirkung von Elisabeth Kutzer und Bernhard Heller, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. IV. Band: Zur Geschichte der

Digitized by Google

Märchen, I—VIII. Leipzig (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) 1930. 487 S., 8^0.

Das monumentale Werk, das längst die feste Grundlage jeder Beschäftigung mit dem Märchen geworden ist, wird nach zwölfjähriger Pause um einen neuen, den vorletzten Band bereichert. Er behauptet, eine Neubearbeitung jenes letzten Abschnittes der Grimmschen Märchenanmerkungen von 1856 zu sein, der die „Zeugnisse" zur Geschichte des Märchens enthält (1856 S. 273—414); aber aus den 140 Seiten Kleinoktav sind hier, in sparsamster Druckanordnung, fast 500 Seiten Großoktav geworden: diese Zahlen allein deuten die Tiefe und Weite der Leistung an. Tatsächlich ist ein neues Werk entstanden; nur in geringen Partien wird der schmale Grund Grimmscher Vorarbeit erkennbar.

Bolte leitet den Band ein mit jenen bekannten Erörterungen über „Name und Merkmale des Märchens" (S. 1—40), die bereits 1920 als Heft 36 der FFC. gedruckt worden sind; es folgen die „Zeugnisse zur Geschichte der Märchen" (S. 41—94), gleichfalls aus den FFC. (Heft 39, 1921) bekannt, hier jedoch von 177 Nummern auf 204 vermehrt. Und dann beginnt die große Wanderung durch die Geschichte des Märchens, beginnend im Altertum (Ägypten S. 95 ff., Babylonien und Assyrien S. 102 ff., Israel S. 105 ff., Griechenland und Rom S. 108 ff.), fortschreitend über das Mittelalter (mittellateinische, keltische, französische, italienische, spanische, englische, niederländische, deutsche Literatur). und endend mit einer Überschau über das Märchen im Europa des 16.—18. Jh.s (S. 176 ff.). Das indische (S. 286 ff.), hebräische (S. 315 ff.) und arabische Märchen (S. 364 ff.) haben sodann eingehende und sachkundige Sonderdarstellungen gefunden, jenes durch die Hertelschülerin Elisabeth Kutzer, diese durch durch den Budapester Bernhard Heller; eine Geschichte der Grimmschen Sammlung (Entstehung, Quellen, Stil, Bibliographie, Einwirkung auf Kunst und Dichtung, S. 419 ff.) leitet schließlich zum 5. Band über, der außer dem allerdings schmerzlich erwarteten Sachweiser (der für das ganze große Werk erst der rechte Schlüssel zu werden verspricht) auch eine Schau über die Märchenforschung im 19. (und im 20.?) Jahrhundert bringen soll.

Der Zweck des ganzen Werkes ist ja nicht so sehr Darstellung, Monographie, als vielmehr Materialbereitstellung, Sammlung. Bei den ersten drei Bänden ist das ohne weiteres deutlich; man tut gut, sich diese Tatsache auch beim vorliegenden Band in Erinnerung zu halten. Dieses große Werke will allen Spezialarbeiten sicheren Ausgangspunkt und exakte Grundlage bieten, es will der fortschreitenden Forschung dienen, nicht aber sie in irgendeiner Form, im Sinne einer bestimmten Lehrmeinung, beeinflußen. In dieser restlosen Objektivität liegt sein eigenartiger, unverlierbarer Wert. Aus ihr erklärt sich auch die ruhige, etwas spröde Zurückhaltung, mit der alle noch im Fluß befindlichen Fragen behandelt werden, die übervorsichtige Definition des literarischen Begriffs „Märchen" z. B. (S. 4) so gut wie die äußere Zeichen zusammenstellende Artbeschreibung des Märchens (S. 10 ff.) oder die Behandlung der Frage nach dem Alter des germanischen Märchens (S. 165 ff.). Es soll eben keine neue Ansicht vorgetragen, sondern die bisher erarbeiteten Ergebnisse sollen unter einheit-

Digitized by Google

licher Perspektive zusammengestellt werden (wie in den ersten drei Bänden) — und allerdings ist die Vollständigkeit, mit das auch hier wiederum geschieht, erstaunlich und jeder künftigen Arbeit unentbehrlich. Ergänzungen lassen sich noch am ehesten zum zweiten Kapitel („Zeugnisse zur Geschichte der Märchen") anfügen; es liegt ja im Wesen dieses Abschnittes, „eigentlich nie fertig" zu werden. Zu Luther (Nr. 79, S. 56f; vgl. S. 287) ist z. B. auf die Stellen zu verweisen, die E. Klingner (Luther und der deutsche Volksaberglaube, Berlin 1912, S. 8) anführt; für E. M. Arndt (Nr. 182 S. 87) bringt E. Gülzow in meinem „Handwörterbuch des deutschen Märchens" (s. v. *„Arndt")* eine Reihe neuer und interessanter Belege; zu den letzten Zeugnissen wäre noch auf den Germanisten Karl Bartsch hinzuweisen, der in seiner Selbstbiographie (Gesammelte Vorträge und Aufsätze, Freiburg 1883, S. 44) von den Märchen seiner Kindheit erzählt. Für das 18. Jh. bringt die Greifswalder Dissertation von Nossag („Volksmärchen und Volksmärcheninteresse im 18. Jh.", 1931) eine Reihe von neuen Einzelheiten (zu Nr. 147ff., S. 76ff.; vgl. S. 283).

Die gleichen Gesichtspunkte gelten für die Beurteilung der Abschnitte, in denen der historische Ablauf der Märchenentwicklung festgehalten wird (III-VII): auch hier ist es weniger geschichtliche Darstellung als Tatsachenzusammenstellung, was beabsichtigt wurde, und wiederum ist ein Reichtum erzielt worden, der erstaunlich ist. Wir haben hier das sichere Baugerüst für eine Geschichte des deutschen Märchens und der deutschen Märchenforschung, und es wäre nun nur zu wünschen, daß die Forschung die einzelnen Perioden dieses geschichtlichen Ablaufes etwas stärker unter die Lupe ihrer Spezialbetrachtung nehmen möchte. Es wird nötig sein, die Bedingungen und Gegebenheiten des deutschen Märchens stärker vom historischen Standpunkt aus zu untersuchen, als dies bisher geschehen ist. Jetzt, wo von diesem Goedeke der Märchenforschung auch der historische Band vorliegt, sind alle Bedingungen für eine solche Betrachtung aufs glücklichste erfüllt. Denn dieses erstaunlich reiche Werk will nicht nur zum Nachschlagen dasein, es will mehr noch Unterlage und Baustein für die weitere Forschung bilden.

Unsere herzlichsten Wünsche begleiten den greisen Meister, dessen Wissen uns so reich beschenkt, bei der Fertigstellung des letzten Bandes, der Krönung und dem Abschluß seines wichtigsten und nachhaltigsten Werkes!

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

Neue germanistische Dissertation.

(Vgl. Zs. f. dt. Phil. 56. 1931, 383.)

I. Allgemeines.

Kienitz, W.: Formen literarischer Ankündigung im 15. und 16. Jahrhundert. [v. d. Leyen]. Köln 1930.

Vogl, F.: Das Bergische Nationaltheater 1805—1814. [Nießen]. Köln 1931. Teildr., ersch. vollst. u. d. T.: „Das Theater in Düsseldorf v. d. Anfängen bis zu Immermanns Reform" i. Verl. Ed. Lintz, Düsseldorf.

Digitized by Google

Schaarschmidt, J.: Der Bedeutungswandel der Worte 'bilden' und 'Bildung' i. d. Literatur-Epoche von Gottsched bis Herder. [Nadler]. Königsberg 1931.

Ziesemer, W.: Die Kulturleistung des Deutschen Ordens. Königsberger Universitätsreden. 8. 1931. S. 13—24.

Müller, Erich: Der d-Rhotazismus im Westmitteldeutschen. [Wrede]. Marburg 1931. Teildr., ersch. vollst. als Heft der 'Deutschen Dialektgeographie'.

Koch, R.: Klagen mittelalterlicher Didakiker über die Zeit. [Neumann, Unger.] Göttingen 1931.

Balthasar, H. U.: Geschichte des eschatologischen Problems i. d. modernen deutschen Literatur. [Faesi]. Zürich 1930.

Harms, G.: Ein Beitrag zur Begriffsbestimmung des Expressionismus. [Walzel]. Bonn 1931.

Will, W.: Flurnamenstudien an Hand e. Sammlung v. Flurnamen d. hessischen Exklave Wimpfen am Neckar. [Götze, Behaghel.] Gießen 1931. Auch in: Rhein. Vierteljahrsblätter. Jg. 1. S. 250—299.

Vetter, H.: Formerneuerungsversuche an der deutschen Dichtung im 9. Jahrzehnt des 19. Jhs. [Witkowski, Korff.] Leipzig 1931.

Dalhäuser, E. M.: Der barocke Kleinroman 'Don Francesco und Angelica' Hamburg 1667. Freiburg Schw. [1930]. Auch als: Universitas-Archiv. 47.

Liepe, E.: Der Freigeist i. d. deutschen Literatur des 18. Jhs. [Liepe, Wesle]. Kiel 1930.

Hellbach, H. D.: Die Freundesliebe i. d. deutschen Literatur. [Korff, Frings]. Leipzig 1931.

Grewolds, H.: Die gotischen Komposita in ihrem Verhältnis zu denen der griechischen Vorlage. [Schulze, Neckel]. Berlin 1931. Teildr., ersch. vollst. i. d. Zeitschr. f. vergl. Sprachforschg.

Rißleben, F.: Geschichte der Verbgruppe 'hâhan - hangên-hengen-henken.' [Stammler, Heller]. Greifswald 1931.

Schulz, Dora: Das Bild des Herrschers i. d. deutschen Tragödie v. Barock bis z. Zeit des Irrationalismus. [Brecht, v. Kraus.] München 1931.

Droop, Fr.: Die handschriftl. Jesuiten-Dramen des Collegiii Mannheimensis < Bibliothek Desbillon 1756 >. [Viëtor, Götze.] Gießen 1930.

Wagener, Ferd.: Die romantische und die dialektische Ironie. [Honecker, Heidegger]. Freiburg 1931. Auch als Buch bei J. Stahl, Arnsberg i. W.

Förster, H.: Studien zum jungdeutschen Begriff vom Drama. [Merker, Ranke]. Breslau 1930.

Weitkus, K.: Experimentelle Untersuchung der Laut- und Silbendauer im deutschen Satz. [Menzerath, Schwyzer]. Bonn 1931.

Stern, G. W.: Die Liebe im deutschen Roman des 17. Jhs. [Petersen, Hübner]. Berlin 1931. Teildr., vollst. als Heft der 'German. Studien.'

Rosenberg, H.: Untersuchungen über die deutsche Liedweise im 15. Jhdt. [Wolf, Schering]. Berlin 1931.

Gras, E. J.: De Noordske Loki-Mythen in hun onderling verband. Utrecht 1931.

Pfeiffer, Joh.: Das lyrische Gedicht als ästhetisches Gebilde. [Becker, Husserl.] Freiburg 1931. Auch als Buch bei Niemeyer, Halle.

Kaiser, K.: Mundart und Schriftsprache. [Mackensen, Stammler]. Greifsw. 1930. Auch als: Form u. Geist. 18.

Diener, G.: Die Nacht i. d. deutschen Dichtung v. Herder bis zur Romantik. [Woerner]. Würzburg 1931.

Keil, M.: Altisländische Namenwahl. [Neckel, Hübner]. Berlin 1931. Ersch. auch als: Palaestra. 176.

Bohn, K.: Untersuchungen zu Personennamen der Werdener Urbare. [Heller, Stammler]. Greifswald 1931.

Egli, M.: Benennungsmotive bei Pflanzen an schweizerdeutschen Pflanzennamen untersucht. [Bachmann]. Zürich 1930.

Buschmeyer, L.: Die ästhetischen Wirkungen des Puppenspiels. [Dinger, Leitzmann]. Jena 1931.

Gebhardt, W.: Religionssoziologische Probleme im Roman der deutschen Aufklärung. [Viëtor, Fischer]. Gießen 1931.

Digitized by Google

Hauptmann, F.: Die Tierhaltung des deutschen Mittelalters im Lichte des Sachsenspiegels. [Weber]. Vet.-med. Diss. Leipzig 1931.
Ullstein, K.: Der Schutz des Lebensbildes, insbes. Rechtsschutz gegen Schlüsselromane. [Allfeld]. Jur. Diss. Erlangen 1931.
Meschke, K.: Der Schwerttanz im germanischen Kulturkreis. [Stammler]. Greifswald 1931. Auch als Buch bei Teubner, Leipzig.
Eckhardt, E. J.: Der Übergang v. d. Simultanbühne zur Bühne der Neuzeit i. dt. Theaterwesen des 16. Jhds. Mit e. Anh.: Das Passionstheater v. Schwäbisch-Gmünd. [Witkowski, Korff]. Leipzig 1931. Auch als: Theatergeschichtl. Forschungen. 41.
Keil, E. W.: Deutsche Sitte und Sittlichkeit im 13. Jhdt. nach den damaligen deutschen Predigern. Theol. Diss. Berlin 1931.
Schlösser, R.: Der Struensee-Stoff in der deutschen Literatur. [Leitzmann]. Jena 1931. Teildr., vollst. in: Altonaische Zeitschrift f. Geschichte. 1.
Delius, J.: Das Thalia-Theater in Hamburg unt. d. Dir. v. Ch. S. Maurice 1843—93. [Kutscher, Brecht, v. Kraus]. München 1931.
Wentzlaff-Eggebert, Fr. W.: Das Problem des Todes i. d. deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts. [Petersen, Hübner]. Berlin 1931. Teildr., ersch. vollst. als: Palaestra. 180.
Brouwer, C.: Das Volkslied in Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland. [Kapteijn.] Groningen 1930.
Luta, V. Gh.: Die deutschen Volkslieder auf Napoleon I., bis zum Beginn d. Freiheitskriege. [Petersen, Hübner]. Berlin 1931. Teildr.
Gerz, A.: Rolle und Funktion d. epischen Vorausdeutung im mhd. Epos. [Naumann, Schultz]. Frankf. 1930. Teildr., ersch. vollst. als Heft d. 'German. Studien'.
Neumeister, A.: Romant. Elemente im Denken der liberalen Führer des Vormärz. [Freyer, Brandenburg]. Leipzig 1931.
Junghans, F.: Das Problem der Zeit im dramat. Werk. [Dessoir, Herrmann]. Berlin 1931. Teildr., der Rest ersch. als Bd. 1 der Reihe 'Drama u. Theater'.

2. Personelles.

(Vgl. Zs. f. dt. Phil. 56. 1931, 383—4.)

Richter, P. K.: Willibald Alexis als Literatur- u. Theaterkritiker. [Petersen, Hübner]. Berlin 1931. Teildr., ersch. vollst. als Heft der German. Studien.
Weede, W.: Die Landschaft bei Willibald Alexis. [Golther]. Rostock 1931.
Schätzle, A.: Das dramat. Element i. d. Novellen Anzengrubers. [Schneider.] Tübingen 1930.
Fouquet, K.: Jakob Ayrers 'Sidea', Shakespeares 'Tempest' u. d. Märchen. [Elster]. Marburg 1929. Teildr., ersch. vollst. als: Beiträge z. dt. Literaturwiss. 32.
Henze, H.: Otto Brahm u. das Deutsche Theater in Berlin. [Saran]. Erlangen 1930. Auch in: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins. 1930, H. 3/4.
Blömker, F.: D. Verhältnis v. Bürgers lyr. u. episch-lyr. Dichtung z. engl. Literatur. [Schwering, Schwietering]. Münster 1930.
Bohne, Fr.: Wilhelm Busch u. der Geist seiner Zeit. [Witkowski, Korff.] Leipzig 1931.
Tepper, H.: Felix Dahns Balladenkunst. [Siebs, Merker]. Breslau 1929.
Kloos, H.: Jakob Julius David als Novellist. [Witkop, Wilhelm]. Freiburg i. B. 1930.
Wilhelm, E.: Richard Dehmels 'Zwei Menschen'. [Elster.] Marburg 1930.
Gögler, M.: Die pädagog. Anschauungen der Marie v. Ebner-Eschenbach. Tübingen [1931].
Heer, G. H.: Das Naturerlebnis Heinrich Federers. [Strich.] Bern 1930.
Bachler, K.: Der Pritschmeister Wolfgang Ferber d. Ältere < 1586—1657 > u. s. Stellg. i. d. dt. Literaturentwickelung. [Merker]. Breslau 1930.
Hengst, W.: Gorch Focks Roman Seefahrt ist not! [Elster]. Marburg 1929.

Digitized by Google

Aschaffenburg, H.: Der Kritiker Theodor Fontane. [Bertram.] Köln 1930.
Kirsch, W. F.: Frauenlobs Kreuzleich. [Meißner]. Bonn 1930.
Saechtig, O.: Über die Bilder und Vergleiche i. d. Sprüchen u. Liedern. Heinrichs v. Meißen, gen. Frauenlob. [Helm]. Marburg 1930.
Seyfarth, E.: Friedr. Gerstäcker, e. Beitr. z. Gesch. d. exot. Romans. [Witkop, Wilhelm]. Freiburg 1930.
Barner, H.: Zwei 'theologische Schriften' Goethes. [v. Schubert.] Theol. Diss. Heidelberg 1930.
Dietz, M. A.: Goethes Zahnleiden und Zahnärzte. Med. Diss. Würzburg 1931.
Heckel, A.: Goethes Kindheit. [Saran]. Erlangen 1930.
Kube, K. H.: Goethes Faust in franz. Auffassg. u. Bühnendarstellung. [Wechssler, Petersen]. Berlin 1931. Teildr., ersch. vollst. als Heft der Zeitschr. „Denkform u. Jugendreihe".
Lachmann, H.: Gottscheds Bedeutung f. d. Geschichte d. deutschen Philologie. [Stammler]. Greifswald 1931. Auch i. Verl. d. Deutschen Gesellschaft . . ., Leipzig.
Zeißig, G.: Die Überwindung der Rede i. Drama. (Vergl. Untersuchg. d. dramat. Sprachstils i. d. Tragödie Gottscheds, Lessings u. d. Stürmer u. Dränge r.) [Korff, Witkowski]. Leipzig 1930.
Bergmann, A. H. A.: Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse f. d. Lebensgang und Charakter Christ. Dietr. Grabbes. [Witkowski, Frings.] Leipzig 1930. Teildr., vollst. als H. d. 'German. Studien.'
Meckel, E.: Wolfg. Rob. Griepenkerl . . . i. s. Literaturgeschichtsbetrachtung. [Witkop, Cohn]. Freibg. 1930.
Rühsen, G.: Untersuch. z. Klaus Groths 'Quickborn'. [Elster]. Marburg 1930.
Jockisch, W.: Andreas Gryphius u. d. literar. Barock. [Schultz, Naumann]. Frankf. 1930. Teildr., ersch. vollst. als Heft d. German. Studien.
Münkel, Th.: Die archaisierenden Stilmittel d. Erzählkunst d. Frau Enrica v. Handel-Mazzetti. [Schultz, Naumann]. Frankf. 1930.
Hock, F.: Die Lyrik Otto Erich Hartlebens. [Schultz, Naumann]. Frankf. 1930. Teildr., ersch. vollst. als Heft der 'German. Studien'.
Sommermeyer, E.: Hauffs 'Memoiren des Satan'. [Petersen, Hübner]. Berlin 1930. Teildr., ersch. vollst. als Heft der German. Studien.
Schwager, L. H.: Gerhart Hauptmanns 'Till Eulenspiegel'. [Korff, Witkowski]. Leipzig 1930.
Heinemann, A.: 'Die Schauspielerin': Dramenfragment v. Friedr. Hebbel. [Liepe, Wesle]. Kiel 1931.
Hiller, M. L.: Hebbels 'Herodes und Mariamne' auf der Bühne < 1849—1925 >. [Liepe, Mensing]. Kiel 1929. Auch als: Hebbelforschungen. 20.
Slomke, A.: Hebbels Schaffen a. d. Geb. d. Epigrammdichtung. [Merker]. Breslau 1930.
Hessel, K. R. H.: Heinrich Heines Verhältnis zur bildenden Kunst. [Elster]. Marburg 1930. Teildr., vollst. als: Beiträge z. dt. Literaturwiss. 39.
Zippel, A.: Wilhelm Heinse u. Italien. [Leitzmann]. Jena 1930. Teildr., vollst. als: Jenaer germanist. Forsch. 15.
Fleischhauer, H.: Theodor Hell < Winkler > n. s. Tätigkeit als Journalleiter, Hrsg., Übersetzer u. am Theater. München 1930.
Gronau, E.: Herders religiöse Jugendentwicklung. [Mulert, Schmidt.] Theol. Diss. Kiel 1931. Auch in: Zs. f. systemat. Theol. 1930.
Knorr, Fr.: Das Problem d. menschl. Philosophie bei J. G. Herder. [Frank.] Marburg 1930.
Glaser, G.: Franz v. Holstein, ein Dichterkomponist des 19. Jhs. [Kroyer, Korff]. Leipzig 1930.
Mayser, E.: Studien z. Dichtung Johanns von Würzburg. [Helm]. Marburg 1930. Teildr., vollst. als German. Studien. H. 101.
Nathrath, P.: Der gehaltliche Unterschied i. d. Lyrik G. Kellers und C. F. Meyers. [Walzel.] Bonn 1931.
Neis, E.: Romantik u. Realismus in Gottfried Kellers Prosawerken. [Naumann]. Frankf. 1930. Teildr., ersch. vollst. als Heft der 'German. Studien.'
Böx, H.: Kleists polit. Anschauungen. [Meyer-Benfey, Hashagen]. Hamburg 1930.

Digitized by Google

Hempel, G.: Heinrich v. Kleists Hermannsschlacht. [Saran]. Erlangen 1931.
Fischer, K.: Seelisches Erleben in F. M. Klingers Sturm und Drang. [May, Unger]. Göttingen 1930.
Szabó, Fr.: Klingers 'Stilpo u. s. Kinder'. [Saran]. Elangen 1930.
Beaujean, J.: Christian Gottfr. Krause i. Verhältn. z. d. musikal. Problemen des 18. Jhs. als Ästhetiker und Musiker. [Beziehungen z. Gleim, Ramler u. a.] [Schiedermair]. Bonn 1930.
Hacker, W.: Timm Krögers Bekenntnisdichtung 'Dem unbekannten Gott'. [Elster]. Marburg 1930.
Seelgen, Th.: Lessings jambische Dramenfragmente. [Schultz, Gelzer]. Frankf. 1929. Teildr., ersch. vollst. als Heft der 'German. Studien.'
Meyer, Ludw.: Luthers Stellung zur Sprache. [Borchling, Petsch]. Hamburg 1930.
Spiering, J.: Joachim Mähl, e. niederdt. Erzähler. [Borchling, Lasch.] Hambg. 1930.
Kirchner, W.: Studien z. e. Darstellg. Johannes v. Müllers. [v. Waldberg.] Heidelberg 1931.
Braak, E.: Die Sprache der Fortsetzer des Neocorus < H. Detleff, Chr. Wigbert, M. Luden. > [Mensing, Wesle]. Kiel 1930.
Kramer, H. G.: Nietzsche und Rousseau. [Hensel]. Erlangen 1931.
Huhle, J.: Jean Pauls Humoristen. [Korff, Frings]. Leipzig 1931.
Jappe, H.: Jean Pauls Flegeljahre. [Bertram]. Köln 1930.
Berger, K: Die frühe Lyrik R. M. Rilkes. [Elster.] Marburg 1931. Teildr., vollst. als: Beiträge z. dt. Literaturwiss. 40.
Wagner, A.: Unbedeutende Reimwörter und Enjambement bei Rilke u. i. d. neueren Lyrik. [Walzel]. Bonn 1930.
Bruns, Th.: Peter Rosegger. Untersuch. üb. s. Erzählungstechnik. [Schwering, Schwietering]. Münster 1930.
Wildhaber, R.: Jakob Ruf, ein Zürcher Dramatiker des 16. Jhs. [Zinkernagel, Hoffmann-Krayer]. Basel 1929.
Graf, W.: Doktor Christoph Scheurl von Nürnberg., [Goetz, Brandenburg]. Leipzig 1930. Auch als: Beiträge z. Kulturgesch. d. Mittelalt. u. d. Renaiss. 43.
Junghans, H. M.: Studien z. Meistersinger Jörg Schiller. [Stammler]. Greifswald 1931.
Besenbeck, A.: Kunstanschauung und Kunstlehre Aug. Wilh. Schlegels. [Schultz, Naumann]. Frankf. 1930. Teildr., ersch. vollst. als Heft der 'German. Studien'.
Folwartschny, H.: Friedr. Schlegels Verhältnis z. Philosophie. [Kühlmann, Baur.] Breslau 1930.
Kroeger, J.: Der Dichter u. d. Funktionen des Dichterischen i. Weltbild Friedr. Schlegels. [Dyroff]. Bonn 1930.
Brandes, Anna: Adele Schopenhauer i. d. geist. Beziehungen z. ihrer Zeit. [Schultz, Kautzsch]. Frankf. 1930.
Senn, R.: Die Echtheit der Vita Heinrich Seuses. [Singer]. Bern 1930. Auch als: Sprache u. Dichtung. H. 45.
Hönncher, E.: Entwicklungsnotwendiges in Stifters Schaffen. [Krueger, Korff]. Leipzig 1930.
Grunewald, K.: Studien z. Joh. Taulers Frömmigkeit. [Kühn, Goetz]. Leipzig 1930.
Hebing, R.: Heinr. v. Treitschkes Kunstanschauungen. Mit bes. Berücks. d. Dichtkunst. [Schwering]. Münster [1931].
Albarus, Ch.: Rahel Varnhagens Goethe-Erlebnis. [Leitzmann]. Jena 1930.
Lohmeyer, H.: Vergil i. deutschen Geistesleben bis auf Notker III. [Baesecke]. Halle 1930. Teildr., ersch. vollst. als Heft der 'German. Studien.'

Buchdruckerei Hans Adler, Inh.: E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

Neue theatergeschichtliche Literatur, durch *Wolfgang Drews* 580
Max Herrmann, Neues Archiv für Theatergeschichte, durch *Robert Stumpfl* 492
Oskar Eberle, Theatergeschichte der innern Schweiz, durch *Robert Stumpfl* 494
Kurt Heckscher, Die Volkskunde der Provinz Hannover, durch *Lutz Mackensen* 498
K. Wehrhan, Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, durch *Lutz Mackensen* 502
Erwin Müller, Psychologie der deutschen Volksmärchen, durch *Lutz Mackensen* 503
Walter Wenk, Das Volksmärchen als Bildungsgut, durch *Lutz Mackensen* 503
Johannes Bolte und *Georg Polívka*, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, durch *Lutz Mackensen* 506
Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen 508

Buchdruckerei Hans Adler, Inh.: E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

FINE PAID
OCT 25 1972
ONE WEEK
OCT 12 1972
SERIAL
OCT 29 1973
OCT 11 1973
SERIAL
OCT 19 1974
SERIAL
OCT 08 1974
OCT 19 1974
SEP 18 1978
JUL 25 1978

Form 9584

Digitized by Google